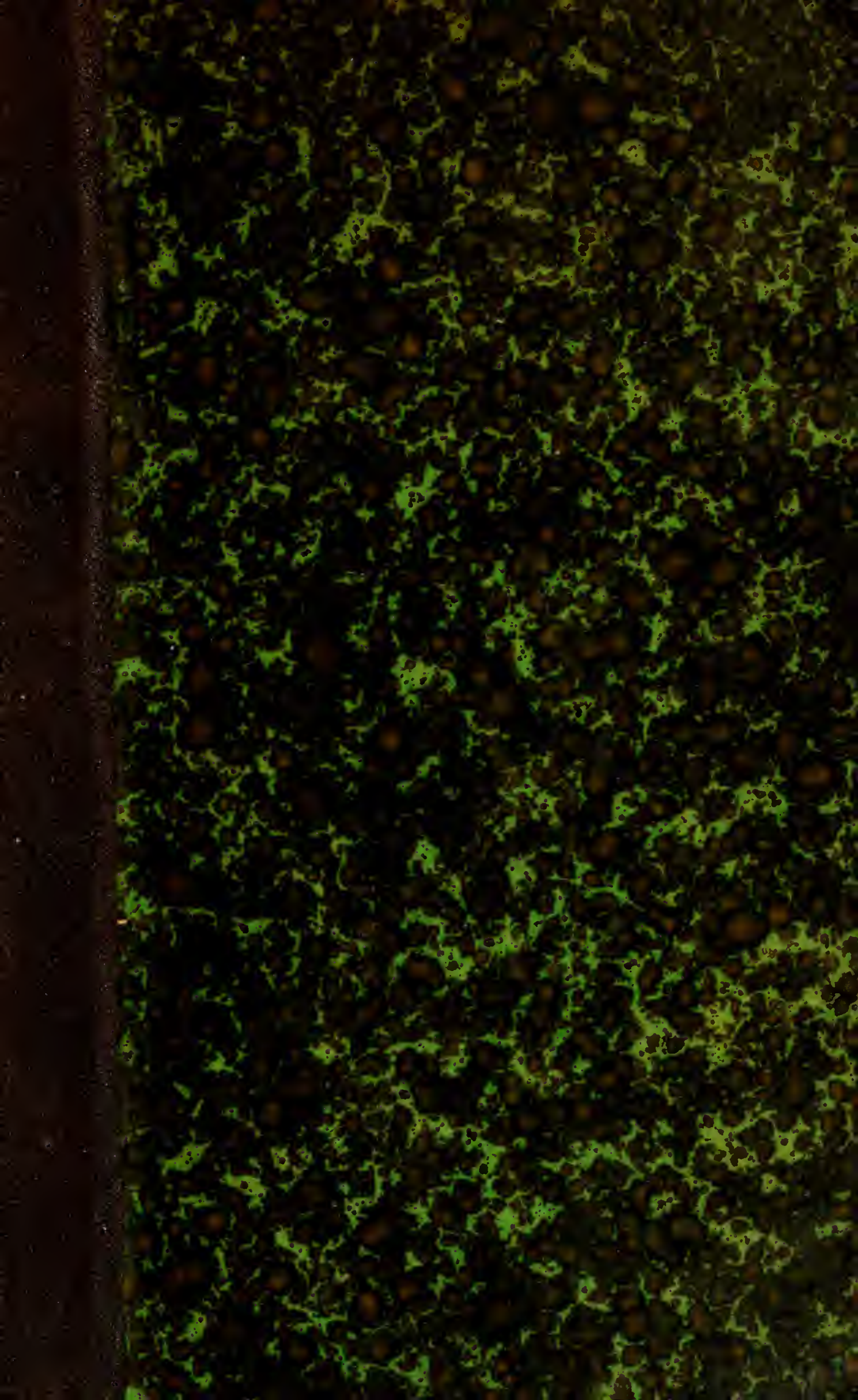








Archiv

für das

Studium der neueren Sprachen

und

Literaturen.

Unter besonderer Mitwirkung

von

Robert Hiecke und Heinrich Viehoff

herausgegeben

von

Ludwig Herrig.

Siebenter Jahrgang.

Zwölfter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1853.

Inhalts-Verzeichniß des zwölften Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Zur
Förderung des deutschen Unterrichts
auf der oberen Bildungsstufe der Gymnasien.

Oder:

Das Gymnasium nach seiner concentrirten Bedeutung im deutschen Unterricht.

Vorwort und Gegenstand der Besprechung.

Wie in vielem Anderen und selbst dem Allgemeinsten, hatte sich bekannter Maßen gegen das Ende des vorigen Jahrzehends auch in der Schule oder öffentlichen Erziehung das Bedürfniß einer Reform angekündigt. Weil dieselbe aber nach dem Gange der Ereignisse nicht gelungen, und doch immer in der Geschichte einer Sache allein das allseitig gerechte oder immanente Urtheil über die Berechtigung des Verlangten und Erstrebten gegeben ist: so wird es eben um so mehr Aufgabe sein, jenes noch nicht allgemeine Bedürfniß zu immer klarerem Bewußtsein zu bringen und immer wieder von Neuem bei allen, insbesondere den individuellen und weniger beachteten, Momenten des Schulwesens theoretisch nachzuweisen und, so weit es die Grenzen der bestehenden Schulverfassung gestatten, zugleich auch in der Wirklichkeit schon vorläufig mit jenem Willen zu befriedigen, der selbst in beschränkter Form den Keim zu Größerem legt. Das gibt dann endlich zu einer Schulreform die gründliche Vorbereitung, da schon dafür in den Gliedern des die Wirksamkeit der Schule bildenden Lehrerstandes das Licht leuchtet, und in ihnen der practische Wille entzündet und in Uebung ist, ja, sie wird selbst allmählich und unvermerkt schon in und mit der Vorbereitung verwirklicht. Oder wird der Baum, welcher eine Zeitlang nur schwache Blüthen angesetzt und so nur wenige und verkümmerte Früchte getragen hat, bei gründ-

licherer Pflege und, freilich auch, günstigeren Einwirkungen von Luft und Himmel nicht auch wieder kräftige Blüthen treiben und sich mit vielen und vollen Früchten schmücken?

Durch die Erkenntniß der Nothwendigkeit dieser Aufgabe fühlt sich denn auch der Verfasser, nachdem er zu jener Zeit einen wissenschaftlichen Beitrag zur Reform des Gymnasial-Schulwesens dargeboten*), gedrungen, an diesem Orte den betrachtenden Blick von dem Ganzen, welches er dort in's Auge gefaßt hatte, ab und hin auf ein einzelnes Glied zu lenken. Und als solches wählt er den deutschen Unterricht auf der oberen Bildungsstufe der Gymnasien, da er, wie er bereits begonnen**), auch ferner für dessen practische Förderung literarisch thätig sein möchte. Soll aber freilich eine, wenn auch nur kurze, Besprechung dieses einzelnen Faches unternommen werden, so kann Solches wegen der Natur alles, die Gliederung aus der Einheit, wie das Geäste aus dem Stamme, ableitenden, Organismus nicht geschehen, ohne daß wieder, um zunächst erst seine wahre Bedeutung oder Stellung zu den übrigen Fächern zu gewinnen, auf den Begriff des Ganzen zurückgegangen wird.

Erster Abschnitt.

Der Begriff der Gymnasial-Erziehung.

Was ist aber der Begriff oder die Bestimmung der Gymnasial-Erziehung?

Man sollte denken, dieser Gegenstand wäre genugsam, ja, bis zur Uebersättigung während der letzten Jahre sowohl in Schriften als in freien und officiellen Versammlungen durchgesprochen worden. Auch läßt sich nicht verkennen, daß nicht Wenige, die Veranlassung dazu und die Theilnahme dafür mit freudigem Gefühle ergreifend und

---

*) Fragmente aus einer neuen Bearbeitung der Gymnasial-Pädagogik, mitgetheilt zur wissenschaftlichen Verständigung bei der bevorstehenden Reorganisation des gesammten und insbesondere des Gymnasial-Schulwesens. Arnsberg bei Ritter. 1848. 8. VIII u. 120 S.

**) Der deutsche Unterricht in den oberen Klassen der Gymnasien. Erster Theil: Anleitung zur deutschen Redekunst. Berlin bei Reimarus. 1848. gr. 8. XII u. 152 S.

benutzend, viel des Richtigen und Anregenden gesagt und gefordert haben. Indeß als man sich nun wirklich hier und da anschickte, den Stimmen, die, je lauter sie sich vernehmen ließen, desto berechtigter erschienen, Rechnung zu tragen und dem, was erst bloße Ansicht und Forderung war, Behufs des Ueberganges in die Wirklichkeit bestimmtere Fassung und Beziehung zu geben — da blieb doch (war sie überhaupt nicht vorhanden, oder hielt sie sich gezwungen oder absichtlich zurück?) in der Mehrzahl die tiefere und allgemeinere Erkenntniß der Sache aus und so auch dessen, was entweder nicht mehr genügend war, oder was als neu der Anerkennung theilhaftig werden sollte; und ein auf bloß subjectiven Reflexionen und Erfahrungen ruhendes Raisonnement sollte oder wollte sie ersetzen. Es wurde in dem Haushalte dieses und jenes, was verrückt war, zurecht gestellt, dieses und jenes außer Brauch gesetzt, und dafür Anderes herbeigeschafft, und überall gereinigt und geputzt und ausgebessert, wo es eben der immer auf das Nächste und Einzelne gerichtete Blick für nöthig erachtete — der Haushalt aber in seiner Anlage und Ausdehnung und Bestimmung, er blieb der alte. Und als man die eigene Betrachtung über das Gymnasium mit der über die Realschule zu dem Ende in Beziehung zu bringen hatte, um den Grad und die Momente ihrer Vereinbarkeit und Ausschließlichkeit festzustellen, da ging man ohne Weiteres darauf ein, und vermeinte, nachdem schon früher beliebt worden war, durch die drei unteren Klassen des Gymnasiums zugleich eben so viel Klassen der Realschule vertreten und dann neben den beiden folgenden desselben wohl Parallel-Klassen, jedoch nur in einzelnen Realien-Fächern einhergehen zu lassen, es könnten die drei unteren Klassen, als Unter-Gymnasium zusammengefaßt, die Vorbereitungs-Anstalt sowohl für das Gymnasium als auch für die Realschule bilden und ebenso ihre Zöglinge unmittelbar in's bürgerliche Leben entlassen, und für diesen dreifachen Zweck mit einer dieser beiden Anstalten verbunden sein oder auch für sich allein bestehen. Hieß es aber nicht, indem man beide in diesem Verhältnisse zu einander dem Publicum empfehlen wollte, von demselben verlangen, daß es an einer Mißgeburt Gefallen habe, deren Beine und Leib ein Gemisch etwa aus Löwe und Tiger, deren Hals und Kopf aber einmal von einem Löwen und dann wieder von einem Tiger wären, ja, daß es sich die Beine und den Leib derselben auch ohne die beiden Köpfe bestehend denke?

1*

Doch was ist nun wirklich der Begriff der Gymnasial-Erziehung?

Auf diese Frage empfangen nur diejenigen eine wahre, der Sache die volle Ehre gönnende Antwort, welche, da alle Forschung und Beweisführung der Wahrheit allein in Entwickelung oder in dialectischem Zurück- und Weiterführen des einen Begriffes zu anderen unter dem Gesichtspunkt der sie alle umfassenden Einheit besteht, nicht nur zu derjenigen Gattung der öffentlichen Erziehung, von welcher die des Gymnasiums ein Glied ist, sondern sogar zum Ursprung aller unserer dermaligen Erziehung zurückgehen. Durch was anders aber kann die Erziehung unseres nun anhebenden modernen Weltalters bedingt sein, als durch die Erziehungsweisen der beiden vorhergehenden Weltalter, des Mittelalters und des Alterthums? Wächst nämlich aus dem Boden des Alterthums eine äußerliche Sinneserziehung und aus dem des Mittelalters eine gläubig-rationale oder innerliche Doppelerziehung, so ist die aus dem des modernen Weltalters hervorgehende einige Willenserziehung, wie ihr Weltalter nur die Einheit der beiden vorhergehenden ausmacht, auch die Einheit der Erziehungsweisen beider, die also nicht etwa vernichtet, sondern erst wahrhaft in der höheren Natur der Einheit aufgehoben und verewigt sind; und nicht anders verhält sich das Bildungsziel der modernen Erziehung, nämlich der welthistorische, sich mit seiner äußerlich-innerlichen Natur verwerthende Mann, zu den Bildungszielen der alterthümlichen und mittelalterlichen Erziehung, nämlich zu dem welthistorischen Kinde und Jünglinge, von denen sich das erstere in der Aeußerlichkeit, und der letztere in der Innerlichkeit vergeblich abmüht, um zu sich selbst zu kommen. Daß hiernach namentlich in Characterbildung das Ziel der modernen Erziehung bestehe, leuchtet ein; denn erst der Mensch hat oder vielmehr ist Character, welcher gemäß der, durch seine eigenthümliche Natur bedingten, individuellen Bildung sich irgend eine Bedeutung und Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft und im Staate dergestalt zu schaffen und zu behaupten vermag, daß, trotz der Erfüllung der Ansprüche des Allgemeinen, seine individuellen Rechte gewahrt bleiben, und so sein Leben, wenn auch ein Abbild des Ganzen, doch nur sich selbst gleicht (Mikrokosmos), und dies Alles ist einzig nur das Werk des, die Erkenntniß und das Gefühl in sich vereinigenden, kräftigen Willens. Mit diesem Begriff der modernen Erziehung nun wäre die sichere Grund-

lage zu allen weiteren Erkenntnissen gewonnen; wir dürfen denselben nur gliedern, und wir kommen dem Ziele immer näher. Wir vollbringen aber die neue Gliederung, wenn wir einmal, in Rücksicht auf den geistigen Reichthum und Umfang des modernen Weltalters, die Natur seiner einzelnen zu erziehenden Subjecte in allen ihren, die ausgedehnteste Entfaltung bedingenden, psychologischen Auffassungsformen als den einen Factor, und zweitens diesem gegenüber das objective Leben, welchem jene zuwachsen sollen, als den anderen festhalten. Da schauen wir denn, wie aus dem fruchtbaren Boden des Einen inneren und äußeren Lebens eine Sinnesbildung, eine Unterrichtsbildung und eine Berufsbildung emporwachsen. Nämlich die Sinnesbildung wird auf der einen Seite durch die erste Lebensstufe des werdenden Menschen, so wie sie sich in der Thätigkeit des Leibes und seiner Sinne offenbart, und auf der anderen durch die einfachsten Sitten und Beschäftigungen des Lebens in der Familie, die Berufsbildung auf der einen Seite durch die höchste Stufe des geistig werdenden Menschen, so wie von ihr die in die Praxis übergehende tiefe und allgemeine Erkenntniß zeugt, und auf der anderen durch die bestehende sittliche Arbeit der bürgerlichen Gesellschaft, und die in der Mitte sich ausdehnende Unterrichtsbildung auf der einen Seite durch den geistigen, die tiefe und allgemeine Erkenntniß erzeugenden Prozeß und auf der anderen durch die für alle sittliche Arbeit geforderte allgemeine Bildung der verschiedenen Stände bedingt. Da nun mit diesem Begriff der Unterrichtsbildung die Schule oder die Erziehung durch Erkenntniß und zu allgemeiner Standesbildung überhaupt gegeben ist, so stehen wir schon vor dem Ganzen, welches als solches eine es allein bezeichnende allgemeine Hülle um sich hat, aber unter derselben außer anderen auch den Begriff des Gymnasiums birgt. Wir heben aber diese Hülle und stehen damit zugleich mitten im Begriff des Gymnasiums, wenn wir auch hier die die Unterrichtsschule bedingenden Haupt-Factoren gliedern und die aus je zwei derselben sich von selbst als nothwendig ergebenden Formen der Schule näher aussprechen. Kommen nämlich auf der einen Seite, gemäß der vom sechsten bis zum zwanzigsten Lebensjahr der Jugendnatur sich ausdehnenden Entwickelung der Erkenntniß oder des theoretischen Geistes, die zwar auf eine Uebung der Sinne zurückweisende, aber noch mehr zur Entfaltung der inneren Vorstellung hindrängende Anschauung, die noch zur Anschauung zurückneigende Vorstellung und die mehr zum

Begriffe hinüberneigende, als von der Anschauung zurückgehaltene Vorstellung, und auf der anderen Seite, gemäß den durch dreierlei Gattungen von Arbeit bestimmten Ständen, eine bereits vorhandene allgemeine Bildung des Nähr- oder substantiellen Standes, eine des formellen oder reflectirenden Standes (Handwerker, Fabrikanten, Handeltreibende) und eine des theoretischen oder allgemeinen Standes (Richter, höhere Verwaltungsbeamte, Aerzte, Religions- und höhere Lehrer, Gelehrte, Künstler) zu stehen: so kündigen sich von selbst die Volksschule, die Real- oder höhere Bürgerschule und das Gymnasium als die Arten von Anstalten an, welche mittelst der bezeichneten subjectiven Entwickelungsformen die betreffenden Jugendclassen zu den für sie bestimmten Arten von Standesbildung hinüberführen.

Sonach ist das Gymnasium die Unterrichtsschule, welche die dem höchsten Stand gewidmete und darum wegen ihrer Anlagen edelste Jugend allgemein zu bilden hat, welche Bildung unter dem Exponenten des modernen Willensprincipes also nur auf die geistig umfassendste und tiefste Weise stattfinden kann. Es macht daher in der großen Bildungswerkstätte des Volkes, der Schule, eine so wichtige und zugleich eigenthümlich für sich bestehende Abtheilung aus, daß das Werk der Einen ganzen Schule selbst ein sehr unvollständiges und unvollkommenes werden muß, wo der Umfang oder auch die Eigenthümlichkeit dieser Anstalt beeinträchtigt wird. Freilich tritt dem sie Betrachtenden diese ihre Wichtigkeit neben der ihrer Schwestern erst dann vollständig in die Augen, wenn er auch zugleich die Wichtigkeit ihrer sie hervorbringenden Factoren und ihre concrete Entwickelung aus denselben festhält. Da wir aber Beides hier nur mehr resultatisch andeuten durften, jedoch in der oben angegebenen Schrift („Fragmente“ u. s. w.) durchgeführt haben, so verweisen wir in dieser Beziehung, so wie hinsichtlich des näheren selbstständigen Verhältnisses, in welchem das Gymnasium zu der Volksschule und insbesondere zur Realschule steht, auf S. 1—45 derselben.

Zweiter Abschnitt.

Das deutsche Unterrichtsfach in den beiden oberen Klassen der Gymnasien.

Mit der Feststellung des Begriffes der Gymnasial-Erziehung wären wir nun auf dem Punkt angelangt, von wo aus wir beginnen könnten, uns mit Sicherheit über das eine Moment derselben, das deutsche Unterrichtsfach in den beiden oberen Klassen, zu verbreiten. Denn die nächste Entfaltung der Gymnasial-Erziehung in ihre drei Glieder, nämlich in den Gymnasial-Unterricht, in die Gymnasial-Disciplin und in die vorbereitende Entwickelung des wirklichen oder zu vernünftig-sittlichen Handlungen sich selbst bestimmenden Menschen des allgemeinen oder höchsten Standes, und wieder die des Gymnasial-Unterrichts in seine drei Glieder, nämlich in die Unterrichtsgegenstände, die Unterrichtsmethode und die Unterrichtsbildung, dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen (Vergl. übrigens „Fragmente" S. 45—52). Gemäß dieser letzteren Gliederung des Gymnasial-Unterrichts aber wäre von dem deutschen Unterrichtsgegenstand auf der oberen Bildungsstufe Dreierlei zu besprechen, zuerst seine Bedeutung überhaupt, sodann seine Methode, so wie sie in seiner Entfaltung in Haupt- und Nebenzweige Behufs der Mittheilung seines einzelnen Inhaltes an den Geist der Schüler besteht, und endlich die aus seiner methodischen Behandlung sich ergebende Schülerbildung. Da sich von dieser letzteren vor den Augen dessen, der das erste und hierauf das zweite Moment, und zwar dieses, wie nicht anders geschehen kann, wieder mit jenem in der innigsten Vereinigung, betrachtet, unvermerkt von selbst ein klares Bild gestaltet: so wollen wir hier, in diesem beschränkten Raume, dieselbe nicht weiter einer Darstellung unterwerfen und sie höchstens nur partiell bei den Hauptzweigen des Unterrichts kurz berühren.

A. Die Bedeutung des deutschen Unterrichtsfaches überhaupt.

Die Bedeutung des deutschen Unterrichtsfaches überhaupt liegt nun wieder zum Theil rückwärts oder in seinem nächsten Ganzen, dem System der Unterrichtsmittel, und wir gewinnen sie, wenn wir eben die dem Zweck des Gymnasiums dienenden Fächer und inmitten ihrer das deutsche Sprachfach nachweisen.

Da das Gymnasium seiner Jugend die allgemeine Bildung für den die Spitze der Humanität behauptenden Stand nur aus dem Principe des Willens und als Vorbereitung für ihre von demselben Principe geleitete Berufserziehung zu ertheilen hat: so muß es im Hinblick auf dieses sein Ziel selbst die Vorbedingungen hochachten und auf sie seine Thätigkeit ausdehnen; denn der von der tiefen und allgemeinen Erkenntniß gewirkte kräftige Wille bedarf, um in die Wirklichkeit oder in Beziehung zur Natur und zu den Menschen zu treten, vor Allem des Leibes und seiner Organe. Deßhalb und, um in das Innere des Zöglinges eingreifen und dasselbe bilden zu können, nimmt es in den Leibesübungen und in den technischen Fertigkeiten des Lesens, des Schönschreibens und Zeichnens und des Singens die Volksschule noch mit fort, betreibt jedoch diese leiblich-sinnlichen oder elementarischen Gegenstände jetzt in seinem höheren, d. h. mehr künstlerischen, Sinne.

Indem dasselbe weiter das, was durch die künstlerischen Unterweisungsgegenstände mit dem Können vermittelt werden soll, das Wissen oder die aus dem sinnlichen Leibe aufsteigende geistige Entwickelung des ganzen Menschen in's Auge faßt, zieht es an wissenschaftlichen Gegenständen in seinen Unterricht, was seinem Zwecke zu dienen geeignet ist. Ganz eigenthümlich gehört daher der Gegenstand dem Gymnasium an, welcher den Menschen in seinem innersten Kerne greift und entfaltend herausgestaltet, und dieser wäre die Sprache sammt ihrer Literatur, mittelst deren der werdende Mensch an Inhalt und Form wächst oder sich seine Vernunft erringt, indem er die Welt und dadurch sich als Ich oder Selbst zu erfassen und sich gegenständlich zu werden, d. h. sich zu vernehmen, beginnt. Indeß welche Sprache mit ihrer Literatur? Doch wohl die Muttersprache? Allerdings, aber nicht allein, sondern als Glied in einer Reihe von Sprachen, welches neben den übrigen als gleichzeitig mit der Bestimmung besteht, jene allmählich in sich aufzunehmen und später Totalität zu sein.

Nämlich da überhaupt die Bildung des dritten Weltalters das Ergebniß eines langwierigen, die beiden vorhergehenden Weltalter und ihre Perioden erfüllenden Processes ist, so wird auch die beständige Erneuerung dieser gewordenen Bildung, welche durch die öffentliche Erziehung vollbracht wird, auf einer Wiederholung desselbigen Processes im Kleinen beruhen. Insbesondere aber wird inmitten der

Unterrichtsschule deren ausgebildetste und höchste Form, das Gymnasium, nach den seinen Begriff bestimmenden beiden Momenten von dieser Wiederholung nicht ablassen können, ohne seine Bedeutung und Substanz selbst aufzugeben. Indem dasselbe aber seine Zöglinge in die historischen Bildungsphasen der Menschheit einzuführen hat, ist es das griechische und römische Leben, das es ihnen als die Gärten bietet, wo sie athmen, wo sie wandeln, wo sie ihre Nahrung pflücken sollen. Und die naturfrische Lust dazu, sie wird von ihnen in so hohem Grade mitgebracht, daß sie bald nicht unter fremdem Himmel und auf fremdem Boden zu weilen und Nahrung zu sich zu nehmen, sondern, wenn irgendwo, so hier zu Hause und an der Brust der eigenen heimischen Natur zu ruhen glauben. Und warum gerade hier? Wir antworten aus der Kenntniß der subjectiven Beschaffenheit der Gymnasial-Jugend und der objectiven der griechischen und römischen Bildung heraus: Alles, was diese Jugend an Geist in und aus sich entwickelt, das steht, wie auch oben schon gesagt worden, unter derjenigen Form der Vorstellung, die auf der Anschauung beruht und allmählich in ihrer Entwickelung vorwärts zum Begriffe drängt; und eben so tritt uns aus der griechischen und römischen Literatur ein Geist entgegen, der Alles in anschaulichem, aber so reinem und durchsichtigem Bilde auffaßt und darstellt, daß das begriffliche Verständniß der Dinge, wenn auch nicht unmittelbar erstrebt, doch immer mittelbar gefördert wird. Da es nun für die Zöglinge des Gymnasiums nicht möglich ist, ihre Vorstellungsform ohne einen Stoff zu üben, und doch ein so geformter Stoff nach allen Richtungen des öffentlichen Lebens, der Religion und der Kunst bei den Griechen und Römern vorliegt: so geschieht es mit Recht, daß sie an griechischer und römischer Sprache und Literatur groß gezogen werden. Es geschieht aber um so mehr mit Recht, als sie, die Knaben und angehenden Jünglinge, von, in den Cultur-Regionen des geistig fortgeschrittensten Weltalters sich bewegenden, Vätern, Lehrern und Erziehungsschriften umgeben sind und durch sie — es kann nicht vermieden werden — mit Begriffs-Abstractionen und sublimirten Phantasievorstellungen gedrängt werden, in die höhere Auffassungs- und Denkweise überzugehen. Daß solcher Uebergang nun nicht zu eilig und gewaltsam, mit Beeinträchtigung ihrer gesunden und kräftigen Entwickelung, Statt finde, davor soll auch der Aufenthalt in griechischer und römischer Luft und Natur schützen, während er zunächst,

wie schon gesagt, die Zöglinge durch positive Stärkung desto sicherer jener höheren Bildung zuzuführen hat. Und sollen wir hier noch auseinandersetzen, wodurch insbesondere diese theils stärkende, theils schützende Bildung vollbracht wird? Sollen wir, eintretend in den großen einfachen Sprachsaal des Lateinischen, im Einzelnen nachweisen, wie hier zu diesem Behufe die Schüler ein concret anschauliches und zugleich gesetzmäßiges oder regelrichtiges und klares, aber doch zugleich immer nur die Sache zur äußeren Darstellung bringendes Reden kennen lernen? Und, von da unmittelbar hinaustretend in den römischen Staat, zeigen, wie sich ihnen hier, ihrer subjectiven Sinnlichkeit und losen Ungebundenheit gegenüber, als Muster ein handelndes Leben voller Gesetzmäßigkeit aufthut, das, indem es den Einzelnen im Gehorsam gegen den allgemeinen Willen zur Selbstüberwindung erzieht, für das Ganze die Welt überwindet? Und sollen wir ferner, da die strenge Unterordnung unter das Gesetz oder die Herrschaft desselben, als die eine Seite alles menschlichen Lebens, die Sehnsucht nach der anderen erzeugt, auf das zweite Mittel jener stärkenden und schützenden Geistes-Diätetik näher eingehen, und so, die Hallen des Sprachsaales der Hellenen und unmittelbar weiter die freien Felder ihrer politischen Thätigkeit durchwandernd, uns darüber verbreiten, daß unseren Zöglingen aus den ersteren das Bild eines Sprachgeistes entgegentritt, der über den Reichthum der von ihm geschaffenen anschaulichen Formen frei und ungebunden schaltet, und aus den letzteren das Bild eines Volksgeistes, der den Einzelnen eine eigene, subjective Welt gewährt, aber einzig mit der Bestimmung, daß sie, nach äußerer Verwirklichung drängend, in der Harmonie mit der allgemeinen, objectiven Welt aufgehe? Wir müssen in Rücksicht auf den eigentlichen Zweck dieser Abhandlung von dieser weiteren Darlegung hier abstehen, verweisen jedoch dafür auf S. 58—83 in der angezogenen Schrift. Genug, wenn uns klar ist, daß die Geistesentfaltung des Gymnasial-Schülers nothwendig jener Nahrung aus dem antiken Leben bedarf. Soll er aber, könnte Einer fragen, zu einem antiken Menschen werden? Ja, er soll es in seiner Vorstellungswelt, jedoch nur, um später mit desto größerem Rechte in der modernen Welt voll und ganz seinen Platz einzunehmen.

Wenn aber das Studium des antiken Lebens allein erst zur Aufnahme der tieferen modernen Bildung befähigt und stärkt, dann kann es nicht fehlen, daß die letztere ihren Inhalt wesentlich jenem

verdankt, als aus ihm gewonnen. Deutsche Sprache und Literatur, die Seele des gebildetsten Volkes des modernen Weltalters, muß die Fäden zu ihrem Gespinnst aus griechischer und römischer Sprache und Literatur ziehen.

Und wirklich das Hochdeutsche besitzt zwei Haupteigenschaften, welche seine Erhebung zur allgemeinen Schriftsprache rechtfertigen, und auf deren Herausbildung die griechische und römische Sprache seit jener Zeit großen Einfluß gehabt haben und, soll unsere vaterländische Rede die allseitigste Darstellung des allseitigsten Volksgeistes sein und bleiben, für alle Zeiten haben müssen; und diese sind eben das griechische Idiom und das römische. Nämlich jenes findest du wieder, wenn du erstlich, die Urwörter unterscheidend, auf seine Mutter geführt wirst, der beide Sprachen augenscheinlich angehören; wenn du ferner auf die Bildsamkeit, die sich die deutsche Sprache, als eine unvermischte und reine, gleich der griechischen bewahrt hat, achtend, den Reichthum an Wörtern, an Formen und Wendungen für den Ausdruck der zartesten Gefühle und lebhaftesten Vorstellungen bemerkst; und wenn du endlich die Kunst der Periode in Anschlag bringst, die hier nicht minder erstrebt zu werden vermag, als in der griechischen, wenigstens auffallend mehr, als in jeder anderen der modernen Sprachen. Das lateinische Idiom aber findest du in der deutschen Sprache wieder, wenn du sowohl in der etymologischen Entwickelung als der syntaktischen Zusammenfügung mit entschiedener Strenge die grammatischen Gesetze beachtet siehst, durch die der so häufige Schriftgebrauch seine Vereinfachung und Klarheit suchen mußte. Denn da die deutsche Sprache als Ursprache und wegen der geistigen Anlagen des Volkes selbst vor Allem dem Verständnisse zu dienen bestimmt ist, so ist es leicht, in ihr auch die Zwecke der nicht allein auf das Gemüth, sondern auch auf die Ueberzeugung wirkenden Rede zu verfolgen. Sie wird so zur Sprache des Römers, wenn es gilt, in einfachen, gleichmäßig wiederkehrenden Angriffen die Hindernisse des Verständnisses zu überwinden, und hat sich deßhalb alle die Redefiguren angeeignet, welche die römische mit so vieler Leichtigkeit zur Anwendung bringt. Kurz, die deutsche Sprache ihrem Geist und Character nach gebrauchen, heißt die entgegengesetzten Eigenschaften zweier anderen gebildeten Sprachen in einer höheren Einheit und Versöhnung ausdrücken, so daß die subjective Ungebundenheit durch die äußere Gesetzmäßigkeit in Schranken gehalten,

und diese letztere wieder durch die erstere vor dem Erstarren behütet wird. Deutsch schreiben und reden lernen, und zwar, wie es die historische Bestimmung der Deutschen verlangt, heißt also Griechisch und Lateinisch noch einmal in einer höheren, bald dieses bald jenes frei aus sich entlassenden, Einheit lernen, während beide Spracheigenthümlichkeiten vorher getrennt und neben einander angeeignet wurden.

Eben so ist auch das Verhältniß der deutschen National-Literatur zu den Werken der griechischen und römischen Literatur. Nämlich die Rededarstellung der Römer war nur eigenthümlich in der Historie und in der Beredtsamkeit und blieb hier bei der getreuen Wiedergabe und Behandlung der Wirklichkeit als solcher stehen; sie kann höchstens nur insofern Kunst heißen, als die Wirklichkeit durch die reinigende Rede hindurchging, wie auch die steinigen oder erdigen Körper, durch ein Sieb geschüttet, ihrerseits das noch sind, was sie vorher waren, obwohl nun gesondert von den gröberen. Und die Poesie, die sich in Rom findet, war und blieb eine ausländische Pflanze, die aus griechischem Boden in eines Kaisers Garten versetzt worden. Die Kunst bei den Griechen dagegen war eine veredelnde Umwandelung oder Wiedergeburt der Wirklichkeit im Geiste, durch welche die alles Schöne bedingenden beiden Momente in der reinen Form zu einer solchen Einheit sich befreieten, daß das Eine, die Idee, ganz, ohne Rest zur Gestalt wurde, und das Andere, die Gestalt, zum individuellen Ausdruck der Idee sich bis zur Durchsichtigkeit vom Stoffe reinigte und läuterte. Deßwegen athmeten auch noch selbst die Werke in Prosa, geschichtliche und rednerische, den Aether der Kunst, gesetzt man sieht nun auf den in allen Theilen des Stoffes zur Offenbarung kommenden Geist und Inhalt, oder auf das Maß und die Form des Stoffes, wodurch der Inhalt sich wohlgefällig ankündigt, und griechische Prosa ist nicht wahre Prosa, wie die römische. Jene römische Praxis in fach- und zweckgemäßer Prosa und diese griechische Idealität in der zu reizender Anmuth gefügten Rede vereinigt nun die deutsche National-Literatur. Weil sie aber diese Gegensätze innerhalb ihrer Grenzen vereinigt, also, als ihre höhere Einheit, ihr beiderseitiges Wesen vermittelt und veredelt und deßhalb in beständigem Flusse und Uebergange in einander erhält: so können sie hier nicht so schroff einander entgegentreten, als sie es im Alterthume thaten, wo besondere Sprachidiome und deren Völker und Zeiten sie trennten. Auch erscheinen sie selbst dort, weil von

Einem Principe, dem des Alterthums, durchdrungen, dem Auge des Kritikers noch als Geschwister. Es ist ein und dieselbe, die deutsche, Muse, welche, bald mehr von den äußeren Dingen angeregt und auf die Außenwelt wirkend, bald mehr im Gleichgewicht ihrer Innen- und Außenwelt, um der Idee selbst willen, ihre Werke schafft. In jedem der beiden Fälle wird sie aber abwechselnd mehr in römischem und mehr in hellenischem Geiste und Gewande auftreten. Denn was bereits den Character der römischen und den der hellenischen Literatur sich untergeordnet, ja, in seine eigene Natur umgewandelt hat, das ist eben die deutsche Literatur, die, als solche ihrerseits die Literatur der modernen Völker vertretend, die antike Bildung und ihre Seiten in sich aufgenommen hat und, durch den Gymnasial-Unterricht vermittelt, fortwährend in sich aufnehmen muß. Doch ist sie in ihrer practischen oder römischen Richtung energischer, als die altrömische, da der Wille ihrer Praxis von tieferer Erkenntniß bestimmt wird, und in ihrer ästhetischen oder hellenischen Richtung inhaltsreicher, da der Genius ihrer Kunst in Folge der mittelbaren Einwirkungen der Wissenschaft sich tieferen und im individuellen Bilde universelleren Schöpfungen hingeben kann.

Wird übrigens auch außer der deutschen Sprache und ihrer Literatur noch das Französische und Englische nebst seiner schönen Literatur deßwegen Gegenstand des Unterrichtes, damit der Isolirung gegen die übrige Welt durch jene Sprachen, als Weltsprachen, vorgebeugt, und im Gegentheil, in Folge der Vergleichung der schönen Literatur noch einiger anderen Völker, auf die eigene um so gründlicher eingegangen werde: so bleibt nichts desto weniger feststehen, daß die deutsche Sprache und Literatur wegen ihrer Tiefe und Allseitigkeit den Geist aller modernen Sprachen und Literaturen als Fortschritt der antiken in hohem Grade repräsentiren.

Bereits möchte nun, ohne daß wir noch von dem Begriff der Gymnasial-Erziehung das ganze System seiner Unterrichtsmittel haben auswirken lassen, die volle Bedeutsamkeit des deutschen Sprachfaches überhaupt und so insbesondere in den beiden oberen Klassen in die Augen springen. Wir sehen ja schon, daß es nicht bloß zur Substanz des gesammten Unterrichtes gehört, sondern daß es vielmehr diese selbst ausmacht, wenn anders das zweitheilige antike Studium um desselben, als seiner Spitze, willen da ist.

Auch wird an dieser seiner Stellung und Bedeutung durch das,

was außerdem noch an Unterrichtsgegenständen, als gleichfalls im Begriffe des Gymnasiums liegend, anzugeben ist, Nichts geändert.

Dies läßt sich zunächst sogleich hinsichtlich der Geschichte (hinsichtlich der Geographie, als der Hülfswissenschaft der Geschichte, es zu thun, dessen dürfen wir uns hier wohl überheben) nachweisen. Nämlich je mehr das Erlernen der rein sprachlichen und der die Literatur betreffenden Seite des humanistischen Hauptfaches, welche beiden sich, wie die Form zum Inhalte, zu einander verhalten, Thätigkeit und Anstrengung fordert, in vielen einzelnen Momenten vor sich gehend, ein desto lebendigeres Verlangen wird nach ihrer Synthese entstehen. Und diese ist die eigentliche Geschichte, welche daher in der innigsten Verbindung mit dem Unterricht in den Sprachen und der Lectüre zu behandeln ist. Was der Schüler vom Geiste des Volkes, so wie er in seiner nächsten, noch theoretischen Offenbarung, der Sprache, und dann in seiner weiteren, practischen, dem wirklichen Leben, in den Literatur-Werken dargestellt ist, für mannigfaltige, oft wegen der vereinzelten Auffassung schiefe und verkümmerte Vorstellungen empfangen hat — diese betrachtet der historische Unterricht mit einer alles Einzelne in das rechte Licht stellenden Uebersicht. Derselbe wird, greift er unaufhörlich in die sprachlichen Uebungen und noch mehr in die Lectüre der verschiedenen Kunst- und eigentlichen historischen, wie rednerischen, Werke über, stets mit einer Fülle von Anschauungen und Beispielen sich von allem seichten und leeren Raisonnement frei erhalten und so um so mehr das jedesmalige Volksprincip inmitten des Principes des Weltalters zu concreter Ausprägung bringen. Obschon nun diese engere Anschließung der Geschichte an die Sprache und deren Literatur nur bei den classischen Völkern stattfindet, und bei dem deutschen und den übrigen neueren in ein loseres Verhältniß übergeht: so bleibt die Erlernung derselben hier, wie dort, nichtsdestoweniger in entschiedener Abhängigkeit von der Sprache und Literatur, und sie lehnt sich noch an die Sprache mit ihrer Literatur, wie die Tochter an die Mutter, um freilich später, in einem höheren Stadium der öffentlichen Erziehung, emancipirt eine selbstständigere Stellung einzunehmen. Es ist also der Zweck, vorerst die reale Möglichkeit für weitere, höhere Bildung zu erzeugen, welcher in der Reihe der humanistischen Unterrichtsgegenstände: Sprache, Literatur und Geschichte dem die beiden ersteren wegen ihrer Unzertrennlichkeit vereinigenden Fache den gewichtigen Vorrang zuer-

kennen muß. Dies gilt aber vorzugsweise hinsichtlich des deutschen Sprachfaches, welchem, wie wir gesehen, das griechische und lateinische Fach, als ihrer Einheit und Wahrheit, zustreben, und gilt folgerecht für dasselbe weiter, wenn wir noch das allgemeine Verhältniß der deutschen, wie der übrigen modernen, Geschichte zur antiken in's Auge fassen. Nämlich die römische Geschichte zeigt, wie die Gewalt des Staates allen Willen der Einzelnen an sich riß und nie wieder frei gab; die griechische dagegen, wie die Welt der Einzelnen in Folge ihrer Willensberechtigung ein Keimen und Sprossen und Blühen und Reifen des Menschenthums, wie noch nie zuvor, offenbart, und wie diese Welt in der innigsten Harmonie mit der Allgemeinheit des Gesetzes ihr Bestehen sucht. In Rom lehrt die Geschichte die starre, alle Individualität niedertretende Macht des Staates; in Griechenland lehrt die Geschichte die Freiheit der Individualität, wie sie sich zu Ehren des Staates entfaltet, und hier, wie dort, beweist sie ihre Lehre nicht allein mit der Entwickelung aller Seiten des öffentlichen Lebens, sondern auch mit den Beispielen, welche die Literatur bietet, ja, selbst mit dem Character der Sprache. Da sich nun diese Geschichte Griechenlands und Roms bei dem deutschen Volke, wie bei den übrigen modernen, in der Art wiederholt, daß hier von Anfang an beide Momente im Kampfe mit einander sind, in einem Kampfe, in welchem das der Allgemeinheit zuerst zu unterliegen scheint, aber bald die Oberhand behält und diese auf Kosten der Einzelnen behauptet, bis seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Völker, d. h. die vielen Einzelnen, im Gegensatze zum Staate eine Bedeutung zu erringen begonnen haben, nicht um die Allgemeinheit zu vernichten, sondern in ihr die Einheit und das Mittel der Organisation des Lebens und Glückes zu betrachten und zu ehren: so ist klar, wie die Geschichte der Griechen und Römer in der Geschichte des deutschen Volkes, wie der übrigen neueren Menschheit, erst ihre Vermittelung und Wahrheit findet, und wie nothwendig das Studium der letzteren ist. Und die Bedeutung der deutschen, wie der übrigen neueren, Geschichte hilft also ihrerseits die Wichtigkeit des deutschen Sprachfaches selbst, als an welches, wie an die Mutter, sich dieselbe anschließt, mit beweisen.

Was ferner die Gegenstände mit naturwissenschaftlichem und mathematischem Inhalte, die allerdings außerhalb der strengen Kategorie des humanistischen Hauptfaches stehen, betrifft, so würde ihre

Bestimmung gänzlich verkannt werden, wenn sie diesem und seinem Hauptmoment, dem deutschen Unterrichte, gegenüber eine Stellung und Ausdehnung in Anspruch nehmen wollten, wodurch der bereits nachgewiesene Werth des letzteren herabgedrückt und in Schatten gestellt würde. Denn trotz dessen, daß sie unmittelbar nicht mehr zum humanistischen Hauptfache gerechnet werden können, so stehen sie doch zu ihm immer noch mittelbar in einem sehr innigen und nothwendigen Verhältniß. Nämlich wie dasselbe sich bereits in den technischen Fertigkeiten, als seinen ersten Anfängen, findet, und diese von ihm auf- und mitgenommen werden, so greift es auch in die Naturkunde und Mathematik über und ertheilt diesen ihre Bestimmung, oder, was dasselbe bedeutet, auch diese helfen ihm ihrerseits den Zweck des Gymnasial-Unterrichts überhaupt erreichen. Denn die Kenntniß von dem Menschen wird durch die Kenntniß von der Natur, als ihren Gegensatz, zu ihrer Tiefe und Klarheit gebracht, obgleich auch die Natur des Menschen zur allgemeinen Natur gehört und schon aus diesem Grunde Gegenstand des Studiums sein muß; und durch die ungehinderte, weil alles Inhaltes baare, systematische Formenentwickelung der Mathematik wird an die Denkform so gewöhnt, daß sie desto leichter auch bei den übrigen Unterrichtsgegenständen mit qualitativem Inhalt geübt werden kann (Siehe das Nähere über beide Wissenschaften als Unterrichtsmittel des Gymnasiums in: „Fragmente" u. s. w. S. 100—107).

Außerdem also, daß das deutsche Sprachfach Gebieter in seinem mehrtheiligen Hause ist und über seine Hausgenossen waltet, hebt sich sein Haus wieder über die anderen Wohnungen; und diese haben zwar ihren eigenen Haushalt, sind jedoch in einem Sinne eingerichtet, mit dem sie zugleich einem höheren Geist und Willen, dort im Herrschaftshause, dienen. Freilich ragt noch ein Bau empor, der nach der höheren Kunst seiner Anlage und deren Durchführung auch eine höhere Bestimmung verkündet, und vor dem die anderen Gebäude mit scheuer Achtung zurücktreten; wir meinen das Unterrichtsfach, welches die sogenannte philosophische Propädeutik und die auf die Religion sich gründende ethische Lehre umfaßt. Indeß je näher wir diesen Tempel anschauen, desto klarer tritt uns in ihm ein Styl in die Augen, der sich auch noch in den übrigen Gebäuden und vornehmlich in dem Hauptgebäude, obschon in zurückgebliebener Entwickelung, erkennen läßt. Und wirklich dieses Schlußfach, es lehrt

(vergl. „Fragmente" S. 107—120) noch einmal das ganze Unterrichts-System, indem es dessen geistige Substanz in psychologischen Auffassungs- und logischen Begriffsformen und in religiös-ethischen Wahrheiten dem durch alle Klassen breit entfalteten Unterrichte, in welchem sie immanent verborgen lagen und bereits geübt wurden, entnimmt und für sich im Schüler zum Bewußtsein bringt. Und da nun hier das deutsche Sprachfach vermittelt in derselben Bedeutung, welche es während der langen Dauer der schweren Stoffarbeit als Kern des humanistischen Hauptfaches hatte, analog wiederkehrt, so ändert auch sein Verhältniß zu diesem letzten und höchsten Unterrichtsgegenstand Nichts an dem einmal in ihm erkannten Werth. Es bleibt als die Mitte auch der Kern von allem Gymnasial-Unterricht, weil das, was sich unter ihm (Leibesübungen und technische Fertigkeiten) und neben ihm (Naturkunde und Mathematik) findet, um seinetwillen arbeitet, und was sich über es (philosophische Propädeutik und religiös-ethische Lehre) erhebt, seinen Vorgang dankbar noch anerkennt und ehrt.

Nachdem uns nun die Bedeutung des deutschen Sprachunterrichts überhaupt dadurch klar geworden ist, daß wir seine Stellung in der Reihe des Systemes der Unterrichtsmittel aufsuchten und es selbst in seinem Verhältnisse zu den übrigen betrachteten: wollen wir die weitere Besprechung desselben, so wie er in der Auseinanderlegung seiner der Mittheilung sich aufschließenden Haupt- und Nebenzweige seine Methode erfährt und sich in der je durch seine Hauptzweige bedingten Schülerbildung verwirklicht, vornehmen, dieselbe jedoch unserem Plane gemäß nur auf die beiden oberen Klassen ausdehnen.

B. Die Methode des deutschen Unterrichtsfaches in den beiden oberen Klassen mittelst seiner Entfaltung in verschiedene Zweige, und die je durch diese bedingte Schülerbildung.

Da die Rede diejenige Offenbarung des inneren Menschen ist, in welcher er, mit seinem Geiste noch wesentlich bei sich selbst bleibend, sich und die Welt zum Gegenstand entweder seiner Erkenntniß

(Anschauung, Vorstellung, Begriff) oder seines durch Erkenntniß geweckten Gefühles (Lust und Unlust) oder seines von Erkenntniß und Gefühl bestimmten Willens (Begierde, Neigung, Leidenschaft) macht: so entwickelt sie sich demgemäß in drei Formen, und zwar im ersten Falle zur Prosa, im zweiten zur Dichtkunst und im dritten zur Redekunst. In dem Unterricht der Jugend ist aber die Lehre von der Prosa zugleich mit im Bereiche der Lehre von der Redekunst durchzunehmen, weil erstens ihr Inhalt, die Erkenntniß, noch in höherem Grade, als der der Dichtkunst, das Gefühl, in der Redekunst mit behandelt wird, weil sie ferner, wie diese, ihren Zweck außer sich hat, und weil sie endlich mit ihr die äußere ungebundene Form, im Gegensatze zu der gebundenen der Poesie, theilt. Mit diesen beiden Disciplinen, der Redekunst und der Poetik, ist nun, da auf alle Theorie ihre Praxis eben so sicher folgen muß, wie auf die Knospe, welche ihre Blüthe schon im Munde hat, diese selbst, und ohne sie nicht gedacht, geschweige denn gelehrt werden kann, die betreffende Anwendung gegeben, und zwar mit der Redekunst die mannigfaltigen Styl- und Redeübungen und mit der Poetik die Erklärungen von Stücken aus den verschiedenen Dichtungsarten. Da aber die Rede- und Dichtkunst so, wie sie als geworden in der Gegenwart bestehen und in der Zukunft sich noch weiter zu entwickeln haben, nicht wahrhaft angeschaut und erkannt werden können, ohne daß auf die Zeit und die Gesetze ihres Werdens zurückgegangen wird: so kommt zu den beiden zweigliedrigen Hauptdisciplinen noch eine dritte, der geschichtliche Ueberblick der National-Literatur, hinzu. Diese drei Haupt-Disciplinen hat nun auch die Vernunft der gegenwärtigen Gymnasial-Erziehung bereits in ihren Unterrichtskreis eingeführt und zur Förderung ihres Zweckes in Handbüchern bearbeitet; so daß es nirgends an Erfahrungen und Gedanken fehlen kann, die sich ergänzend zu immer neuen Wünschen und Vorschlägen zusammenthun. Mögen sie eben auch nirgends vorenthalten werden!

1. Der Unterricht in der deutschen Redekunst, und die durch ihn bedingte Schülerbildung.

Indem wir uns zuerst zur Disciplin der Redekunst wenden, fragt es sich, was aus der, oben durch zurückgreifende Entwickelung nachgewiesenen, Bedeutung des deutschen Sprachfaches überhaupt auf dieselbe, als dessen erstes Glied, übergehe. Hat jenes als das Haupt-

moment des humanistischen Hauptfaches die Bestimmung, den Menschen aus sich herauszubilden, damit er sich als Individuum zu besitzen anfange, um so auch das Menschenthum ringsherum zu verstehen und, wie es auf ihn einwirkt, auch zu dessen weiterer Gestaltung beizutragen: so wird der Unterricht in der Redekunst die Bestimmung haben, auf der mitgenommenen Grundlage der, in den vorhergehenden vier Classen ertheilten, elementarischen Sprachbildung, welche die grammatisch richtige Kenntniß und Uebung der einfachen Prosa in sich schließt, zur künstlerischen Behandlung und Beherrschung der Sprache und ihres durch den sonstigen Gymnasial-Unterricht gegebenen Inhaltes in Schrift und mündlicher Rede zu führen. Wir sagen, in Schrift und mündlicher Rede, da von den zur Behandlung und Einübung kommenden Formen der Abhandlung, des Briefes und Dialoges und der eigentlichen Rede die zwei letzteren außer der schriftlichen auch die bloß mündliche Darstellung zu erfahren haben. Als das Ziel winkt aber die Rede, die schriftliche und zugleich zum mündlichen Vortrag bestimmte und noch mehr die mündliche ohne die schriftliche Ausarbeitung (Vergl. in des Verfassers „Anleitung": „Einige Winke (als Methode) für die Ausbildung in der freien Rede", S. 67—74). Denn es ist der ganze, in Erkenntniß, Gefühl und Willen harmonisch ausgebildete Mensch, der sich in der Rede zur Anschauung bringt, zum Danke dafür aber den ganzen Menschen des Hörenden aufgeschlossen erhält, von dem er nicht scheidet, ohne in ihm mit dem Brennspiegel seines Geistes, dem durch die Erkenntniß erleuchteten und durch das Gefühl erwärmten Willen, eine entsprechende Willenskraft entzündet zu haben. Dort der Gelehrte, am Studirtisch in die Verabfassung einer in einer Gedankenreihe bestehenden Abhandlung vertieft und auch selbst in einer Reihe von Briefen oder in einem längeren Dialoge, obwohl lebendiger und freier, ein Thema behandelnd, er ist nur ein halber Mensch gegen den Redner, der mit dem, seinen Worten, Blicken und Geberden entströmten, Willen schon gesiegt hat, während die todte Rede jenes noch auf die Zukunft und günstige Verhältnisse, um ihr Ziel zu erreichen, wartet. Dort der in der Einsamkeit der Natur oder des Zimmers seine bewegten Gefühle den Versen anvertrauende Sänger, er ist nur ein halber Mensch gegen den Redner, der, wenn in ihm die Bäche der Erkenntniß und des Gefühles den mächtigen Strom des Willens bilden, seines Lebens doppelt froh wird, einmal, weil

er sich seiner in seinem ganzen Wesen bewußt ist, und zweitens, weil er dasselbe vor sich unmittelbar vervielfacht aufstehen und für sich und seine Sache zeugen und wirken sieht, während in jenem die schön gebildete Rede nur Gefühle weckt, die zwar weiter auch den Willen zu erzeugen vermögen, dazu aber zunächst nicht die Bestimmung haben. Kurz, wir sehen in der kunstvollen Rede Inneres und Aeußeres, Theorie und Praxis in Eins zusammengehen, und darum so kräftig den Redenden sich seines Wirkens und Daseins erfreuen.

Das Ziel des prosaisch-künstlerischen Redeunterrichts ist, wie wir sehen, ein hohes, obschon für das Gymnasium kein zu hohes, da es eben nur dessen Bildung und Lebenskreis und Nichts weiter wiederstrahlen soll; das nächst höhere Stadium in der öffentlichen Erziehung, die Berufsbildung, wird darin mehr zu leisten haben, und noch mehr das Leben mit seinen Berufsarten. Auch wird dieses Ziel erreicht werden können, falls der, für dasselbe vier Jahre lang währenden, Ausbildung auch in die Breite hin mehr Zeit im wöchentlichen Unterrichtsplan gewidmet werden wird. Da der Verfasser im Hinblick darauf die schon angeführte „Anleitung zur deutschen Redekunst" ausgearbeitet und herausgegeben hat, so wird es ihm wohl nicht verargt werden, wenn er manches Einzelne, was er sonst hier als beachtenswerth angedeutet hätte, nun übergeht, und sich nur noch auf einige allgemeine Punkte mit wenigen Worten einläßt.

Vor Allem thut es Noth, soll dieses Werk der Redebildung gelingen, und sein Bau zum Wohle seiner Bewohner gereichen, daß, bevor es begonnen wird, der Riß des Ganzen dem inneren Auge des diese Bildung schaffenden Lehrers auf das Klarste vorliege, und daß der Beginn schon darthue, es wolle durch und durch ein Ganzes sein, von Einer Idee in allen seinen Theilen getragen und zusammengehalten. Dann wird es bei diesem und seinen Schülern heißen: Wer Gedanken entwickelt oder einen Begriff nach den Stufen seines Inhaltes verfolgt, der vermag dieses nicht, ohne zugleich schon im Voraus Anordnung und Bearbeitung von Gedanken zu vollbringen, und den Gedanken einen Ausdruck in Worten und, redet er, wohl auch schon in Geberden zu geben; ebenso, wer Gedanken für irgend einen bestimmten einzelnen Zweck der Wahrheit und des Willens planmäßig anordnet und bearbeitet, der vermag dieses nicht, ohne zugleich die Entwickelung der Gedanken vollbracht zu haben und

dem Ausdruck in Styl und äußerem Vortrag vorzuarbeiten; und eben so endlich, wer einen Redevortrag hält, der entwickelt zugleich Gedanken und ordnet sie zugleich an. Jedoch da einmal jedes folgende Moment der Redebildung auf dem vorhergehenden ruht, so erhellt, wie wichtig namentlich das Moment der Begriffe und ihrer Gedankenentwickelung ist; ohne mit demselben durch eine hinreichende allgemeine Bildung, welche die Schule giebt, sich vertraut gemacht zu haben, werden alle Uebungen im Disponiren für ein bestimmtes Thema vergebliche Versuche sein, Kartenhäuser und Seifenblasen, die ein Athemzug gesunden, kräftigen Lebens umwirft und auflöst; dagegen in ihm geübt und stark sein, heißt die volle Bürgschaft in sich tragen, auch den entwickelten Gedanken, beschränkend oder erweiternd, die angemessene Richtung auf das bestimmte Ziel des Thema zu geben.

Von solchem Unterricht im denkenden Reden fällt aber manche schöne Frucht in den Schooß der Schule. Sollen wir noch daran erinnern, daß derselbe mit seinen angegebenen drei Stufen nach ihrer ganzen Ausdehnung und mit der Behandlung jeder einzelnen Aufgabe in ihrem Hauptbegriffe und dessen Entwickelung, in ihrer Disposition und ihrer Durchführung, also mit Beidem von Anfang bis zu Ende, eine Praxis der Logik bildet, insofern die Triplicität der Denkmethode in allen Begriffen, Urtheilen und Schlußfolgerungen angewendet wiederkehrt? Oder ist noch darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn außer den Thematen von sogenanntem historischen und von ästhetisch kritischem Inhalte auch noch eine Reihe anderer von ethischem behandelt wird, aus deren Behandlung eine ethische Bildung in Erkenntniß und Gefühl hervorgeht, die das Recht der Hoffnung erwirbt, ihre Träger werden einst auch im selbstständigen Leben der bürgerlichen Gesellschaft mit der sittlichen Vernunft der wirklichen Dinge im beglückenden Bund der Freundschaft stehen? Wäre das Letztere noch nothwendig, so erlaubt sich der Verfasser in dieser Beziehung auf die Disposition von Thematen, die überhaupt die Gesammtlehre der Sittlichkeit und insbesondere die Wichtigkeit der Selbsterkenntniß, den Begriff der Bildung und die Nothwendigkeit des sittlichen Handelns betreffen, in seiner „Anleitung zur deutschen Redekunst“ (S. 31—41) zu verweisen. Oder endlich geht nicht aus diesem Unterricht auch für die anderen Fächer ein frisches Interesse hervor, da in ihnen, in Naturkunde und Geschichte sammt Geographie und in Religion und

Sittenlehre, ja die Quellen der Kenntnisse sprudeln, die den Inhalt und Stoff der Styl- und Redeübungen bieten, und er selbst auch, indem er zu ihrer Darstellung die correctere und schönere Form gewährt, eine gewünschte Bethätigung findet? Doch wir enthalten uns, weiter die verschiedenen Richtungen anzudeuten, nach welchen hin derselbe seine Früchte treibt; das Gesagte wird genügend gezeigt haben, daß schon die erste Hauptdisciplin des deutschen Sprachfaches in ihrer Durchführung von der Wichtigkeit und umfassenden Wirksamkeit, welche diesem im Allgemeinen beigelegt wurde, volles Zeugniß zu geben vermag. Dasselbe wird auch von der zweiten, der Poetik, gelten, auf die wir nun unsere Betrachtung überlenken.

2. Der Unterricht in der deutschen Poetik, und die durch ihn bedingte Schülerbildung.

Schon oben bei der Gliederung der Redebildung überhaupt aus ihrem Eintheilungsgrunde, der durch die Rede nach Entfaltung verlangenden psychischen Anlage des Menschen, sahen wir, daß, wie der Unterricht für die eigentliche Rede zwei besondere Seiten des inneren Menschen, die Erkenntniß und den Willen, zur Entwickelung zu bringen habe, so dem in der Lehre von der Dichtkunst eine dritte, vermittelnde, nämlich das Gefühl zur Ausbildung zufalle. Und wie Vieles würde bei dem Keimen und Sprossen und Blühen des inneren Menschenthumes unserer Gymnasial-Jugend ungepflegt und ungefördert bleiben, wenn dieser Unterricht ausfiele oder sein volles Recht nicht erhielte!

Nämlich unter den drei Thätigkeiten des Geistes, deren Gesammtthätigkeit, sein Wesen erfüllend, eben so sehr eine concentrirende Verinnerung der äußeren Welt als Herausstellung der dadurch gebildeten inneren in neuen Gestaltungen vollbringt, nimmt das Gefühl keine geringe Position ein. Denn nicht allein steigt in dasselbe aus ihrem dunkeln Urgrund die Natur herauf und beginnt in ihm den Anfang alles Geistes, insofern er erst ein dumpfes Weben seiner in sich oder die unmittelbare Einheit seiner Seelenhaftigkeit und seines Bewußtseins ist, sondern dasselbe bietet auch dem Geiste, wenn er im Lichte der Erkenntniß gearbeitet und im Feuer des Willens thätig gewesen, eine Ausruhung und Abkühlung und seinem Erkennen und Thun jene Bestätigung und Innigkeit dar, ohne die Beidem die Weihe fehlt. Zieht sich aber in dasselbe, als seinen Mit-

telpunkt, der Geist zurück, so thut er dies nur, um, nachdem er als Gemüth zur Sammlung und Kräftigung seiner gelangt ist, auch seine Gefühle wieder entweder vom Lichte der Erkenntniß verklären oder zur drängenden Kraft für die Nerven des Willens werden zu lassen. Die Position also, welche das Gefühl inmitten der inneren Welt des Geistes behauptet, ist gleich wichtig mit der der Erkenntniß und der des Willens; und Bildung des Gefühles, sie steht mit der der Erkenntniß und des Willens auf gleicher Stufe, und alle geben einander an Nothwendigkeit Nichts nach.

Nun aber soll, da Sprachbildung Geistesbildung und umgekehrt ist, die Sprachbildung der Dichtkunst Gefühlsbildung wecken, gleichwie die Sprachbildung der Prosa und die der künstlerischen Rede Erkenntniß- und Willensbildung hervorbringen. Heißt das nicht, daß der Unterricht in der Lehre von der Dichtkunst unsere Schüler zur Erreichung jenes Zweckes geradezu in der Uebung der Dichtkunst zu leiten habe? Zunächst scheint es so; jedoch bedingt das Verhältniß, in welchem die Einzelnen zur Dichtkunst, wie zu aller Kunst im strengeren Sinne, stehen, und welches durch und durch verschieden von dem ist, in welches sie zur Sprache der Prosa und zu der der Beredtsamkeit treten, auch eine verschiedene Anwendung der Lehre derselben auf den Unterricht. Daß zur Uebung und Ausbildung in der Sprache der Prosa Alle berufen sind, insofern sie überhaupt zu einem Platz inmitten der menschlichen Gesellschaft das Recht haben wollen, leuchtet ein; denn Verstand haben und ihn auf die Dinge Behufs der allgemeinen Existenz mittelst der Sprache offenbaren, heißt überhaupt nur Mensch sein, und diese allgemeine Befähigung ertheilt die Allen gemeinsame Volksschule. Daß ferner zur Uebung und Ausbildung in der Sprache der Beredtsamkeit auch alle diejenigen berufen sind, welche, über die allgemeine, aller anderen zu Grunde liegende Bildung der Volksschule sich zu der eines höheren Standes erhebend, für die Interessen ihres Standes und der Gesellschaft überhaupt bei ihnen dargebotenen Veranlassungen mit der Rede kämpfen und wirken wollen, leuchtet gleichfalls ein; denn was sie dann als Redner thun, dazu hat sie ihre gewonnene allgemeine, auch die prosaisch-rednerische Sprachbildung umfassende Standesbildung befähigt. Dort, wie hier, liegt das Allen Erreichbare vor, eine Sprachbildung als nächste Offenbarung des nächsten bewußten Inneren für bekannte Zwecke in einem Leben, in welchem sich Alle be-

wegen, das nächste Wirkliche und Unmittelbare in der eigenen subjectiven und in der äußeren Welt. Daher treibt mit Recht die Schule für die allgemeine Bildung des höchsten Standes die erste Disciplin des deutschen Sprachunterrichts, den Unterricht für die prosaisch-rednerische Bildung, nicht anders, als daß aller Theorie unmittelbar die practischen Uebungen auf dem Fuße folgen, und als wenn unsere angehenden Jünglinge auf dieser Grundlage sich einst noch zur höchsten Stufe der wissenschaftlichen Prosa und der künstlerischen Rede zu erheben im Stande wären. Um der Zwecke des ernsten Lebens willen, zu deren Erreichung sie einst alle mehr oder weniger mitwirken sollen, kann ihnen die practische Einübung dieser Theorie nicht erlassen werden. Dagegen tritt die Praxis der Dichtkunst an sie auf einmal plötzlich als ein Thun heran, das keinen elementaren Anfang und weiteren Fortgang bis zu einer Spitze, sondern vom ersten bis zum letzten Momente eine im Kreise gleich vollkommene Formbildung bietet. Von diesem Thun sind sie also von vornherein ausgeschlossen; es ist für sie eine Kugel, die, eine Welt für sich, ihnen keinen Eingang gestattet; und sie müssen sich damit begnügen, diese in sich geschlossene, vollkommene Welt eben anzuschauen, und sich dazu durch die Lehre von der Poesie, so wie sich diese systematisch in ihren Arten und deren einzelnen Werken auseinander legt, in den Stand setzen zu lassen. Warum tritt aber die Praxis der Dichtkunst in diesem Verhältnisse zu ihnen heran, und in wiefern gewährt ihnen ein durch die Durchnahme der Poetik vorbereitetes und befähigtes Anschauen derselben die für die allgemein menschliche Ausbildung nothwendige Gefühlsbildung? Eine Doppelfrage, deren Beantwortung die hohe Wichtigkeit dieser zweiten Disciplin und die für sie gültigen Ansprüche außer allen Zweifel setzen wird. Müssen wir auch dabei für einen Augenblick etwas weit ausholen, so gelangen wir doch sogleich und desto sicherer in den Mittelpunkt dieses Unterrichtsgegenstandes und zu dessen hochwichtiger Wirksamkeit.

Die Welt, d. h. die Natur und der Mensch an deren Spitze, hätte kein Leben und insbesondere kein so reiches, wenn sie ihren Inhalt nicht in Gegensätzen und insbesondere nicht in so vielen auseinanderlegte. Doch eben so würde ihr Leben in seinen Gegensätzen in Nichts zerfallen, wenn diese nicht, wie sie aus je einer Einheit hervorgehen, so auch zu je einer zurückkehrten, und nicht alle in ihrer

systematischen Bedingung und Bedingtheit, Unter- und Ueberordnung, wie sie einer Ureinheit ihr Dasein verdanken, so auch in eine Gesammteinheit sich auflöseten. Diese letzte und erste Einheit aber findet als solche zu keiner bestimmten Zeit und in keinem bestimmten Raume Statt, sondern besteht in dem unendlichen Verlaufe des systematisch gegliederten Lebens selbst, insofern es sich zur Aufhebung seiner Gegensätze in allen Zeiten und Räumen unaufhörlich zusammenthut, um sich unaufhörlich wieder zu Gegensätzen zu entfalten. Wir nennen sie die Idee des Ganzen oder das Ganze in seiner einheitlichen Existenz.

Gemäß ihrer Unendlichkeit scheint nun zunächst die Idee des Ganzen für die den Schranken der Zeit und des Raumes unterworfene, sinnliche Natur des Menschen nicht auffaßbar. Dagegen aber stellt sich, weil dieselbe die Welt in der Weise ist, daß die Wirklichkeit dieser ihrem Begriffe entspricht, für den denkenden Geist des Menschen die Möglichkeit heraus, ihr Schritt vor Schritt zu folgen und sie in ihrer mannigfachen Bedeutung in sich aufzunehmen. Nämlich, wie ihr selbst, so liegt ja jedem ihrer Reiche und Gebiete ein ihre Seele ausmachender Begriff zu Grunde, und dieses seelenhafte, aber unsichtbare Innere und dessen Entfaltung überall in der jedesmaligen Wirklichkeit in Form einer Abstraction denkend aufzufassen, ist ja eben Sache des Verstandes und der Vernunft. Und so erlangt durch diese theoretische Geistesthätigkeit die Idee des Ganzen auch für die Auffassung des Menschen eine Wirklichkeit.

Aber soll denn erst der Mensch, der die Höhe der Wissenschaft erstiegen — und wie wenige ersteigen dieselbe! — das Glück genießen, die allgemeine Idee oder das einheitliche Ganze der Welt und des Lebens, deren Glied er ist, so zu erkennen, daß er darin zu Hause und deßhalb sich selbst nicht fremd ist? Oder giebt es doch noch einen anderen, kürzeren Weg zu diesem Ziele? Es wird ihn geben, wenn anders einer Vermittelung eine Unmittelbarkeit, einem entwickelten Zustand ein unentwickelter, aber immerhin im Allgemeinen noch derselbe, wenn auch erst mit den einfachen Anfängen der Entwickelung, vorangehen muß; und was wäre eine größere, tiefere Vermittelung, als die Ausbildung der bloßen Geistesanlage des Menschen zu jenem Grade, daß die Welt außer ihm zur Welt seines Geistes wird, und er so selbst in seinem Bewußtsein zugleich auch ihr Bewußtsein ist? Die unmittelbare Form zur Auffassung

der einheitlichen Entwickelung der Welt aber, welche einer solchen vermittelten vorhergeht, sie muß, wenn jene in dem innersten und allgemeinsten Auffassen durch den Verstand und die Vernunft besteht, der Innerlichkeit der abstracten Vorstellung (des Begriffes) und des strengen Gedankens entsagend, es einzig mit der jener vorhergehenden und in die Sinnlichkeit fallenden Anschauung zu thun haben. Da aber schon oben der Anschauung die Fähigkeit abgesprochen worden, die einheitliche Existenz des Ganzen auf irgend einem Punkte in der Zeit und im Raume zu ergreifen, und doch die unmittelbare Weise der Ergreifung nothwendig auch ihrem Gebiete zuzuweisen ist: so bleibt nichts Anderes übrig, als daß sich dem anschauenden Subjecte wenigstens der Schein erzeugt, als habe es im zeitlichen und räumlichen Dasein der Dinge ein solches Einzelne vor sich, welches seinen Begriff in dem Grade wiedergiebt, daß nicht allein die betreffende einzelne Idee, sondern auch durch sie hindurch mittelbar die allgemeine Idee zur vollständigen Verwirklichung kommt. Freilich ist dies ein Schein, insofern in keinem einzelnen Dinge oder Wesen seine Idee ihre vollkommene Verwirklichung findet; indeß da hinter diesem Scheine, d. h. in dem ganzen Verlaufe des Lebens, das sich auch in das Einzelwesen mit herein und dieses mit in seinen Bereich zieht, die Wirklichkeit der Idee offenbart wird, so ist er doch nicht ohne Wahrheit oder Inhalt. Ein solcher inhaltsvoller Schein aber, in welchem Alles sinnlich erscheint, und Alles, was sinnlich erscheint, der ungehinderte und volle Ausdruck der Idee ist, heißt Erscheinung im prägnanten Sinne oder das S c h ö n e.

Wer das Schöne in der Entwickelung dieses seines Begriffes verfolgt, dem thut sich eine große Welt auf, reich an Welten für sich mit immer neuem, größerem Reichthum. Giebt er sich zunächst dem allgemeinen Begriff und der Entfaltung desselben in seine rein abstracten Bestimmungen hin, so sind es die ewigen, das Wesen alles Schönen mit concreter, individueller Gestalt bildenden Formen, welche sein Auge erblickt, das einfach Schöne mit den Eigenschaften der geschlossenen Harmonie seiner Momente, mit der Anmuth oder Grazie, das Schöne im Widerstreite seiner Momente, des Erhabenen (des objectiv Erhabenen, des subjectiv Erhabenen und des Erhabenen des Subject-Objectes oder des Tragischen) und des Komischen (des objectiv Komischen oder der Posse, des subjectiv Komischen oder des Witzes und des absolut Komischen oder des Humors), und das

Schöne in seiner Rückkehr in sich aus dem Widerstreite seiner Momente. Verlangt ihn aber, weil der Begriff mit dem System seiner logischen Entwickelung nur durch das Denken desselben seinem Dasein enthoben und in der That in und mit seiner Realität oder vielmehr eben diese und sonst Nichts ist, nach dem wirklich Schönen: so stellt sich dasselbe nach dem Gesetze aller sich verwirklichenden Idee in zwei aufeinander folgenden Existenzformen dar, einer unmittelbaren oder objectiven und einer vermittelten oder subjectiven, dem Naturschönen und dem Phantasieschönen. Das Naturschöne ist äußerlich vorgefunden, durch die Gunst des Zufalles nicht nur in der eigentlichen unorganischen und organischen, sondern auch in der menschlichen Natur sowohl an sich als in ihrer geschichtlichen Entwickelung geboten. Jedoch findet der Beschauer, wenn er hinter dasselbe zurückgeht, daß die doch nur seltene und flüchtige und relative Gunst des Zufalles allein durch die glückliche Stimmung des anschauenden Subjectes möglich ist, daß ferner die subjective Stimmung zur Erschauung des Naturschönen, durch den Gegenstand angeregt, erst in sich ein inneres Bild von reiner Form schaffen muß, und daß also erst in der allgemeinen Phantasie der Grund des Naturschönen als eines Scheines liegt, obschon dasselbe Voraussetzung alles wirklich Schönen, als zweiten oder reinen Scheines, ist. Mit dieser Erfahrung und Einsicht steht er bereits mitten in der Welt des Schönen, so wie es als inneres Bild von der Phantasie Aller überhaupt und im Allgemeinen und von der besonderen oder bevorzugten und in einem einzelnen Genie thätigen tiefer und eigenthümlicher, auf den Grund einer ihr vornehmlich zukommenden Anschauung und Einbildungskraft, geschaffen wird, und zwar in der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit und ihrer Völker als Ideal der objectiven Phantasie des Alterthumes, der phantastischen Subjectivität oder der romantischen Phantasie des Mittelalters und der objectiv-subjectiven Phantasie der modernen Welt. Die Sagenkreise, insbesondere die Heldensagen, und Mährchen und die Kunstwerke selbst geben aller Orten äußeres Zeugniß von diesem inneren Phantasieschönen. Indeß obgleich das ewig Schöne, um der stoffartigen Trübung, die seinem Wesen bei der Existenz in der äußeren Natur widerfährt, zu entgehen, mit Recht eine ihm angemessenere Existenz in der reineren Phantasie aufsucht, es findet auch hier noch keine Ruhe; denn da die Mängel des Naturschönen nur auf eine rein subjective

Weise aufgehoben werden, und doch das Schöne seinem Begriffe nach wesentlich Erscheinung, und zwar für die gesammte anschauende Welt, ist: so muß es sich zu neuer Bewegung erheben. Es tritt in Folge der Phantasie-Thätigkeit seines Trägers, des Genius, welcher es, von Neuem in den Arm seiner Liebe nehmend, nun wirklich concipirt und in einem bestimmten Stoffe componirt und ausführt, aus der verschlossenen subjectiven Innerlichkeit wieder heraus an die objective Aeußerlichkeit, und befriedigt nun mit der Bestimmtheit, Lebendigkeit und Unbefangenheit seiner Erscheinung die Ansprüche des auf's Neue hervorgetretenen Naturschönen und der Beschauenden oder Genießenden; d. h. es wird Kunstwerk. Denn es bedarf für den Genius keines geringen Könnens, um den Gegensatz eines Naturschönen und eines Phantasiebildes in einem dritten, einer subjectiv-objectiven Erscheinung, aufzuheben. Welche Werke er aber also schafft, sie sind die würdigen Früchte seiner eminenten Anlage und seiner, ihn übrigens beglückenden, Anstrengung, und was er mit Beiden aus dem breiten und weiten Leben des Volkes und der Zeit an Anschauungen und Kenntnissen in sich gesammelt, und was er aus deren Schooße an Kräften in sich gesogen, dafür zahlt er dem großen Ganzen seine Schuld, indem er in jedem seiner Werke ein von einem Naturschönen angeregtes individuelles Bild seiner Phantasie zum reinen Wiederschein der universellen Welt umschafft und jenem so einen Genuß bereitet, der ihm um so entzückender ist, weil es in dem Bilde zugleich seinem Angesicht, aber in Reinheit umgeschaffen, begegnet.

Doch dieses von dem Wesen des Schönen und dessen Entwickelung Gesagte möchte zur Beantwortung jener Doppelfrage genügend sein.

In Bezug auf den ersten Theil der Frage brauchen wir kein Wort mehr darüber zu verlieren, daß die Lehre von der Dichtkunst weit entfernt ist, unsere Schüler zu einer Ausübung ihrer Theorie zu verpflichten. Muß sie doch selbst in dem Abschnitt über die Phantasie zeigen, daß die wenigen durch ihre Phantasie vor der Masse bevorzugten Individuen nicht durch belehrende Vorschriften zu Dichtern werden, sondern daß auf deren Bildung dieselben nur mittelbar und namentlich nur in technischer Beziehung, in Sprache und Versmaß, einzuwirken vermögen. Unsere Schüler können also höchstens zu Versversuchen angeleitet werden, wobei meistentheils unent-

schieden bleibt, welchen von ihnen dieselben bei der angedeuteten Anlage, als Bedingung, zur Anregung und mittelbaren Förderung dienen werden.

Hinsichtlich des zweiten Theiles der Frage halten wir sogleich vorläufig fest, daß das, was wir zuletzt von den Kunstwerken überhaupt auszusagen hatten, von den Dichtwerken, als den Werken derjenigen Kunst, welche den höchsten, d. h. ethischen, Inhalt in einem in der Phantasie selbst liegenden Stoff, den Phantasiebildern, zur reinsten, durchsichtigsten Offenbarung bringt, im höchsten Grade gilt. Aus allen blickt unsere Schüler menschliches Leben an, so wie es entweder noch als Gefühl die Brust erfüllt oder bereits als Handlung in die Welt gestaltend eingreift, und blickt sie an mit verklärten, geistigeren Augen, die ihnen von seiner Quelle, seinem Verlauf und Ziel, kurz, von des Menschen Mühe und Lust in einer unendlich wahreren Weise erzählen, als das Leben in seiner Wirklichkeit selbst es vermag. Denn überall, in den lyrischen und in den epischen und dramatischen Werken, herrscht jener Geist, der die menschlichen Gefühle und Leidenschaften nur in Kampf und Disharmonie aufzeigt, um sie in der Rückkehr zu ihrer Ruhe und Harmonie darzustellen; überall also schauen unsere Schüler ein Bild der Versöhnung und des Friedens und deßhalb, weil dasselbe trotz der Enge seiner Individualität, im Anschauen wachsend, zugleich zum Bild des weiten, großen Lebens und seines es durchdringenden, alle Gegensätze erzeugenden und wieder einenden Geistes wird, ein Bild des Großen und Vollkommenen, von dem sie, die Schwachen und Unvollkommenen, noch unendlich weit entfernt sind. Und den Inhalt solcher Anschauung, zu welcher sie durch die Lehren der Poetik die Befähigung und durch besondere an jene sich anschließende Erklärungen die practische Anleitung empfangen, werden sie wie anders in ihr Inneres hereinnehmen, als mit Lust und Liebe? Zieht er doch zu ihnen ein in den anmuthigen, erhabenen und launigen Gestalten des Schönen, so wie sie ihrer jugendlichen Geistesstufe, die Alles mit der sinnlichen und erst allmählich zu dem Begriffe hinneigenden Vorstellung auffaßt, genehm und willkommen sind, und um so genehmer und willkommener, da ihnen die schönen Gestalten hellenischer Literatür und Welt eine freundliche und, wegen der fortschreitenden Entwickelung unserer Zöglinge, erwünschte Aufnahme bereitet haben und noch bereiten.

Aus diesem Verhältnisse unserer Zöglinge zu den Dichtwerken

mit solchem Inhalt und solcher Form erhellt aber, wie die Wirkung dieser Kunstgebilde zwar eine umfassende sein und nicht nur auf die intellectuelle, sondern vornehmlich auf die ethisch-religiöse Bildung jener sich erstrecken muß, wie sie jedoch zunächst, am schönen Bilde festhaltend, eine ästhetische bleibt. Sie betrifft dann aber das Gefühl und dessen Tiefe und Reinheit. Nämlich da es die psychologische Bestimmung der Phantasiebilder ist, sowohl den eigenen Gefühlen denjenigen Ausdruck zu geben, ohne welchen sie dem Dunkel der Vergessenheit verfallen blieben, als auch dieselben in anderen Subjecten als ihr Analogon zu wecken: so war es Gefühl, was den Dichter durchdrang und fesselte, als ein einzelnes Schöne der Wirklichkeit seine Phantasie traf und da zündete; so war es Gefühl, was ihn durchdrang und fesselte, als er das in ihm auflebende Bild dieses Schönen aus sich heraus zum Kunstwerke schuf; und so sind es daher auch Gefühle, welche in dem Anschauenden angeregt werden und in seiner Brust wie Wellen kräuselnd mit einander spielen oder drohend gegen einander aufbrausen, sobald seine Phantasie die schöne Bilderwelt des Dichtwerkes nachschafft. So wie nun überhaupt im regelmäßigen Gang und Verlauf des Lebens der Geist, nachdem er sowohl in seiner erkennenden als wollenden Thätigkeit aus sich heraus gezogen worden, immer nur im Gefühle in seinen Mittelpunkt und wahrhaft zu sich selbst zurückkehrt, um daselbst sich an den Ergebnissen der Arbeit seines Erkennens und Wollens zu erfreuen und ausruhend sich zu neuer zu stärken: so heißt insbesondere Dichtwerke, sei es zu welcher Zeit nur immer, anschauen, sich der Thätigkeit seines Gefühlsvermögens in der Art hingeben, daß dieses im erheiternden Selbstgenuß zugleich einer höheren Ausbildung theilhaftig werde. Denn der Anschauende erhält im Kunstwerke das Bild seines kleinen und engen Menschenthumes in dem Bild des großen und weiten Menschenthumes immer mit dargeboten. Das Gemüth ist so der große Wasserbehälter, welcher seinen Reichthum der Phantasie zu allen möglichen Wasserspielen und selbst zu dem schäumenden Kaskadensturz überläßt, und zu welchem auch die Wasser aus ihren mannichfaltigen Gestalten, sich sammelnd, wieder zurückkehren.

Wir sehen nun mit voller Klarheit, wie für die Gefühlsbildung unserer Zöglinge, welche wir oben als ein nothwendiges Moment im harmonischen Dreiklang ihrer allgemeinen Bildung erkannten, die Lehre von der Dichtkunst oder vielmehr die durch diese Lehre bedingte

erklärende Lectüre der deutschen poetischen Literatur mit Fug und Recht einzutreten hat, wenn anders diese so hochwichtige Bildung nicht dem Zufall überlassen werden soll, insofern allerdings alles im Gymnasial-Leben vollbrachte Denken und Wollen sein entsprechendes Lustgefühl hervorbringt, und wenn es anders Noth thut, die noch ungebildete Jugend zu dem Adel der Gefühle, welche für einen hochmenschlichen, mit dem allgemeinen Leben harmonirenden Inhalt pulsiren und die Niedrigkeit und Selbstsucht der Gesinnung mit Unwillen von sich weisen und, wo sie sie finden, bekämpfen, mit Gewissenhaftigkeit zu erziehen. Ist aber diese Bahn einmal gezeigt und im Gymnasial-Leben gegangen worden, so wird sie — dafür bürgt die menschliche Natur der Wandernden und die Beschaffenheit der zu betretenden Gefilde — abermals und abermals und weiter und weiter gegangen werden; denn gegen die Wege, welche unter sauerer Anstrengung zurückzulegen, der Beruf und des Lebens Drang und Noth verlangen, bietet sie dann die Erquickung edelsinniger Lustwandelung*).

3. Der Unterricht im geschichtlichen Ueberblick der deutschen National-Literatur.

Was wir nun, nachdem die zwei ersten Hauptdisciplinen nach ihrer Methode und Schülerbildung besprochen worden, noch von der dritten, dem geschichtlichen Ueberblick der National-Literatur, zu sagen hätten, wird sich, da dieselbe sich an jene, die schon allein für die gesammte Bildung die dreigliedrige Psyche zur Entfaltung bringen, bloß ergänzend anschließt, auf einiges Wenige beschränken lassen.

Indem wir von diesem Unterrichtsgegenstande sagen, er komme nur als eine Ergänzung zu den beiden ersteren hinzu, können wir die Erfahrung nicht unterdrücken, daß er gewöhnlich zu selbstständig angesehen und behandelt wird, so wie man denn leider das Auseinanderfallen aller Gegenstände des Unterrichtes bis zu ihrer vollen Selbstständigkeit im Schulunterrichte mehr als ihre innere Bindung und Einigung zu verfolgen pflegt. Hier wäre aber vornehmlich auf

---

*) Um zur Hebung dieses Unterrichtszweiges in dem angedeuteten und in sehr verdienstvollen ästhetischen Leistungen unserer Zeit bereits durchgeführten Geiste nach Kräften mitzuwirken, wird der Verfasser binnen Kurzem einen betreffenden Leitfaden für die Schüler, als zweiten Theil seines „deutschen Unterrichts" (vergl. oben S. 2), so wie in Verbindung damit eine umfassendere Darstellung des Gegenstandes für den Lehrer, herausgeben.

eine enge Anschließung und selbst entschiedene Unterordnung streng zu halten. Nämlich so wie die Gymnasial-Erziehung, den ganzen, in der Willensäußerung zur allseitigen Offenbarung kommenden, Menschen in's Auge fassend, selbst indem sie das Studium der griechischen und römischen Sprache, Literatur und Geschichte mit großer Liebe aufnimmt und festhält, dies nur in Folge der noch größeren Liebe zur deutschen Sprache, Literatur und Geschichte thut: so soll auch wieder in diesem humanistischen Hauptfache die historische Begründung des durch die Rhetorik und Poetik zu Lehrenden zwar nicht vernachlässigt, aber doch nur in stetem Drang nach demselben und seiner Bedeutung in der Gegenwart vollbracht werden. Dieser ist aber hier insbesondere noch ungehinderter und deßhalb ungleich früher beim Ziele anlangend. Denn es ist ja, wie oben gemäß der psychologischen Entwickelung unserer Jugend gezeigt worden, für den Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur der in der griechischen und römischen Sprache und Literatur die angemessenste unmittelbare Vorbereitung, so daß wir der alt- und mitteldeutschen Sprache und Literatur zu gleichem Zwecke nicht mehr bedürfen. Dieselbe ist aber auch als Mittel für diesen nicht geeignet, und deßhalb ihre Verwendung nicht allein überflüssig, sondern auch störend. Und ist noch nach der Ursache hiervon zu fragen? Indem während des Mittelalters, im Gegensatz zur Aeußerlichkeit des Alterthumes, die welthistorische Innerlichkeit, welche, die Wirklichkeit fliehend, der Festigkeit und Klarheit der äußeren Form und Gestalt weniger achtet, im höchsten Grade bei dem deutschen Volk an der Herrschaft ist: so ringt hier das innere Gefühl mit dem äußeren Ausdruck; die Sprache verhält sich in Vergleich mit der Sprache der romanischen Völker lange Zeit spröde gegen die Ansprüche des Inneren, ohne Bildung in Formen und Wendungen, und als sie in diese eingegangen war, bleibt immer noch ein zu großer Mangel an objectiver Gesetzmäßigkeit, als daß sie, wie die römische und griechische, hätte als Muster der Nachbildung dienen können. Und in die Werke der Sprache, die Dichtungen, setzt sich dieselbe Unbeholfenheit und Formlosigkeit fort; jenes Schöne, welches in dem Maß und in der Bindung des Stoffes zur Einheit Behufs der Durchsichtigkeit der Idee besteht, das sucht hier unser Blick vergeblich. Dazu kommt nun noch, daß unser Gymnasial-Schüler nicht allein noch zum Theil im Mittelalter, wie wir Alle, lebt, aus dem wir uns endlich befreien sollen,

sondern daß er auch als angehender Jüngling noch sein eigenes Mittelalter in sich trägt, von dem er sich noch insbesondere befreien soll; weßhalb aus doppeltem Grunde die Aufgabe besteht, ihn dessen Einflusse in Sprache, Gefühl und Phantasie zu entziehen, dagegen in Kost und Wohnung bei der griechischen und römischen Sprache und Literatur zu geben, wo er aus der alten Natur der sinnlichen Triebe und des willkührlichen Beliebens heraus und in die der wahren Freiheit oder der sittlichen Nothwendigkeit hinein zu wachsen vermag. Demnach kann das Mittelalter nur ein Gegenstand des referirenden und mit Urtheil betrachtenden Geschichtsunterrichts sein und keineswegs in seiner Sprache und seinen Dichtwerken einen Aufenthalt für den sich übenden und befreienden jugendlichen Geist darbieten. Alles, was hinsichtlich der Sprache und der Literatur dieses langen Zeitraumes geschehen darf, besteht in dem geschichtlichen Ueberblick der schönen Literatur, wie sie sich aus dem Volksprincipe unter dem Einflusse der Literatur der anderen Völker und der übrigen Potenzen des eigenen Volkslebens gestaltet hat, bei welchem in einzelnen Beispielen, also höchstens nur chrestomathisch, der jedesmalige Character der Sprache und der Literatur anschaulich zu machen ist.

Ein solcher Ueberblick nimmt aus der Heroen- oder vorchristlichen Zeit der Deutschen höchstens auf, daß dieselben mit ihrem durch die Rauhigkeit und Härte der allgemeinen äußeren Natur bedingten individuellen Habitus, durch welchen sie entweder in einem Ansatz tiefer Innerlichkeit verharren und so die Natur hinter sich haben, oder, in diese zurücksinkend, eine maßlose Rohheit und Leidenschaft über sich Herr werden lassen, im Leben nichts Schönes, sondern nur Unbestimmtes oder Colossales und Ungeschlachtes zu vollbringen und aufzuzeigen vermögen, und also auch zur Darstellung von nichts Anderem in ihren ersten Gesängen im Stande sind. Die Heldensage dieser Vorzeit zieht er sogleich mit herüber in die Betrachtung des deutschen Lebens nach Sprache und Literatur, so wie es sich in Folge seiner Verbindung mit dem Christenthum zu gestalten anfängt, und zeigt, wie diese im Volke weiter fortlebende Sage ihre Helden bei dem einfachen Bruche mit der allgemeinen Natur lange noch festhält, nachdem jenes schon das Christenthum in sich aufgenommen, welches, als die Religion des Geistes und der Liebe, statt auf das Greifliche und Große auf das Unsinnliche hinweisend und statt der Rache die Versöhnung und Selbstüberwindung und statt des Trotzes die De-

muth lehrend, den einfachen Bruch noch unendlich mehr verstärken und vertiefen mußte; denn die Menschen, naiv und aus Einem Stücke, freilich rauhen, Gesteines gehauen, gehen mit ihrer Liebe und Rache, von keiner subjectiven Moral irre gemacht, ein Fluß ohne Wehr, ihren Weg; und wie sogar, nach Aufnahme von Personen und Verhältnissen der Völkerwanderung, des christlichen Lebens und der Ritterzeit, der heidnische Kern noch unverwüstlich bleibt, indem das Einwirken von Göttern und Naturgeistern mehr und mehr an den Saum gedrängt, das Christliche aber als Ritus eingewoben wird, obschon, wie vorzüglich in der Gudrunsage, neben der schroffen Größe und Strammheit auch ein Zug herzlicher Innigkeit, eine Blume am rauhen Felsen, mildernd aufblüht. Dagegen erscheint die Karlssage als die Verschmelzung der christlich universellen und volksmäßig germanischen Sage mit deutschen und romanischen Beiträgen. Dadurch, daß in ihrem am reinsten deutsch gebliebenen Zweig von den Haimonskindern, wie namentlich auch schon in der lombardischen Sage von Rother, Otniet, Hug- und Wolfdieterich, bereits die Feudalkämpfe eine Rolle spielen, und Karl mit seinen Recken schon ein Glaubensheld wird, und andere Zweige (Flos und Blankflos, Octavian, Genoveva u. s. w.) zu ritterlich erotischem Geiste sich entfalten, und dadurch, daß auch die unter dessen allmählich eingedrungene antike Heldensage, besonders die trojanische, erst im entstellten Bilde verbreitet und endlich sogar im Geiste der ritterlichen Empfindung behandelt wird, gelangt die Phantasie des Mittelalters bereits an das Ende ihrer Vorstufe. Ihre Dichtungen sind in derselben gemäß dem angedeuteten Inhalte und der Einwirkung des objectiven oder antik griechischen Ideales natürlich epische, obschon mit lyrischer Empfindung; denn empfindend lyrisch ist, wie das bereits Gesagte genugsam andeutet, die Grundstimmung alles schönen Lebens im deutschen Mittelalter.

Darauf übergehend zur Reife der dichterischen Phantasie im dreizehnten bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, zeigt unser Ueberblick, wie dieselbe zwar in der einfachen weiteren Ausbildung der deutschen Volkseigenthümlichkeit am leitenden Geiste des Christenthumes besteht, aber nicht, ohne daß die träumerischen und neblichten Gebilde (Feen, Elfen, Zauberbrunnen u. s. w.) der keltischen Phantasie und die Araber (Mauren) mit ihren Heldensagen voll abenteuerlichen Thatendurstes, Blutrache, Glanzes und schwärmerisch

glühender Liebe und mit ihren an bunten Bildern so reichen Mährchen und ihren wieder das Bild bloß zum Vehikel machenden Fabeln und Parabeln wesentlichen Einfluß gehabt hätten, und wie jetzt die Phantasie, entschieden lyrischen Characters, mit unsagbaren Herzenstiefen jeden Stoff und jedes Verhältniß, insonderheit die Minne, die Frauen und den Frühling, ergreift, und ihre schönsten Empfindungen im Liebestausch der heiligen Familie niederlegt. Da setzt sich an den zu mystischer Inbrunst vertieften Kreis der religiösen Welt eine unendliche Reihe von Legenden als religiöser Sagenkreis an, und ihm gegenüber tritt als mehr weltlicher Kreis die Rittersage von den Kämpfen für die Kirche und das heilige Grab und für die Frauen, welche hauptsächlich in der Artussage ausgebildet erscheint, und in der Sage vom heiligen Gral durch den Mittelpunkt eines mystischen Reliquiendienstes sich mit dem religiösen Sagenkreis vereinigt. Ueberall offenbart sich der deutsche Geist dadurch, daß er, ohne die eckige Form und schwere Härte der Individualität zu überwinden, die durch eine rege Einbildungskraft massenhaft gewordenen Stoffe zu subjectiver Einheit und verklärter Innerlichkeit zu vertiefen bestrebt ist, wie es z. B. Wolfram von Eschenbach's Parcival in Vergleichung mit den betreffenden französischen Bearbeitungen zur Genüge beweist.

Obgleich der geschichtliche Ueberblick der deutschen schönen Literatur bei der Höhe oder Reife ihrer Entfaltung ungleich länger als bei ihrer Vorstufe zu verweilen sich verpflichtet hält, um deren ästhetische Eigenthümlichkeit, d. h. ihr Ideal, welches sich, während das Ideal der alten Welt das der objectiven, und das des nun anhebenden modernen Weltalters das der subjectiv-objectiven oder wahrhaft freien Phantasie ist, als das der phantastischen Subjectivität geltend macht, sowohl nachzuweisen als concret anschaulich zu machen: so drängt ihn doch bald der Gedanke vorwärts, daß die langsamen Schrittes bis auf unsere Zeit herab sich ausdehnende Auflösung dieses Ideales den größten Raum der ihm zugemessenen Zeit einnehmen möchte. Indeß kann er nicht zu Neuem übergehen, ohne zugleich das Alte, nämlich die epische und lyrische Poesie, bis in die folgenden Jahrhunderte hinein mitzunehmen, jene in den Bearbeitungen des Heldenbuches und der Epen der übrigen Sagen, diese als sogenannten Meistergesang, Beide aber als matten und immer matteren Abglanz der Urwerke. Den ersten Anstoß aber zu seiner

wesentlichen Auflösung erhält das Ideal durch die Reformation, welche, nachdem sie durch Erfindungen und Entdeckungen, durch Reisen, durch die Naturwissenschaft, Astronomie und Philosophie allmählich geweckt und endlich durchgeführt worden, dem Menschen den Antrieb gab, aus dem blendenden Schimmer und Glanz seiner frei entlassenen Einbildungskraft zu sich selbst zu kommen, sein Ich zu fühlen und so in die Tiefen seiner Empfindung zu steigen. Hier fand er sich aber vor Allem wohl und zu Hause. Denn die innige Empfindung, sammt der eigentlich empfindenden oder musikalischen und der empfindend dichtenden oder lyrischen Phantasie, war schon von des Volkes ursprünglicher Kraft, noch ehe diese durch das Mittelalter strengeren Sinnes in ihrer geraden Entwickelung gebrochen wurde, als seine Eigenthümlichkeit bedingt worden, obschon mit der Beschränkung, daß es dieser Innigkeit, je urkräftiger sie ist, desto schwerer wird, sich den Reichthum einer weltlich durchgebildeten Freiheit des Gemüthes anzueignen. Und solche Innigkeit, sie tritt nun zu Tage in der Blüthe sowohl der einfachen kirchlichen Musik und des geistlichen Liedes, als des Volksliedes mit seiner reicheren melodischen Welt während des sechzehnten Jahrhunderts. Sie bewirkt, daß jetzt die Dichtkunst — ein äußerer Beweis des auflösenden Fortschrittes — wieder in das Volk zurücktritt, das vorher schon, so weit ihr die alte Heldensage als Stoff diente und zu dienen fortfuhr, im Besitz derselben gewesen war, während der Adel die lyrische Dichtkunst oder den Minnegesang getrieben hatte. Indem aber die Empfindung, welche sich zuerst als ein aus dem Herzen des Volkes erzitterndes Tönen ankündigt, durch die Erkenntniß Inhalt und Bestimmtheit gewinnend, in Trieb und Willen übergeht und dem thätigen Leben der äußeren Wirklichkeit sich zuwendet, da fangen zugleich mit den Volksliedern auch Werke der bildend dichtenden oder epischen und der subjectiv-objectiven oder dramatisch dichtenden Phantasie an aufzusprießen; jene noch in der Beschränkung, daß sie, ohne sich an die nahe liegenden großen Stoffe zu wagen, eben die neue Lust am Dasein in der rohen Kraft ihres Sieges über eine Welt von Täuschungen und Irrungen ergreifen und entweder als Theile satyrischer Ganzen, wie bei Fischart und später unter den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges bei Moscherosch und Schuppe, oder selbst als Ganze mit satyrischer Färbung, wie der Roman Simplicissimus, ein Gemälde der Gräuel jenes Krieges, zur Darstellung bringen, und diese in der, durch den

Geist des gegen das alte aufsprudelnden neuen Lebens bedingten, Einschränkung auf die objective oder possenartige Komik, nämlich als Fastnachtspiele.

Doch die deutsche Poesie ist, wie zu allen Zeiten jede geistige Entwickelung, vom allgemeinen, sie umfassenden, Leben oft nur allzu abhängig; und so wird ihr Baum mit solcher Wurzel und solchem Wachsthum ihres lyrischen, epischen und dramatischen Geästes durch den Orkan und das Unwetter des dreißigjährigen Krieges seiner Blätter und Blüthen beraubt und steht lange verwüstet und verödet da. Aber nicht allein das äußere politische Leben bringt eine Störung in die Entwickelung der deutschen Poesie. Sie selbst bringt auch eine solche, da der Haß gegen das bisher Bestandene und die Berufung auf die guten alten Sitten für die Conception und die Darstellung des Dichtgebildes etwas so Stoffartiges, d. h. die Idee so sehr außer sich Führendes, waren, daß die alles Schöne ausmachende reine Form nur allzusehr darunter leiden mußte. Weil nun eine solche, wie in der schönen Literatur der übrigen romanischen Völker, so insbesondere bei den Franzosen wegen der überkommenen Erbschaft der objectiven Phantasie und der in Folge eigener Bedingungen von ihnen früh vollbrachten Formbildung in höherem Grade sich findet: so wird die Poesie der Deutschen gezwungen, bei der sogenannten Classicität der Franzosen in die Schule zu gehen.

Indeß wird ihr Lernen, da zugleich mehr oder weniger politische Abhängigkeit von den Franzosen damit verbunden ist, und sie ihrem Triebe nach universeller Bildung auf Kosten der nationalen Eigenthümlichkeit sich auch jetzt zu sehr überlassen, eine so sclavische Nachahmung, daß bald in ihrer Mitte von erwachenden jüngeren Geistern ein Gegenschlag gegen die sogenannte französische Classicität erfolgt; war diese doch trotz ihrer Objectivität, d. h. Klarheit, Form und Disciplin, durch frivole, auf einen, nicht bloß in tragischen und komischen Stücken, äußeren Effect berechnende und sich selbst bespiegelnde Subjectivität zu einer entschieden falschen entstellt. Die Bekämpfung derselben aber erscheint zuerst als Poesie der Sentimentalität, des absichtlichen Schwelgens in der Empfindung, d. h. der Empfindseligkeit, wodurch, der seelenlosen Form der Franzosen gegenüber, die innerliche subjective Unendlichkeit, der keine Wirklichkeit genügt, zum Ausdruck gebracht werden soll; sie verlangt dann durch Lessing, da der zu erstrebenden reineren deutschen Classicität noch die wahre Objectivität fehlt, die Natürlichkeit der freilich noch beschränk-

ten, d. h. styllosen, Lebensformen der Gegenwart, und hebt weiterschreitend unter dem Drange einzelner mit kräftiger Phantasie begabten und sich auf Shakespeare's Formlosigkeiten berufenden Individuen nun das freie Walten der genialen Natur auf den Thron. Hieran wäre sie aber gescheitert, oder mit der falschen Regel wäre auch die wahre umgestürzt worden, wenn nicht unterdessen die stürmische Kraft durch Rückkehr an die wahre Quelle, an das ewig classische Ideal der reinen hellenischen Objectivität, und hinter diese an die wahre Natur sich zu bilden versucht hätte. So zur Einfalt und zum Formgefühl geläutert, ergreift die Phantasie in Göthe den Stoff des subjectiven Seelenlebens, der Entwickelung der Persönlichkeit und ihrer Kämpfe in der engeren Sphäre des Privatlebens und arbeitet ihn in der epischen und lyrischen Poesie zur reinen Form aus, in Schiller aber, von der wahren Größe Shakespeare's begeistert, den Kampf der Freiheit im politischen Leben, den sie feurig und gewaltig, jedoch nicht ohne Rest abstracten Denkens und idealistischer Subjectivität vorzugsweise in der dramatischen Poesie niederlegt.

Nachdem unser Ueberblick bis zu diesen beiden Genien der deutschen Phantasie gelangt ist, wird er, in der Betrachtung ihrer Eigenthümlichkeit durch die Erklärung einer Anzahl ihrer Werke unterstützt, desto leichter zu zeigen im Stande sein, welche große Aufgabe für die Zukunft die Einseitigkeiten beider bedingen. Er wird aber dieselbe auch auf eine mehr mittelbare Weise dadurch hinstellen, daß er, nachdem von ihm berührt worden, wie gleichzeitig mit jener Bekämpfung der falschen Classicität der Franzosen auch eine indirecte durch die vorzüglich bei Jean Paul in den Humor umgeschlagene Sentimentalität eingetreten sei, weiterhin noch der sogenannten romantischen Schule in Rücksicht auf ihr Ziel und den Erfolg ihres Strebens einige Worte widmet; in Rücksicht auf ihr Ziel, insofern sie der Sehnsucht nach Darstellung der in sich und ihren Kämpfen wahrhaft berechtigten, wenn auch eckigen, Individualität, welche Göthe und Schiller noch unbefriedigt gelassen haben, Rechnung zu tragen bestrebt ist, und in Rücksicht auf ihren Erfolg, insofern sie, in den Glanz und die Willkür der phantastischen Subjectivität zurückfallend und doch mit ironischer Absichtlichkeit über ihrem farbenreichen und gleichwohl gestaltlosen Schattenspiel schwebend, geradezu ihr Ziel verfehlt und also nur negativ zu der Erreichung desselben in der Zukunft beiträgt.

Dies möchte der leitende Gang beim historischen Ueberblick der deutschen schönen Literatur sein. Die Betrachtung der Entwickelung der prosaisch-rednerischen Literatur schließt er entweder immanent in sich, wo diese fast noch gar nicht existirt, nämlich von Anfang an bis zu Ende der Reife des Mittelalters, oder er berührt sie, wo sie, nämlich mit dem Beginn der Auflösung des romantischen Ideales, zu werden und sich zu gestalten anfängt, theils im abhängigen Verhältnisse zu den poetischen Darstellungen, insofern sie als der cultivirte allgemeine Sprachboden zur wesentlichen Unterstützung und Voraussetzung für die Technik der dichterischen Schöpfungen dient, theils wegen der geistlichen und, gegen unsere Tage hin, auch politischen Beredtsamkeit als ein selbstständiges Glied. Nähert er sich aber der neueren und neuesten Zeit, dann bewegt er sich, nachdem er bereits vorher den Eingang in die Gebiete der zweiten und der ersten Hauptdisciplin geebnet hatte, bereits mit ihnen auf gleichem Boden, ohne sich von ihnen mehr wesentlich zu unterscheiden. Und diese Einigung ist sein Ziel und, tritt sie ein, für ihn die längere Zeit hindurch Beschäftigung.

Aus letzterem Grunde kann der Ueberblick auch keine eigene Schülerbildung zum Ergebniß haben, sondern nur die der beiden Hauptdisciplinen fördern helfen.

C. Die Vermehrung der bisherigen Unterrichtszeit für das deutsche Sprachfach in den beiden oberen Klassen.

Nachdem nun auch in Folge der Besprechung der methodischen Behandlung des deutschen Faches in den beiden oberen Klassen und der durch dessen Hauptdisciplinen zu bewirkenden Schülerbildung der Werth desselben noch vollends hervorgehoben worden, tritt endlich, ohne sich länger zurückhalten zu lassen, im Vordergrund die Frage auf: Wird denn aber diesem Werthe des Faches auch äußerlich in der nöthigen Stundenzahl Behufs umfassender Durchführung durch alle seine Zweige Rechnung getragen? Eine Frage, welche auf den ersten Anblick bedeutende Rechtsansprüche zu bergen scheint, welche aber in dieser Beziehung vollkommen befriedigt werden möchte. Den Werth des Faches, so wie er im Vorhergehenden nachgewiesen worden, lassen wir natürlich unangetastet stehen, entschlossen, ihn immer von Neuem in seinem ganzen Umfange anzuerkennen und zu vertheidigen. Wie jedoch bereits aus jener Nachweisung genugsam hervorgeht, sein Auf-

treten ist eben sowohl mittelbar, als unmittelbar, eben sowohl unsichtbar, als sichtbar. Zuerst erinnern wir an das besprochene Verhältniß, in welchem es zu dem griechischen und lateinischen Sprachfach steht. Wer wollte im Rückblick auf dasselbe nicht zugestehen, daß alle griechischen und lateinischen Sprachstunden in gewissem Grade als eben so viel Stunden der Vorbereitung und der Anwendung des Deutschen gelten und mit bewußtvoller Absicht immer noch mehr dazu gemacht werden können? Was da an allgemeineren Sprachformen zur Erlernung bestimmt ist, es weckt bekanntlich, weil diese Sprachen als fremde und todte einen hohen Grad von Objectivität bieten, eine desto klarere Anschauung und Erkenntniß, und kommt nun vor Allem auch dem Deutschen zu Gute. Ebenso ist die Anwendung dieser Formen in der gefügten Rede des Griechischen und Lateinischen zugleich eine Anwendung derselben im Deutschen, mag nun in dasselbe oder aus demselben übertragen werden; und derselbe Cicero, der insbesondere bei den lateinischen Schreibübungen Vorbid ist, wird er nicht in jeder Periode, wo er nur spricht und darstellt, das nachahmungswürdigste stylistische Muster, falls unsere Schüler das Wesentliche seiner römischen Eigenthümlichkeiten in ihre Muttersprache, unbeschadet ihres Characters, zu übertragen bemüht sind? Da zweitens diese Fächer und alle anderen zu ihrer Auffassung der deutschen Sprache als Mediums bedürfen, so sieht diese auch insofern ihre Ausdrucks- und Darstellungsweise nach allen Seiten hin geübt und erweitert. Es mindern sich also in Folge dieser, dem deutschen Unterrichte durch sein Verhältniß zu allen übrigen zu Theil werdenden, vielfachen Förderung die Ansprüche auf die zur ungehinderten Behandlung seiner einzelnen Disciplinen etwa nöthige Unterrichtszeit, und wir sind im Stande, auf jene Frage nun schon die Antwort zu geben, es müsse allerdings zur Aufrechthaltung und Hebung der Selbstständigkeit des deutschen Faches und zur Förderung des gesammten Gymnasial-Zweckes die bisherige Unterrichtszeit vermehrt werden, aber nur mit Beachtung der im Wesen des Organismus sich gründenden Wahrheit, daß in demselben Grade, als es auf Kosten der Wirksamkeit der übrigen Fächer geschähe, auch seine und besonders des Gymnasiums Wirksamkeit leiden würde. Da möchten denn, was zunächst die Secunda betrifft, während eines einjährigen und also von den Schülern zweimal durchzumachenden Cursus in dem einen Halbjahr erst für den Unterricht in der Stylistik, als der Lehre des Ausdruckes aus der Rhetorik, und hierauf, nach deren Be-

endigung, für die Erklärung von einigen kleineren, nämlich lyrischen, Gedichten, und ebenso im zweiten Halbjahr für die Durchnahme der Poetik und, daran anknüpfend, für die Erklärung eines größeren, etwa epischen Stückes (z. B. Hermann und Dorothea von Göthe) zwei wöchentliche Stunden nicht zu entrathen sein; und zu gleicher Zeit, während des ganzen Cursus, müßte eine dergleichen dritte der Disponirung von Thematen und Durchnahme der Correctur der Aufsätze und eine vierte den Declamations- und Redeübungen gewidmet werden. Eben so viel Stunden aber hätten wir für den einjährigen und also gleichfalls zu wiederholenden Cursus der Prima nöthig, nämlich in dem einen Halbjahr zuerst zum Unterricht in der Rhetorik und zur Repetition der Poetik und sodann zur Erklärung einiger schwereren lyrischen Gedichte, und im anderen zur Durchnahme des Ueberblickes der Literaturgeschichte und, im Anschluß daran, zur Interpretation eines Göthe'schen oder Schiller'schen Drama zwei wöchentliche Stunden, ferner eine dergleichen dritte zur Disponirung von Thematen und Durchnahme der Correctur der Aufsätze und endlich eine vierte zu den mündlichen Redeübungen. Da beide Klassen fast überall, wenigstens was Secunda anlangt, schon im Besitze von drei Stunden sind, und die, auch in der vorliegenden Abhandlung zum Ausdruck gekommenen, Ansprüche des Faches auf Vermehrung der Unterrichtszeit nicht länger abgewiesen werden können, wenn anders der Vernunft der Gymnasial-Erziehung noch ein Recht gebühren soll: so wird man, sich ermannend, wohl auch über den Entschluß, noch eine oder, bezüglicher Weise, zwei Stunden frei zu machen, hinwegkommen. Ist das Deutsche auch in des Klassenlehrers und namentlich auch in Prima mit der philosophischen Propädeutik in desselben Händen, dann könnte freilich dadurch, daß abwechselnd seine übrigen Fächer und insbesondere das genannte eine Stunde für jenes abgäben, ausgeholfen werden. Indeß warum bei der Gnade betteln, wo es das Recht gilt? Auch winkt die gerechte Hülfe — das griechische und lateinische Sprachfach bieten sich gemäß ihrem innigen Verhältnisse zum deutschen zur Abgabe der verlangten Zeit freiwillig an; denn sie wissen, daß der Geist, welcher ihr Anerbieten annimmt, auch ihr Geist ist und ihr Interesse durch intensiv oder methodisch gesteigerte Thätigkeit für alle Zeiten hoch in Ehren halten wird.

Dr. A. Kapp,
Professor am Gymnasium zu Soest.

Ueber die Auslassung des Lautes e in den Flexionsendungen deutscher Substantiven.

Das e in den Flexionsendungen der Substantiven, Adjectiven und Verben wird sehr häufig ausgelassen, namentlich im Genitiv und Dativ Sing. bei männlichen und sächlichen Substantiven, die nach der starken Form gebogen werden:

Bspl. Des Königs, dem König — des Thals, dem Thal.

Eine solche Auslassung konnte überhaupt erst Statt finden, als im Mittelhochdeutschen an die Stelle der althochdeutschen Flexionsvokale (wie: Sing. G. visces, D. visca, Pl. N. visca, G. visco, D. viscum) ein tonloses e getreten war (Mhd. Sing. G. visches, D. vische, Pl. vische, G. vische, D. vischen). Aber der Wegfall des stummen e in der Flexionsendung fand mittelhd. in den meisten Fällen in sehr gesetzmäßiger Weise Statt, nämlich hauptsächlich 1) bei auslautender Liquida und kurzem Vokal des Substantivs, Bspl. kil (caulis), G. kils, D. kil, so: zal, zil, mer — 2) bei Substantiven mit der Bildungsendung el, er, em, en, wenn der Stamm einen langen Vokal hatte, Bspl. âtem, G. âtems, D. âteme wie âtem' — dagegen nicht bei kurzem Stammvokal: nagel, G. nagel-es, D. nagel-e. Sonst fällt im Mittelhochd. das e der Kasusendung nur selten und ausnahmsweise fort.

Im Neuhochdeutschen pflegen Dichter und Schriftsteller bei Auslassung dieses Endungsvokals bloß ihrem Gefühl zu folgen; aber dieses leitet sie nicht selten irre. Es kommen häufig Schwankungen im Gebrauch des Endungsvokals e vor; man findet denselben ausgelassen, wo das Sprachgefühl ihn vermißt, und umgekehrt. Das Sprachgefühl aber ist in diesem Falle nichts Anderes, als das Gefühl für Wohllaut und für Wohlklang; wir müssen daher auf das

Lautverhältniß und das Tonverhältniß Rücksicht nehmen, wenn wir, dem Sprachgebrauch und klassischen Mustern folgend, Gesetzmäßigkeit in der angegebenen Spracherscheinung nachweisen wollen.

Es muß uns schon in denjenigen Fällen, wo die Auslassung des Endungs-e im Genitiv und Dativ der Substantiven von der Grammatik als gesetzlich festgestellt ist, das Bedürfniß des Wohlklanges und Wohllautes als Grund der Auslassung oder Beibehaltung jenes Vokales erscheinen. Das e fällt im Genitiv und Dativ Sing. regelmäßig aus, wenn das Substantiv zwei- oder mehrsilbig und in der letzten Silbe halbtonig oder tonlos ist:

Bspl. G. des Nachbars, D. dem Nachbar — so auch bei: König, Monat, Fittich, Abend, Jüngling, Reichthum, Heiland ꝛc.

Ja, Substantiven mit einer der Endungen lein, chen, el, er, en, wie Fräulein, Mädchen, Stiefel, Vater, Degen, haben weder im Singular noch im Plural das e der Flexionsendung:

Bspl. Plur. Nom. die Flügel, Gen. der Flügel, Dat. den Flügeln, Akk. die Flügel.

Man sieht hieraus, daß der Neuhochdeutsche die Verbindung Einer leicht betonten Silbe mit einer schwertonigen Silbe für ein schöneres Tonverhältniß erkennt, als die Verbindung zweier leicht betonten mit einer schweren Silbe. Die Sprache schafft daher aus der daktylischen Form des Wortes, die sich durch den Uebergang althochdeutscher Vokale in mittelhochdeutsche kurze Vokale entwickeln würde, durch Synkopirung gern die trochäische Form (wie ahd. silubar, mhd. silber, ahd. wituwa, mhd. witewe, nhd. Witwe), ja, sie wählt die einsilbige Form des Stammes nicht selten statt der jambischen oder trochäischen Form (wie ahd. stahal, mhd. stahel, nhd. Stahl; ahd. gilid, mhd. gelid, nhd. Glied). Hierher gehört auch die Veraltung der Singularformen Peine, Schame, Betrachtunge, Bedrängnisse, die jedoch in den Mundarten noch vorkommen. In den Mundarten ist auch die im Hochdeutschen allgemein gewordene Deklinationsform der Substantiven mit einer der Endungen el, em, en, er nicht durchgedrungen. In den oberdeutschen Mundarten ist das e der Flexion solcher Substantiven verschollen, und nur in der Kanzleisprache hat sich im Nom. und Akkus. Plur. lange die Form Dienere, Richtere, Schreibere erhalten (Schmeller „Die Mundarten Baierns" S. 237); dagegen findet man in niederd. Mund-

arten häufig noch jetzt die Dativform dem nagele, dem vadere, dem fenstere etc.

Auch bei Substantiven ohne Bildungsendung, sowol bei einsilbigen als bei zusammengesetzten Substantiven, wird im Genitiv und Dativ Sing. sehr häufig der Vokal e ausgelassen. Der Wohlklang fordert namentlich, daß in zusammengesetzten Substantiven, wenn das letzte Substantiv (das Beziehungswort) nicht betont wird, sich also gewissermaßen wie eine Endung verhält, das e der Endung ausfalle:

Bspl. Des Stadtthors, dem Stadtthor. Sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls. Möser. — Den Todtschlag des Burgvogts zu rächen. J. v. Müller. — Da er achtmal im Zweikampf gesiegt. Herder. — Die Deputirten saßen auf dem Rücksitz. Göthe.

und dieses geschieht selbst in dem Falle, daß das letzte Wort der Zusammensetzung ein Lautverhältniß hat, welches sonst der Auslassung des e widerstrebt:

Bspl. Nicht: des Betts, dem Bett, wol aber: des Thronbetts, dem Thronbett; nicht: des Bergs, wol aber dem Weinberg; nicht: des Stocks, wol aber: des Rothstocks Felsgestein. Uhland. — nicht: Gotts, wol aber: des Abgotts.

In gleicher Weise fordert der Wohlklang, obschon die Genitivformen Werks, Bergs, Lands u. dergl. dem Wohllaut widerstreben, doch in Zusammensetzungen die Formen des Feuerwerks, des Kohlenbergs, Landsleute.

Am meisten schwankend ist die Auslassung des e im Genitiv und Dativ Sing. bei einsilbigen Substantiven. Mit wenigen Ausnahmen findet die Auslassung regelmäßig im Dativ Statt, wenn das Substantiv ohne Artikel gebraucht wird:

Bspl. Ein Haus von Gold. Mit der Hände Fleiß. Von Haus und Hof vertrieben. Was frag ich viel nach Geld und Gut. J. M. Miller. Unzähliche Hügel von Sand und Schlamm. J. v. Müller. Hochgelehrt in Erz und Thon. Schiller. Wie wollt ich singen und klingen mit Schwert und mit Schild. Uhland.

Es kommt bei dieser Spracherscheinung nicht der Wohllaut und auch nicht der Wohlklang in Betrachtung, sondern vielmehr der Umstand, daß die Sprache eine ursprüngliche bedeutungslose Form dazu

benutzt hat, einen Unterschied in der Bedeutung auffallend zu bezeichnen. Die Sprache stellt nämlich den nicht individualisirten Begriff „von Gold" „mit Fleiß" nicht bloß ohne den individualisirenden Artikel, sondern auch in einer unentschiedenern Flexionsform dar.

Sonst kommt bei den einsilbigen Substantiven und bei mehrsilbigen Substantiven, deren letzte Silbe starktonig ist, zunächst in Betrachtung, ob sie im Satze von der Nähe anderer Wörter abhängig sind oder nicht. Sie sind unabhängig, wenn sie am Ende eines Satzes oder unmittelbar vor einer andern Gedankenpause stehen, abhängig aber, wenn sie im Anfange oder in der Mitte eines Satzverhältnisses auftreten. Im ersten Falle kommt bei der Auslassung des Endungs-e hauptsächlich das Lautverhältniß, der Wohllaut des Wortes, im andern Falle aber kommt zugleich das rhythmische Verhältniß, der Wohlklang des Wortes in Frage.

Bei der Rücksicht auf das Lautverhältniß ist sowol die Quantität des inlautenden Vokals, als die Qualität des auslautenden Konsonanten maßgebend.

Die Auslassung des e in der Flexionsendung des Genitivs und Dativs findet vorzugsweise bei Substantiven mit langem Vokal und auslautender Liquida Statt:

Bspl. Die Söhne des Thals. Die Stufen des Throns. Die Tage des Heils. Die Quellen des Hains. Wie erscholl der Gang des lauten Heers. Klopstock. Jedes Säuseln des Baums. Hölty. Die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms. Schiller. — Es ist zu deinem Heil. Die Vögel sangen im Hain. Kränze im Haar. Sink in Staub vor seinem Thron. Sturm. Donnert Welten im feierlichen Chor. Klopstock. Ihr Sonnenheere flammt zu seinem Ruhm. E. v. Kleist. Warum blühest du so entfernt im Thal. Weiße. Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal? Uhland.

Die Beibehaltung des Endungs-e in Substantiven dieser Art macht den Rhythmus leicht schleppend, besonders wenn der betonten Silbe des Substantivs mehrere schwach betonte Silben vorhergehen:

Bspl. Der Schimmer des Rubines (besser: des Rubins). Mit der Kraft eines Stieres (statt: eines Stiers). Der Erbe des Thrones (statt: des Throns). — Eine Blume am Stiele (statt: am Stiel). Fehler am Ohre (st. am Ohr).

Ist in einem Substantiv nach langem Vokal die auslautende Liquida durch eine Muta verstärkt, so pflegt das e der Flexionsendung im Singular zu bleiben:

Bspl. Der Mann im Monde. Die Phasen des Mondes. Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte. Körner. Eberhard, der mit dem Barte. J. Kerner. Ihr Streiche führend mit papiernem Schwerte. Fr. Rückert. Jeder Mann zu seinem Pferde! Freiligrath. —

Auslassung des e findet in Substantiven dieser Art wol im Dativ, aber nicht leicht im Genitiv Statt:

Bspl. Das Lamm, das Zicklein flamme deinem Herd. Uhland. Nicht: die Flamme des Herds, die Schärfe des Schwerts, die Länge des Barts.

Bei Substantiven mit langem Vokal und auslautender harten oder weichen Muta fällt das e der Flexionsendung manchmal — doch eben nicht sehr häufig — im Dativ, aber nicht leicht im Genitiv fort; wol aber, sowol im Genitiv als im Dativ, bei auslautender aspirirten Muta:

Bspl. Laßt ihm Ruh im Grabe. Der Wurm im Staube. Die Trennung der Seele vom Leibe. Der Vogel auf dem Zweige. Meine Kraft sinkt nach dem Grabe. Göthe. Die Noth an einem großen Tage. Hölderlin. Und wir sind schwergebückt in unserm Staube. Rückert. Führ uns zum Siege, führ uns zum Tode. Körner — Vielen Spöttern ward die Flut zum Grab. E. v. Kleist. Wie dem der Schmerz Muth und Vermögen raubt zum weitern Flug. E. v. Kleist. Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug. Göthe. Ein froher Wille lebt in meinem Blut. Göthe. Nach Kaiser Heinrichs frühem Tod. J. v. Müller. Man merkt des Jammers Größe nicht an dem kleinen Grab. Rückert. — Aber: Die Ruhe des Grabes (nicht: des Grabs). Die Bedürfnisse des Leibes (nicht: des Leibs). Die Knospe des Zweiges (nicht: des Zweigs). Alle ziehen ihres Weges. Herder. — Dagegen oft: In süßem Schlaf, an seinem Hof, mit einem Brief, die Wolle des Schafs, die Süßigkeit des Schlafs, das Ende seines Laufs.

Ebenso verhalten sich Substantive mit langem Vokal und auslautendem Spiranten f oder auslautendem Zischlaute; nur verträgt

sich bei diesen Substantiven die Auslassung des e im Genitiv nicht mit dem Wohllaut:

Bspl. Wären der Mädchen ein Dutzend im Hause. Göthe. Der Himmel in ewigem Zauberbann dreht sich mit uns im Kreise. Rückert. Er liegt dem Glück im Schooße. Weih' uns mit deinem Geiste. — Und wenn alle Saiten springen, klingt noch mit dem letzten Glas. J. Kerner. Und der Geiger ist gesessen oben an beim lust'gen Schmaus. J. Kerner. Feuerkugeln sprühen aus ihrem dunkeln Schooß. Körner. Die Form in deinem Geist. Göthe. Im Fleisch. Nie: Des Haus's, des Schuß's, des Geists, des Fleischs.

Wenn ein Substantiv eine schwach betonte Vorsilbe hat, so wird, gleichviel ob der Vokal des Stammes lang oder kurz ist, das e der Flexionsendung in der Regel ausgelassen:

Bspl. Er ist zufrieden in seinem Beruf. Er erfüllt die Pflichten seines Berufs. In seinem Verlag. Die Werke seines Verlags. Fort mit diesem Geschmeiß. — sie zu pflegen in der Kapelle des Gebets. G. Schwab. Sie speiseten von silbernem Geräth. — Ideen eines kranken Gehirns.

Substantiven, denen der konsonantische Auslaut fehlt, wie See, Knie, Ei, Bau, Vieh, haben das e der Flexionsendung, durch das hier der Uebellaut eines Hiatus herbeigeführt würde, weder im Dativ noch im Genitiv.

Bei Substantiven mit kurzem Vokal wird das e der Endung im Dativ sowol wie bei auslautender doppelten, zwiefachen oder verstärkten Liquida, als bei auslautender doppelten oder zwiefachen Muta nicht selten ausgelassen; im Genitiv jedoch nur in dem Falle, daß keine Anhäufung von Konsonanten, insbesondere vom Zischlauten dem Wohllaut entgegen ist:

Bspl. Er hat nichts Gut's im Sinn. Wieland. Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn. Bürger. Früchte bringt das Leben dem Mann. Göthe. Verstoß uns nicht in deinem Zorn. Eine Feder auf dem Helm. Sie ständen trotz dem Horn. Wieland. Die Stadt des goldnen Horns. Der Jude im Dorn. Grimm's Märchen. Ich halte dich beim Wort. Manch' bunte Blumen sind an dem Strand. Göthe. Es jagt' ein Jäger im grünen Wald. (Aber: Die Vöglein schweigen im Walde. Göthe. Gewißheit einem

neuen Bunde. Göthe). Du fliehst vor deinem Glück. Wieland. Mit ihrem bunten farblichen Schmuck. Geßner. Der hohe Gipfel des Glücks.

Dagegen: Er bestieg den obern Theil des Berges. Wieland (nicht: des Bergs). Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Bergs. Hölderlin. Der Werth dieses Bildes (nicht: Bilds). Die Qualen des Durstes (nicht: des Dursts). Die Erfüllung seines Wunsches (nicht: Wunschs). Die Freuden des Festes (nicht: des Fests).

Tritt das Substantiv im Satze vor andern Wörtern auf, so muß mit dem Lautverhältniß zugleich das rhythmische Verhältniß des Wortes zu der nachfolgenden Silbe in Betracht gezogen werden. Das Ebenmaß der Betonung wird leicht gestört, wenn sich Silben desselben Tonverhältnisses in unmittelbarer Berührung wiederholen, d. h. wenn volltonige auf volltonige, und nicht volltonige (halbtonige und tonlose) auf andere Silben dieser Art unmittelbar folgen. Oft wird durch Auslassung, oft durch Beibehaltung des Lautes e in der Flexionsendung das rhythmische Tonverhältniß gestört. Man erkennt — abgesehen vom Wohllaut — sehr leicht, daß Substantiven mit halbtoniger oder oder tonloser Endung das e der Flexion abwerfen müssen; die Beibehaltung würde, schon wenn eine volltonige, geschweige nun eine halbtonige oder tonlose Silbe folgt, ein unebenmäßiges Tonverhältniß herbeiführen:

Bspl. Des Königes Schild, im Frühlinge blühen — des Königes Gemahlin, im Frühlinge erwachen.

Bei allen mit schweren Silben endenden Substantiven, gleichviel ob sie lange oder kurze Vokale haben und gleichviel mit was für einem Konsonanten sie auslauten, muß, wenn eine volltonige Silbe folgt, das e der Flexionsendung sowol im Genitiv als im Dativ beibehalten werden:

Bspl. Des Thrones Stütze (nicht: des Throns Stütze), am Throne stehn (nicht: am Thron stehn), des Grabes Nacht (nicht: des Grabs Nacht), im Grabe schlummern (nicht: im Grab schlummern). Es dachte Keiner, daß an meines Bruders Tode Theil ich hätte. Herder. Im Thale blühet Hoffnungsglück. Göthe. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raumes merklich genug. Göthe. Viele die auf demselben Wege gehen,

werden sich zusammen gesellen. Göthe. Daß ich ... mit dir auf Einem Sterne lebe, und in Gottes Schoße ruh'. Hölty. Das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick. Schiller. Er sieht sein Geschütz in des Feindes Hand. Schiller.

Folgt einem Substantiv der angegebenen Art eine nicht betonte — d. i. eine halbtonige oder tonlose — Silbe nach, so wird in der Regel das e der Genitiv- und Dativendung ausgelassen:

Bspl. Die Klage des Schlafs verwandelte sich in triumphirenden Dank. Herder. Auf beiden Seiten des Thals der Aare. J. v. Müller. Es ist Alles hinausgegangen, sich im friedlichen Strahl des Frühlings zu sonnen. Schiller. Der Mann opfert sich dem Dienst des gemeinen Wesens ganz auf. Moser. Die kühnen Franken vom schwarzen Meer an bis zu der Rheinmünde. Klopstock. Die Art wie die Religion mit dem Staat in Rom verwebt war. Herder. Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet, der immerfort am schalen Zeuge klebt! Göthe. Man hat mich im Spott nur Hans Ohnesorge genannt. Göthe. Viele tausend Sonnen leuchten deinem Blick unbemerkbar. Engel. Er wohnte sehr anständig im ersten Stock des goldnen Bären. Göthe. Die Morgensonne flammte schon hinter dem Berg herauf. Geßner. Indem sah unser wandernd Paar sich unvermerkt in einem Park befangen. Wieland. In jedem Stand entdeck ich Helden. Hagedorn. Dem Wind entgegen im Dampf der Klüfte. Göthe.

Bringt aber die Auslassung des e einen Uebellaut zu Wege, so muß dasselbe beibehalten werden. Dieser Fall tritt gewöhnlich im Genitiv ein, wenn das Substantiv mit einer Liquida auslautet, die durch eine Muta verstärkt ist, wie auch, wenn das Wort mit einem Zischlaute auslautet, im Dativ, wenn durch die Auslassung des e eine harte Aufeinanderfolge von Konsonanten herbeigeführt würde:

Bspl. Des Wortes Bedeutung. Schiller. Alles ist Weisheit in deiner Ordnung der Natur, wenn der Geist deines Wortes den unserigen aufschließt. Hamann. Des Landes Bewohner. Des Geistes Erkenntniß. Die Wirkungen des Schmerzes in dem Körper. Lessing. — Mit dem Bilde des Gekreuzigten. In dem Lande des Todes.

Bei Substantiven mit auslautendem d oder t findet im Genitiv selten Auslassung des e Statt:

Bspl. Des Leides vergessen (nicht: des Leids vergessen). Des Brodes genießen. Er hat den Saum seines Kleides berührt. Wenn mich die Donner des Todes begrüßen. Körner.

Bei dem Substantiv Gott wird das e der Flexionsendung im Genitiv nie ausgelassen. Im Dativ wird es nie beibehalten, wenn das Wort den alleinigen Gott bezeichnet:

Bspl. Den Willen Gottes erfüllen. Er hat sich mit seinem Gott versöhnt. — Aber: „Doch es fehlt der Stoff dem Gotte“ (Hermes). Rückert.

Die Beibehaltung des Flexions-e ist zu tadeln, wenn durch dieselbe im Dativ der Uebellaut eines Hiatus, im Genitiv die Häufung gleichartiger Laute herbeigeführt wird:

Bspl. Was den edlen Landmann bei muthigem Sinne erhält. Möser. Ein Gebäude aus dem entferntesten Alterthume ist ehrwürdig. Kant. Wer wollte in solcherlei Staube umsonst wühlen. Klopstock. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen. Göthe. — herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt. Göthe. — Tugend, mit festem Tritte auch auf der Gränze noch wandelt. Schiller. — Des Thales des Friedens. Daß er im Glanze des Thrones es nicht vergißt.

Fehlerhafte Auslassung oder Beibehaltung des Genitiv- und Dativ-e findet man sehr häufig in den metrischen Erzeugnissen selbst unsrer besten Dichter; und die „poetische Freiheit“ entschuldigt nicht, wenn metrischen Rücksichten die rhythmische Schönheit oder der Wohllaut des Wortes geopfert wird.

Unnöthige Beibehaltung des Endungs-e macht nicht selten den Rhythmus schleppend; aber fehlerhafte Bildungen dieser Art kommen seltener vor, und sind als poetische Freiheiten auch eher zu entschuldigen, als die Fehler einer ungehörigen Ausstoßung des Lautes:

Bspl. Des Hirtenhornes Getön. Bürger. Hans Bendix zum Abte geschmückt. Bürger. Thuiska schwebt im wehenden Geräusche des begrüßenden Hains. Klopstock. Weißt du die Mähr, wie hier einst der Titan zum Lohn des Uebermuthes auf der Brust die Bürde dieses Eilands mußt' empfahn? Rückert.

Fehlerhafte Auslassung des e der Flexionsendung wirkt weit störender auf das Gefühl für Wohllaut und Wohlklang:

Bspl. Und wieder fühlt ich mich umwallen des Geists Gewalt. Rückert. Wir schwören, stehn zu wollen den Geboten des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren. Rückert. Wie lang willst du dich winden unter deines Feinds Triumphrads Speichen? Rückert.

Anstößige Auslassung des e findet man am häufigsten in den Versuchen, die Versarten der griechischen und römischen Klassiker nachzubilden. Da die deutsche Sprache keinen eigentlichen Spondäus hat; da sie in ihrer Wortbildung und Wortbiegung die zweitheiligen Füße, Jambus und Trochäus, den dreitheiligen vorzieht, und unter diesen nur den Daktylus und Amphibrachys aufzuweisen hat, während unter den viertheiligen Füßen namentlich der erste Päon (freundlichere, glänzenderes) dem Wohlklange zuwider ist: so konnten die alten Versarten in der Ausdehnung, wie es geschehen ist, nicht mit vielem Glück nachgebildet werden, und die Versuche, ungeeignete Versarten nachzubilden, mußten nothwendig unschöne Formen, phonetische und rhythmische Mängel herbeiführen.

Was den vorliegenden Gegenstand betrifft, werden diese Mängel besonders in dem Falle sehr fühlbar, wenn die Versart die Aufeinanderfolge zweier volltonigen Silben ohne Unterbrechung durch eine Gedankenpause fordert; denn einestheils können Versfüße dieser Art oft nur auf Kosten des Wohllauts beschafft werden und anderntheils verträgt sich die Berührung zweier volltonigen Silben selten mit den Anforderungen des rhythmischen Ebenmaßes:

Bspl. In den Armen des Freunds wissen ein Freund zu sein. Klopstock. Leichteres Schwungs flieget er hin. Klopstock. Wie sie herschwebt an des Quells Fall. Klopstock. Sieh des schallenden Walds Wipfel. Klopstock. Gotts Wille geschehe. Collin. Unsres Leibs Blutströme. J. H. Voß. Des vollen Monds Aufgang. J. H. Voß. Nicht wichtig er-selbst und des Streits unwerth. Grf. Platen. An des südlichen Meers Felsufer. Grf. Platen. Frei des Grams, welcher des Leibs Wohner befängt. A. Kopisch.

F. C. Honcamp.

Geschichte des Sommernachtstraums.

(Fortsetzung zu Band XI, Heft 3. u. 4.)

Es ist bekannt, daß Wieland den Stoff zu seinem Oberon aus dem französischen Ritterbuche „Hüon von Bordeaux“ schöpfte, welchen der Graf Tressan in einem freien Auszuge bearbeitet hatte. In diesem Ritterbuche tritt bereits Oberon auf; aber der Elfenkönig, wie er bei Wieland erscheint, ist nach des Dichters eigner Bemerkung „mit dem Oberon, welcher in Chaucers Merchant's Tale und Shakspeare's Midsummer-Nights-Dream als ein Feen- oder Elfenkönig erscheint, eine und ebendieselbe Person“*). Die Art, wie die Geschichte seines Zwistes mit Titania, bemerkt Wieland ferner, in die Geschichte Hüons und Regia's eingewebt worden, scheint mir mit Erlaubniß der Kunstrichter die eigenthümlichste Schönheit des Plans und der Composition dieses Gedichts zu sein. Damit gesteht Wieland, daß er zunächst den Zwist zwischen Oberon und Titania, welchen der Sommernachtstraum schildert, von Shakspeare oder Chaucer entlehnt habe. In dem Ritterbuche Hüon von Bordeaux kommt Titania gar nicht vor; Oberon selbst erscheint hier als Zwerg von 3 Fuß Höhe mit einem engelschönen Gesichte, der die seltsamsten Zaubereien hervorbringt, wie sie auch Wieland schildert; er ist der Sohn des Julius Cäsar und wurde bei seiner Geburt mit verschiedenen Feengaben ausgestattet. Er besitzt jenes wunderbare Horn und einen zauberhaften Becher, den Hüon von ihm erhält. Den Hüon liebt Oberon so sehr, daß er sterbend ihn zu seinem Erben im Elfenreiche einsetzt. Die große Zuneigung des Oberon zu Hüon ist in dem

---

*) Wielands Werke herausgeg. von J. G. Gruber 23 p. IV.

Ritterbuche durchaus unmotivirt. Es war daher wirklich ein Kunstgriff Wielands, daß er die Liebe des Elfenkönigs zu Hüon und Regia dadurch motivirte, daß er seine Wiedervereinigung mit Titania von der Treue Hüons und Regia's abhängig machte. Obwohl nun Wieland bei der Zeichnung des Oberon das Ritterbuch nicht gänzlich verließ (der schöne Zwerg, das Horn und der Becher beweisen dieß), so sind doch mehr Züge, die der Charakter des Wieland'schen Oberon trägt, der Shakspeare'schen Dichtung entlehnt. Denn abgesehen von dem Zwiste hat auch im Sommernachtstraum Oberon ein Interesse für die Liebenden, für Theseus und Hippolyta, für die unglücklich liebende Helena, und das gutmüthige Wesen, welches Wieland an seinem Oberon so stark hervortreten läßt, hat der Elfenkönig schon im Sommernachtstraum. Wieland hat die Gutmüthigkeit Oberon's in dem Maße erhöht, als Oberon's Interesse für Hüon und Regia mit seinem eigenen Glücke, der Wiedervereinigung mit Titania nämlich auf das Engste zusammenhängt: der Elfenkönig äußert daher seine Theilnahme für Hüon öfter in Thränen. Ueberhaupt besitzt der Oberon Wielands ein tieferes moralisches Bewußtsein als der Oberon des Sommernachtstraums; jener sagt ausdrücklich zu Hüon, daß seine Strafgewalt nur befleckte Seelen treffe (2, 40). Damit hängt denn zusammen, daß bei Wieland an Oberon's Person sich eine Schicksalsidee knüpft. Hüon nennt den Oberon Schicksal, Vorsehung (vgl. 7, 73) und Oberon sagt ausdrücklich (10, 20):

> Der Erdensohn ist für die Zukunft blind:
> — Wir selbst, Du weißt es, sind
> Des Schicksals Diener nur. In heilgen Finsternissen
> Hoch über uns geht sein verborgner Gang:
> Und willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang
> Uns alle, daß wir ihm im Dunkeln dienen müssen.

Es ist klar, daß Wieland in dieser Schicksalsidee, die er mit der Person des Oberon verknüpft, am meisten original ist: aber er fand doch auch diese Idee bei Shakspeare schon vorgezeichnet. Wie Oberon bei Wieland sich den Diener des Schicksals nennt, so sagt Ariel in Shakspeare's Sturm: „Ich und meine Brüder sind Diener des Geschicks (3, 3)". Was wir von Oberon bemerkt haben, gilt auch von Wielands Titania; auch sie hat einen ernsteren Charakter als im Sommernachtstraum. Den Charakter der Titania fand Wieland in dem Ritterbuche gar nicht vor; in den Ursachen, aus welchen die Trennung Oberon's von Titania entspringt, unterscheidet er

sich von Shakspeare; und um diese Trennung tiefer zu motiviren, legte er dem Scherasmin die Erzählung von Gangolf und Rosetten in den Mund, die er von Pope entlehnte aber besser als dieser bearbeitete*). In dieser Erzählung entwickelt auch bei Wieland Titania einen Zug der Frivolität, indem sie die untreue und ehebrecherische Rosette schützt, ein Zug, der an Titania's leichtfertiges Wesen im Sommernachtstraum erinnert. Aber die tiefe Theilnahme des empfindenden Herzens theilt sie mit Oberon. Sie bereut jene That, durch welche sie die Liebe ihres Gatten verscherzte:

Verhaßt ist ihr nunmehr der Elfen Scherz, der Tanz
Im Mondenlicht, verhaßt in seinem Rosenkleide
Der schöne Mai. Ihr schmückt kein Myrthenkranz
Die Stirne mehr. Der Anblick jeder Freude

---

*) Pope entlehnte seinerseits den Stoff zu seiner Erzählung aus Chaucer. Sie findet sich in The works of Alexander Pope, Lond. 1754, II p. 79 und führt den Titel: January and May, Namen, die Wieland (6, 42) zu einem Vergleiche benutzt. Auch in dieser Erzählung spielen bei Wieland wie bei Pope die Elfen eine Rolle. Einige Stellen des ersteren sind mit Pope zu vergleichen 6, 85:

Nun saß von ungefähr, da alles dieß geschah,
Auf einer Blumenbank, dem guten blinden Alten
Vorüber Oberon, um mit Titania,
Der Feenkönigin, hier Mittagsruh zu halten;
Indeß die zephyrgleiche Schaar
Der Elfen, ihr Gefolg, zerstreut im ganzen Garten
Und meist versteckt in Blumenbüschen war,
Um schlummernd dort den Mondschein zu erwarten.

Und 6, 88, wo Oberon spricht:

Allein bei meinem Thron, bei diesem Lilienstab,
Und bei der furchtbarn Macht, die mir das Reich der Elfen
Mit diesem Zepter übergab,
Nichts soll ihr ihre List, nichts seine Blindheit helfen!

Dagegen Pope 2, p. 101.

It so befel, in that fair morning-tide
The Fairies sported on the garden side,
And in the midst their Monarch and his bride.
So featly tripp'd the light-foot ladies round,
The knights so nimbly o'er the greensword bound,
That scarce they bent the flow'rs, or touch'd the ground.
The dances ended, all the fairy train
For pinks and daisies search'd the flow'ry plain;
While on a bank reclin'd of rising green
Thus, with a frown, de King bespoke his Queen.

Reißt ihre Wunden auf. Sie flattert durch das Leer
Der weiten Luft im Sturmwind hin und her,
Find't nirgends Ruh und sucht mit trübem Blicke
Nach einem Ort, der sich zu ihrer Schwermuth schicke.

Und wie nun Oberon's Hülfe nur den edlen Menschen zu Theil wird, so auch Titania's. In ihrem Grame über den Verlust des Gatten sucht sie eine Einöde und verwandelt sie zuletzt in ein blühendes Paradies. Es ist das die Insel, auf welche Hüon und Regia aus den Wogen des Meeres sich retten, auf welcher der edle Greis Alfonso lebt. Der Dichter giebt in der Schilderung dieser Insel und der auf ihr lebenden Personen eine Idylle der reizendsten Art. Gegen die Unruhe und den Sturm des Weltlebens bildet diese Insel einen Gegensatz der Ruhe und des tiefsten Friedens. Hier wohnt der edle Greis Alfonso, der aus dem Getümmel der Leidenschaften, aus der Eitelkeit weltlicher Bestrebungen und getäuschter Hoffnungen nach dem Verluste der theuersten Personen, der Gattin und Kinder hierher sich zurückgezogen hat, der von einer schönen Natur umgeben die Welt außer ihm vergißt, der Läuterung seiner Seele lebt und den Blick auf den Himmel gerichtet hält, der mit Recht auf Amanden den Eindruck eines Heiligen macht. Hier läutern sich Hüon und Amanda von der begangenen Schuld und ein tiefer Seelenfriede mit der Natureinfalt eines arbeitsamen Lebens verbunden, breitet sich über die Personen aus. Hier waltet auch Titania unsichtbar, aber hülfreich. Wenn der edle Alfonso „halb entschlummert hört, wie Engelstimmen aus dem Hain hervor sanft zu ihm herüberhallen, wenn er dann die dünne Scheidewand fallen fühlt, die ihn noch kaum von seinen Lieben trennt, wenn er an seiner Wang' ein geistig Weh'n verspürt, so war es Titania, die ungesehen an ihm vorüberwallte". (Vgl. 8, 27. 28. 66).

Das Schicksal der Regia liegt der Titania nicht minder am Herzen. Mit ihren Elfen steht sie derselben bei der Geburt des Hüonnet bei. Als sie Gefahren für Regia zu fürchten Ursache hat, entzieht sie ihr den schönen Knaben und übergiebt ihn ihren „Grazien" zur Obhut (9, 34):

Eilt, rettet dieses Kind in meine schönste Laube,
Und pfleget sein als wär's mein eigner Sohn.

---

p. 102:

Now by my own dread majesty I swear
And by this aweful sceptre which I bear.

Dieser Zug erinnert an einen ähnlichen im Sommernachtstraum. Auch hier liebt Titania den indischen Knaben, den Sohn ihrer Freundin. — Die komische Seite, welche Titania in ihrem Verhältniß zu Zettel entwickelt, konnte Wieland nach der Anlage der Charaktere und dem Plane der ganzen Dichtung nicht aufnehmen. Daher hat auch der Puck des Sommernachtstraums seine neckischen Eigenschaften bei Wieland verloren; er ist bei dem deutschen Dichter nicht mehr der Lustigmacher am Hofe des Oberon. Er erscheint offenbar bei Wieland in der Person des Elfen, der der „Vertraute des Oberon", aber voller Ehrfurcht vor demselben ist (10, 14. 15.) und der auf seines Herrn Geheiß den Hüon von seinen Banden befreit und ihn über Meer und Länder durch die Lüfte vor die Thür des alten Ibrahim trägt (10, 22).

Ein zweiter Umstand, in welchem Wieland von dem Sommernachtstraum einen Einfluß erfahren hat, ist die Anwendung des Traums. Bei Shakspeare sind die von Oberon und Puck hervorgerufenen Verwirrungen in der Weise eines Traumes zu nehmen; die aus dem Schlafe erwachende Titania, welche den eselsköpfigen Zettel liebte, glaubt ein Traumgesicht gehabt zu haben (4, 1) und nach Pucks Bemerkung (5, 1) sollen die Zuschauer des Sommernachtstraums glauben, daß sie in Nachtgesichten ihres eigenen Hirnes Dichten geschaut haben, das wie leere Träume schwand. Diese Träume aber bringen Oberon und Puck hervor und in Romeo und Julie ist die Königin Mab ausdrücklich als die Bringerin der Träume beschrieben. Auch in Wielands Oberon gehen die bedeutungsvollen Träume von den Elfen aus. Die Umstände, unter welchen Hüon im dritten Gesange in den Schlaf sinkt, sind ähnlich wie im Sommernachtstraum, wo die Elfen die Nachtigallen um ein Schlummerlied für die Titania bitten. Die lieblichste Musik erfüllt den stillen Raum der Lüfte,

> Es tönt als ob ringsum auf jedem Baum
> Ein jedes Blatt zur Kehle worden wäre,
> Und Mara's Engelston, der Zauber aller Seelen,
> Erschallte tausendfach aus allen diesen Kehlen.
>
> Allmählig sank die süße Harmonie,
> Gleich voll, doch schwächer stets, herunter bis zum Säuseln
> Der sanftsten Sommerluft, wenn kaum sich je und je
> Ein Blatt bewegt und um der Nymphe Knie
> Im stillen Bache sich die Silberwellen kräuseln.
> Der Ritter zwischen Schlaf und Wachen höret sie

Stets leiser wehn, bis unter ihrem Wiegen
Die Sinne unvermerkt dem Schlummer unterliegen.

Ein wunderbarer Traum erschüttert nun sein Innerstes. Am Ufer eines Stromes geht er durch schattige Gefilde; ein göttergleiches Weib steht vor seinen Augen (vgl. 3, 58 fg.). Sein Schicksal ist entschieden. Hüon selbst vermuthet, daß Oberon die schöne Jungfrau ihm habe erscheinen lassen (4, 8). Dies ist auch außer Zweifel durch das Schicksal der Regia. Auch sie hatte einen Traum, in welchem ein wunderschöner Zwerg ihr rettend erschien, an seiner Seite ein junger schöner Ritter mit blauem Auge und langem, gelbem Haar (4, 46. 47). Der Traum Regias entzündete in ihrer Brust dasselbe Feuer der Liebe, welches Hüon empfand, und Oberon bewirkt also durch Träume die gegenseitige Liebe. „Den Knoten hat das Schicksal selbst gewunden", ist Hüons Ueberzeugung (4, 60)

Der schöne Zwerg reckt seinen Lilienstab,
Und leitet ihn im Traum zur Quelle seines Glückes (4, 59).

Nicht minder spielt Titania die Rolle der Traumsenderin, obgleich nicht im Sinne der Königin Mab in Romeo und Julie. Der vom Unglück gebeugten Regia flößt sie Muth und Hoffnung ein, indem sie ihr im Traume erscheint*).

---

*) Die schöne Stelle ist 10, 9:

Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte Hand,
Der letzte, treuste Freund der Leidenden! Sie steiget
Hinab mit ihm ins stille Schattenland,
Wo aller Schmerz, wo aller Jammer schweiget;
Wo keine Kette mehr die freie Seele reibt,
Die Scenen dieser Welt wie Kinderträume schwinden.
Und nichts aus ihr als unser Herz uns bleibt,
Da wird sie alles, was sie liebte, wiederfinden!

Wie ein verblutend Lamm, still duldend, liegt sie da,
Und seufzt dem letzten Augenblick entgegen:
Als in der stillen Nacht sich ihr Titania
Trost bringend naht. Ein unsichtbarer Regen
Von Schlummerdüften stärkt der schönen Dulderin
Matt schlagend Herz, und schläft den äußern Sinn
Unmerklich ein. Da zeigt sich ihr ein Traumgesichte,
Die Elfenkönigin in ihrem Rosenlichte.

Eine dritte Eigenthümlichkeit des Wielandischen Oberon, die allem Anscheine nach ebenfalls aus dem Sommernachtstraum stammt, ist das komische Licht, in welches einige Charaktere und Situationen gestellt sind. Der Komiker in dem Epos ist Scherasmin. Er ist eine höchst originale Gestalt und der Dichter fand in dem Ritterbuche zu dem Charakter des Scherasmin nur schwache Andeutungen. Nach dem Ritterbuche findet Hüon, als er nach der Küste des rothen Meeres zieht, in einem Walde umherirrend einen Greis mit weißem Barte von riesiger Größe, welcher nackt aber mit langen Haaren bedeckt ist. Sein Name ist Gerasmes; er hatte auf einen Turnier einen edlen Ritter erschlagen und wurde deshalb aus Frankreich verbannt. Durch Hüons Vater, den Herzog Serin, erlangte er von dem Könige Gnade unter der Bedingung zum heiligen Grabe zu wallfahrten. Als er in seine Heimath zurückkehren wollte, wurde er von 10 Sarazenen gefangen genommen und hatte zwei Jahr in Babylon das Elend der Gefangenschaft zu ertragen. Durch eine edle Dame befreit, entfloh er in den Wald, wo ihn Hüon trifft, und in welchem er seit dreißig Jahren verweilt. Gerasmes folgt nun dem Hüon als Begleiter*). Diesem Gerasmes hat Wieland in der Person des Scherasmin eine andere und zwar ungleich poetischere Gestalt gegeben, als er im Ritterbuche hat. Denn es ist weit schöner, daß Scherasmin in dem jungen Ritter den Sohn seines ehemaligen Herrn erkennt, mit dem er zum heiligen Grabe zog und dem er die Augen im frühen Tode schloß, den er in den Felsklüften des Libanon seit 16 Jahren beweint. Er erneuert den Dienst, den er dem Vater leistete, nun dem Sohne und beweist dieselbe schöne und unverbrüchliche Treue. Diesem einfachen treuen Gemüthe hat der Dichter einen Zug der Vaterlandsliebe geliehen, der den Leser des Oberon auf das Innigste ansprechen muß.

Während Hüon und Scherasmin dem Lauf des Euphrat nachziehen, „von Palmen und Gebüsch vorm Sonnenstrahl geborgen, durchs schönste Land der Welt," wird durch die reine Luft, durch den angenehmen Morgen, durch den Lustgesang der Vögel und den stillen Lauf des Stro-

---

*) Vgl. „Huon of Bordeaux", eine englische Uebersetzung des Ritterbuches mitgetheilt von Halliwell, fairy mythology p. 94. Eine Inhaltsanzeige des Romans giebt Dunlop, Geschichte der Prosadichtungen. Aus dem Englischen von J. Liebrecht, Berl. 1851, p. 123 fg.

mes die Phantasie der beiden auf verschiedene Weise erregt. Der Ritter denkt an die schöne Jungfrau, die ihm im Traume erschien; Scherasmin dagegen versetzt sich aus der paradiesischen Gegend ans Ufer der Garonne, wo er als Kind den ersten Strauß gepflückt:

Nein, denkt er, nirgends scheint doch unsers Herrgotts Sonne
So mild als da, wo sie zuerst mir schien,
So lachend keine Flur, so frisch kein anderes Grün.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allem Dir gewogen,
Fühlt überall nach Dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich noch aus Dir verbannt,
O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in Deinem Schooß zu liegen!

Dieser Scherasmin ist nun neben Hüon eine Art Sancho Pansa, er hält dem phantasiereichen und schwärmerischen Ritter ein realistisches Gegengewicht; in Bezug auf Oberon hat er anfangs seine Zweifel, er gleicht darin dem Theseus im Sommernachtstraum, oder sein Glaube an die Elfen ist von der Art, wie ihn Shakspeare seinen lustigen Burschen von geringer Bildung, wie dem Dromio in den Irrungen, beilegt*). Er hält nicht viel von Träumen und den lebhaften Traum des Hüon erklärt er in der Weise Mercutio's „Ihr lagt vermuthlich wohl zu lange auf dem Rücken?" (2, 106) und vom Alpdrücken weiß er zu erzählen (4, 13)**).

Es ist nicht nothwendig, alle Züge anzuführen, in welchen die komische Seite des Charakters des Scherasmin weiter hervortritt; bemerkenswerth ist aber, daß der Dichter überhaupt oft die wunderbaren Ereignisse in einem ironischen Tone erzählt. Darüber hat Gruber in seiner Biographie Wielands ausführlich gehandelt und auf den Oberon die Bemerkung angewendet, welche Tieck in Bezug auf Shakspeare's Sturm macht, „daß es die komischen Scenen vorzüglich seien, durch welche der Dichter unsere Aufmerksamkeit zerstreue und verhindere, daß wir nicht ein zu festes und prüfendes Auge auf die Wesen seiner Imagination heften, das sie nicht aushalten

---

*) Vgl. 2, 22. p. 118.

**) Wielands Leben von Gruber 3, 391.

würden." Wenn Wieland die Absicht hatte, die Gruber ihm hier beilegt, was wir nicht bezweifeln, so hatte er aus dem Studium Shakspeare's und vor Allem des Sommernachtstraums und Sturms diesen Kunstgriff gelernt. Freilich war Shakspeare ungleich glücklicher. In seinen Dramen ist das Wunderbare so beschaffen, daß durch dasselbe den handelnden Personen keine Gewalt angethan wird, diese vielmehr sich immer noch frei entwickeln und auch ohne das Wunderbare dieselbe Richtung genommen haben würden. Auch Wieland hat die Vorstellung, daß der Mensch die Sterne seines Schicksals in seiner eignen Brust trage, und er sagt in „Klelia und Sinnibald" ganz ausdrücklich:

> Der Dämon steckt in unsrer eignen Haut.
> Du selber bist Dein Teufel oder Engel.
> Und Oberon sogar, mit seinem Lilienstängel
> Und seinem Horn, (das sonst sehr wohl zu brauchen ist,)
> Hilft Dir zu nichts, wenn Du kein Hüon bist.

Aber in seinem Oberon hat doch Wieland von der Maschinerie des Wunderbaren, wie es in den Ritterdichtungen des Mittelalters vorkommt, zu viel beibehalten und Oberon's Horn und Zauberbecher, seine Fahrten durch die Luft, seine Errettung und dergleichen tragen ganz den Charakter des willkürlich Phantastischen.

Zuletzt ist noch zu bemerken, daß Wieland auch in der Schilderung der Orte, welche die Elfen lieben, wie in der Darstellung der Natur Shakspeare sich nähert. Im Sommernachtstraum lieben die Elfen die anmuthige Natur, den Hain, die Wiese, den beschilften Bach, den Klippenstrand des Meeres; sie lieben die Blumen. So ist es auch bei Wieland. Oberon hat seinen Wohnsitz in einem Walde, wie freilich auch schon im Ritterbuche; als er von seiner Gemahlin sich trennt, ruft er aus (6, 99):

> Nie werden wir in Wasser noch in Luft,
> Noch wo im Blüthenhain die Zweige Balsam regnen,
> Noch wo der hagre Greif in ewig finstrer Gruft
> Bei Zauberschätzen wacht, einander mehr begegnen!

Titania verwandelt, wie wir bereits angeführt haben, die wüste Insel in ein blühendes Eden und die anmuthige Schilderung des Frühlings, welche der Dichter 8, 52 entwirft, stimmt eben so zu dem Wesen der Titania, wie Aehnliches im Sommernachtstraum.

Der Einfluß Shakspeare's ist sichtbar, indem der Dichter einzelne Bilder geradezu entlehnt hat*).

---

*) Vgl. 6, 4:

Und junger Epheu kann am Stamm nicht brünst'ger kleben,
Als sie um seinen Leib die runden Arme schränkt.

Sommernachtstraum 4, 1:

So lind umflicht mit süßen Blüthenranken
Das Geisblatt; so umringelt, weiblich zart
Der Epheu seines Ulmbaums rauhe Finger.

Ferner Oberon 3, 63:

Er hört ihr ängstlich Schrei'n, will nach, o Höllenpein,
Und kann nicht! steht entseelt vor Schrecken,
Starr wie ein Bild auf einem Leichenstein.

Was ihr wollt 2, 4:

„Sich härmend und in bleicher welker Schwermuth
Saß sie wie die Geduld auf einer Gruft
(like patience on a monument).

(Fortsetzung folgt.)

Halberstadt. **Dr. Carl Conrad Heuse.**

Studien zu Shakspeare's Macbeth.

Nachdem ich des Herrn Director's Breier Gegenbemerkungen zu meinen Studien zu Shakspeare's Macbeth gelesen, gedachte ich anfangs nicht wieder darauf zu antworten, einmal weil mir Herr Breier viel zu voreingenommen und zu gereizt schien, um einer unbefangenen Erörterung der Sache zugänglich zu sein; und dann, um diesen Artikel: Studien u. s. w. nicht ungebührlich auszudehnen und den Leser allgemach vielleicht damit zu langweilen. Indeß ist und bleibt es eines Jeden Pflicht für das Wahre und Rechte einzustehen, so weit er es vermag und so weit er es selbst erkannt zu haben glaubt; und da wir inzwischen von Herrn Dr. Delius ein „Shakspeare-Lexikon" erhalten haben, das mir auch in Manchem den unrechten Weg einzuschlagen scheint, so wird man mir erlauben, noch einmal einzelne strittig gewordene Punkte zu besprechen, um das Rechte möglichst überzeugend herauszustellen und zu begründen. Einen andern Zweck habe ich durchaus nicht; es gilt natürlich bloß und allein der Sache, nirgends der Person.

Was zunächst die Stelle Act I, 3 betrifft, so ist sie eigentlich niemals strittig gewesen, bis es ohnlängst Herrn Heussi gefiel, statt ports points zu lesen, und zwar aus reiner Willkühr, denn einmal will sich diese Lesart nirgends auffinden lassen und dann ist ein innerer zwingender Grund für diese Veränderung durchaus nicht vorhanden. Denn was kann einfacher und klarer sein, als daß die Hexe, die sich in die Rolle eines Schiffers versetzt, sagt: „ich danke; ich selbst habe (in meinem Besitz, meiner Macht) alle andern (Winde) und (habe) selbst (sogar) die Häfen, die sie (die Winde) bestreichen und alle Himmelsviertel, von und nach denen sie, wie die Windrose zeigt, ihren Lauf nehmen (that they know i' the shipman's card). Wie gezwungen dagegen und geradezu grammatisch und logisch unrichtig wird die Stelle durch die neue Lesart points: denn wer hat je gehört, daß man sagt und sagen kann to blow a point, statt to

blow to (towards) a point to blow from a point; oder to blow a quarter? Indeß quarters scheint Herr Breier nicht als Object von to blow zu nehmen, denn er übersetzt: „nach allen vier Feldern der Windrose." — Wie läßt sich aber das nach hier rechtfertigen? Soll all the quarters so viel sein als according to all the quarters, oder wie sonst? Soll aber all the quarters Object zu to blow sein, wie in der vorigen Zeile „points", so stellt sich zugleich ein logischer Uebelstand heraus; denn erst sollen die Winde „auf ein Haar" (very!) die einzelnen Punkte (points) bestreichen und dann erst hinterher „alle vier Felder der Windrose." Aber eben dadurch, daß sie alle vier Felder der Windrose bestreichen, bestreichen sie ja wohl die einzelnen Punkte, nicht umgekehrt, wenigstens würde dieß nicht leicht jemand, und so auch unser Shakspeare nicht, umgekehrt sagen: sie bestreichen die (einzelnen) Punkte und alle vier Felder der Windrose. Doch Herr Breier wird einwenden: „Die Punkte nach allen vier Feldern der Windrose." Aber dann kommen wir wieder zu den obigen grammatischen Fragen, wie erklärt sich nach und wie to blow a point? Dagegen fällt alle und jede Schwierigkeit weg, wenn wir sowohl ports als quarters als Object von I myself have nehmen und nach ports ein that suppliren, das in der nächsten Zeile nach quarters auch wirklich steht. Herrn Breier's Grundirrthum ist, daß er meint, die Hexe wolle „mit den in Rede stehenden Worten die Güte und Vortrefflichkeit dieser Winde rühmen." Das fällt aber der Hexe (und resp. Shakspeare) gar nicht ein und ist auch wohl bis jetzt keinem Leser dabei eingefallen. Ich sollte aber meinen, Shakspeare biete der wirklichen Schwierigkeiten gerade genug, um jede Art eingebildeter und gemachter entbehren zu können. Auf die einzelnen Einwendungen Herrn Breier's gegen ports mag ich nach alle dem nicht weitläufig eingehen, denn sie sind zu sehr aus der Luft gegriffen und zu völlig haltlos. So soll das very bei ports „ganz unmotivirt erscheinen, weil es der Hexe ganz einerlei sein konnte, wo sie ihren Feind traf, auf offener See oder im Hafen." Aber wozu das Alles? welches einzige Wort in unserm Text führt auf solche Gedanken oder läßt einen solchen Gedankengang zu? Ferner fragt Herr Breier, als Einwurf gegen ports, — „was haben die Winde (immer die Winde!!) mit der Hafenkunde zu thun, sie, die sicher sind, auf ihrer Bahn alles zu bestreichen, was in ihrer Region sich vorfindet?" Aber wo steht denn in unserm Text ein Wort von der

Hafenkunde der Winde, und wem ist je so etwas dabei eingefallen? Eine Art Kenntniß oder Kunde der Winde kann wohl aus dem „all the quarters that they know“ herausgedeutet werden, — und Herr Breier billigt ja grade meine Erklärung dieser Worte — nimmermehr aber aus dem „and the very ports they blow.“ Das ganze Mißverständniß Herrn Breier's rührt immer wieder daher, daß er ports als Object von they blow nimmt, während es doch nur Object von I myself have sein kann, wenn die ganze Stelle nicht mißverstanden und verunstaltet werden soll. Hätten nur die Herren Breier und Heussi nach ports das tausendmal ausgelassene that suppliren wollen, so würde ihnen die ganze Stelle sogleich völlig klar geworden sein und sie würden das Unthunliche ihrer vermeintlichen Verbesserung sogleich erkannt haben. Auch nimmt Herr Delius, im Shakspeare-Lexikon, mit Recht nicht die geringste Notiz von dem neugebackenen points, und fast glaube auch ich schon zu viel Worte damit verschwendet zu haben.

Das take my milk for gall (I, 5) anlangend, wolle sich der Leser erinnern, daß ich eigentlich nur das angefochtene Tieck'sche „trinken“ (take) rechtfertigen wollte. Eine eigentliche Schwierigkeit liegt auch hier nicht vor; nur scheint Tieck's Uebersetzung „Trinkt Galle statt der Milch“ nicht völlig klar und könnte leicht so verstanden werden, als sollten sie selbst (die Höllengeister) Galle trinken statt Milch, während doch der Dichter das my mehr berücksichtigt wissen und sagen will: nehmt (trinkt) mir die Milch (das Merkmal einer weiblichen und resp. menschlichen Natur) hinweg und flößt mir Galle dafür ein oder trinkt (saugt) mir Galle dafür an, d. h. entweibt mich, (unsex me here, wie es oben heißt) oder überhaupt entmenscht mich, macht mich zum Teufel, wie ihr Teufel seid, flößt mir (als meine Säuglinge) eure eigene verderbte Natur, euer eigenes Wesen ein. Dieser Sinn liegt, so weit ich den Dichter verstehe, in den Worten: take my milk for gall, nehmt meine Milch gegen Galle, oder wie Johnson, prosaisch genug, erklärt: take away my milk and put gall into the place, welcher klare Sinn, wie schon gesagt, aus Tieck's Uebersetzung allerdings nicht hervorzugehen scheint, weßhalb ich denn meinte, man brauche nach „trinkt“ nur das Pronomen mir einzuschalten, um alle Unklarheit der Tieckschen Uebersetzung zu heben. Denn „trinkt (mir) Galle statt der Milch“ würde, dem Sinne nach, schwerlich anders verstanden werden können, als trinkt mir die Milch

weg und flößt mir Galle dafür ein. In dem take... for liegt eben ein Wechselverhältniß, so daß take, dem Sinne nach, nicht bloß für nehmen, sondern auch für geben, mittheilen, genommen werden kann und muß. Damit „escamotire" ich aber keineswegs aus dem take „die wesentliche Bedeutung", wie Herr Breier meint, sondern nehme oder erkläre die Sache nur wie sie wirklich ist.

Was die Worte as thick as tale (hail) anlangt (I, 3), so läßt sich allerdings wohl über die richtige Lesart streiten; indeß die Folio hat bestimmt tale. Mir selbst aber scheint dieses tale durchaus mehr im Sinn und Geist Shakspeare's zu sein als hail; überhaupt muß, in der Regel, eine alte schwerere Lesart in der Schätzung auch schwerer wiegen als eine jüngere leichtere, denn des wahren Dichters Art ist eben, sich seine Sprache zu schaffen, neue Wendungen zu versuchen, kurz im Gedanken und Ausdruck originell zu sein. Dabei scheint mir das Eintreffen einer frohen Botschaft, als Hagel vorgestellt, immer ein verdorbenes oder verfehltes Bild.

Das inhabit (Act III, 4) anlangend, so sträubt sich wieder mein Sprachgefühl gegen das neuere inhibit entschieden, und nicht ohne guten Grund. Ich theile dieses Gefühl nicht nur mit den meisten meiner Landsleute, sondern mit den meisten Engländern selbst. So sagt eine englische Note über die angebliche Verbesserung Pope's: „if it had not been for the meddling of Pope and others, this passage would have scarcely required a note." In der That; was der Dichter eigentlich sagen wollte, liegt ja doch so nahe: „ich zittere (jetzt) vor Dir, so wie Du eben bist; aber fordere mich in jeder andern Gestalt zum Zweikampf in die Wüste, und bleibe ich dann zitternd daheim, oder, mit untergelegtem Wortspiel, verbleibe ich dann noch zitternd, (sc. bei mir gleichsam, inwohne ich dann noch zitternd, gewöhne ich mich an's Zittern (denn wohnen, gewöhnen und bleiben, verbleiben sind ja durchaus verwandte Begriffe, und auf dem then liegt offenbar ein nicht zu übersehender Nachdruck), so u. s. w." Und daß diese Art sich auszudrücken ganz in Shakspeare's Manier ist, wird Niemand läugnen, der ihn kennt und nicht eben für eine gewisse Ansicht voreingenommen jeder andern unzugänglich ist. Auch Herr Delius theilt die Meinung, daß inhabit hier in der Bedeutung von „verweilen, bleiben" zu nehmen sei, und mit Recht; denn das inhibit = hinder, check ist völlig nichtssagend. Dürfte ich mir bei dieser Gelegenheit einen gut gemeinten

Rath gegen Herrn Breier erlauben, so wäre es dieser, seinem eigenen „Sprachgefühl" in diesen Dingen, wenn er die Wahrheit wirklich sucht, nicht allzusehr zu vertrauen, wie ihm ganz einfach die von ihm so gut geheißene schlechte Verbesserung Heussi's ports in points beweisen kann. Die vermeintliche Verbesserung des inhabit zu inhibit ist aber, genau besehen, um kein Haar besser.

In Bezug auf die Stelle: thus thou must do etc. (Act I, 5) tritt wiederum recht deutlich Herrn Breier's besondere Geneigtheit und Geschicklichkeit hervor, Schwierigkeiten zu finden wo an sich keine sind und wo andere Leute keine sehen. So kann doch gewiß nichts leichter, klarer und einfacher sein als die fragliche Stelle, wenn so gefaßt: „Du möchtest haben gr. Gl., das was ruft, so mußt du thun, wenn du es haben (sc: möchtest) und (zu ergänzen must do) das was u. s. w. Statt aber bei den Worten if thou have it ganz einfach das vorausgegangene wouldst zu ergänzen, was ja auch im Deutschen ganz füglich wegbleiben könnte und sich dann eben so natürlich ergänzen würde als im Englischen das wouldst, weil seine Auslassung dadurch bedingt und gerechtfertigt wird, daß aller Nachdruck auf wem fällt und so auf das Hülfswort „mögen" nicht viel mehr ankommt: — statt aber, sage ich, das nahe liegende wouldst zu ergänzen (wie dieß auch Malone schon gethan hat) behauptet Herr Breier, diese Ergänzung sei aus grammatischen Gründen unmöglich und if thou have it könne „nie etwas anderes heißen, als: wenn du es hast." Und so kommt er denn auf eine Erklärung, die in der That ihres Gleichen sucht und die ich hier nicht wiederholen will, die aber, wäre es auf irgend anderes als auf die Erkenntniß des Wahren abgesehen, sehr reichen Stoff zu allerlei Bemerkungen bieten könnte. Der grobe Irrthum Herrn Breiers erklärt sich nur daraus, daß er, wie schon gesagt, nicht beachtet, daß das if hier allen Nachdruck in Anspruch nimmt und so auf das Hülfswort im Satze, als sich aus dem Vorhergehenden von selbst verstehend, nichts oder nicht viel ankommt, wie man ja wohl auch im Deutschen, und selbst in Prosa, sagen könnte: Du möchtest das und das haben aber du mußt das und das thun, wenn du es haben (möchtest.) Dazu kommt aber noch, daß Shakspeare absichtlich und mit feinem Tact ein gewisses Halbdunkel, etwas Geheimnißvolles (Räthselhaftes) in die Stelle legen will, eben weil sie die geheimsten (verborgensten) Gedanken Macbeth's andeuten soll. Diese Absicht erreicht auch der

Dichter vollständig durch die doppelte Ergänzung die er dem Hörer oder Leser aus dem Vorausgehenden zu machen zumuthet, nämlich die von wouldst und must do, welche schnell nach einander zu machende Ergänzung die Stelle zwar, für den ersten Augenblick, etwas dunkel, aber durchaus nicht unlösbar macht. Was aber Herr Breier dem Hörer oder Leser dabei zumuthet, das ist, in der That, viel, sehr viel, zu viel. —

Hinsichtlich der Stelle II, 1: words to the of heat deeds too cold breath gives — bitte ich Herrn Breier aufrichtig um Verzeihung In meiner Ausgabe Shakspeare's, die sonst irgend erhebliche Schwierigkeiten durch englische Noten zu erklären pflegt, findet sich bei dieser Stelle nicht die geringste Bemerkung, und da sie auch mir stets vollkommen verständlich und klar war, so kümmerte ich mich nicht um die Ausleger und wußte in der That nicht, daß sie words als Subject des Satzes nehmen, weßhalb ich denn glaubte, daß nur Herr Breier die Sache so fasse und den Sinn verdrehe. Dieser Mißgriff schien mir nun aber so stark, daß ich meinen Unwillen vielleicht etwas zu heftig äußerte; daß es aber von meiner Seite „vermessen" sei, wie Herr Breier sagt, der Meinung der Ausleger nicht beizutreten, das kann ich unmöglich zugeben. Denn sobald ich eben words als Subject des Satzes nehmen soll, hat derselbe für mich nicht mehr den geringsten Sinn, der grammatischen Schwierigkeit gives nicht zu gedenken. Dagegen möchte ich aber doch wissen, was im Ernst dagegen eingewendet werden kann, breath als Subject des Satzes zu nehmen und das Ganze einfach so zu fassen: der Hauch (sc. der Rede d. i. die Rede selbst) giebt Worte zu kalt (die zu kalt, matt, schlaff sind) für (gegen, in Rücksicht auf, to, as to) die Hitze der That; Sinn: statt unnütz zu reden, sollte ich rasch handeln. Daß aber der Dichter sagen kann, breath gives words, der Hauch giebt Worte, statt I speak or utter words, wird niemand läugnen wollen, der weiß, daß man sogar im gemeinen Leben to breathe a word, to breathe a word to any one sagt, und ist nicht das erste Erforderniß zur Rede der Athem oder Hauch? Daß also der Hauch Worte bildet, ist klar, und daß der Dichter den Hauch der Rede für die Rede selbst setzt, ist gewiß nichts Unerhörtes. Woher also die Schwierigkeit? Daß dagegen die Worte einen Hauch, und vielleicht einen zu kalten Hauch geben sollen, das, gestehe ich, geht über meinen Horizont. Ich finde, daß auch Herr Delius im Commentar des Shak-

speare-Lexikons das words als Subject des Satzes nimmt, ohne aber auf eine weitere Erklärung der Sache einzugehen; ich schlage breath im Lexikon bei ihm nach und finde da mit dürren Worten neben Hauch auch Sprache; was brauchen wir aber mehr? Also die Sprache (resp. Macbeth's Sprache) giebt Worte, die im Verhältniß zur (erforderlichen) Hitze (Raschheit) der That zu kalt (matt, nutzlos) sind. Sollte ich mit dieser einfachen, ich sollte meinen den Verstand so gut als die Grammatik befriedigenden Erklärung „allen Lesern ein großes Licht angezündet haben", wie Herr Breier spöttisch bemerkt, so braucht mir wenigstens für dieses „große Licht" Niemand groß zu danken, denn schwer geworden ist mir die Arbeit eben nicht. Ich glaubte, die Tieck'sche Uebersetzung spräche hier an sich schon deutlich genug und darum ließ ich jede weitere Erklärung der, wie ich glaubte, so leichten Stelle weg.

Wenn ich auch die Stelle II, 2 ziemlich kurz behandelte, so geschah es, weil ich auch hier die Sache einfach und leicht finde, und nicht die geringste Nöthigung sehe von der alten Lesart „Making the Green one, Red" abzugehen. Auch Malone zieht diese vor. Daß Steevens dagegen ist, kann den wenig befremden, der die Verhältnisse kennt, die zwischen diesen beiden englischen Kritikern bestanden, und weiß, daß Steevens oft nur widerspricht um zu widersprechen. So will Steevens nicht begreifen, wie one zu seas stimmen kann; aber ich frage: stehen one und multitudinous nicht in ganz natürlicher Beziehung zu einander? Die green one (sc. sea) ist der Ocean (all great Neptune's ocean, wie es die Zeile weiter oben heißt), und diese green one theilt sich in viele (verschiedennamige) Seeen oder Meere (multitudinous seas), so daß also Macbeth sagt: eher wird diese meine Hand die vielfachen Seeen incardiniren, indem sie (auf diese Weise) die grüne Eine (sc. See d. i. den Ocean, der als ein zusammenhängendes großes Ganzes, als eine Einheit, eben die vielfachen Seeen oder Meere bildet) roth macht. Dieses und dieses allein — ist nach meiner festen Ueberzeugung der höchst einfache Gedanke des Dichters, übrigens ganz in seiner Manier ausgedrückt. Zieht man dagegen das one zu red, so wird Alles gekünstelt und gradezu unnatürlich. Da green als Substantiv sich nie für ocean gebraucht findet, wie dieß bei Ausdrücken wie the deep, the main der Fall ist, sondern nur die grüne Farbe, das Grün bezeichnet, so sind wir einmal genöthigt, nach the green

zu ergänzen of the multitudinous seas, so wie auch Herr Dr. Delius wirklich, und sonderbar genug, übersetzt oder erläutert: „Die blutige Hand macht das Grün der wimmelnden (!!) Meere zu Einem Roth“; — sodann aber verlieren wir zugleich die Gegensätze — oder diese werden wenigstens ganz verschoben und unnatürlich — von one und multitudinous, worein doch der Dichter die ganze Pointe gelegt wissen will. Das Eine Roth würde nur natürlich sein, wenn vorher von einem mehr- oder vielfachen Grün die Rede gewesen wäre; es ist aber vielmehr die Rede von vielfachen Seeen und von Einer See, dem großen Ocean, der eben an sich grün ist oder doch gewöhnlich so angesehen und so von dem Dichter bezeichnet wird. Angenommen also, Macbeth röthete die vielfachen Seeen, so würde natürlich die große Eine, die grün ist, davon nicht unberührt bleiben können, und also der ganze Ocean roth werden.

Bieten alle diese Stellen, meiner Meinung nach, nicht eben große Schwierigkeiten, sobald wir nur ein einfaches und natürliches Verständniß einer complicirten und unnatürlichen Erklärung vorziehen wollen, auch wohl freilich ein wenig in den rechten Geist des Dichters einzudringen vermögen, so bietet uns dagegen die von Tieck transponirte Stelle der 6ten Scene des 3ten Acts sehr erhebliche Schwierigkeiten. Und würden nur durch die gewaltsame Zerstückelung die Schwierigkeiten gelöst, so möchte noch Alles sein; aber Tieck war bescheiden genug hinzuzusetzen: „so gewaltsam diese Aenderungen auch sein mögen, so ist dem Text dieser Scene doch nicht ganz aufzuhelfen, den ich für durchaus verdorben halten muß.“ — Dagegen scheint sich hier Herr Breier mit der Autorität Tieck's zu beruhigen und thut vielleicht wohl daran; ich meines Theils, wie Tieck selbst, kann es nicht. Es ist, bei einer gesunden Auffassung, und wenn man einige Consequenz der Charaktere bei den sprechenden Personen verlangt, wie man ja doch wohl soll und muß, rein unmöglich, die Worte: He did: and with an absolute, Sir, Not I etc. den Lord sagen zu lassen, während sie doch nur zu der Rolle des Lenox passen, wogegen hinwieder dem Lenox Worte in den Mund gelegt werden, die nach dem Vorhergehenden nur der Lord sprechen kann. Diese Hauptschwierigkeit der Stelle wird aber, nach meiner Meinung, sehr leicht durch meinen angenommenen Irrthum des Abschreibers gehoben, ein Irrthum, der um so erklärlicher und verzeihlicher ist, als die Worte:

Sent he to Macduff eine neue (besondere) Zeile bilden. Legen wir aber diese wenigen Worte, mit einem Gedankenstrich hinter war —, noch dem Lord in den Mund, wie ich es in meinem vorigen Aufsatz erklärt habe, und nicht dem Lenor, der also erst die Worte von He did an zu sprechen hat, und wechseln wir so die Rollen, so löst sich die Schwierigkeit sehr natürlich und wie von selbst, so wie dadurch zugleich der ganze Zusammenhang der Scene hergestellt wird. Ich frage aber jeden billig Denkenden, heißt das: „mit dreisten Worten die alten Autoritäten erschüttern wollen"? Diesen Vorwurf könnte ich mit weit mehr Recht dem Herrn Breier selbst zuschieben. Wer z. B. sucht die alten guten Lesarten Shakspeare's, die ja doch wohl auch Autoritäten sind, zu erschüttern, er oder ich? Er lege die Hand auf's Herz und frage sich, wie viel in kurzer Zeit von dem großen alten Shakspeare übrig bleiben würde, wenn man ihm (Herrn Breier) und Consorten freie Hand ließe und ihre Lucubrationen gläubig hinnähme. — Wie Herr Delius, schließlich bemerkt, diese Stelle im Shakspeare-Lexikon behandelt, heißt die Sache offenbar zu leicht nehmen; so wie ich überhaupt gefunden zu haben glaube, daß er, in dem Commentar, auf die eigentlichen Schwierigkeiten meist nicht tief genug eingeht; dagegen scheint das Lexikon selbst, so weit ich es bis jetzt gesehen, sehr sorgfältig gearbeitet zu sein.

Coburg. Prof. Dr. **Voigtmann.**

Eigenthümliche Elemente der frisischen Sprache.

(Fortsetzung.)

Djip — i kurz — ein tiefer Wasserlauf zwischen seichten Seestrecken von Küsten und innerhalb Inseln, ein nicht so tiefer heißt ein Loa und Lei (Diminutiv Laik), üb a Nip oder üb'n Nip — ü lang, i kurz — auf's Aeußerste, wovon das englische neap (mit falscher Schreibart des ea für i, wie in so vielen andern englischen Ausdrücken der Fall ist) in neaptide (Niptide, Niptidj'), Sil — i kurz — (Diminutiv Selke) eine Wasserrinne aus Marschstrecken heraus, silin — beide i kurz, Ton auf dem ersten — und dreblia sind Synonyme, aber silin bezeichnet ein stärkeres und zusammenhangendes Tröpfeln, mit geuen und jitan — i kurz — (Imperf. gaad) hat es dieselbe Bewandtniß, während geuen ein starkes und plötzliches Gießen ausdrückt, hat as sin Dun — i und u kurz — es geht von ihm aus ('Tis his doing), ik ha'r nian Dun me — e in me sehr kurz und ha'r für ha' thiar — ich habe nichts damit zu thun, ik san dunde (I am about), hat kam tu pas — a in kam und pas lang — (it came to pass), tinklag ist, wer sich beim Essen recht fein anstellt und fast nicht weiß, ob er essen will oder nicht, thompag heißt ein wenig feucht, fochtag etwas feuchter, wiat naß, njoksiwiat (eigentlich mistnaß) durchnaß, klaam feucht anzufühlen (engl. to clam), Blain (sprich Blanj — a lang) eine kleine Hizbeule (engl. blain), besonders Gärstenkorn, Baal (Beule) Geschwür, Ard — a lang — Narbe, d. i. die sichtbare Stelle einer ganz heilen Wunde, Paakdul Blatternarbe, Röw — ö-lang — die Kruste einer innerlichen Wunde, die noch nicht heil, a folla Groth — o kurz, th Urlaut — (wovon das engl. growth — vom frisischen gruien, entstehen, keimen, wachsen — to grow) der volle Ueberfluß, die volle Ueppigkeit, z. B. vom Grase, worin Vieh steht, skral — a lang — knapp, von der Zeit, von Kost, vom

Winde (wenig günstig), an skralen Harwst, ein spärlicher Herbst, hükersat — Ton auf dem langen e — vorn über und mit dem Hintern auswärts, knaapugat — Ton auf dem langen u — (eigentlich knopfäugig), wer ausstehende Augen hat, Krüsen — ü lang — die Obertheile an Strümpfen und Handschuhen, staakhardag (eigentlich abgehärtet gegen den Tod) hartnäckig, boldadag — Ton auf dem langen ersten a — übermüthig, frech (bol heißt stumpf, z. B. ein Messer), ündöggelk ungefällig, unhalag — u und das erste a lang — (wörtlich anholig, d. i. anziehig) habsüchtig, hegrin — e kurz — stottern, stömrin — ö lang — stammeln, wan ik at 'r me den ha (wörtlich: wenn ich's damit gethan habe), d. h. wenn ich todt bin, liwer alikadennang ganz und gar sich gleich, nicht ein Haar besser als früher, sagt man z. B., wenn nach dem Befinden von Kranken gefragt wird, das sich ganz gleich geblieben, Weag (engl. wedge, corrumpirt aus weg) Keil zum Holzspalten, skuar an tuch vom Korn im Stroh gesagt, das leicht und schwer zu dreschen ist, tai und tuch sind synonym, aber doch verschieden, tai z. B. sagt man von einer alten Person, die zäh ist, und tuch von zähem Fleisch — a in tai lang und u in tuch kurz —, reanen schmelzen, z. B. Talg, Schmalz, stiwerin gerinnen, bustrag — u lang — wer unachtsam im Arbeiten ist, unbehutsam auf sein Werk losfährt, Wesnang — e lang — ein Haufe getrockneter Haide, himin — beide i kurz — schnell athmen in Krankheit, bei Brustschwäche, hithin — beide i kurz — von schwerem Athem gesagt, tögin — ö lang — sehr schwer ziehen, von Pferden gesagt, ugwatnin — u lang und mit dem Ton — Vorwürfe machen, habag — das erste a lang — rachsüchtig, neidisch, thet gadat ham oder thet as an Gadang för ham — ö lang — das kommt ihm wohl zu Statten, ist ihm willkommen, uasin (s sehr scharf) Wasser aus dem Brunnen ziehen, tüsin (s sehr scharf) beim Kopfhaar fassen, tiasin (s sehr scharf) an zähen Dingen anhaltend zupfen (wenn man die Spitzen der Vorderzähne an einander setzt und dann jene Worte mit s ausspricht, so hat man ungefähr den s-Laut), Klütj — ü kurz — (engl. clout) Kleidlappen, klütjin flicken, Dögd — ö lang — Tugend eines Menschen oder einer Sache, dögan — ö kurz und mit dem Ton — sanft und gutartig, eadwinjag (engl. eddy wind kommt daher), winjgailag und taachag ungefähr von einerlei Bedeutung, nämlich zugig, blich — i

kurz — blöde, wat — a lang — den Jahren nach rüstig, kräftig, z. B. thet Biarn as wat, das Kind ist recht entwickelt (auch in geistiger Beziehung, wät blaft hjü wät, wie bleibt sie rüstig, Slim — i kurz — Schleim, Slanner (aus Slander) Halsschleim, laf — a kurz — von Speisen geschmacklos, von Menschen ohnmächtig, träge, firin — beide i kurz — beim Fahren die Pferde rechts lenken, firin — das erste i lang — mehr herunterlassen, z. B. etwas Hangendes, nachlassen, figürlich: nachgeben, firken — i kurz — mit der Heugabel aufschwingen, z. B. Heu, Haide, Stroh u. s. w. — hängt wohl mit Furk (Gabel) zusammen —, ether — e kurz und th Urlaut — (engl. either) entweder, z. B. ether ik of hi entweder ich oder er, nether — e kurz — (engl. neither) weder, ether jeder von beiden (engl. either), haröther — ö lang und mit dem Ton — und haruther — u kurz und th Urlaut — einer, eine, eines von beiden, alwat — beide a kurz und der Ton auf dem letzten — was auch, was auch immer, alhü — Ton auf dem kurzen ü — wie auch, alhuar wo auch, alhög — Ton auf dem kurzem ö — welches auch, alhokker wer auch, alewen — Ton auf dem ersten langen e — immer, alskaans obgleich, al schon, almuar — al ohne Ton — je mehr, almuar — beide Silben mit dem Ton — immer mehr, alewner immer langsamer, algauer immer schneller, al letjamer — alle Vocale kurz und die beiden ersten mit dem Ton — immer sanfter, leiser, Kirw — i kurz — das Maaß zwischen den Handknöcheln und Fingerspizen, swöpen — ö kurz — beinahe dasselbe, was werfen (engl. to sweep), an Swöpang Faather, die Masse Heu, die man zwischen den Händen faßt und auf den Heuwagen aufschwingt, sarag das Gegentheil von glatt, z. B. ein Ei ist sarag, wenn es erst gelegt ist, nicht mehr, wenn das Vögelchen schon darin gebrütet ist, stedag — sonst heißt das Wort beständig — von Pferden gesagt, die bei schwerer Arbeit vor dem Wagen oder Pfluge stehen bleiben oder zurückspringen, riadag wer überall Rath weiß, mit Beziehung auf Krankheiten, henag — e kurz — behend, gadelk recht brauchbar, was sehr zu Statten kommt, üngadelk ungefällig, üngadsam — ü kurz und das erste a lang — heißt auch ungefällig, al heißt auch doch, und dann hat es dem Ton mit einem besondern Nachdruck, z. B. al waar doch wahr, dü heest't al den — Ton auf al — du hast es doch gethan, dü heest't al den — Ton nicht auf al, sondern

auf den – du hast es schon gethan, unmanen — u lang, a kurz — erinnern an etwas, raailin mit dem Körper sich sowohl seitwärts, als vor- und rückwärts bewegen, amhalsin (wie so viele andre Worte ursprünglich ein Seemannsausdruck) im Gespräch, im Streit einlenken, andre (friedlichere) Saiten aufschlagen (die Halsen sind die Taue, womit die untersten Ecken der Segel befestigt oder gespannt werden — also die Halsen umsezen), thingin — th mit dem Urlaut — dringend bitten, nan ik gid — a lang, beide i kurz — ist fast unübersezbar, nan ik gid wal'k eg heißt: nein gewiß nicht (bei Leibe nicht) will ich, El — e kurz — Schwiele, Weri — e lang — ein schmales Stück eignes Marschland (Privatgrundstück) zur Almenden-Zeit (als das Land noch allgemein war), rank — a lang — leicht umfallend (von Schiffen gesagt), talt — a lang — leicht umfallend (von kleinen Kindern, Tischen u. dgl. gesagt), sialin un a Sew — e kurz — siffen in dem Sieb, klüftag possirlich, Tjuarimaalk (auf dem Feuer) geronnene Milch, hobbelt Maalk dicke Milch, tjuarlin käsig werden, hoblin (von der Milch) dick werden, Fliatang (Rahm), von tu fletan — e kurz — (engl. to fleet) abrahmen, at Fliatang stiar (wörtlich den Rahm stören), den Rahm, ehe er ausgestanden, berühren, um ihn abzunehmen, Sköd — ö lang — Riegel, Böggel Bolzen, z. B. hinter dem Mast eines Fahrzeugs, thenkat — e kurz — (Diminutiv von than — th in beiden Urlaut, a kurz — dünn) ganz dünn, disag — i lang — trüb oder dunkel im Wetter, boltrag, von Luft und Wetter gesagt, wenn dicke Wolken unbeständige Witterung drohen, Tast — a lang und dumpf — Büschel, z. B. Heu, Stroh, Gras u. s. w., skar — a lang und dumpf — 1) steil, von Ufern, Bergen, Kliffen, Hausenden u. s. w., 2) plötzlich, z. B. hat kam skar es kam plötzlich, ean wat binem — Ton auf dem kurzen e — einem einschärfen, etwas nicht zu thun, bidewan — e lang — von Zeug in der Weiche oder von Kartoffeln auf dem Feuer u. s. w. gesagt, die mit Wasser begossen sind und zwar so, daß sie eben unter dem Wasser sind, lothag — o kurz und mit dem Ton, th Urlaut — plump auf den Beinen, lothag üs an oal Pod — o in Pod kurz — plump wie eine alte Kröte, Skürw — ü kurz — Räude am Vieh, Dof — o kurz — dumpf anzuhören, wobag — o kurz — von Kleidern gesagt, die weit und sackmäßig und dabei unordentlich sizen, Injwag — i kurz, a lang — Abendthau, a Injwag

der Abendthau, püchlachin — ü kurz, a lang — hohnlachen, spöttisch lächeln, watliaw! — Ton auf der zweiten Silbe — ein Ausdruck der Verwunderung, wie im Deutschen ungefähr: was sagst du! Ists möglich! man u! — Ton auf dem langen u — im Deutschen ungefähr: bewahre! o Himmel! andre Ausrufe sind uha! — Ton auf der kurzen letzten Silbe —, uhei! u. s. w., hi kan lup üs an Feedbinjar — i kurz, a lang und dumpf, u lang, ü lang, a kurz, i kurz — er kann laufen wie ein Faßbinder (eigentlich Fässerbinder, Feed plur. von Feat), ist eine frisische Redensart, fliamen schmieren, z. B. Butter auf Brod, Skoth — o kurz, th Urlaut — Eisscholle, skidjlin — beide i kurz — ein aus dem Gliede gegangenes Ding, z. B. das Bein eines Schafs wieder ins Glied sezen, sküjlin — ü kurz — mit dem Rücken sich hin und her bewegen, in Folge von Frösteln oder von Ungeziefer, thögag feucht und trübe im Wetter, Dag — a lang und dumpf — Thau (der fällt), Thuai — th Urlaut — Thauwetter, Mist — i kurz — Nebel, Slok — o kurz — Staubregen, skürag vom Wetter gesagt, das mit Regenschauern (Skűren) abwechselt, büiag heißt das Wetter, wenn sich häufig Windschauern einstellen, die von Regen oder Hagel oder Schnee begleitet sind, Kirw bezeichnet auch unbestimmt ein Stück von einem Brod, Acker u. s. w., übskiarwin zerbrochene Theile wieder zusammensezen, z. B. eine zerbrochene Leiter, falag — das erste a lang — sanft, bescheiden, gefällig, auch heißt falag sehr, z. B. falag gud sehr gut, njoflag beides langsam und sudelnd bei der Arbeit, njaskag — das erste a lang — langsam im Arbeiten, auch von zu weichem Essen, z. B. Mehlspeisen, gesagt, pothag — o kurz — schmuzig (Eigenschaft, die jemand an sich hat), slordag — o kurz — bezeichnet einen höheren Grad davon, misag — i lang — z. B. hjü lukat so misag ütj sie sieht so schläfrig und kränklich aus, misugat — i und u lang — ist fast dasselbe, thöderugat — ö und u lang — verweint, röthlichäugig von Weinen, metherluas — e lang — aussehen, heißt matt, abgefallen, schwächlich, angegriffen aussehen, inorin — das erste i lang, o kurz und hat den Ton — einwurzeln, z. B. Schmuz, Kräze u. s. w., dieses or und das deutsche ur (in Ursprung, uralt u. s. w.) scheinen ein und dasselbe Wort zu sein, segger von Frauenzimmern gebraucht, die so stöhnerisch, pimpelig und zimperlich sind, hat's an letj segger Ding sie (wofür man oft es sagt) ist ein kleines pimpliges

Ding, lisen, ebenfalls von Frauenzimmern gesagt, die nicht rührig und munter bei und zur Arbeit sind, auch zuweilen von Männern gebraucht, uffkörd — u kurz, ö lang — abgeschafft, dem Gebrauch entzogen, besonders von einem Fahrzeug gesagt, das nicht mehr zur See soll, skompin bezeichnet die Bewegung auf und nieder beim Sizen, z. B. wenn man reitet, ferner Kinder auf dem Schooß hat und sie auf den Knien auf und nieder bewegt, das Diminutiv dieses Zeitworts heißt skömpkin, Rew — e kurz wie in Neffe — Riß, riwan (Imperf. reaw) reißen, wiaftin mit den Händen winken (davon das engl. to waft), at Bruad as therw das Brod ist süß (nicht sauer), Jarmslöb — i nicht j, ö lang — Armlöcher, d. i. die Oeffnung der Aermel (Sliaven, engl. sleeves), wo die Arme durchgehen, lung — u kurz — lang (vom Maaß), Comparativ lunger und linger, laang (von der Zeit) lang, Comparativ nur linger, nie lunger, klawen — a kurz — krazen, klesin — e lang — lange Striche herunter krazen (mit den Nägeln nämlich), Weri — e lang — ein Stück Marschland (vor der Landvertheilung auf den nordfrisischen Außeninseln), Harst ein (sandiger) Landrücken, eine höher liegende Stelle als das umgebende Wiesenland, Klant ein zwischen Gerstlandäckern, wo sie mit ihren Enden zusammenstoßen, hindurchlaufender Fußsteig, Laanlukar — u kurz — (die Endung un in Substantiven geht bei Zusammensetzungen in aan über, z. B. Sun, Saan, Lun, Laan, Hun; Haan, Strun, Straan) bei der Landmessung liegengebliebene dreieckige Stücke Ackerland zwischen Privatäckern, welche Stücke Allgemeingrund waren, ik san'r un bistathen — u lang, a lang, th Urlaut — d. h. ich bin der Meinung, lük luwen — ü kurz, u lang — ganz windstill, blik an duad stal todtenstill im Wetter, warpan — beide a kurz (Imperf. worp — o kurz) Eier legen, gruplin — u kurz — eine Henne befühlen, ob sie Ei habe (to grope a hen), gande wesan — a in gande lang — (wesan, sein, Imperf. wiar) in Gang sein, in Bewegung sein, häufig in schlimmer Bedeutung, Earn Gewerb, Auftrag (engl. errand), Wir — i lang — Eisen- oder Messingdraht (engl. wire), Huk Halszäpflein (engl. hock), Ruk — u lang — (engl. rick, reck), Wean, Kropf, d. i. Geschwulst am Hals oder Nacken (engl., wen), lifluas — i kurz — unglücklich, verloren, hjüsat ham a Nebden ap — a in sat lang — (wörtlich: sie sezt ihm die Nissen auf), d. h. sie bietet ihm die Spize, meistert ihn, staaklewrin (wört-

lich: dem Tod überliefern) feindlich empfangen, kernin von etwas, d. h. sich oft und lang mit Unzufriedenheit über etwas äußern, swelin — e kurz — Heu oder Haide trocknen und in Haufen zusammenschaffen, Rail Haspel, railin haspeln, Ram — a kurz — die äußerste Kante einer steilen Anhöhe, z. B. am Seegestade, Roth — o kurz, th Urlaut — eine Masse Erde, die von einer solchen Kante losreißt, Steg — e lang — Stich, Pui Stich mit etwas Spizem, Stup — u kurz — Stoß, Klau ein starker Schlag, den jemand erhält oder gibt, Klup ein dumpfer Schlag, der gehört wird, Dau ein Schlag mit geballter Faust, den jemand kriegt, Klap heller Schlag, Klap bi't Oar Ohrfeige, Wei ein schneller Schlag, den man kriegt, Lau — a kurz — schneller, heftiger Schlag, Skup Stoß mit den Füßen, Smed — e kurz — Schmiß, d. i. Wurf, Firk ein aufschwingender Wurf, Skaansliak — von Skun, d. i. Schande — (wörtlich: Schandschlag) ein Schlag, wodurch jemand am Körper verlezt wird. Swup — u kurz — bezeichnet eine schnell fahrende Bewegung, die dumpf anzuhören ist, z. B. der sausende Flug gewisser Vögel (engl. swoop), auch nennt man die hörbare Bewegung der Kibize mit ihren Flügeln, wenn sie Eier oder Junge haben, swupin, Lonner ein starkes, in irgend einer Entfernung gehörtes dumpfes Getös, auch heißt die Wirkung des Windes im Schornstein, wenn es stark weht, lonnerin, Tharsk — a lang — ein derber, schneller Schlag, den man gibt oder kriegt, Swöb — ö kurz — Peitsche, die man beim Fahren braucht (mit dieser Form hängt das engl. to sweep und sweep zusammen), Bol — o kurz — ein kurzer brüllender Schrei, Raaft ein längerer gewaltiger Schrei, Gren— e kurz — ein Aechzen (engl. groan), Sik — i kurz — Seufzer, Jol — das i ist j, o kurz — großer Schrei, Angstschrei (engl. yell), skian sjongan (Imperf. saang) rein, hell, hellhörig singen, an skian Steam eine helle, reine Stimme, Grüdj — ü kurz — ein Bund kurzes Stroh, von dem nämlich, was beim jedesmaligen Reinigen, während man drischt, nachbleibt, ein Bund längeres Stroh heißt Skuf — u lang —, so viel als auf einmal zum Dreschen ausgebreitet wird, heißt Leg — e lang —, Küdj — ü kurz — und Daank heißt eine Vertiefung in einem Gefäß oder Werkzeug, durch einen Stoß oder starken Druck entstanden (Dalle heißt dieß in Süddeutschland), Daank ist größer von Umfang, aber nicht so tief als Küdj, Skem — e kurz — der Schatten, den ein einzel-

ner Körper wirft, Skad — a lang — schattiger Ort, Geu ein starker Guß, so viel als auf einmal aus- oder eingegossen wird, hal — a lang — ein Zug, wenn man an etwas zieht, Rok — o kurz — ein Zug stoßweise, Glem — e kurz — eine helle Stelle, die sich am dunkeln Himmel zeigt, Glum — u kurz — (davon das engl. gloom) trübes Wasser, auch das unterste von Kaffe u. s. w., Stop — o kurz — Hemmung, Stillhalten oder Stillstand, a Lup — u lang — Diarrhöe (das tölpelige Wort Durchfall, wofür die Nordfrisen auch Dörgung sagen (— ö lang), a Thwung (von thwingan, d. i. zwingen, Imperf. thwaang) das kalte Fieber, a Skrob — o kurz — die Kräze (skrobin, krazen) a Mesel die Masern oder Maseln, Wark Schmerz, z. B. Haadwark Kopfschmerz, Tuthwark Zahnweh, Bükwark Leibschmerzen, Leger irgend eine lange gefährliche Krankheit, als hizige Fieber, a Rok — o kurz — der Schlukken, at Throngens der Schnupfen, a Kinkhaast (breitschottisch kinkhost, engl. chincough, corrumpirt aus chinc-cough) Keichhusten (Keuchhusten und keuchen ist falsch), Aigrünj Umlauf am Finger oder an der Zehe, Reafwirm Flechte (ein uraltes Wort, wovon das engl. ring-worm), Spat — a kurz — anhaltender Stich in der Seite oder in der Brust, oft bei oder als Vorbote von gefährlichen Krankheiten, at fül Krankath — ü kurz, das erste a lang, das zweite kurz, th Urlaut — die venerische Seuche, an Sjocht — o kurz — eine epidemische Krankheit, huchöthem — u lang, ö lang und mit dem Ton, th Urlaut — kurz von Athem, besonders bei alten Leuten, an thünjan Sted — ü und a kurz, e lang — eine geschwollene Stelle, an baalent Sted — Ton auf aa — eine geschworne Stelle, at Unfal — u lang, a kurz, Ton auf un — Krämpfe, sialtögin — Ton auf der ersten Silbe, ö lang — in den letzten Zügen liegen, tukiar (tu Kiar) — Ton nicht auf dem kurzen tu, sondern auf kiar — unruhig, wild hergehend, von Menschen wie von empörten Elementen gesagt, z. B. wat gongt't thiar tu kiar wie geht es da her, dü heest a Ker — e in Ker lang — du hast die Wahl, a Dör steant ap un hear — ö kurz, a kurz, u lang — die Thür steht weit offen, sie steht un Ker heißt etwas offen, Eag heißt Küste, Schneide (engl. edge, entstanden aus eg), Seite z. B. A Ingels Eag, a Hollunsk Eag die Englische Küste, die Holländische Küste, a Ömrang Eag — ö lang — die Küste von Amram, hjo san al un Eag sie sind schon an Land

(gekommen), bi't Wethers eag an der Wasserkante, hjo siljd laangs Eag — i in siljd kurz — sie segelten längs der Küste, am Lande hin, thet Buat küd nian fu das Boot konnte kein Land kriegen, die Küste nicht ersegeln, fir (widj) fan Eag — i in fir lang, i in widj kurz, a in fan lang, — fern von der Küste, weit vom Lande, thet Knif hea an gaaden Eag — i kurz — das Messer hat eine gute Schneide, oder noch frisischer gesagt: thiar's an gaaden Eag för thet Knif, hi sat üb ean Eag fan mi er sitzt mir zur Seite, üb biath Eager auf beiden Seiten, wan hjü üb öther Eag as (wörtlich: wenn sie auf der andern Seite ist), d. h. wenn sie das Wochenbett überstanden, auch von verwandtschaftlicher Seite gebraucht, z. B. hjo ardi üb man Eag, üb hör Eag oder efter mj, efter hör, sie arten meinem Geschlecht, ihrer Verwandtschaft nach, mir nach, ihr nach, gran — a kurz — heißt flach, untief, z. B. gran plugin flach pflügen, gran Wether — das erste e lang — seichtes, untiefes Wasser, an gran Sted un't Wether — e in Sted lang, u lang — eine seichte Stelle im Wasser, an granen Soath ein nicht tiefer Brunnen, die nordfrisischen Todtenhügel, wovon die meisten Eigennamen tragen, heißen Hughar — u lang — (Singul. Hugh — u lang), zwischen Marsk — a lang — (Marsch) und Miad (marsh und mead) ist ein Unterschied, Marsk bezeichnet ursprünglich das feuchtere, niedrigere, sumpfigere Land der Niederung (palus, paludes) und Miad (mead, Matte) das Heuland, vor der Landvertheilung auf den nordfrisischen Inseln war die Marsk Allgemeingrund (Allmende), die Miad aber nicht, arken heb sin un a Miad, d. h. jeder hatte seins (seinen Antheil) in dem Heuwiesenlande, hat kaan't binai eg tjüg am mi wat uftudun — a in hat kurz, Ton auf ai, e in eg kurz, ü lang, i kurz, alle drei u kurz — sie oder er: (eigentlich: es — in geringschätziger Bedeutung) kann es keineswegs (durchaus nicht) über's Herz bringen (nämlich aus Filzigkeit), mir etwas abzugeben, hjü ferwead ham theb, hjü hea ham thet ferwedden sie warf ihm dieß vor, sie hat ihm dieß vorgeworfen, jat ha't anöther (arköther) jiwen — a in jat kurz, a in ha't lang, ö lang, i kurz — ihr (beide) habt es einander testamentlich vermacht, ik ha't ham tujiwen ich hab's ihm verziehen (der Ton auf tu), hi dear mi eg un't Mut kem er darf nicht mit mir zusammentreffen, hi thear thet uk eg er braucht das auch nicht (zu thun), wat gongt hi tu — der Ton auf dem kurzen tu — wie geht er

unordentlich, hat wal mi eg bi — Ton auf dem kurzen bi — es will mir nicht in den Sinn, ean wat un Ugen hoal einem unumwunden etwas vorwerfen (wörtlich: einem etwas in die Augen halten), üb sin Stak stun — ü lang, i kurz, a und u kurz — fest auf etwas bestehen, sich nicht zum Weichen bringen lassen, wat heft dü föreag? — a kurz, e lang, ü kurz — was hast du vor? Linlis — beide i kurz, der Ton auf dem ersten — Schürzenbund, (das sehr breit ist) der nordfrisischen Frauenzimmer, bot — o kurz — heißt grob (vom Betragen), spitag — i lang und mit dem Ton — höhnisch, von Spit — i lang — (engl. spite) Hohn, hat as spitag es ist Schade, bedlag — e kurz — bissig (von einem mürrischen Maul), uflupan (Imperf. uflep) — das erste u kurz, das zweite lang, e kurz — heißt nicht anschnauzen oder anschnarchen, sondern ungeziemend und bissig antworten, einen über die Nase hauen, bedlag — e lang — bettelhaft, brot — o kurz — kurz angebunden und frech, bros — o kurz — was leicht springt, d. h. zerbricht, skuar was leicht herausspringt, z. B. das Korn aus dem Stroh, skaar steil, skir — i kurz — von reiner heller Gesichtsfarbe, ferner frisch (von Vögeleiern), skirin — beide i kurz — probiren, ob die Eier frisch sind, indem man sie ins Wasser legt; sinken sie und bleiben sie auf der Seite liegen, während sie ein plattes Aussehen haben, so sind sie skir, stehen sie aber auf der Spize — üb a Tip — oder treiben sie, so sind sie fül — ü kurz — (faul) oder biseden (wörtlich besessen), d. h. bebrütet, Skor — o kurz — Schlittschuh, brak — a kurz — (vom Wasser), nur halb frisch, etwas salzig, Brek — e kurz — Hose, brons — o kurz — der Deutsche hat kein Wort dafür, der Nordfrise unterscheidet sich zwischen brons und brün — ü kurz — d. i. braun, so z. B. heißt die Farbe des geronnenen Bluts an einer durch einen Schlag oder Stoß verletzten Stelle brons, auch ist die gewöhnlichere Farbe der Ostereier brons u. s. w., noad'gin einladen, zum Besuch, zu Tisch u. s. w., trukin — u lang — bei Tisch nöthigen, mit zu essen oder mehr zu essen, kröbing — ö lang — anhaltend bitten, fortzuessen, tu sat un hürkam — u kurz, a kurz, ü lang, ü kurz und mit dem Ton — gekauert, gehuckt sizen hocken für hucken zu sagen ist gewöhnlich, das frisische Zeitwort dafür ist auch hokin — o kurz —, aber hok — o kurz — ist ein Versteck, ein versteckter Winkel. Das Wort Lakrize, wovon viele nicht wissen, daß es kein deutsches ist, sondern aus liquor (licorice) ent-

stand, heißt auf unsern nordfrisischen Inseln Drop*), welcher Ausdruck wahrscheinlich kein ursprünglich frisischer, sondern von dem holländischen drop van zoet-hout (jus de réglisse) entstammt ist (Abträufung, Traufe).

Dr. **K. J. Clement.**

---

*) Am Niederrhein nennt man es in der Volkssprache Trop, mit kurzem o.
D. Red.

Studien über den Geist der französischen Sprache.

Dritter Artikel.

Der pittoreske Charakter des französischen Idioms.

Nous vinmes de St. Maurice.[1] C'était une de ces belles journées de Mars (1849) qui étalaient tous les charmes du printemps. Quelques nuages légers qui avaient voilé depuis midi la vue du Mont-Blanc et la chaîne des Alpes de Savoie s'étaient dispersés, et les cimes brillaient dans tout l'éclat de leur beauté pittoresque. Le soleil prêt à se coucher dorait les sommets d'une couleur rose. C'étaient les Basses-Alpes qui commençaient à se revêtir d'un beau pourpre gagnant alors les plus élevées (entre autres ces deux aiguilles en Valois dont l'ensemble a l'apparence d'une selle Arabe) toujours à proportion de leur hauteur. Lorsque le soleil pour nous avait déjà disparu de l'horizon, le Montblanc mit le dernier son habit de rose. Après quelques minutes le géant ayant posé ce chapeau brillant, changea sa magnifique auréole contre un teint livide. C'est dans un tel moment qu'il faut le regarder pour lui trouver la fameuse ressemblance avec le corps mort de Napoléon orné encore du chapeau illustre, reposant sur son lit funèbre. On distingue alors spécialement le chapeau à trois cornes, l'oeil fermé et la couverture enveloppant les parties inférieures de la figure avec le reste du corps. — Autour de nous les nuances de la végétation printanière plus ou moins développée à raison des hauteurs présentaient dans leurs différentes couleurs l'image des 4 saisons. En descendant de la colline littorale nous fûmes sur-

---

[1]) Joli bourg alpestre situé à deux lieues de Genève.

pris par les tons du lac réfléchissant le rouge de ciel et montrant (selon les nuages qui se miraient dans ses ondes limpides ainsi que par la réfraction de la lumière) des contrastes et des nuances enchanteresses. Venus et quantité d'autres étoiles versaient de vagues lumières sur le lac moutonnant.[1]) De l'autre côté retentissaient les boîtes qu'on aime à tirer dans les villages pour célébrer les noces d'un campagnard et dont le bruit était entremêlé des sons de la cornemuse — cor long, célèbre par les airs que l'on en joue et que l'on appèle „ranz de vaches". Sous quelques arbres plantés au-devant de „Mont-Allègre"[2]) nous fîmes halte pour prendre un verre de crû. Nos regards suivirent les „béjues"[3]) par-delà les ondes bleues vers Clarens, paradis de Julie et de St. Preux et vers Vevey, dont le nom enchanteur nous rappela à son tour la dent de Jaman, les bains d'Alliaz et les joyeuses soirées de la Tour de Peilz ainsi que les courses d'Evian et de St. Gingoulphe. Enfin il fallut bien se remettre en chemin; mais nous nous égarâmes encore à dessein dans ces parcs anglais qui dans leur désordre charmant semblent presque abandonnés à la nature. La variation des coteaux alternant avec des vallées agréables arrosées par des ruisseaux; les troncs des cèdres et des mélèzes revêtus de lierre et environnés de violettes et de primevères en fleur — tout cela présentait aux yeux un ensemble féerique par le clair de lune qu'il faisait. Enfin nous gagnâmes la belle route d'Hernane dont le terrain était alors en partie disputé au lac et dont la direction se jalonnait au milieu des vages pour la portion encore inachevée. Déjà les falots de gaz formant par la réflexion de la lumière dans les eaux des caractères de point-et-virgules indiquaient l'approche de la ville. Le lac bleu, les Alpes, un fleuve magnifique bordé de palais, — voilà Genève.

So lautet ein Blatt meines Tagebuches, das mir auch jetzt wieder das Bild jener pittoresken Natur vor die Seele zaubert. Gewohnt, wie ich von jeher war, meinen Geist „au diapason de la nature"

---

[1]) Les petites vagues ridées et écumeuses qui couronnent le lac, s'appèlent à Genève „moutons de Lausanne".

[2]) (=Mont de la gaieté) nom d'une auberge isolée.

[3]) C'est ainsi qu'on appèle a G. une espèce de mouettes,

zu stimmen,[1]) wurde ich in jenen pittoresken Umgebungen bald bei meinen Sprachstudien auf die Betrachtung der pittoresken Seite des Sprachgeistes geführt — und so möge denn auch für den Leser jene Alpenlandschaft den Hintergrund für das au premier-plan stehende sprachliche Gemälde bilden!

Für die Betrachtung der pittoresken Seite des französ. Sprachgeistes ist die s. g. romantische Schule von hoher Wichtigkeit. Doch bevor wir den schwankenden Boden dieser von den Franzosen selbst diametral verschieden aufgefaßten Romantik betreten, wird es nöthig sein, über den Begriff, den wir mit dem Worte „der romantischen Schule" verbinden, uns zu einigen. Jedenfalls steht soviel fest, daß derselbe für die französ. Litteratur viel weiter ist als für die deutsche, wo er eine so eng begrenzte literärische Coterie bezeichnet, und daß er jenseits des Rheins neben dem Mysticismus Lamartine's selbst für die „jolis raffinés de plume" und deren glühende Sinnenlust Raum genug übrig läßt. Befragen wir nun in Beziehung auf den Kern und die Mission des Romantismus französische Autoritäten, so belehrt uns zunächst V. Hugo in der Vorrede zu seinem Hernani „que le romantisme tant de fois mal défini n'est à tout prendre, et c'est sa définition réelle que le libéralisme en littérature". Eine andere Seite dieses romantischen Janus kehrt Borel heraus, wenn er in seinem, in unserm ersten Artikel bereits erwähnten Programme definirt: „La poésie classique plus ingénieuse, plus extérieure parle surtout aux sens et à l'imagination; la poésie romantique plus réfléchie et plus profonde s'adresse de préférence aux sentiments intimes de l'âme." Beide Definitionen lassen sich insofern leicht vereinen, als Hugo mehr den dramatischen Romantismus, der hauptsächlich als novateur und libérateur auftrat, berücksichtigt, Borel mehr die lyrische Mission vor Augen gehabt hat. Freilich bedurfte es auch auf diesem nur relativ fried-

---

[1]) Findet doch Chateaubriand sogar einen accord mystérieux der Vogelstimmen mit den Naturscenen: „Les arbres qui balancent tristement leurs cimes dépouillées ne portent que de noires légions qui se sont associées pour passer l'hiver; elles ont leurs sentinelles et leurs gardes avancées souvent une corneille centénaire antique sibylle du désert, se tient seule penchée sur un chêne avec lequelle elle a vieilli. Là tandis que ses soeurs font silence, immobile et comme pleine de pensées elle abandonne aux vents des monosyllabes prophétiques (Genie du Christian. Originalausg. I, 214).

lichen Gebiete einer reformatorischen Thätigkeit, einer Emancipation von so manchem hinsichtlich der Diktion und des Metrums dort noch geltendem Zopfe. Ueberhaupt und für alle Gebiete scheint mir die Reaktion der freien, dichterischen Individualität gegen die sklavischen Fesseln eines konventionellen Styls das einzige Band, welches die sonst so heterogenen franz. Romantiker verbindet. Wie schwer gerade auf der franz. Literatur von jeher dieses Joch des Styles lastete, ist in der trefflichen Abhandlung von Ph. Chasles „le renouvellement du siècle" (cf. eines der letzten Monatshefte der Revue de Paris) sehr beredt geschildert worden[1]). „Le style pedantesque, gourmé et strapassé du XVI siècle", (wozu man noch den style roide et compassé de l'époque classique fügen möchte), „les Crébillonnades et les Doratismes du XVIII siècle," „le style ultramontain et ultra-grec de la révolution française", „le style rectiligne et d'une sobre affectation qui a dominé sous l'empire" etc. bezeichnen ebensoviele Götzen, von denen einer den andern stürzte, bis die romantische Schule die Protestation gegen den Götzendienst des Styls überhaupt auf ihr Panier schrieb, — um freilich selbst wieder den „style gothique hérissé de pointes et d'ogives, d'ornements imaginaires et de volutes exorbitantes" wenigstens für ihre blinden Anhänger zu schaffen. Doch letzteres, wie eine gewisse Effekthascherei überhaupt, kann uns nur als äußeres Beiwerk gelten, das ebensowenig wie die mystisch-nebulöse Schwärmerei einiger Romantiker einerseits und eine verwegene Himmelsstürmerei andererseits uns an der wahren Mission des Romantismus irre werden lassen darf. Daß aber eine solche literärische Richtung in der Diktion an die Stelle der hergebrachten Monotonie eine bunte, malerische (pittoreske) Mannichfaltigkeit nach dem Vorbilde der Natur treten lassen würde, läßt sich schon a priori annehmen, wenn es auch die Erfahrung nicht ausdrücklich bestätigte. Der Styl der Romantiker mußte schon aus Opposition pittoresk werden, und darin liegt für uns hier seine Bedeutung[2]).

---

[1]) „A dater du XV siècle chacun écrit selon sa formule comme une nation „de pharmaciens travaillerait d'après le codex... Nous avons un engouement pour „les recettes et les mots d'ordre successifs... Dès qu'une formule se présente elle „nous satisfait pourvu qu'elle nous prive de liberté, nous retrouvons nos lisières et „nos bequilles adorées... On met le talent en coupe-réglée" etc.

[2]) „Le style de l'école classique consiste à revêtir sa pensée d'harmonie

Schon ehe wir diesen pittoresken Charakter in seinen einzelnen Symptomen, in seinen Details betrachten, muß uns bei dieser Schule, insbesondere bei V. Hugo, jener ächt romantische Zug auffallen, welcher wie für jedes Individuum, so für jeden Stoff, für jede Situation einen besondern Styl vindicirt. Zwei Beispiele aus V. Hugo mögen genügen, um einen Beweis von den pittoresken Effekten, welche durch eine solche Stylmalerei — eine Analogie zur s. g. Musikmalerei — hervorgebracht werden. „Depuis un siècle la peine de mort va s'amoindrissant. Elle se fait presque douce. Signe de décrépitude. Signe de foiblesse. Signe de mort prochaine. La torture a disparu. La roue a disparu. La potence a disparu. Chose étrange, la guillotine est un progrès. Mr. Guillotin était un philanthrope!" (Les derniers jours d'un condamné). Und nun vergleiche man mit diesem style saccadé et haletant jenen weiten, faltenreichen Mantel, mit dem sich derselbe Dichter in der Schilderung seiner lieben „Feuillantines" drapirt:

„C'est dans ces moments-là que le jardin paisible,
La brouissaille où remue un insecte invisible,
Le scarabée ami des feuilles, le lézard
Courant au clair de lune au fond du vieux puisard,
La faïence à fleur bleue, où vit la plante grasse,
Le dôme oriental du sombre Val-de-Grâce,
Le cloître du couvent, brisé mais doux encor,
Les marronniers, la verte allée aux boutons d'or,
La statue où sans bruit se meut l'ombre des branches,
Les pâles liserons, les pâquerettes blanches,
Les cent fleurs du buisson, de l'arbre, du roseau,
Qui rendent en parfums ses chants à l'oiseau . . .
C'est dans ces moments-là comme je vous le dis,
Que tout ce beau jardin, radieux paradis,

---

continuelle et d'élégance, à oser par moments et par moments à se dérober, à préparer l'énergie, à voiler l'audace, à semer de grâces insensibles, de tours ingénieux, de figures heureuses et appropriées au tissu net, flexible et brillant. Il y a une autre façon qui se conçoit surtout dans le drame, mais en toute poésie. C'est serrer davantage à chaque instant la pensée et le sentiment, d'exprimer plus à nu, sans violer sans doute la poésie ni encore moins la langue, mais en y trouvant des ressources mâles, franches, brusques parfois, grandioses et sublimes, si l'on peut ou même simplement naïves et pénétrantes." (Portraits contemporains et divers par St. Beuse tom. III.)

Tous ces vieux murs croulants, toutes ces jeunes roses,
Tous ces objets pensifs, toutes ces douces choses
Parlèrent à ma mère avec l'onde et le vent
Et lui dirent tout bas: Laisse nous cet enfant,
Laisse nous cet enfant, pauvre mère troublée,
Cette prunelle ardente, ingénue, étoilée . . . . ."

Gehen wir nun zu den pittoresken Details über, so verdient hier vor Allem ein gewisser, in vielfachen Wendungen zu Tage liegender archaistischer Typus erwähnt zu werden, welcher das fade und farblos gewordene Idiom des Tages in dem Borne seiner jugendlichen Frische zu verjüngen strebte. Chateaubriand hatte hierin den Ton angegeben[1]) und fand zahlreiche Nachfolger[2]). Unter den Romantikern des Tages ist in dieser Hinsicht V. Hugo besonders interessant. Es sind hier zwei Klassen von Archaismen zu unterscheiden. Zunächst solche, die wirklich archäologische Dinge vorstellen und demnach eine Idee ausdrücken, für welche das moderne Idiom kein adäquates Wort bietet. Das Hugo'sche Drama: „Le roi s'amuse" liefert zahlreiche Belege für diese Kategorie: les archers de l'écuelle, la paraguante (espèce de monnaie), la donzelle, l'escarcelle, les gorgerettes des bourgeoises, le support de la cloche du bac, le couvre-feu sonnant le soir, la porte s'ouvrant sur un mail, les mâchicoulis, les dagues des preux Messers. L'estrapade, l'essorillement, l'écartèlement, féal sujet, vasselages[3]) etc. sind auch solche Hugo'sche Rehabilitationen. Derartige Archaismen sind absolut unentbehrlich, ebenso wie für Ponsard in seiner Lucrèce die klassischen Ausdrücke: le luperque, le flamine, l'impluvium, les robes laticlaves, l'acier (Spiegel), jeter l'osselet, oder wie der vertugadin für die Schilderung der „époques pailletées". [4]) Doch man ging weiter und stellte, auch ohne solche äußere Veranlassung, Archaismen wieder

---

[1]) Cf. den ersten Artikel.

[2]) Cf. in unserm zweiten Artikel die aus Alph. Karr citirten Wendungen.

[3]) Cf. auch in solcher Hinsicht Louis XI. von Delavigne, welcher in diesem Trauerspiele bekanntlich der Romantik bedeutende Concessionen gemacht hat (les palefrois, les vieux manoirs, les seigneurs suzerains, les bannières du roi etc.).

[4]) In diese Kategorie gehören auch die Ausdrücke für einzelne Arten altfranz. Lieder: sone, noël etc. in Souvestre's „dernier Breton". — Analog sind die Bezeichnungen specifisch provinzieller Gegenstände durch Provinzialismen, cfr. das im zweiten Artikel über Berthet Gesagte.

her. „Maintes oder souventes fois[1]), mult (moult), marrir (affliger), il advint, scinder, se rebiffer, l'air tout encharibotté finden sich ebenfalls bei V. Hugo le renouveau (= printemps) in der Journalistik; der Ausdruck d'ores (= à présent cf. Orelli) stieß mir noch kürzlich in der Revue de deux mondes [2]) auf, die doch sonst im Gegensatz zur Revue de Paris in dieser Hinsicht sehr „sobre" ist. Die bedeutendste archaistische Blumenlese liefert wohl verhältnißmäßig das G. Sand'sche Drama Marielle, das neulich die Revue de Paris mittheilte. Wir heben daraus folgende Wendungen hervor: Ma conduite devers vous; pour grande que fût; emmy les champs; ce heurt fatal; une entorse[3]) (Migräne); pour probable (probablement); tant plus vous êtes malade, tant plus etc.; faire gauchir le spectacle; je n'ai point l'heur; autre peine me poinct; se gausser de qn.; un peu gausseur; ma face peine à s'assouplir; devant que de partir; à seules fins que; ébaubi (cf. den Molière'sche Tartüffe); blêmi; c'est encore toi que tu as cassé la porte; s'en sauver[4]); parachever (par spielte früher eine weit bedeutendere Rolle in Verbalkompositionen[5])); sabouler und maugréer (nur noch im familiären Style gebräuchlich); la passade in seinem alten Sinne; esgréphin; l'avis serait bon n'était que etc.; que la trompette du diable me rende sourd, si j'en crois pas un mot; marjollet; rechigneux; les lanterneries; et si je l'ai fait = „und doch" etc.; statt des modernen quoique stehen häufig die etwas veralteten Wendungen: encore que, malgré que; statt malgré — non obstant. Ein anderer Punkt, welcher dem Style der Romantiker einen besonderen pittoresken Reiz verleiht, ist die häufige Anwendung der Metapher, statt des mehr klassischen Gleichnisses, in einer auffallend kühnen Form. Selbst in der Prosa Lamartine's begegnen wir Wendungen wie: „Ces

[1]) Cf. Orelli altfr. Grammatik p. 363. Toutes et quantes fois kommt noch in der familiären Umgangssprache vor.

[2]) März 1852, p. 827.

[3]) Ueber die alten Formen tors (tordu), retors etc. cf. Orelli p. 174.

[4]) Cf. Orelli p. 175 u. 278 s'en courir, s'en partir, s'en issir. (Wie weit freier man früher mit dem Reflexivum schaltete, beweisen se dormir, s'assentir, se partir, se ravoir, se gesir, se vivre, s'apparoir, s'être condolu, s'eut grand paor, die alle bei Orelli an verschiedenen Stellen belegt sind).

[5]) Ebenso mal, sur, mes und très etc. Cf. Orelli bei den einzelnen Verbalstämmen, namentlich mettre etc.

hommes toujours entre deux vins ou entre deux sangs, qui flairent le carnage; rouvrir les écluses du sang; l'arrière-gout du crime; sa voix de fer avait les notes métalliques de la crosse de fusil, retentissant sur les dalles; le gouvernement prolétaire, l'outil pour sceptre et le glaive à la main; on se préparait déjà à déchirer cette page de philosophie nationale (le manifeste) et à en bourrer le fusil de l'invasion; soldats sortis des pavés (garde mobile) qui sauvaient Paris tous les jours de lui-même; ils pressaient les mots, ils n'y trouvaient que du son (calembourg); le touffu ambulant de rameaux et de lilas, décorant les fusils et les canons; le tableau de ce jour où une nation a les yeux sur le ciel, où le ciel a les yeux sur une nation [1]." Und nun gar die Poesie! Mit Uebergehung der unzähligen Beispiele von der uns Deutschen ohnehin vielleicht noch geläufigeren Personifikation der Natur, der Belebung todter Gegenstände [2]), wende ich mich zu jenen pittoresken Bildern, durch die der franz. Sprachgenius selbst die abstraktesten Ideen mit dem großartigsten, heitersten Farbenschmucke zu bekleiden weiß. Besonders glückliche Griffe thut in dieser Hinsicht jener mehrfach erwähnte Dichter, der sich so treffend einen „oiseleur" nennt, „qui cherche à prendre des idées" (V. Hugo). „La tour sainte où la pensée est mêlée au granit; créneler un droit; les systèmes dorés aux plumages changeants; opposer une charte de plâtre aux abus de granit; l'ironie jappe sur les talons de la grandeur; ce pilier souverain (la Colonne de la place de Vendôme) fait de gloire et d'airain; le poète faisant flamboyer l'avenir; endormir les heures aux doux sons de la lyre; les paliers où s'écroule au hasard un gouffre d'escaliers;

---

[1]) Sämmtlich entlehnt aus Lamartine, histoire de la révolution de 1848.

[2]) Als besonders gelungen hebe ich in dieser Hinsicht nur hervor: Les soupirs des sapins, arbres harmonieux, harpes des bois; le rossignol, barde ailé de la solitude; les boutons éplorés du lis (penché par la pluie); les étoiles palpitent et les vents et les monts; les volées du carillon bondissent à travers les vallées; les ondes ruisselantes de la voix; les mourants accords d'une cloche mélancolique; (sämmtlich aus Lamartine); la frissonnante libellule; la cloche bourdonnante des fleurs; la tour sonore; la colombe aux rapides adieux; le chaud sillon s'éveille remué par le germe; le râle et le sanglot de l'océan; le gazon endormi; la pensive église; le scarabée, or vivant; les arbres pleins d'éclats de rire (V. Hugo). Die Krone lebendiger, inniger Naturanschauung bildet wohl die beredte Schilderung der poule d'eau (Chateaubriand, génie du Christ. I, 212).

ce songe idéal qui remplit la paupière et flotte, lumineux voile entre le ciel et nous; des sphynx, des boeufs d'airain sur l'étrave accroupis" sind sämmtlich Proben aus dem pittoresken Sprachschatze dieses Dichters. Mitunter zieht sich die malerische Ausführung der Idee in unerschöpflichem Bilderreichthum durch ganze Verse hindurch:

Car c'est lui qui pareil à l'antique Encelade
Du trône universel essaya l'escalade,
Qui vingt ans entassa
Remuant terre et cieux avec une parole
Wagram sur Marengo, Champaubert sur Arcole,
Pelion sur Ossa.
Il courait à la cuve où bouillonnait encore
Le monument promis;
Le moule en était fait d'une de ces pensés,
Dans la fournaise ardente il jetait à brassées
Les canons ennemis.

Ein würdiges Pendant zu dieser pittoresken Schilderung bieten die schönen Worte über die Kanonen des Invalidenhotels:

„Dans le moule brûlant le fondeur pour vous faire
Mit l'étain et le cuivre et l'oubli du vaincu."

Ist jemals das Privileg der Zeit, die Denkmäler durch ihr Alter zu verschönern, malerischer geschildert worden als in den schönen Dichterworten:

C'est le temps qui creuse une ride
Dans un claveau trop indigent,
Qui sur l'angle d'un marbre aride
Passe son pouce intelligent.

C'est lui qui pour corriger l'oeuvre
Mêle une vivante couleuvre
Aux noeuds d'une hydre de granit.
Je crois voir un toit gothique
Quand le temps dans sa frise antique
Ote une pierre et met un nid [1]).

Es ist hierbei übrigens in Anschlag zu bringen, daß die französische Sprache durch ihre lebendig-sinnliche Auffassungsweise und durch die nationale Neigung zu anschaulicher Darstellung dem Dichter ganz besonderen Vorschub leistet. Die gewöhnlichsten Wendungen der

---

[1]) Cf. überhaupt die „Ballades et orientales", die „Chants du crépuscule" sowie die „voix interieures" (worin besonders das herrliche:

Quand Paris se met à l'ouvrage
Dans sa forge aux mille clameurs,
A tout peuple, heureux, brave ou sage
Il prend ses lois, ses Dieux, ses moeurs etc.

hierher zu ziehen ist).

Conversationssprache zeugen, mit den entsprechenden Ausdrücken unserer Muttersprache verglichen, von dem malerischen Sprachtalente der Franzosen. Man versuche nur folgende Phrasen deutsch wiederzugeben: à tour de bras; à tour de rôle; de longue main; en plein vent; à pleins bords; de bonne heure; de long en large; de vive force; de main morte; à grand renfort; à sa guise; au rebours de; de plain pied; à son corps (coeur) défendant; à corps perdu; à tue-tête; à perte de vue; à vue d'oeil; de gaieté de coeur (de grand coeur); baiser à pleine joue [1]); dégourdir l'âme; dormir sur les deux oreilles; regarder qn. entre quatre (deux) yeux; passer une nuit blanche; pas de loup; à bras raccourci; se plier en deux; montrer du doigt à l'oeil; mener grand train; il en sait long; tomber de son haut; faire queue; courir à toutes jambes; avoir carte blanche; les plus huppés; tourner autour du pot; faire la roue; passer par la filière des emplois inférieurs; serrer le bouton à qn.; à tout bout de champ; il y a un dessous de cartes; commencer sur nouveaux frais; la moutarde lui monte au nez; enpaumer une affaire; épouser une question; tirer son épingle du jeu; je n'en tournerais pas la main; phrase de longue haleine; dame de haute parage; la crême de la société; se battre les flancs; prendre la balle au bond; démêler la fusée; faire bon marché de qch.; vert galant; avoir le pas sur qn.; être entre deux âges (entre deux eaux, entre deux vins); un ami à la douzaine; se truffer d'une haine stupide; regorgé de richesses; terre à terre; cette franchise noble qui sentait en lui son héros; être comme coq en pâte; être pris au dépourvu; à contrecoeur; sourciller (sich Sorgen machen); donner à plein collier dans les folies; percé à jour; à coup sûr; aller de ce pas; sur une vaste échelle; à tire d'aile; prendre ses côtes au long; mettre qn. hors de page; entretien à bâtons rompus; se trouver à court de monnaie; en pure perte; se colleter avec (coudoyer) les réalités; avoir les coudées franches; mener la vie à grandes guides; écrire au pas de course de la plume; il est à ton niveau; dérider qn.; le trop-plein; barbe de capucin; lois du peigne et de la savonnette (lois minutieuses) [2]) etc. Selbst Personal- und Lokal-

---

[1]) Das deutsche Idiom bietet hierfür nur einfache, farblose Adverbien.

[2]) Cfr. auch: le coup de l'étrier; le pivot de la pièce; page nourrie d'érudition; intelligence rétive; garçon bien bâti; attache (= passion); être aux prises;

beziehungen werden nicht verschmäht, um dem Ausdruck einen mehr individuellen und darum mehr malerischen Charakter zu verleihen. Les habitués de Véry et Véfour[1]) (= gourmands); la monarchie tempéré par Véron (Redacteur en chef de Constitutionnel); ça va de plus fort en plus fort comme chez Nicolet (traiteur Parisien à la barriere Montmartre, où il y a des boeufs entiers à la broche); un Charenton (= maison d'aliénés); prâliner (assassiner à la Praslin, calembourg); pateliner (faire comme l'avocat Patelin dans cette ancienne comédie); un tartuffe etc. Auch der häufige Gebrauch der mehr konkreten Adjektive statt abstrakter Substantive z. B. avec quel sérieux faites-vous cela; cette montagne est d'un rude; ces luisants de satin; les faux-fuyants dans un labyrinthe; les nus (sculpt.) gehört in die Kategorie der pittoresken Wendungen.

Dies ungefähr waren die nächsten Resultate meiner Studien über die pittoreske Seite des franz. Sprachgeistes, soweit sich dieselben, ihren Grundzügen nach, in der malerischen Genfer Natur mit enthüllten; Ferney[2]) führte mich bald auf neue Spuren in diesem Gebiete. Nachdem ich während der ersten Zeit meines Aufenthalts in Genf mich aus dem politischen Tageslärm gewöhnlich auf die Rousseausinsel geflüchtet hatte, beschloß ich eines Sonntags mich von einer tobenden, auf der place du Molard gehaltenen Volksversammlung[3]) bei den Manen Voltaire's zu erholen. Ich passirte demnach das Thor Cornavin und wendete mich dem Dorfe „le Petit-Sacconer" zu, hinter welchem ich bald die franz. Grenze betrat. In Ferney selbst führte mich eine Pappelallee auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes nach dem Schlosse Voltaire's, das mit seiner hellen Farbe von einer Anhöhe herab weit in die Ebene hineinleuchtet. Nachdem ich von der herrlichen, terrassenförmigen Esplanade des Parks eine Zeit lang die Aussicht auf den See und den Montblanc genossen

joindre les deux bouts de l'an; un superbe brin de fille; noyer une question dans le déluge de etc.; langue dégourdie; fumée étourdie; ruminer une faute; style pâteux; l'oreille basse; plomber la cervelle; déchirer (verläumden) un homme; faire ses 4 volontés; avoir le vin expansif et cordial (gutmüthiger Rausch) etc.

[1]) Restaurateurs célèbres au palais royal.

[2]) 1 $1/2$ Stunde von Genf.

[3]) Das Programm bildete der Wunsch „d'aviser aux moyens de laver la croix „fédérale de la tache que lui impriment les capitulations militaires avec Naples, „ce trafic du sang Suisse" etc.

hatte, trat ich in das Schloß selbst ein. Hier fand ich leider nichts von der gehofften Bibliothek und der alten häuslichen Einrichtung Voltaire's; nur in einem Salon sah ich noch die alten Tapeten und ein altes Kamin mit Voltaire's Büste, die satirisch herniederblickte. Es war ein schlechter Trost, daß der Concierge versicherte, Herr David, der gegenwärtige Eigenthümer des Schlosses, lasse dasselbe im alten Style restauriren, und binnen wenigen Monaten könne ich Bibliothek und Möbel an ihrem frühern Platze finden. Ich rächte mich dadurch, daß ich zum Entsetzen eines anwesenden Engländers kein Stück des Voltaire'schen Bettvorhangs als Reliquie annahm.

Der Besuch der durch große Geister geweihten Orte äußert in der Regel die wohlthätige Wirkung, daß er durch den hohen geistigen Maßstab, den er uns an die Hand gibt, eine großartigere Auffassung der künstlerischen oder wissenschaftlichen Regionen anregt, in denen jene Heroen geglänzt haben. So betrachtete ich denn auch in Ferney die Kunst als ein großes Ganzes, als die eine Sonne, von welcher Architektur, Musik, Malerei, Bildhauerkunst und Poesie nur als verschiedene Strahlen ausgehen. Für unser gegenwärtiges Thema aber ist jener Zusammenhang durch den Einfluß, welchen die übrigen Künste gerade auf die Entwicklung des pittoresken Sprachcharakters geübt haben, von besonderer Bedeutung. Schon früher hatte ich bei dem Studium der neuen franz. Autoren die Entdeckung gemacht, daß V. Hugo mit besonderer Vorliebe den Charakter der Architektur, Balzac den der Musik, Th. Gautier den der Malerei der Sprache namentlich durch bildliche Wendungen aufzudrücken sich bestrebten, und ich verfolgte jetzt diesen Gedanken mehr im Einzelnen. Nach einander richtete ich meine Blicke auf die Genien der einzelnen Künste und suchte ihren Durchgang durch das sprachliche Gebiet zu erkennen.

Zunächst erschien mir der Genius der Bildhauerkunst unter den Zügen der stolzen Pallas de Velletri, die ich im Louvre so oft bewundert hatte. Bei dem bleichen, zitternden Mondlichte, das über den Park ausgegossen lag und das freie Spiel der Phantasie begünstigte, sah ich jenen Genius zürnend zur Seite stehen, gleichsam klagend über die Vernachlässigung seines Kultus. Seine Zeiten sind vorüber; das sichere Ebenmaß, die festen, scharfen — und doch durchaus nicht steifen — Konturen, die göttliche Einfachheit seiner Kunstwerke fordern eine andere Generation als die unsrige. „On s'efforce

— so schrieb ich damals im Geiste jenes Genius in mein Tagebuch — de rendre surtout les passions dans un siècle passioné et voilà justement la superiorité de la peinture; elle a pour alliées toute la mobilité du pinceau, toute la variété de couleurs au lieu de la lourdeur de mon ébauchoir, elle sait animer la prunelle, inerte pour moi dans la monotonie de ma pierre. C'est justement la simplicité de mes moyens qui m'a banni." Kein Wunder, daß auch die Sprache sowohl in ihrem gesammten Bau, als in ihren Einzelheiten sich von dieser Kunst immer mehr entfernt hat. Jene untrügliche äußerliche Skala, wonach wir den Einfluß der einzelnen Künste bemessen können, nemlich die größere oder geringere Anzahl der in der schönen Literatur wie im Munde des Volkes naturalisirten technischen Ausdrücke, bezeugt dieses Faktum auf eine schlagende Weise. Welch' bedeutende Rolle spielt doch in der modernen franz. Poesie der „pinceau" im Vergleich zum „ébauchoir"! Seitdem an die Stelle der „draperies mouillées", der „hanches onduleuses" (wie wir sie im Louvre an der antiken Statüe der Polymnie bewundern) die „tuyaux roides de la draperie moderne" in der Skulptur getreten sind, seitdem es Styl geworden ist, an den Statüen die „fantaisies polychromes", wie sie Pradier heutiges Tages geschickt zu erzielen weiß, vor Allem zu bewundern — bot diese Kunst keinen Schatz mehr, aus dem der lebendige Sprachgenius sich mit Bildern hätte bereichern können[1]).

Weit mehr im Vordergrunde steht, auch auf sprachlichem Gebiete, der Genius der Architektur. Freilich erscheint er nicht unter den Zügen Palladio's, dessen reiner Styl den klassischen Meistern so nah stand — nur die Renaissance und der gothische Styl sind es, welche die Literatur der Franzosen befruchtet haben. Die Tuilerien und der Straßburger Münster sind zwei architektonische Typen, die zur genauern Kenntniß des franz. Sprachgenius unerläßlich sind. Vertraut muß man sein mit der „cour d'honneur" sowie mit dem „escalier d'honneur", der im Centrum der Tuilerien zu jener „enfilade de salles" hinaufführt, die ohne den „pavillon de Marsan" und den de „Flore"[2]) 800 Fuß mißt. Die beiden „cartouches" in

---

[1]) Die unten angeführte Cormenin'sche Wendung „faire reluire une phrase en bosse" klingt etwas manierirt.

[2]) Dieser liegt nach der Seine, jener nach der terrasse des Feuillants zu. Das Centrum bildet der pavillon de l'horloge.

der Antichambre; der „salon de la Chapelle revêtue de stuc, ornée de pilastres“, die „caissons du plafond avec ornements et rosaces dorées; la salle des Maréchaux avec son balcon au pourtour et sa tribune soutenue par des cariatides“; die „sujets de voussure sur des fonds d'or“ im salon d'Apollon; les ornements de stuc de la corniche dorée in der ehemals mit „Gobelins“ [1]) gezierten salle du trône; am Plafond des salon de Louis XIV les figures de ronde-bosse en stuc, les portes et leurs chambranles surmontés de frontons coupés, chargés de vases, les lambris aussi peints; die médaillons en grisaille der gallerie de Diane, die „cariatides soulevant un linteau transversal si délicatement ouvré“ — dies Alles sind Details, die mit dem Organismus der Sprache ganz verwachsen sind, während die klassischen „métopes, tympanes et la frise“, selbst der Triumphbogen und sein „attique“ auf diesem Gebiete weniger Epoche gemacht haben. Und nun gar die ehrwürdige Notre-Dame, cet édifice de transition ni de pure race romane [2]), ni de pure race arabe-gothique. „L'architecte Saxon achevait de dresser les premiers piliers de la nef, lorsque l'ogive est venue se poser en conquérante sur ces larges chapiteaux romans qui ne devaient porter que des pleins-cintres. Cependant l'ogive n'ose s'élancer encore en flèches et en lancettes, c'est la greffe de l'ogive sur le plein-cintre.“ Wie unvergleichlich weiß V. Hugo die „tours élancées, aigües, sonores, découpées à jour d'une église gothique avec ses mille clochetons et tourelles“ zu schildern! Die arcs-boutans der Notre-Dame, die trois portails creusés en ogive, der cordon brodé et dentelé des 28 niches royales, die immense rose centrale flanquée de ses 2 fénêtres laterales comme le prêtre du diacre et du sous-diacre, die haute et frêle galerie d'arcades à trèfle qui porte une lourde plate-forme sur ses fines colonnettes sind ja jedem Leser des Hugo'schen Romans Notre-Dame bekannt. Die Grundidee des Werkes, die Apotheose der gothischen Architektur, die phantastische Schöpfung des Quasimodo, den wir als den Gnomen jenes Riesengebäudes betrachten können, beweisen die Bedeutung der Architektur für die franz. Literatur. Doch fast nur noch in den poetischen Regionen macht sich der sprachliche Einfluß geltend. Seitdem die Buchdruckerkunst an die

[1]) Die Manufaktur dieser weltberühmten Teppiche befindet sich im Faubourg St. Marceau. — [2]) = byzantinischer Styl.

Stelle der Verkörperung der Ideen durch kolossale Steinmassen, die Darstellung derselben durch bewegliche Typen gesetzt hat, ist das Reich der höheren Architektur sehr beschränkt worden. So mahnen denn in der That auch nur wenige bildliche Ausdrücke der populären Sprache an die alte Herrlichkeit. „Pierre angulaire, assise, fonder une monarchie sur une large base, un style ciselé taillé à la Grecque, scherzhafte Wendungen wie les arabesques de la fumée d'une pipe, faire des losanges sur une assiette, une barbe cannelée [1]) gehören hierher.

Mehr Bilder und Ausdrücke hat die Malerei der Sprache geliehen. Die Gallerie des Louvre, welche so treffliche Meisterwerke aus allen Schulen enthält — von der alten Holzmalerei Ghirlandajo's und Lippi's an bis zu Prudhon herab, von der „brosse hardie" Michel-Angelos bis zu den „Mignards léchés" — mußte nothwendig den Geist der Betrachter und damit den Sprachgeist wohlthätig befruchten. So ist denn auch auf keinem artistischen Gebiete die Kunstsprache feiner nüancirt und doch zugleich von allgemeiner, auch den Laien zugänglicher Bedeutung. Hier lobt man die larges coups de brosse, die légèreté de touche und die délicatesse de pinceau, dort die finesse argentée et transparente de ton, la richesse de carnation, das genre pathetique et mouvementé de la haute peinture, die groupes bien agencés; hier die absence de facture, le fini des fonds et des accessoires, die hachures enlacés et bien fondues, le travail parfondu, dort wieder ein allerliebstes „oeil de poudre et dans le style quel moëlleux, quelle grâce, quel flou; il n'y a rien d'aussi chaud!" Das dictionnaire für die Bezeichnung der Mängel ist auch hier besonders reich, wie mir eine exposition annuelle [2]) in den Tuilerien bewies. An Colas tadelte man die vulgaires airs de tête, an Maison „un certain arrangement magistral et une manière de faire trop minutieuse, de la maigreur dans les lignes," an Billet les effets heurtés de rouge, an Duveau des tons plâtreux. Eine scharfe Kritik traf besonders die Schule der „coloristes" ob ihrer couleur tapageuse, ihrer nuances les plus ébouriffantes, ihres papillotage

---

[1]) Weniger profanirend ist das Gautier'sche Bild: „Quelques losanges d'azur se montraient par les déchiquetures des nuages."

[2]) Sie umfaßt: peintures à l'huile, dessins au fusin, gouaches (aquarelles), pastels et épures architectoniques.

et tripotage de couleurs, ihrer débauches de palette, ihrer couleurs trop vives, tranchées, ihrer tons doublés d'éclat et de viguеur. Man klagt über die gaucheries de pinceau de nos jeunes peintres chevelus, qui ne savent que le sécret de la ficelle, qui peignent encore à la truelle, qui croquent au crayon, lavent à l'aquarelle et pochent à l'huile; man erschöpft sich in Schmähungen auf die rapins pantelants que vous rencontrez dans les salles du Louvre, tenant une palette et un appui-main, debout devant leur chevalet supportant la postiche d'un chef d'oeuvre. Man beehrt ihre Kunstprodukte mit den Titeln „croûtes, omelettes aux fines herbes, chinoiseries, paysages ressemblant à des grisailles, peintures en camaïeu, de véritables silhouettes pour l'art de découpures"! Man ergießt bitteren Spott über die „secte des Arabisans ou Levantins dont bon nombre croit un narghilé et quelques pipes en sautoir suffisants pour faire de l'orient". An den „paysagistes" tadelt man die troncs d'arbre manquant de modélé, den ciel en fournaise, die „nature rissolée", während die accidents de lumière, die réflets métalliques des Wassers, die moutons bichonnés, die manière sobre d'effets, die teintes plates rechauffées de bitume ihre Anerkennung finden. Sehr viele der hierher gehörigen Wendundungen haben ihre ursprünglich technische Bedeutung aufgegeben und werden bildlich angewendet: „Esquisser à larges traits, rembrunir les teintes, les arbres estompés par l'espace, une poésie ébauchée, les coups de brosse du style, la touche sublime du poête, le discours éclairé tour à tour en large cadre de l'étincelle de la passion" sind von dieser Art. Wenn uns Gautier einen seiner Romanenhelden schildert, so spricht er von den „lignes heurtées de son rude masque; sur sa face le soleil a déposé des couches successives d'un hâle blond et doré sous lesquelles pointent des demi-teintes rosées et bleuâtres qui ravivent de leur fraîcheur la sécheresse un peu fauve de cette belle nuance bistrée si chérie des artistes".

Endlich nahte unter Aeolsharfenklängen der Genius der Musik, „cette lune de l'art" (V. Hugo). Wer Balzac's Novellen „Gambaro" und „Massimilia Doni" kennt, weiß die malerische Kunstsprache zu würdigen, welche die Musik dem französischen Idiom als freies Eigenthum geschenkt hat. Wie meisterhaft versteht es doch

Balzac, uns die geheimen Reize der Musik in Worte zu übersetzen[1]). An seiner Hand genießen wir noch einmal Robert den Teufel, zittern mit ihm bei den 4 mesures de timbale qui ouvrent cette brusque introduction, empfinden mit ihm den gewaltigen Eindruck „lorsque la mélodie après avoir couru pour ainsi dire quelque temps invisiblement le long de la puissante harmonie se fait jour en la brodant de ses accens célestes, rufen begeistert mit ihm aus: Voyez comme cet Allemand manie les accords et par quelles savantes modulations il fait passer l'épouvante! Selbst die musikalischen „ornements" erhalten durch Balzac eine höhere Weihe: „La roulade est l'unique point laissé aux amis de la musique pur, aux amoureux de l'art tout nu. Tous les buissons ardents de la jeunesse flambent et redisent leurs mots divins jadis entendus et compris. Et la voix roule, elle resserre dans ses évolutions rapides ces horizons fuyants, elle les amoindrit, ils disparaissent éclipsés par de nouvelles, par de plus profondes joies, celles d'un avenir inconnu que la fée montre du doigt en s'enfuyant dans son ciel bleu!" Unter den in gutem und üblem Sinne besonders drastischen, pittoresken Ausdrücken, welche diesem Gebiete angehören, heben wir hervor: l'enchâssement des voix bien nourries; les ondées lumineuses de la voix; un heureux agrément du chant (Koloratur); les cadences rompues und die cadence plagale; la coupe religieuse des parties musicales, la magie de son faire (Spiel); les benoîtes pauses qui font couler un fluide invisible dans les nerfs; les grandes entrées; les cuivres; les décharges d'âme à la Liszt, les faiseurs de centon (auch in der Poesie von Flickwerken gebräuchlich); les airs de bravoure et de facture, sur lesquels aiment à caracoler les débutants; une tartine musicale; le style nerveux, pâle, animé, coloré de la musique; une gargouillade; roucouler, braire, miau-

---

[1]) Nur V. Hugo kann wohl hierin mit ihm wetteifern. Cf. besonders das Hugo'sche Gedicht: „Que la musique date du XVI siècle":

„. . . Les gammes chastes soeurs dans la vapeur cachées
„Vidant et remplissant leurs amphores penchées
„Se tiennent par la main et chantent tour à tour
„Tandis qu'un vent léger fait flotter à l'entour
„Comme un voile folâtre autour d'un divin groupe
„Ces dentelles du son que le fifre découpe etc."

ler, grincer, se gargariser, rugir, détonner, aboyer, crier, figurer même des sons qui se traduisent par un râle sourd etc. Von den der Musik entlehnten bildlichen Wendungen verdient namentlich le diapason des idées, avoir de la tablature, sowie die scherzhafte Wendung: fioritures d'un pantalon hervorgehoben zu werden. Die Wechselwirkungen der Maler- und Musiksprache — die sich aus der Verwandtschaft beider Künste leicht erklären [1]), zeigen sich in vielen häufig vorkommenden pittoresken Wendungen: la gamme des couleurs, ton (von Farben), la palette des sons, les teintes molles de la musique, „un tableau conçu dans une gamme de couleurs très intense et très montée“. Auch Architektur und Musik erscheinen verschwistert z. B. in V. Hugo's:

> Comme sur la colonne un frêle chapiteau
> La flûte épanouie a monté sur l'alto.

Nach dem mit diesen Studien in meiner Erinnerung verwachsenen Besuche Ferney's war der Mont-de-Salève [2]) das Ziel meines nächsten Ausfluges. Ein schmucker pont en fil-de-fer führte uns aus Genf nach der Vorstadt „des Contamines“, einen Schweden, zwei Genfer und mich. Bald war die italienische Grenze erreicht, und das Savoyardengebiet begrüßte uns nicht weit vom Fuße des Gebirgs. Droben auf der sonnigen Höhe in den Räumen der Ruine, die jetzt dem bekannten Mr. Fazy gehört („votre roi“ wie ihn naiv ein alter Schäfer zu den Genfern gewandt, betitelte), genossen wir eine unvergleichliche Aussicht auf die Hochalpen, den See, die Rhone und die Arve, Genf und soviele lachende Dörfer, unter denen le petit-Lancy, das ich vor Kurzem von Plain-Palais (einer Genfer Vorstadt) aus besucht hatte, mich durch seine romantische Lage namentlich anzog. Wir stiegen auf der anderen Seite des Berges herab und labten uns in der auberge, die auf der Höhe jenes Abhanges liegt. Viele italienische Flüchtlinge (die Schlacht bei Novara war einige Tage zuvor geschlagen) labten dabei auch unser Gehör durch das Idiom jenes schönen Landes „où le „si“ resonne.“ Wir

---

[1]) „Le son est de l'air modifié, c'est de la lumière sous une autre forme, l'une et l'autre procèdent par des vibrations.“ Balzac.

[2]) Es ist hier der „petit mont de Salève“ gemeint; der daneben liegende grand mont de Salève trägt ewigen Schnee auf seinem unwirthlichen Rücken. Beide sind höchst pittoreske, aus Kalkstein bestehende, Felsgebirge.

fühlten uns plötzlich, obgleich noch auf französischem Sprachgebiete, zu dem bekanntlich Savoyen gehört, in das Land italienischer Zunge versetzt. Einen besonders pittoresken Effekt machte das mit zahlreichen italienischen Wendungen versetzte Französisch jener refugiés, welches mir Veranlassung wurde, an den neuerdings in Frankreich naturalisirten intrus aus fremden Sprachen die pittoreske Seite des Sprachgeistes nachzuweisen. Hier sind freilich das Italienische, Englische und Deutsche von geringerer Bedeutung. „La villégiature, les condottierie de l'émeute, cet imbroglio malicieux, les fioritures du style (eigentl. musikalisch), point de pomposo dans sa manière, les concetti et les dialoghetti, la locanda, les lazzis, les spavento ergotés d'éperons, vedetta (Blutrache); les hustings en plein air, le steeple-chase, le rail et le rail-way, le spleen, la boxe anglaise; le brandebourg, les burgraves (in neuester Zeit zur Bezeichnung einer parlament. Coterie gebraucht), le kirsch (kirschwasser), le brandevin, le Zoll-verein, le Sonderbund, la steppe, un lied, la kermesse bezeichnen genügend die Richtungen, in welchen die 3 fremden Idiome dem französischen dienstbar geworden sind. Dieser Einfluß verschwindet ganz im Vergleich mit jener arabischen Influenza, gegen die sich der franz. Styl ebenso wenig hat schützen können, als die franz. Malerei, der Hippodrom, ja selbst die cafés[1]). Mögen einzelne höchst malerische, dem Arabischen entnommene Bilder, wie le buveur d'air (vom Pferde) 2c., Ausdrücke wie une razzia, un bedoui, le bernouss, un spahi mit ihrem poetischen Anfluge wirkliche Dienste leisten, so ist man unstreitig hier über die Grenze des Pittoresken hinausgegangen. Beispielsweise erwähne ich hier folgende Ausdrücke, die sämmtlich einem kritisirenden Aufsatze Th. de Banville's (in der revue de Paris) entlehnt sind: Au milieu des douars (Zelte), nos goums, le hader (Stadtbewohner), un merkel (Wüstenhügel), rahil (Nomadenumzug), haouadedj (rothe Kameelsänfte), taka (Fensterchen in dieser), chelil (= voile flottant sur la croupe des chevaux), le houache (Büffelart), ghézal (Gazelle), délim (männlicher Strauß), haïk (fichu arabe), les chouafin (éclaireurs), le chirch (chef d'une razzia), sowie die 3 Arten der razzia: la tehha (au point du jour), la krotéfa (après midi), la terbigue (à minuit), geben Zeugniß von dieser babylonischen Sprachverwirrung. Es steht zuversichtlich zu hoffen,

[1]) Man denke nur an das „café moresque" auf den Boulevards.

daß diese Manie ebenso vorübergehen wird als jene tropische Schwärmerei, die nach Abwerfung der Schlacken jetzt nur noch das reine Gold schöner Bilder, die roses de magnolia, die bignonias, coloquintes, pistias, alcées, saviniers, den Kampf des „homme de couleur“ mit dem „sang mêlé“ in dem Sprachschatze zurückgelassen hat.

In meinem Genfer Studirzimmer am quai du Rhône, schräg gegenüber dem „hôtel des Bergues“ verfolgte ich die weiteren Spuren des Pittoresken in der franz. Sprache. Von besonderer Bedeutung erschienen mir in dieser Hinsicht die bildlichen Ausdrücke, welche die franz. Sprache der militärischen Sphäre entlehnt hat. Wie sehr der Franzos ein geborner Krieger ist, beweis't die Fülle dieser Wendungen. „Sonner le bouteselle de l'opposition; asséner son coup de massue; passer avec armes et bagages dans le camp ministériel; se rendre sans coup férir; quitter ses bastions; ouvrir la poterne; faire ses premières armes dans l'opposition; l'habitude du harnois; chercher du fer le défaut de la cuirasse; le mot d'ordre ministériel; sonner la retraite; être de guerre lasse; porter l'épée en verrouil; remettre au fourreau le glaive sanglant; cette théorie est battue en brèche; changer de batterie; rire sous cape; s'échauffer sous le harnais; son cheval de bataille; émousser le tranchant de son âme; la tactique de l'opposition, qui creuse le sol nuit et jour autour du pouvoir [1]); son corps d'armée avec ses flanqueurs et ses sentinelles avancées“, sind Wendungen, welche den neuesten politischen Blättern stets sehr geläufig waren. Trefflich versteht namentlich Cormenin in diesem Style die parlamentarischen Kämpfe zu zeichnen. „Lorsque j'aperçois les deux partis politiques, il me semble voir deux armées qui traîneraient parallèlement leur artillerie le long des deux rivières d'un fleuve, sans pouvoir jamais s'aborder. Ils ne savent pas que depuis la veille la guerre a changé de terrain et ils s'enfilent par des chemins fourrés et inconnus où le moindre goujat de l'armée ennemie

[1]) „C'est un siège en règle. La tranchée est ouverte, les épaulements, la sape et la mine. Un beau jour les partis donnent l'assaut comme en 1789 ou le pouvoir fait une sortie et la position est prise.“ — Cf. auch: La presse a enrôlé le roman à ses gages et le conduit tambour battant à travers ses colonnes à l'assaut des lecteurs. Les fifres du feuilleton etc. (Cormenin).

les ferait prisonniers. Il ne faut pour les desarçonner qu'un seul trait lancé par un improvisateur qui viserait à juste, et ils sont assez semblables à ces anciens chevaliers enjambés sur un palefroi richement caparaçonné... Pour moi, je prefère à la Chambre ces militaires brutaux qui dégaînent leur sabre et qui marchent droit sur vous... Dans l'opposition il faut que l'habilité de la stratégie soit objectée à la brutalité des gros bataillons. Il faut qu'on distribue et qu'on varie les rôles et qu'on sache qui engagera le combat et sur quel terrain, comment les troupes s'ébranleront, si l'on fera feu les premiers ou si l'on attendra, quels points seront soutenus. On doit se ranger en bataille, sans rompre les rangs, sans quitter la ligne. Les batteries cachées doivent être démasquées à propos... Il ne faut pas non plus toujours remettre au lendemain, pour planter son pavillon et pour compter les morts. Si l'on se sent le plus foible, on s'échelonne sur les ailes du centre, on tiraille, on charge de côté, on simule des attaques, on se retranche, on se défend de poste en poste, tantôt caché, tantôt découvert, jusqu'à ce que la nuit vienne et laisse la victoire indécise. Si l'on se sent le plus fort, il faut s'attacher aux flancs de l'ennemi, le serrer, le mettre sur ses deux genoux et le forcer de s'avouer vaincu [1]).

Wie die Sprache des „grognard" so ist auch die des „flambart" (grognard marin) höchst pittoresk und, wie sie es, zum Theil wenigstens, verdiente, durch E. Sue's Seeromane (Kernok, le Gitano, Atar-Gull, la S a l a m a n d r e) in weiteren Kreisen zu Ehren gebracht. „Abaisser le caban sur les yeux; être fait la queue (trompé); les berceuses (= ondes); carotter, flibuster qn. (voler); conduire qn. par une barre de fer; planté comme un mât; deralinguer l'échine à qn.; naviguer sans embardées (= parler sans détour); se rouiller (sich verliegen); tondre qn. comme un mousse; filer son loch ou couler à fond (mourir) [2]); ça me ren-

---

[1]) Die Kraft und Kürze der militärischen Sprache und der durch sie in dieser Richtung geübte Einfluß auf den franz. Sprachgeist (Cf. namentlich die Werke Alfr. de Vigny servitude et gloire militaire etc.) würde bei der netteté und précision zu besprechen sein.

[2]) Der grognard sagt: passer l'arme à gauche. — Dem militärischen „garde" ent=

drait la gaffe fièrement dure à avaler (la mort), hêler = appeler; paré = prêt" zeugen für den pittoresken Charakter dieser Sprache. Und nun gar die Betheuerungen und Verwünschungen des marin: „Que la drisse du pavillon me serve de cravate si ce n'est pas vrai; j'aimerais mieux prendre trois ris dans une grande voile au fort de l'ouragan que etc.; je prendrai ta robe pour pouïouse, tes jambes pour mâts, tes bras pour vergues, ton corps pour carcasse et je te fiche à l'eau avec 6 pouces de lame dans le ventre en guise de lest; le pilote aurait mis dans sa voile de petit perroquet une escadre de 100 vaisseaux et en aurait noué les 4 coins comme un mouchoir de poche dans lequel on met des marrons, et il aurait porté ça à la main pas plus gêné que ça!" Wie malerisch weiß uns Sue einen trois-mât zu schildern! Noch liegt er in stolzer Ruhe da und streckt seinen grand-mât [1]), der an seiner Spitze die „flamme flottante" und die „banderole" trägt, seinen mât de Misaine [2]) sowie den mât d'Artimon [3]) in die Lüfte. Tes vergues, mât de Misaine (c'est ainsi que j'abordais souvent un tel trois-mât dans mes idées [4]) craqueront bientôt sur leurs palans: ta fille ainée, la vergue carrée et ses soeurs cadettes: celle de perroquet de fougue et celle de perruche, ainsi que ton culot, celle de flèche de perruche! Déployez donc vos ailes échancrées, perroquets et perruches, envolez-vous vers votre patrie! Secours-les, voile de Brigantine, que tardes-tu, pic paresseux, de faire flotter la tricolore ombrageant le gouvernail? Et toi, beaupré [5]), mouille ta barbe et ta faux-soubarbe, pousse

---

spricht bei dem marin „quart" (officier de quart etc.), das auch bildlich gebraucht wird (bon quart etc.).

[1]) Seine 3 Theile sind: le grand mât de hune, le grand mât de perroquet et la flèche de grand Cacatois.

[2]) Auf dem Vordertheile; besteht aus dem petit mât de hune, petit mât de perroquet und der flèche de petit perroquet.

[3]) Auf dem Hintertheile. Seine Theile sind der perroquet de fougue, der mât de perruche und die flèche de perruche. (Höchst malerisch sind namentl. die Bezeichnungen: flèche, perroquet und perruche etc.).

[4]) Eine Zeit lang wohnte ich in Hâvre am Quai eines der vielen zu Häfen dienenden „bassins".

[5]) Der mât de beaupré, der fast horizontal aus der proue ragt, besteht ebenfalls aus 3 Theilen, von denen die beiden vorderen: bout dehors du foc et bout dehors du clinfoc heißen.

au large, bout dehors du clinfoc, plonge tes martingales dans les ondes! Montez les enflechures, gabiers alertes, regardez du haut de vos huniers, faites-vous y bercer au gré des tempêtes, enjambez les balancines! Et vous autres matelots touchez les manoeuvres! Que vous êtes beaux, mâts, chargés de voiles jusqu' aux royales, que vous avez l'air orgueilleux, suzerains environnés de vos vassaux, haubans, trelingages et étais!

Der Name Sue erinnert unwillkürlich an ein anderes auf der äußersten Grenze des Pittoresken stehendes sprachliches Genre, das „argot," welches hauptsächlich durch jenen Autor in die Literatur Eingang gefunden hat, nachdem V. Hugo in seinem „dernier jour d'un condamné" diesen Ton, jedoch ungleich vorsichtiger angeschlagen hatte. Der werthvolle Artikel Peschier's „de l'argot"[1]), dessen Fortsetzungen gewiß willkommen sein werden, erspart uns hier eine größere Ausführlichkeit. Als Nachträge für die alphabetisch geordnete bis I reichende Sammlung liefere ich nur: boutanche (boutique), cachemire d'osier (hotte de chiffonnier), la cone (mort), enfourner le délinquant (le mettre sur la bascule de la guillotine), filer (voler), faucheur (bourreau, das Verb ist angeführt), fouillousse (poche)[2]). Zu den bei Peschier angeführten 4 Kategorien dieser Ausdrücke möchte ich noch eine fünfte hinzugefügt wissen, nemlich die mehr sonorer Wortbildungen für die als Ruf häufig vorkommenden Ausdrücke z. B. vousailles für vous, wohin dann auch die bei Peschier erwähnten Ausdrücke: icicaille und icigo (= ici) zu rangiren wären[3]).

Abgesehen von diesem widerlichen pittoresken Genre sind auf dem Gebiete der franz. Prosa wol Gautier und namentlich Cormenin (als diametrale Gegensätze zu der farblosen „école des décharnés" für deren Chef Mérimée gilt) besonders interessante Repräsentanten des pittoresken Sprachcharakters, der freilich bei ihnen nicht selten in „bizarrerie" ausartet. Ueberhaupt ist die re-

---

[1]) Archiv für neuere Sprachen, ed. Herrig X, p. 330.

[2]) Durch die Benutzung Hugo's würde für die Fortsetzung größere Vollständigkeit erzielt werden.

[3]) Ueber den pittoresken jargon der „carabins" (Mediciner) und übrigen Studenten haben wir schon im zweiten Artikel s. v. Montépin gelegentlich gesprochen.

vue de Paris, an welcher beide Autoren Mitarbeiter sind, eine reiche Fundgrube für dies Gebiet. Folgende Wendungen sind zum Theil aus Werken jener Autoren, zum Theil aus den Artikeln der erwähnten revue gewählt, um die reichen Ressourcen des pittoresken Styls einmal im bunten Ganzen zu überschauen. „S'enferrer (sich im Reden eine Blöße geben); clocher; les discours dorés sur tranche; le doigté de la tribune (terme de musique); la parole française si correcte, si surchargée d'incises, si coupée d'ablatifs, si prude a besoin d'être marié; empaletoqué; pendiller; estampiller la charte; ôter à N. la simarre et les sceaux (als Minister absetzen); prestesse languedocienne; orateurs coulés dans le moule de la même parole; orateurs parés, enluminés, fardés, atifés, coquets, toujours en toilette et le rubis au doigt; langage soubresauté; s'empoumonner; emmenoter la presse; tribune sottisière, un sénat podagre; leur verbe courant tout d'une haleine brûle le pavé; discoureur par écrit; voix chaude et vibrante; mettre le marché à la main de qn.; des rebattues; matamore; l'homme lige du pouvoir; jugeoteur; prince richissime; faire reluire en bosse ses phrases; ses lèvres semblent caresser les mots au passage; l'orateur se berce, il ondoie dans la molle harmonie de ses désinences; les phraseurs brodent sur tous les thèmes le chant de leur prose; ils l'alourdissent, ils la lancent à toute volée; tailler les paroles comme le lapidaire taille les diamants, ils la découpent, ils la juxtaposent; sautiller gentiment d'une antithèse etc. [1]) dresser une fille à la pipée de l'homme; tenir un livre de coeur en partie double et présenter une facture de passion; colporter un mariage; chaperon de vice, fauconnier en béguin, âpre à la curée; les roueries du coeur; la reserve pincée; un sésame (Berg Semsi) ouvert aux seuls adeptes; aller à la picorée des bluets; une manière de Panthéon composite; leur pieux immobilisme; acteurs forains (wandernde Truppe); batailleurs huguenots faits de buffle et d'acier, un Corsaire échaudé; une pierre fouillée, ouvrée, ramagée, dévidée en coeur, comme une pulpe de pastèque; crocheter tous les styles, le déblaiement; la frondaison des arts; ça fut la barcelonnette des jeunes renommées

---

[1]) Sämmtliche Beispiele sind bis hierhin aus Cormenin's „portraits parlementaires“ entlehnt.

d'alors; étourderies du style; langue voilée d'à-partè, de surprises et de faux-fuyants qu'entendent à demi-mot et à demi-sourire les initiés et les intimes; les poupins abbés; un attrait de miévrerie; une malice anodine; la plaisanterie dessalée; les imaginations frileuses s'adonisent dans leur propre contemplation; ils se sauvèrent de toutes leurs jambes retrouvées; courir la bague des voluptés; la futée; sacrer des jurons; l'entremetteuse; ce drame d'allure picaresque; un fourmillement; forte en gueule comme la première Martine effrontée; se bander; Augier fit courir à la solennelle antiquité le guilledou des aventures comiques; squalide (au figuré); les mosaïques démésurées plafonnaient l'abside, les saints roulés en colerette festonnaient les porches d'une guirlande de statues; des anas diplomatiques, des cancans de congrès [1]).

L'ascète se calcine au soleil; effluves de voluptés; une trame merveilleuse de pudeur tissue, de chasteté filée; effiler, évanouir le corps (idealisiren); emparadiser le monastère; il a du génie plein les mains, parcequ'il a de la sainteté plein le coeur; l'enfer dantesque; les yeux bravés de la raison humaine; l'initiateur de l'Espagne au style italien; tamiser la matière au filtre de cristal de la virginité; le symbolisme du son; la pierre infrangible que cette flamme irradie; corporiser; l'âme extravasée; Dante, ce condor du mysticisme; renverser (v. n.) en arrière; clairsemer des villes; cet ange jonche de sa tête rieuse la nimbe des assomptions; les blancheurs du lin, les embrasements de la pourpre, les orfrois du brocard, la courbe impondérable; amour sororal (Paul de St. Victor). Un juron si foncé que etc.; une vaste gargantua de chaudière; revenir ailes déployées; il évoluait (bog sich) un coup vigoureusement plaqué; des coups de fusil à brûle-pourpoint; des regards qui prennent la mesure du cercueil d'un homme; c'est bien fini, très-fini; crier bien haut son immoralité; forcer (= faire force) de voiles; cette magnifique dépravation (= femme dépravée); la presque-certitude où il etait [2]); avoir la mine mal endormie (Léon Gozlan).

---

1) Entnommen aus mehrern Artikeln von Cormenin in der revue de Paris.

2) Fällt zugleich in das Bereich der légèreté.

Das Streben, charakteristische Wendungen aus allen möglichen Sphären der Kunst und der Wissenschaft ihrer streng technischen Bedeutung zu entkleiden und zur Würze des Styls heranzuziehen, zeigt sich übrigens wohl auf seiner höchsten Stufe im Gebrauch von Ausdrücken wie aménager (ursprünglich nur in der Forstwissenschaft gebräuchlich, jetzt auch anderweit = schonend behandeln), die ohne allen Grund ihren allgemein berechtigten Synonymen (ménager) vorgezogen werden.

Mit diesen Studien über den pittoresken Charakter der franz. Sprache beschließen wir eine Trilogie von Artikeln, welche nach einer in Dijon durchwanderten historischen Vorhalle in den 3 Rahmen der lokalen Bilder von Versailles, Trianon und Genf die légèreté, délicatesse und den caractère pittoresque, jene drei an dem Geiste der franz. Sprache so stark hervortretenden Seiten zu schildern versuchten. Im Laufe der Zeit finden wir wohl Muße, eine zweite Trilogie, welche die précision und touche vigoureuse, die clareté und propriété, sowie die économie der französischen Sprache umfassen würde, in einer ähnlichen Form zu liefern.

Um eine der bisher geschilderten Seiten des Sprachgeistes durch ein lebendiges Sprachbild zu veranschaulichen, geben wir folgende Waggonconversation, die wir im Style der modernen franz. légèreté als Ausführung einer in einem Provinzialblatte der Normandie gegebenen Idee erdichtet haben. Auch die délicatesse und der caractère pittoresque finden sich darin vielfach verkörpert.

„Juillet, Juillet ton nom est ennui! Que tu es traînant, ennuyeux, insupportable dans notre bonne ville de Paris. La saison des primes est passée, les melons et les oranges sont prohibés en qualité de crudités — grâce au choléra — et la fête de Juillet ne l'est pas moins en qualité... — Assez, assez! Remettez l'épée de votre éloquence, mon petit Thiers; nous voilà déjà irrévocablement au waggon! Pourvu que dans ce tour de campagne j'aie plus de chances que dans le dernier! — Ah voilà c'est pour ça que j'ai eu tant de peine à vous décider. Mais vous ne m'en avez rien conté! — C'est que.. Parbleu il faut bien livrer passage à ma rage. Vous connaissez les réclames? — Comment donc? — Ecoutez! Dernièrement au lit avant de m'endormir je lis mon Constitutionnel. Après avoir

sauté le premier Paris et les nouvelles politiques que j'avais déjà lues au café, je passe aux réclames. — Magnifique dormitif, par exemple, mon cher Bonnivet! En voilà une bien extraordinaire: „Mr. N. vient d'ouvrir à X. aux environs de Paris un restaurant qui...“ — Connais ça! Qui se recommande au public par l'organisation excellente du service et par l'extrême modicité des prix. N'est-ce pas, mon cher? — A peu près. En outre on disait l'établissement situé dans une „position“ admirable d'où l'oeil embrasse la plus belle partie des bords de la Seine. — Et vous n'avez pu resister à la réunion de tous ces attraits? — D'abord je tins bon. Mais après avoir lu le lendemain la réclame à plusieurs reprises, mon mauvais génie me souffla: Ma foi, si tu allais jouir de ce coup d'oeil admirable et absorber quelquechose dans cet établissement qui se recommande par l'extrême modicité de ses prix. Le tems est superbe, le ciel sans nuage, un soleil de Juillet monte à l'horizon, la campagne doit être admirable à voir aujourd'hui. Allons respirer l'air des champs. Allons nous coucher à l'ombre d'un platane à moins que nous ne [1]) trouvions que des hêtres et des bouleaux. — Bref, vous vouliez aussi à votre tour la villégiature au même titre que la Chambre. Citoyen que vous êtes, vous réclamez avec Oscar [2]) et Arthur et leurs collègues, le droit au plaisir de faire la chasse aux lapins et la pêche du goujon. — Et pourquoi pas? Seulement je n'en voulais ni aux pauvres lapins ni à ce charmant petit goujon, mais tout bonnement à la carte du restaurateur. Eh bien! Je renonce donc pour une journée aux effets de cuisse de mon pantalon collant, j'endosse la veste de coutil, le gilet idem et le pantalon pareil, je rabats le col de ma chemise sur une imperceptible cravate, je me couvre le chef d'un chapeau de paille d'Italie ou plutôt d'un feutre blanc à larges bords. — Avant tout n'oubliez pas de glisser quelques pièces de cent sous dans votre bourse et alors bon voyage! Vous partez le coeur joyeux et l'esprit con-

---

[1]) Streng genommen dürfte hier, da à moins que schon ein ne erfordert, „nur“ blos durch seulement wiedergegeben werden.

[2]) Spitznamen, die das Charivari für Odilon Barrot und seine Collegen in Aufnahme gebracht hatte.

tent. — Comme vous y allez! Il y a d'abord encore une question à vider. Jrai-je à pied, à cheval, en voiture, en chemin de fer, en ballon? Le cheval est fatiguant, la voiture incommode, le chemin de fer ennuyeux et le ballon peu usité. — Voilà donc le véritable modèle d'un blasé comme il faut! Ma foi, allez à pied en touriste, en amateur, vous cheminerez à votre aise; la journée est longue et vous avez une quinzaine de francs dans votre poche. — Vous êtes tombé juste, je partis en piéton. Après deux heures de marche j'avais la bouche desséchée, la langue épaisse et la gorge brûlante; je cherche une source, un ruisseau, un puits, une rivière, un lac, quelquechose enfin pour me désaltérer et toutes mes recherches n'aboutissent qu'à une mare verte comme une prairie dans laquelle se baignent et coassent des grenouilles de toute espèce. — Sauf cependant les graissets, s'il vous plait, („rana arborea“ de Linné) qui ne vivent que dans la verdure des arbres et à la Chambre où ils sont dernièrement montés à l'échelle pour annoncer le temps gros de l'émeute. On parle de leur accorder le prix Monthyon. Je vous renvoie au Charivari pour le reste. — Ne veuillez plus interrompre. Nous sommes à la Chambre maintenant, et parbleu on n'y va pas de main morte. Aux arrêts les interrupteurs! Nous vivons sous le régime du pain sec et dur (Dupin sec et dur). — A bas les calembourgs! Au lieu de piller le Charivari et le Vaudeville, passez plutôt la mare, si elle ne vous repugne pas. — Eh bien je la passe. Après ça je tombe sur un étang bourbeux et infect dont la vue me soulève le coeur. — C'est si joli la campagne! — En Juif errant à la mode je reprends ma course tout au désespoir et après des tortures inouïes j'arrive rôti et désséché dans la commune qui a l'insigne honneur de posséder le restaurant recommandé par l'extrême modicité etc. (Voyez la réclame). En entrant dans le susdit établissement. . . — Permettez-moi de compléter votre phrase, vous êtes d'abord étonné du silence qui regne dans la soit-disant salle, où pas une âme ne se présente à vos regards. N'ai-je pas bien deviné? — Malheureusement que oui. Je tire le cordon. Drelin, drelin, point de réponse. — C'est si joli la campagne! — J'appèle, je crie, je jure, je tempête et — l'écho seul me répond. — Que c'est beau ça: „L'écho seul me repond.“ Ma foi vous

donnez dans le drame! — Farceur que vous êtes! Enfin après un quart d'heure le propriétaire de la maison, gros et rond comme une tonne arrive ou plutot roule jusqu'à vous, le bonnet à la main, en vous demandant ce que vous désirez. — Vous répondez que vous avez l'intention de vous refraîchir d'abord et de dîner en suite. — C'est ça. Le restaurateur s'éclipse. Vingt minutes après il revient avec une carafe d'eau d'une limpidité douteuse et un verre d'une propreté contestable. — C'est si joli la campagne! — Vous m'assourdissez de votre refrain assommant! Je ne bois pas, mais je demande mon dîner pour dans une heure et je vais jouir du ravissant coup d'oeil promis par la réclame. — Laissez-moi le plaisir de peindre à votre place le tableau charmant qui se déroule sous vos yeux! Au premier plan une basse-cour toute parfumée de cette matière odorante pour laquelle les termes abondent dans notre belle langue; au second plan une grange dont le toit couronné de glaïeuls — passez-moi cette phrase d'idylle — borne l'horizon. — Assez, assez, vos railleries m'assassinent! Je ne saurais plus les souffrir. Enfin le panorama est au-dessus de toute déscription. Après avoir bien contemplé les merveilles de la création, je me retourne chez le restaurateur. La table est mise et le dîner m'attend. — Grâces au ciel! — Epargnez vos grâces encore quelque temps. Le sacrifice n'est pas encore consommé. Tout resigné d'avance je prends mon courage à deux mains et ma foi, j'en avais besoin pour passer par toutes les tribulations et les mystifications qui caractérisent le dîner d'auberge. C'est une bonne école ça pour apprendre le métier de garçon. — C'est si joli la campagne! — Je demande mon addition. On me remet un papier sale et gris sur lequel vous lisez:

> „Bottage 50; Chapli 2, 50; pain 15; homelete 1;
> „filaits de beuffe automate [1]) petit pois 45; une demi
> „volaille 2, 50; fraisses, sucre et biscuit 1, 50; demi-
> „bouteille de Champagne 2, 50 etc." —

En tout affaire d'une douzaine de francs. En conscience

[1]) Aux tomates (Liebesäpfel).

vous auriez mieux dîné pour cent sous dans n'importe quel restaurant de Paris. Mais en revanche vous avez respiré l'air de campagne. — Je paie donc mes douze francs x centimes, j'ajoute même vingt-cinq centimes pour la bonne et comme en déduisant les cigares il me reste juste 10 centimes que je donne à un aveugle je n'ai même pas la consolation de me faire transporter par un chemin de fer. Fiez-vous donc aux réclamés! — Mais c'est pourtant bien joli la campagne! —

Dr. Falckenheiner.

Zur Charakteristik Byron's.

Die nachfolgenden Blätter haben den Zweck, einen Beitrag zur Charakteristik des englischen Dichters Byron in einigen seiner vorzüglichsten Werke zu liefern, nicht ihn nach allen Seiten und in seinen Dichtungen erschöpfend zu würdigen. So viel möglich soll dabei der Dichter mit seinen eignen Ideen und Worten dargestellt werden, um auch denen, die ihn nicht näher kennen, verständlich und genießbar zu sein. Einige Bemerkungen über das Leben des Dichters und seinen Genius mögen vorangehen.

Byron, eigentlich nach dem Vater Gordon genannt, verlebte seine Kindheit bei seiner Mutter, die in unglücklicher Ehe mit einem eben so schönen als leichtsinnigen Manne schwer geprüft worden war, in der einsam schönen Gebirgsgegend von Aberdeen, im nördlichen Schottland, wo die Mutter ein kleines Gut besaß, welches ihr bei der tollen Verschwendung ihres Mannes allein übrig geblieben war. Wegen seiner schwächlichen Gesundheit war es dem Knaben gestattet, frei im Verkehr mit der Natur und den Bewohnern des Hochlandes über Berg und Thal umherzuschweifen. Wie durch die malerischen Umgebungen sein Sinn früh zur Empfänglichkeit für Naturschönheit herangebildet wurde, so scheint durch die launenhafte Einwirkung seiner Mutter, die den Knaben bald hätschelte, bald ihn schalt und tyrannisirte, der Grund zu Eigensinn, Trotz und Heftigkeit seines Charakters gelegt worden zu sein, die nachher, als er die Schule besuchte, durch die Neckereien seiner Mitschüler, von denen er wegen seines mißgestalteten Fußes verhöhnt wurde, einen entschieden bittern Charakter annahmen. Wer weiß überhaupt und berechnet es, welchen Einfluß dieser mephistophelische Fuß auf das Gemüth und den Charakter des Mannes und Dichters Byron gehabt, wieviel dieser körperliche Fehler zu der Verbitterung seines Wesens beigetragen hat!

In seinem zehnten Jahre wurde Byron*) durch den Tod eines Verwandten, des Lord Byron, aus geringen Glücksumständen in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens und des alterthümlichen Gutes Newstead-Abbey, in der Grafschaft Nottingham, versetzt. Dieser Umstand, verbunden mit früher Unabhängigkeit, mag seine Anlagen zu Stolz, Eigenwillen und Launen noch mehr ausgebildet haben. Nachdem er die Schule zu Harrow besucht hatte, vollendete er seine Studien auf der Universität Cambridge, die er später in seinen fugitive pieces unter der Studenten-Benennung Granta (von einem Flüßchen dieses Namens) wegen Scholasticismus, Pedanterei und Nepotismus, die den phantasiereichen, keine Beschränkung ertragenden Jüngling unangenehm berührt haben mochten, so bitter verhöhnt. Nachdem er die üblichen Universitäts-Jahre dort zugebracht hatte, zog er sich nach Newstead-Abbey zurück und gab hier, etwa 19 Jahr alt — a minor nannte er sich auf dem Titel — seine ersten poetischen Versuche, unter dem Titel Hours of idleness, mit den Unterabtheilungen Translations and Imitations und Fugitive pieces, heraus, die in dem Edinburgh review nicht sowohl streng recensirt, als vielmehr verhöhnt wurden. Von der einen Seite war diese Beurtheilung allerdings gerecht; denn die Gedichte, mit sehr wenig Ausnahmen, zu denen ich etwa das Gedicht überschrieben To Romance rechne, sind nichts anders als Schul-Exercitien, besonders die „Uebersetzungen und Nachahmungen", unter denen die „Episode von Nisus und Euryalus" durch gewandte Versification und Diction noch die beste ist. Von der andern Seite aber hätte das erhabene Review diese Versuche, die allerdings keiner Kritik werth sind, ignoriren können und sollen, und würde das auch gewiß gethan haben, wenn nicht das Wort a minor auf dem Titel, so wie die hochadlige Selbstzufriedenheit, die oft genug durchblickt, den Kritiker gereizt hätten, dem Schulknaben eine Züchtigung zu ertheilen. Aber Byron's hohes Selbstgefühl ließ sich durch den Spott nicht niederschlagen, sondern überbot ihn durch Hohn. Der Zorn machte den Knaben zum Manne und zum Dichter. Er rächte sich durch eine wilde persönliche Satire, betitelt English bards and Scotch

*) So wenig wir Bedenken tragen konnten, diesen Aufsatz eines geschätzten Gelehrten aufzunehmen, so wollen wir doch die Ansichten unseres verehrten Herrn Mitarbeiters über das Leben Lord Byron's und den dichterischen Werth des Don Juan durchaus nicht in allen Punkten vertreten. D. Red.

reviewers, durch welche er die Aufmerksamkeit von ganz Großbritannien auf sich zog. Und in der That in diesem Gedichte ist der ganze nachmalige Dichter Byron mit Vorzügen und Fehlern, mit seinem ganzen Gedankenreichthum, seiner lebhaften, unerschöpflichen Phantasie, seinem blühenden Bilderschmuck, seiner gewandten Diction, und seinem ächt attischen Witze, dessen sich Aristophanes nicht zu schämen brauchte, wie in der Knospe enthalten. Er zeigt aber neben diesen großen Eigenschaften auch seinen lordlichen Uebermuth, der sich in Gemeinheit, grobem Wortwitze und schlechter Namen-Anspielung gefällt, ja die größten Injurien auf die reviewers häuft, so daß man sich wundern möchte, daß nicht einige Dutzend Pistolen-Duelle daraus erfolgten, wenn man nicht wüßte, daß in dem öffentlichen Leben der Engländer dergleichen Literar-Injurien nicht als Ehrenkränkungen angesehen werden. Besonders arg zauset er den Kritiker Bowles, auf den er als Motto das Wort eines alten Liedes: I'll play at Bowls with the sun and moon, läppisch genug anwendet. Aber schlimmer als dieser fährt Jeffrey, den er sich mit dem scheußlichen Bluthunde gleiches Namens (eigentlich Jeffreys) unter Jacob II. zu vergleichen nicht entblödet — eine Wortanspielung, die mehr als barbarisch ist. Er sagt von ihm:

Some think, that Satan has resign'd his trust,
And given the Spirit to the world again,
To sentence letters as he sentenced men;
With hand less mighty, but with heart as black,
With voice as willing to decree the rack; etc.

Auch Walter Scott kommt nicht unberührt hinweg, doch wagt er sich an diesen nicht mit der ganzen Wucht seines Keulenschläge austheilenden Witzes.

Nach dem, man kann wohl sagen, ungeheuren Erfolge dieser Satire, wie er nie einem Dichter für ein Werk von so geringem Umfange zu Theil geworden ist, blickte ganz England mit ahnungsvoller Erwartung auf den Jüngling — er gehörte nun der Nation an, die ihn von jetzt an mit Bewunderung, wenn auch, wegen seiner, in der decenten englischen Literatur, unerhörten Extravaganzen, mit Kopfschütteln begleitete. Um von dieser literarischen Heldenthat auszuruhen und seinen Triumph zu feiern, stürzte sich Byron zum ersten Mal mit dem ganzen Ungestüm seiner leidenschaftlichen Seele in die wilden Genüsse der Hauptstadt und fing schon damals an, das Capital seines Lebens (wie er es nennt) sammt den Zinsen anzugreifen, wel-

ches er zehn Jahre später im Don Juan, in wilder Selbstverhöhnung, schon ganz verzehrt zu haben erklärt.

Doch wurde seinem besseren Genius, der ihn unwiderstehlich zum Schaffen und Dichten drängte, dieses sinnliche, wüste Leben bald zuwider. Er raffte sich auf und machte, weil der Continent durch Napoleon's Gewaltherrschaft versperrt war, eine Reise nach Portugal, Spanien und andern Küsten des Mittelmeeres; und gerade diesem Umstande und dem Besuche dieser schönen Gegenden verdanken wir die weitere Ausbildung seines Dichtertalents, das vielleicht durch den zerstreuenden Aufenthalt in den Hauptstädten Europa's für immer unterdrückt worden wäre. Die Frucht dieser Reise waren die ersten Gesänge des Childe Harold, welches Gedicht ganz England entzückte und selbst die schottischen Reviewers zur Anerkennung zwang. Childe Harold ist eigentlich das poetische Tagebuch des Dichters, und der Held ist Niemand als der Dichter selbst, der an die von ihm besuchten Gegenden die prachtvollsten Natur- und Sittenschilderungen so wie elegische Betrachtungen knüpft. Ohne einen andern bestimmten Zweck überläßt er sich ganz der desultorischen Weise, wie nachmals in seinem Don Juan, nur ist seine Anschauung noch frischer, unbefangener, sein Gemüth noch nicht so zerrissen und erbittert, und ein mehr elegischer Ton, der im Don Juan endlich ganz verschwindet, vertritt die Stelle der spätern bittern Satire und des menschenfeindlichen, sich selbst und die Welt verhöhnenden widerwärtigen Witzes. Der Childe Harold bildet gleichsam den Eingang in das Labyrinth dieses Dichterlebens; im Don Juan ringt er schon mit dem Minotaur, und keine Ariadne reicht ihm dann den Faden, um ihn an das heitere Sonnenlicht des unbefangenen Daseins zurückzuführen. — Bald erschienen, mit immer steigendem Erfolge, sein Giaour, the Bride of Abydos, the Corsair und Lara, Gedichte, in denen er die Sitten und Denkweise des europäischen Orients mit südlicher Farbengluth abwechselnd mit elegischer Weichheit und orientaler Blutlust darstellt. Ein anschaulicheres, reicheres Gemälde des Orients giebt es nirgends und welcher Ueberfluß ächt dichterischer Gedanken, welche hinströmende Beredtsamkeit des Gefühls. Hier ist das Schaurige der schottischen Ballade, der Liebeslaut der spanischen Romanze mit dem Brillantfeuer, dem luxuriirenden Wort- und Bilderschmuck des Morgenlandes in bunter Mosaik vereinigt, und dies Alles in die knappste, oft lakonische, Wortfassung eingerahmt, die mitunter übrigens undeutlich wird.

Auch erlaubt seine Phantasie sich oft gewaltige Sprünge, und mit der Wahrscheinlichkeit darf man es so genau nicht nehmen! Ueberhaupt wäre an der Aus- und Durchführung manches zu tadeln, wenn man nicht durch so viele Schönheiten begütigt und beschwichtigt würde. So haben seine Helden alle eine große Familien-Aehnlichkeit, und man erkennt als Stammvater Byron in ihnen. Ueberhaupt ist Charakterschilderung seine Stärke nicht; groß aber ist er in Schilderungen der Natur. In diesen kleineren Gedichten hat Byron's Lectüre viel Schwierigkeit, während sich seine Tragödien sehr leicht lesen; aber jene Gedichte sind subjectiver Art, das heißt sie enthalten Byron selbst, wie er leibt und lebt, wie er glüht und sprüht,

— — — — like the lava - flood,
That boils in Aetna's breast of flame; —

jene sind objectiv und geben die Anschauung der Welt so klar und ruhig, wie man sie dem Verfasser dieser Gedichte am wenigsten zutrauen sollte.

Durch diese frühen Triumphe wurde Byron nur noch mehr in seinem Selbstgefühle bestärkt. Er heirathete dann die schöne und reiche Miß Milbank, eine Verbindung, die aber schon im ersten Jahre wieder getrennt wurde. Die Schuld dieser Scheidung, die unglaubliches Aufsehen in England machte, war man, dem englischen National-Charakter gemäß, der sich des schwächern Geschlechts, selbst seiner schuldigen Königinnen gegen die Willkür seiner eben so schuldigen Könige, annimmt, geneigt, dem Lord allein zuzuschreiben; und gewiß nicht mit Unrecht, denn gewiß fallen ihm Launen, Rücksichtslosigkeit, unduldsames und unmännliches Benehmen gegen seine Gattin zur Last. Wahrscheinlich — denn in den innern Zusammenhang der Verhältnisse wird man schwerlich jemals eindringen! — fühlte sich Byron anfangs dadurch beleidigt, daß seine Gattin ihm nicht genug huldigte, nicht genug sich von dem Glücke durchdrungen zeigte, einen so großen Dichter zum Gemahl zu haben. Dazu aber hatte Lady Byron, wie es scheint, zu kaltes Blut und zu wenig Klugheit; sie war nicht geneigt in die Eigenheiten ihres Gatten einzugehen, ihm und seinen Launen nachzusehen, geschweige für den außerordentlichen Mann zu schwärmen und sich in ihn zu verlieren, sondern sie machte ihrerseits als schöne und reiche Frau auch Ansprüche auf eine rücksichtsvolle Behandlung von Seiten ihres Gemahls, die sie aber nicht befriedigt sah. Vielleicht ließ es Byron sogar an den äußeren Auf-

merksamkeiten fehlen, die von Seiten der englischen Frauen als ihr Recht in Anspruch genommen werden*). Gewiß ist jedenfalls, daß Byron größer war in der Selbstliebe, als in der Liebe zu Gattin und Familienleben, das seinem unruhigen egoistischen Sinn auf die Dauer nicht zusagte. Durch seiner Gattin vermeinten Kaltsinn im Innersten verletzt, überließ sich der Lord seiner Leidenschaftlichkeit. Fürchterliche Scenen im Innern des Hauses sollen dem öffentlichen Scandale vorangegangen sein. Und so geschah das in England in solchen Familien Unerhörte: die Bande wurden gelöst — und dieser Umstand, wiewohl, oder gerade weil er durch ihn selbst veranlaßt war, erfüllte fortan das Gemüth des Dichters ganz und gar mit Bitterkeit und vergiftete sein Dasein. Er überließ sich der leidenschaftlichsten Aufregung, und stürzte sich in die wildesten Ausschweifungen.

Mit zerrissenem Herzen, erbittert gegen sich und die Menschen, von denen er sich mißhandelt glaubte, raffte er sich jedoch aus den Lüsten auf, und irrte unstätt auf Reisen umher. Ohne einen Lebenszweck fand er keine Befriedigung mehr, als in der Poesie. Sie war seine einzige Trösterin und schaffte dem verwundeten Gemüthe Linderung. Bald aber nahm seine Muse, der gesteigerten Menschenverachtung gemäß, einen immer rauheren Charakter an. Schneidende Disharmonien ohne harmonische Auflösung 'gellten mehr und mehr durch seine Saiten; er fing an neben der Welt und sich selbst, auch seine einzige Freundin und Wohlthäterin, die Poesie, zu verhöhnen und zu mißhandeln. Seine lyrisch = elegische Süßigkeit wandelte sich in den Liedern und Gedichten, die ihn selbst berührten, in die bitterste Galle, in die bizarrste Carricatur um, während sein Vers wie über einem Knütteldamm daher poltert und in krampfhaften Bestrebungen der immer neu sich erzeugenden Galle sich zu entledigen strebt. So tobt er ein rasender Ajar durch Tausende von Versen einher, bis er am Ende seiner Tage noch Befriedigung wieder findet in der Theilnahme am Freiheitskampfe der Griechen, den er, wenn auch nicht mit den Waffen in der Hand, doch durch Rath

*) Lady Byron lebt übrigens noch; sie wohnt zu Brighton, allgemein geachtet, und führt ein sehr stilles, eingezogenes, ganz wohlthätigen Beschäftigungen gewidmetes Leben. Zu diesen gehört besonders die Aufsicht und Lenkung von vier oder fünf Schulen. Sie lebt sehr einfach und hält, wiewohl sie vermögend ist, keine Equipage. Ihre Tochter ist mit Lord Lovelace verheirathet, mit dem sie drei Kinder hat, der älteste Knabe, Byron genannt, dient in der Marine. —

und That und Vermögen auf das Angelegentlichste unterstützte, bis er 1824, zu früh für Griechenland, aber nicht für seinen Dichterruhm, zu Missolunghi einem hektischen Fieber erlag, nachdem seine zarte Constitution längst durch wilde Ausschweifung in Wein und Liebe untergraben war. Dieser Byron nun ist einer der begabtesten, und, bei allen seinen Fehlern und dichterischen Excessen, einer der größten Dichter, die je gelebt haben, und nicht allein für England gilt das über ihn gesprochene Wort, daß er nicht ein Dichter unter den Lords, sondern ein Lord unter den Dichtern sei. Seine Poesie ist so reich an großen und schönen Gedanken, wie der indische Ocean an Perlen, und dabei eben so tief und sturmbewegt. Er verbindet italienische Weichheit mit nordischer Kraft, und nie hat die englische Sprache schönere Verse gesehen, als er sie immer gemacht hat, wenn sein Gemüth von einem Gegenstande innig ergriffen war, ohne daß derselbe ihn an seine persönlichen Verhältnisse erinnerte. Wo dieses letztere aber der Fall ist, da nehmen auch seine Verse einen unlieblichen, rauhen, ja rohen Charakter an, leiden an Härte und gewaltsamer Verrenkung, wie seine Gedanken dann nicht selten den rohen Uebermuth eines betrunkenen Studenten oder Matrosen athmen. Dann erstickt auch sein Witz in der Gemeinheit und, indem er die Welt zu verhöhnen meint, macht er die bitterste Satire auf sich selbst und seine Muse. —

Durch diese Selbstverneinung Byron's verleitet, wie es scheint, hat man den deutschen Heine mit Byron in Parallele gestellt, und jenem dadurch eine sehr große Ehre erzeigt. Allerdings findet sich auch bei Heine lyrische Weichheit des Gefühls, doch nur sporadisch, nie anhaltend; auch kommt das nicht aus seinem Innern, sondern er spielt nur damit, das potuisse videri schmeichelt seiner ächt jüdischen Eitelkeit. Bald wirft er die lästige Maske von sich und zeigt sich in der ihm ganz eigenen Gefühlsroheit, indem er sich bestrebt, jene christliche Schwäche durch irgend eine Blasphemie oder Gassenzote in Vergessenheit zu bringen. Gerade das Ideale und Heilige, was den Menschen zum Menschen, den Dichter zum Dichter macht, zu beschimpfen, fühlt er sich, wie die Schmeißfliege von einem glänzend weißen Gewande, angezogen. Es macht ihm ein kitzelndes Vergnügen, nicht bloß seine Person im Pfuhle zu fühlen, sondern den gewonnenen Anhang an irgend einem Altare oder einer Tempelsäule abzureiben, nicht um sich selbst zu erleichtern, sondern weil er

nichts Reines leiden kann, und Alles sich selber gleich sehen möchte. Boshafter Witz ist sein Ideal, seine Lebensluft, seine Lebens- und Dichterbestimmung, er kennt keinen andern schriftstellerischen Beruf. Sein Talent, das er im hohen Grade besitzt, ist der Verneinung alles Höheren, Göttlichen, ist dem moralischen Schmutze geweiht, in welchem er sich aus Liebhaberei im Leben umhertrieb. Und weil er selbst zu keiner höheren Idee sich erheben kann, mag er sie auch Andern nicht gönnen, und schwört jubelnd „bei Gott", das Laster sei die Tugend, und das Häßliche sei das Schöne! —

Ganz anders Byron. Auch er hat sich wilder Ausschweifung in die Arme geworfen, aber aus jugendlichem Ungestüm, aus Leidenschaft, aus Mißbehagen am Leben — der bessere, edlere Menschenkern ist jedoch in ihm nicht untergegangen. Nicht mephistophelische Grundsätze, wie sie Heine beseelen, sondern faustische Antriebe, Unruhe, Unmuth, Ungenügen am Dasein haben ihn der Sinnlichkeit zugeführt. Unzufrieden mit der Gesellschaft und besonders mit der englischen, die ihn durch hartes Urtheil über seine häuslichen Verhältnisse so bitter gekränkt hatte, überschüttet er die Welt mit höhnendem Spotte. Im Innern ist er jedoch von Ehrfurcht für das Sittliche und Göttliche durchdrungen — die ewige Ampel ist nur geschwärzt vom Schwalch des Lebens und der Leidenschaft, aber hell und rein lodert stets in ihr die heil'ge Flamme. Das beweisen seine Trauerspiele, seine lieblichen weiblichen Charaktere; das beweis't seine Sympathie für das unglückliche Griechenland, in welchem er mit wahrhaft kindlicher Pietät das Vaterland seines Genius verehrte. — Von einer solchen Pietät, von einer solchen Verehrung einer sittlichen Idee, von einem solchen Triebe, eine sittliche Idee aus innerm Wohlgefallen darzustellen, von einer solchen Energie und Ausdauer im Schaffen idealer Bilder ist bei Heine keine Spur. Seine Energie besteht in der Verneinung, in der Zerstörung seiner eigenen Schöpfungen, und diese Schöpfungen sind bloße Uebungen und Spiele seines Talents. Er bietet, wie ein Trödeljude, unter vielem Schlechten auch einige gute Kleinigkeiten — immer kurze Waare! — In seinen lyrischen Gedichten sind artige Stellen; wo es jedoch nur irgend möglich ist, stürzt er am Ende, wie Horaz in seiner Epode: beatus ille etc. durch frivole Wendung Eiswasser über den zum Mitgefühl erwärmten Leser, und erweckt in ihm die Empfindung der bittersten Täuschung. — Wie viel tiefes, wahres

Gefühl zeigt dagegen Byron in so manchen seiner kleinen lyrischen Gedichte; wie süß flötet in seinem Corsair das unnachahmlich liebliche: Deep in my soul that tender secret dwells etc. und welche innige Trauer athmet die Nänie auf den Fall Griechenlands, in seinem Don Juan: The isles of Greece etc. und wie viele andere erreichen die innigsten, herzigsten Lieder Goethe's, oder übertreffen den deutschen Dichter sogar durch männliche Gesinnung, die dem durch klein-deutsches Hofleben verwöhnten und verweichlichten Goethe fremd war. Diese tapfere, kühne Gesinnung, wie sie sich mit nelsonscher Kürze in See- und Landgefechten ausspricht, wechselnd in schroffem Contraste mit schwärmerisch weichen Liebeslauten; diese starren, trotzigen Räuber mit blutfunkelnden orientalen Augen, neben den sanft in sich geschmiegten, wie frisch den purpurnen Wellen des Mittelmeeres entstiegenen Frauengestalten; die unvergleichlichen Schilderungen der See, in Sturm und Ruhe, bei Sonnenauf- und Untergang, bei Seeleuchten und im verklärenden, magischen Mondschimmer — kein Dichter hat sie je mit schönern Farben dargestellt als Byron. Wie kann neben diesen enkaustischen Gemälden von den Wasserfarben Heine's die Rede sein, der überall keine große dichterische Darstellung versucht hat. Und in den Liedern der Liebe, wie frivol zeigt sich Heine, dem tiefen und innigen Byron gegenüber — Venus Cloacina neben der Urania! Heine hat die Schwärmerei der Liebe, die Tiefe und Innigkeit eines weiblichen Herzens nie gekannt — dergleichen findet sich nicht in Hamburg und Paris auf den Gassen! Byron dagegen trug das Ideal der Weiblichkeit im Herzen — darum weiß er Abbilder desselben in seinen Gedichten darzustellen.

Was endlich die Bitterkeit beider Dichter und ihre Weltfeindschaft betrifft, so sitzt dieselbe bei Heine nicht sehr tief — sie ist nichts als ein jüdischer Weltschmerz bei verfehlter Börsenspeculation; seine Prioritäts-Actien sanken im Preise; er sieht sich bankrott und creditlos; seine Wechsel werden nicht honorirt — Niemand glaubt mehr an einen Dichter Heine! Und dazu muß er sich gestehen, daß er selbst sich um den Credit gebracht, daß seine Herz- und Gemüthlosigkeit, der nichts heilig ist, die selbst den Freund im Grabe verhöhnt, ihm alle früheren Verehrer entzogen hat! Wie kann ein solches Gemüth dichten, wie kann etwas Anderes als Blasphemie aus seiner Feder fließen! — — Byron hatte freilich eben so wenig Ursache die Welt zu hassen und zu verachten; seine Bitterkeit rührt auch nur von gekränkter

Eitelkeit und Selbstliebe her; auch seine Sarkasmen sind oft grob und gemein, haben besonders am Ende seiner dichterischen Laufbahn mehr von englischem als attischem Salze — aber sein Witz ist nur gegen menschliche, meistens englische Verhältnisse, nicht gegen höhere Ideen, und nie gegen das Göttliche, gerichtet, auch zeigt er neben diesen plumpen Ausfällen eine ideale Natur, die Heine durchaus fremd ist. — Doch es ist unrecht, beide Dichter nur neben einander zu nennen, geschweige sie zu vergleichen: Byron's Fehler und schwache Seiten sind die einzigen Tugenden, die Heine besitzt, oder die er in starrer Verblendung der Welt als solche geltend machen möchte. Byron, wenn auch für den Augenblick durch ein zu strenges englisches Todtengericht von der Ehre eines Denkmals in Westminster ausgeschlossen, wird trotz dem Widerspruche über lang oder kurz in diese Nationalhalle großer Todten eingehen, oder doch in der großen Weltwalhalla genialer Dichter prangen, während Heine's ephemere Existenz vergessen oder verachtet sein wird. —

Don Juan.

Zu den Gedichten Byron's, die wir näher beleuchten wollen, gehört zunächst sein Don Juan, ein Werk, in welchem die Vorzüge und die Fehler des Dichters sich vereinigt finden. Er schrieb es in dem letzten Viertel seines Lebens, ohne es zu vollenden, worauf es denn auch wol nicht abgesehen war. Don Juan ist der Träger der Weltansichten, der Gefühle und Launen des Dichters, so wie seiner satirischen Ein- und Ausfälle. Die ersten sechs Bücher sind in der Weise des Childe Harold geschrieben, mit Erzählungen und Schilderungen im orientalen Colorite. Man meint in den duftigen Orangenhainen des Morgenlandes die Töne der Bülbül zu hören, wie sie bald in girrenden Liebeslauten klagt, bald in schmetternden Triumphgesängen jubelt. Mitunter aber treten auch in diesen Büchern schon garstige Mißtöne ein, wohin ich ganz besonders die Schilderung des Menschenfressers im zweiten Buche rechne, eine Darstellung, die dem Geschmacke und dem Gefühle des Dichters vielleicht am meisten von Allem, was er gegen die Musen gefehlt hat, zur Last fällt. — Vom siebenten Buche an hört die Poesie mehr und mehr auf; trockne Beschreibungen und Berichte ohne allen poetischen Gehalt, treten an die Stelle dichterischer Ergüsse. Dann enden auch diese, und ein Gallimathias versificirten Wahnsinns, krankhafter Reflexionen wie in

Fieberparoxysmen, verbunden mit ohnmächtigen Tritten seines Klumpfußes nach dem Inexpressible der Welt, der Menschheit und Altenglands, bei welchen der Lord jedoch selbst das Gleichgewicht verliert und in den Koth fällt, nehmen die Stelle der blühenden Poesie ein. So ras't er durch acht Bücher in wilden desultorischen Sprüngen, bis der Derwischtanz in völliger Agonie und dichterischer Impotenz, gleich der Rum-Poesie des unseligen deutschen Grabbe, endet. —

Doch wir gehen zu den Einzelheiten des Gedichts über. Da die Stellen des Werkes aber, die am meisten zur Charakteristik dienen, gerade solche sind, die keine Frau lesen darf, so gereicht es mir, der ich den Dichter zu charakterisiren übernommen habe und also gerade auf diese Stellen hingewiesen bin, zum Troste, daß weibliche Augen sich schwerlich zu diesen der Kritik geweihten Blättern verirren werden. Uebrigens hat gerade dieses Gedicht durch seine vielen frivolen Stellen dem Dichter in England, besonders bei der Frauenwelt, den meisten Schaden gethan, und die meisten Gegner hervorgerufen. Ohne dasselbe wäre seine Asche längst in der Westminster-Abtei aufgenommen! —

Der Dichter beginnt mit der Wahl eines Helden als Gegenstand seines Gedichtes. Er nennt Franzosen und Engländer, von welchen letzteren er neun Söhne der Fama (neun Ferkel jener Sau, wie er mit großartig drastischem Witze sagt) anführt. Doch Alle entsprechen seinem Zwecke nicht. Er wählt vielmehr unsern alten Freund Don-Juan,

> den wir aus Pantomim' und Oper kennen,
> zum Teufel fahren sehen und in der Hölle brennen.

Horaz räth den Epikern, gleich in medias res zu gehen, und das ist die gewöhnliche Weise der Dichter; Byron mag sie nicht; seine Weise ist, mit dem Anfange zu beginnen; sein Sinn für Regel und Ordnung verbietet ihm alle Abschweifungen als die größte der Sünden (und damit persiflirt er von vornherein sein eignes Gedicht, welches nur aus Episoden und Abschweifungen besteht). — Es folgt nun die Schilderung der Eltern Don-Juan's, zu Sevilla. Seine Mutter, Donna Inez, war eine gelehrte Dame, welche die englische und hebräische Sprache liebte und zwischen beiden Analogie fand. (Anspielung auf gelehrte Engländerinnen und besonders Schottinnen, die sehr oft Griechisch und Hebräisch lernen, um das alte und neue Testament in der Ursprache zu lesen.) Sie war ein Mu-

ster von Vollkommenheit, hatte gar keine Fehler, welches bei Frauen aber der schlimmste von Allen ist. Don Jose, ihr Gemahl, dagegen, war ein sorgloses Evenskind, der gern mancherlei Früchte naschte, ohne von seiner Frau den Apfel zu bekommen. Man sagte sich in's Ohr, er habe eine Mätresse; Einige behaupteten gar, zwei, — doch zum häuslichen Zwist ist eine genug. Da der gute Mann etwas unbedachtsam war, so bedurfte es zuweilen zur Erinnerung von Seiten seiner Frau einiger Fächerschläge, die denn oft etwas unsanft ausfallen, indem die Fächer in den Händen der Frauen zu Racheschwertern werden. Das Ehepaar stimmte in keiner Sache überein, als in der Verziehung ihres einzigen Kindes, des kleinen Juan. Wenn sie aber auch im Hause ewig zankten, so verletzten sie doch außerhalb den Anstand nicht. Donna Inez hielt ein Tagebuch, in welches sie ihres Mannes Fehler sorgfältig eintrug, um bei Gelegenheit davon gegen ihn Gebrauch zu machen. (Ist dieser Zug vielleicht aus Byron's ehelichem Leben?) Der häusliche Unfriede gedieh endlich bis zur Scheidungsklage. Schon freuten sich die Advocaten, die von dergleichen eine schöne Aerndte halten, als Don Jose so klug war, zu sterben. Nun übernahm Donna Inez die Erziehung ihres Sohnes allein. Diese hatte natürlich eine gelehrte Tendenz. In allen Künsten und Wissenschaften wurde Don Juan unterrichtet, nur nicht in der Naturgeschichte, damit er nicht etwa Winke über die Fortpflanzung bekommen möchte. Desgleichen bekam er nur purificirte Classiker in die Hände, die aber, damit sie auch Anderen dienen könnten, alle obscöne Stellen in der Appendix zusammen stellten, wo diese nun, wie zur Musterung, als eine Sammlung von Priapen in Reih' und Glied standen. Auch ritterliche Uebungen trieb der Knabe, er lernte:

Reiten, Fechten, Turnen in allen Zweigen,
Um Schanzen und Nonnenklöster zu ersteigen.

So wuchs Don Juan heran. Die eine Hälfte seiner Zeit brachte er in Gebet und Kirche hin; die andere unter Lehrern und Hofmeistern. Er war nun 16 Jahr alt. Jedermann hielt ihn für einen Jüngling, nur seine Mutter sah immer noch den Knaben in ihm. Zu der Bekanntschaft und Verwandtschaft des Hauses gehörte Donna Julia, eine junge, mit einem alten Manne vermählte Frau von 23 Jahren, aus maurischem Blute, mit dunkelflammenden, orientalen Augen, und dabei von einer Haut so weiß und zart, daß man die Adern, wie Lichtströme durchschimmern sah. Ihr

Gemahl war etwa 50 Jahr alt, ein Alter welches ihr so wenig gefiel, daß sie lieber zwei Männer jeden von 25 gehabt hätte. Die Sinnlichkeit, bemerkt der Dichter, sei größer in den Ländern, die der Sonne nahe liegen, und häufiger käme dort vor, was die Menschen Galanterie, die Götter aber Adulterie nennen, als in dem glücklichen Norden, wo Alles Tugend ist, und die Kälte alle Sünden faselnackt und zähneklappernd austreibt, wie denn der Schnee ja auch den heiligen Antonius zur Raison brachte; im Norden (England), wo die Jury Verirrungen der Frauen mit Geldstrafe belegt, die der Liebhaber zahlen muß, denn dort hat das Laster seinen Marktpreis (because it is a marketable vice).

Julie sah in Juan ein schönes Kind heranwachsen, und liebkos'te ihn oft. Doch als er 16 Jahr alt war, änderte sich ihr Benehmen; sie zog sich zurück, und er wurde scheu. Die Blicke sanken nieder, die Begrüßung wurde stummer; Verwirrung trat an die Stelle der alten Unbefangenheit. Von diesem Allen mochte Julie den Grund kennen, der Jüngling kannte ihn nicht. Die Liebe nahm bei ihnen einen trüben, dumpfen Charakter an, wie der Himmel vor dem Gewitter; Julie leistete zwar ihren Gefühlen tapfern Widerstand, bekämpfte sie mit Anrufung der heiligen Jungfrau; aber wenn sie dann wieder den Knaben sah, vergaß sie Jungfrau und Gebet. Sie beschloß endlich, der Versuchung zu trotzen, ihr nicht mehr aus dem Wege zu gehen: denn nur so könne sich die Tugend bewähren! — Der Dichter ist ihrer Meinung, und empfiehlt jungen Mädchen die Feuerprobe der Versuchung. — Bestärkt wurde Julie in diesem Entschlusse durch die Idee einer platonischen Liebe; sie wollte, meinte sie, ihren Juan lieben, wie die Engel lieben, und eine solche Liebe, bemerkt der Dichter, ist gewiß sehr unschuldig und für junge Leute ohne alle Gefahr. Dieser Seelenzustand und Kampf Julia's ist ächt psychologisch, gewürzt mit feiner Ironie, dargestellt. —

Juan wurde unterdessen immer nachdenklicher, in sich gekehrter, stiller, und suchte häufig die Einsamkeit. Ach, auch ich liebe die Einsamkeit, versichert der Dichter, der sich allenthalben mitredend einmischt, aber nicht die eines Eremiten, sondern die eines Sultan's mit einem Harem als Clause (with a haram for a grot). Juan irrte umher in Wald und Flur, dachte an Sonne, Mond und Sterne — plötzlich fielen ihm Julia's Augen ein; darin mögen andere Spuren und Anlagen zur Philosophie sehen, aber der Dichter denkt: die

Pubertät philosophirte mit! — So schweifte er umher, hörte seltsam süße Stimmen im Säuseln des Windes, träumte von Nymphen und Göttinnen, die zu den Menschen herabsteigen, verlor den Fußpfad, verirrte sich — und wenn er dann auf seine Uhr sah, bemerkte er, daß die Essenszeit versäumt war. — Julie merkte und verstand die Gefühle des Jünglings; seine Mutter Inez aber sah nichts — und während diese noch Plane in Beziehung auf ihren lieben Sprößling machte, und auf künftige Heirathspartien bedacht war (was in England eine Hauptsorge und Beschäftigung der Mütter ausmacht), wurden auf einmal alle ihre Plane mit Eclat zu Schanden, wie es so in den Familien zu gehen pflegt, wo denn

> der Vater flucht, die Mutter händeringt,
> daß wilde Sprossen ihm der Stammbaum bringt.
> (the mother cries, the father swears
> and wonders, why the devil he got heirs).

Doch vielleicht, meint der Dichter, sah die Mutter wirklich schärfer, und ließ der Versuchung, um Juan's Erziehung zu vollenden, freien Lauf!

Unter diesen Umständen treffen die jungen Leute an einem Sommerabende in der Laube zusammen, Julie im Gefühle ihrer Stärke und Juan's Jugend gering schätzend, dazu sich gegen alle Versuchung waffnend durch den Gedanken an den funfzigjährigen Gemahl! Hier in der Laube nun lehnte Julia, in platonische Gefühle versenkt, beim Scheine des blassen Mondes ohne Arg auf Juan's Hand, und meinte wahrscheinlich beim zweifelhaften Lichte des Planeten, daß es die ihrige wäre. Es ist ein Teufelsding mit dem Mondscheine, bemerkt der Dichter; wer den Mond keusch nennt, der lügt unverschämt. Nicht die Sonne am längsten Tage des Jahres sieht so viel Unart und Verwirrung, als der Mond in einer Stunde, und dabei schaut der Schelm so ehrlich und bescheiden drein, während er zu Kabinets- und Dosen-Stücken die Fackel hält. Doch schlimmer noch als der Mond bist Du, Plato; was hast du mit deinen verwirrten platonischen Ideen schon für Unheil und für Unfälle angerichtet. Du bist in Wahrheit nicht ein Philosoph, sondern ein Verführer und Kuppler (go between)! Bald löseten sich die Gefühle der Liebenden in Seufzer, die Seufzer in Zärtlichkeiten auf. Man sagt, Xerxes habe eine große Belohnung auf die Erfindung eines neuen Vergnügens gesetzt, — der bescheidene,

nicht verwöhnte Dichter wünscht sich keine neuen Genüsse, wenn nur der eine alte, die Liebe, mit ihm aushält. Es giebt viel süße Dinge auf der Erde: Süß ist die Heimath, süß der Genuß des Weines, süß ist die Rache; aber süßer als Alles auf Erden ist die erste glühende Liebe; sie steht von allen Genüssen allein da in der Welt, wie Adams Sündenfall; sie ist ohne Zweifel das von den Göttern nicht verziehene Feuer, welches Prometheus dem Himmel stahl — schade, schade, daß in unserer Welt das Vergnügen eine Sünde ist, da die Sünde doch ein so großes Vergnügen gewährt! — So war die Bahn des Genusses gebrochen, und die Liebenden eilten von nun an oft auf derselben zu dem immer erreichten und doch immer ersehnten Ziele. Aber der Verrath lauschte in dem Garten, in welchem die Liebenden die goldenen Früchte der Sünde so sorglos und unbedenklich genossen, unbedenklich, denn mit dem sechzehnten Jahre ist das Gewissen selten so wach, wie im sechzigsten, wo man die Summe der Lebensrechnung aufzuzählen pflegt, und nur zu oft das Facit für den Teufel zieht! — Die Liebenden werden einst von Don Alonzo, Julia's Gemahl, überrascht. Der versteckte Juan wird entdeckt, ringt mit Don Alonzo, rennt ihn über den Haufen, gewinnt das Weite und entflieht zur See, während Julie in ein Kloster gesteckt wird. Von dort schreibt sie einen Abschiedsbrief, voll elegischer Schönheit, eine Heroide, die an Wahrheit und Tiefe der Empfindung Alles hinter sich läßt, was Ovid und Pope in dieser Gattung gedichtet haben. Es heißt unter Andern in diesem Briefe: Leben und Lieben sind bei dem Manne verschiedene Dinge; bei den Frauen sind sie eins! — Du wirst gehen, und andere Liebesarme werden dich umfangen, dir dieselbe, oder eine größere Lust bereiten; für mich ist mit der vergangenen Liebe Alles dahin — die Leidenschaft hat für immer ausgetobt — aber, wie das Meer nach dem Sturme, schlägt meine Seele immer noch brausende Wogen der Erinnerung! Fest und unwiderruflich steht mein Entschluß, wie der Pol, aber meine Gefühle zittern und schwanken, wie die Nadel, die ihn sucht! Nach diesem meisterhaften Bilde fällt der Dichter, wie es scheint erschöpft, in einen homerischen, oder byronschen Schlaf, indem er überflüssig, unzeitig und abgeschmackt fortfährt: Und dieser Brief war auf Papier mit goldenem Rande, mit einer Rabenfeder (crow-quill) geschrieben; und das Bild von der Magnetnadel ungeschickt wiederholend hinzufügt: Ihre kleine,

weiße Hand (kleine Hand gilt ihm für ein Abzeichen des Adels) zitterte, als sie dieselbe zum Siegeln zur Kerze führte, wie die Magnetnadel. — Das Siegel aber war eine Sonnenblume mit dem Motto: Elle Vous suit partout! — Dann folgt, während die Phantasie des Dichters auf ihren bis dahin errungenen Lorbeeren ruht, eine lange parodirende Entwicklung des Plans seines epischen Gedichts, das sich von anderen durch Reichthum, Schönheit und Wahrheit unterscheiden soll. Würden Jemandem in letzterer Hinsicht Zweifel aufsteigen, den verweist er an die Geschichte, die Tradition und die Zeitungen, die bekanntlich keine Lügen berichten. Auch wird sein ganzes Gedicht ächte Poesie enthalten, er schreibt überhaupt nichts anders. Sollte er aber jemals zur Prosa hinabsteigen, so wird er eine Sammlung poetischer Gesetze (Poetik) schreiben und sein Werk Longinus over the bottle, oder Every poet his own Aristotle nennen. Seine Gebote aber werden lauten: Du sollst glauben an Milton, Dryden, Pope, aber nicht falsche Götter anbeten, als Wordsworth, Coleridge, Southey 2c. (neuere Dichter, die Byron öfter verhöhnt).

Wenn aber Jemand sein Gedicht nicht moralisch finden würde, so soll er sich mit seinem Urtheile gedulden bis zum zwölften, als dem letzten Gesange (sein Gedicht aber ist mit sechzehn Gesängen nicht beendet, und ohne die versprochene Höllenfahrt), wo er den Helden des Gedichts durch den Teufel holen und alle seine Vergehen büßen laßen wird. — Nach manchem pikanten Scherze über die reviewers, kehrt er zu seiner süßen, elegischen Weise zurück, nachdem er noch über sein dreißigjähriges graues Haupt gescherzt, und bei dieser Gelegenheit bemerkt hat: Er habe seines Lebens Capital und Interessen durchgebracht. „O! niemals, nie und nimmermehr," fährt er dann fort, „wird Frische des Gefühls wie Morgenthau meine Seele wieder erquicken, nie werden neue, süße Empfindungen, die wir, wie ihren „Honigsack die Bienen," in unserer Brust tragen, meine Seele anregen, — für mich giebt es keine süßen Täuschungen, keine Frauen-, keine Mädchenliebe mehr! Mir bleibt nichts anders übrig, da auch der Genuß des Clarets mir verboten ist — als die Lieblingsneigung der Alten — der Geiz! — Doch nein, mir bleibt auch die Philosophie — die will ich denn ergreifen und bedenken, daß ich meine Jugend nicht ohne Vergnügen verloren habe, und wenn ich sie wieder erhielte, würde ich sie anders hinbringen? Nein, danke dem Himmel, daß die Sachen nicht schlimmer

stehen, sprich mit Salomo: „Die Welt und ihre Lust sind eitel, Lies in der Schrift und halt' auf vollen Beutel." — Ein Vers, der bei gläubigen, englischen Christen vielen Anstoß erregt hat — zu Byron's Ehre aber sei es gesagt, dergleichen Frivolitäten kommen nur selten bei ihm vor!

Der zweite Gesang beginnt wieder mit Betrachtungen, zunächst über die Erziehung. Wenn Don Juan in eine öffentliche Schule geschickt wäre, so würde seine Phantasie gewiß kühler geblieben sein (denn was Einem da gereicht wird, will er sagen, ist das beste Mittel gegen allen Aufschwung — und da kann er freilich Recht haben: Dichter zieht die Schule nie, je besser sie ist, desto weniger!). Doch wie dem sei — alle Welt war über Don Juan's Fehltritt in Erstaunen, den Dichter aber setzt er nicht in Verwunderung. Seiner gelehrten Mutter mathematische Erziehung, sein Vormund, ein alter Esel, ein schönes Weib, die einen alten Gemahl hatte, Zeit und Gelegenheit endlich sind Gründe genug, sich die Sache zu erklären. Dann folgt ein Lob der Frauen von Cadix ins Besondere, deren bloßer Gang die Gefühle schwellen machen kann, nun vollends der dunkle Schleier, durch welchen die Feueraugen blitzen, der zierliche Fuß, die zarten Knöchel und — das seidene Unterkleid — doch

> Nichts von diesem mehr, ich darf nicht — nein. —
> Komm keusche Muse, laß uns ernsthaft (steady) sein.

O du schönes Sonnenland der Liebe, wenn ich dich je vergesse, so möge mein Gebet mir versagen!

Doch zur Geschichte zurück! — Während Julia im Kloster büßt, und Donna Inez zum Zeitvertreibe, und weil die Erziehung des Sohnes ihr so gut gelungen war, also um neue Erfolge zu sehen, eine Sonntagsschule errichtet, geht Don Juan zur See nach Griechenland. Nachdem der Dichter dann die Seekrankheit mit sehr drastischen Zügen, in denen selbst das Schluchzen und Erbrechen nicht vergessen sind, beschrieben, und ein Beefsteak als bestes Präservativ- und Heilmittel empfohlen hat, folgt die Darstellung eines Seesturms und Schiffbruchs, die in ihren Einzelheiten zwar treu und lebendig, aber mehr eine trockene Beschreibung, als eine Schilderung ist, mehr den Verstand, als die Phantasie beschäftigt. Die geringsten Kleinigkeiten werden angeführt, wie ein Schiffscapitain etwa an die Admiralität berichtet. Z. B. „Als der Leck größer wird, und die Masten gekappt sind, beweisen sich die Pumpen des Herrn Mann in

London anfangs sehr wirksam. Sie schlagen funfzig Tonnen Wasser in der Stunde auf" u. s. w. Als die Gefahr steigt, drängt sich das Schiffsvolk in der Verzweiflung zu der Rum-Kammer. Don Juan aber stellt sich mit aufgezogenem Pistol davor, und ermahnt den rasenden Jack, männlich, mit Vernunft, nicht wie das Vieh zu sterben. — Bald sind die Pumpen unbrauchbar; höher und höher steigt das Wasser im Raume — mit ihm auch des edlen Lord's Humor, der von seiner Verachtung, von seiner Verhöhnung des Lebens zeugt, zugleich aber die Poesie mit verhöhnt. — Die Mannschaft wirft sich endlich in die Boote, welche acht Tage, ein Spiel der Winde, umhertreiben. Die steigende Noth jedes Tages wird chronikartig, trocken und unpoetisch beschrieben. Durst, Hunger, Ermattung steigen zur höchsten Höhe der Verzweiflung. Man schlachtet zuerst Don Juan's Hund, ein Thier, welches ihm (Byron dachte an seinen New-Foundland Dog) sehr theuer war — frißt dann lederne Kappen und Schuhe und loset endlich um Menschenfleisch. Das Loos trifft Don Juan's alten Hofmeister, Pedrillo. Der Wundarzt öffnet ihm die Adern, läßt aber den köstlichen Saft nicht laufen, sondern schlürft ihn ein. (!!) Dann wird der unglückliche Schulpedant in Stücke zerlegt, ein Theil desselben verspeis't, Hirn und Eingeweide aber den Haifischen hingeworfen. — Nach diesen gräßlichen Schilderungen, bei denen er mit Vorliebe zu verweilen scheint, sollte man glauben, daß der edle Lord bei einem Burker in die Lehre gegangen sei! — Juan's Pietät ließ nicht zu, daß er weder von seinem Hunde, noch von seinem Lehrer aß. Wer aber von dem Fleische gegessen hatte, dem bekam es übel — (nun das ist wohl kein Wunder, wer einen Pädagogen frißt, der auf magere und trockene Kost angewiesen ist und so viel Aerger geschluckt hat, der muß mehr als Indigestion bekommen, wenn er anders nicht den ehernen Magen eines Kyklopen hat!) quälender Durst stellte sich ein; viele tranken Meerwasser, wurden rasend und starben auf das Entsetzlichste. — Bald stellte sich der Hunger auf's Neue ein; man dachte nun an den Koch, als den feistesten, der aber litt zu seinem Glücke an einer Krankheit ꝛc. — Bei diesen gräßlichen, cannibalischen Schilderungen schläft Byron's Muse in wilden Fieberträumen, oder zeigt vielmehr selbst die ekelhaftesten Symptome der Seekrankheit. Dies ist eine der Stellen, wo Byron mit vollem Bewußtsein der Poesie und dem Geschmacke Hohn spricht und darauf geflissentlich

ausgeht, Ekel zu erregen; er giebt dadurch zu erkennen, daß er von Zeit zu Zeit sehr reichlich aus dem Becher der Kirke trank! — Aber Homer's Kyklop, der Menschen frißt, nachdem er sie mit dem Kopfe gegen die Felswand geschleudert, dessen Ructus nach dem Mahle wir sogar hören — ist er milder zu beurtheilen? Auch Homer's Beginnen möchte ich nicht rechtfertigen; auch er scheint hier, wie ihm das ja zuweilen, und nicht bloß im Sprichwort begegnet, zu schlafen. Doch aber wird seine Erzählung entschuldigt durch die Rohheit des Kyklopen, durch die derbere Lebens- und Gesinnungsweise seiner Zeit, durch die Nothwendigkeit der Charakterisirung des Unholds nach seiner Dämonen-Natur und durch die wenigen, das Gefühl beleidigenden Züge, bei denen der Dichter nicht, wie Byron, mit Vorliebe verweilt. — Daher: si duo faciunt idem, non est idem! Bei Byron's Beginnen flieht die Muse, nimmt alle poetischen Elemente mit sich, und läßt den Lord sich im Schmutze wälzen. Endlich endigt unsere Tortur — eine Welle verschlingt Mannschaft und Boot in der Brandung einer griechischen Felsen-Insel. Nur Don Juan wird an's Land geworfen. Wie er nun in todähnlichem Schlummer daliegt, kommt ein griechisches Mädchen, Haidee, die Tochter eines die Insel innehabenden Corsaren-Capitains, an den Strand, findet den Jüngling, bringt ihn in's Leben zurück, und nun beginnt wieder eine entzückende Liebesscene, welche die im ersten Buche, die voll von frivolen Elementen war, weit an Lieblichkeit hinter sich läßt. Bei der hinreißenden Beschreibung der Schönheit des Mädchens, die einem Bildhauer zum Modell dienen könnte, äußert der Dichter in Parenthese: „Er habe viel schönere Frauen mit Fleisch und Blut gesehen, als das einfältige griechische Ideal in Stein (the nonsense of their stone-ideal) je aufgestellt habe." Aber darin scheint des Dichters Fleisch und Blut, wie es jungen, leidenschaftlichen Männern geht, sein Urtheil bestochen zu haben. Was würde er sagen, wenn er die alten Statuen mit Fleisch und Blut und warmem Leben sähe? Kennt er denn die Kallipyge in Neapel nicht? Wo hätte er je in seiner reichen Erfahrung etwas Aehnliches in Fleisch und Blut gesehen? Ist dieses Stein-Ideal nicht des Lords Fleisch-Ideal? — Kunstreich wird dann die Geschäftigkeit des Mädchens geschildert, ihren Gast in's Leben zurück zu rufen. Sie lehnt über ihn, wie ein Engel über die Gerechten, welche im Herrn entschlafen. Endlich erwacht er; sein erster Blick fällt auf das Angesicht des

Mädchens und er meint im Himmel unter Engeln zu sein, bis die Jungfrau in sanfter, ionischer Mundart griechisch zu reden beginnt, was ihm, der die Sprache nicht versteht, klingt wie das Wirbeln der Lerche bei Tagesanbruch, oder wie das Schluchzen der Nachtigall am Abend. Mitten in diese reizende Schilderung hinein wirft der Dichter, mit seiner gewöhnlichen Verneinung und Verhöhnung der Poesie, englische Frühstücks-Ideen; redet von der Unentbehrlichkeit des Thee's bei demselben, und hält einen Vortrag über beef, von dem die Engländer sich nähren; vom Biere aber, welches ihm gleichgültig ist, will er nicht reden. Eben so undichterisch und gemein sagt Haidee zu ihrem Pflegbefohlenen, als sie den Ausgehungerten vom übermäßigen Essen zurück hält: „Er habe schon genug geschlungen, um ein Pferd krank zu machen." Gleichfalls unzart läßt er nachher das Mädchen den Nackten kleiden, der nur ein Paar wenig anständiger Trowsers trug. Solche Gemeinheiten kreuzen alle Augenblick, und, je weiter im Gedichte, desto häufiger die artigsten sentimentalen Ideen — allenthalben würzt der blasirte Lord seine Poesie mit aristokratischem Teufelsdreck. — Die Unterhaltung zwischen beiden wird anfangs in der Zeichensprache geführt, doch bald macht Don Juan bei der neuen Lehrmeisterin gute Fortschritte im Griechischen, wie der Dichter denn, was er von fremden Sprachen kennt, von Frauen, mittels leichter und angenehmer Methode erlernt hat. Nur das Englische spricht und schreibt er schlecht, weil es ihm dort an zweckmäßigen Lehrmeisterinnen fehlte, und er seine Muttersprache von Predigern, als Barrow, Tillotson und Blair erlernen mußte. — Bald geht Haidee's Vater auf Seeraub aus; nun war die Tochter so frei, wie eine verheirathete Frau. Mehr und mehr nähern sich die Liebenden. Einst sehen sie dem Sonnenuntergange am Meeresstrande zu, da geht die Sonne der Liebe zum ersten Male für sie auf. Es wiederholt sich eine Liebesscene, voll orientalen Farbenglanzes, aber ohne Ueppigkeit und Wollust. Ueberhaupt ist der Dichter in solchen sentimentalen Schilderungen stets decent, beleidigt nie das Zartgefühl, so wenig zart er sonst oft in seinen Aeußerungen sich zeigt; seine Muse weilt dann bei der Sinnlichkeit, wie ein Schmetterling auf der Goldorange, der sich begnügt, sich ergötzt an dem Dufte, ohne sich um das Materielle zu kümmern; — das ist dann der unsterbliche Dichter Byron; in jenen andern Stellen spricht der blasirte Lord! — Die Liebenden träumen

und genießen monatelang ungestört fort. Unterdessen verbreitet sich das Gerücht, daß Lambro, Haidee's Vater, auf seinem Streifzuge geblieben sei, und unser Paar tritt die Erbschaft seiner Güter an. Sie nehmen Besitz von der väterlichen Burg und verwandeln den ernsten, finsteren Charakter derselben in Heiterkeit und Festgelag. Die ganze Nachbarschaft wird zu Spiel und Scherz versammelt; Freude, Jubel, Jauchzen erfüllt alle Höfe und Gemächer. Da kommt der alte, todtgeglaubte Corsar zurück, sieht seine Raubhöhle in ein Lusthaus verwandelt, traut seinen Augen, traut seinen Ohren nicht, als er von dem neuen Besitzer, seinem Schwiegersohne, reden hört, und tritt, um seine Bekanntschaft zu machen, bei ihm ein. Eben singt drinnen, in der reich nach orientaler Weise geschmückten Halle ein Sänger zur Unterhaltung der Liebenden ein ganz vortreffliches, mit ächt elegischen Ideen reich ausgestattetes Lied von Griechenlands Herabwürdigung (The isles of Greece, the isles of Greece, where burning Sappho loved and sung). Plötzlich tritt der Alte wie ein Blitzstrahl zwischen die Liebenden. Juan kennt ihn natürlich nicht, und zieht das Schwert. Der Alte heißt ihn höhnisch sich ergeben, und als Jener Miene macht, seine Waffe zu gebrauchen, zieht er kaltblütig sein Pistol aus dem Gürtel und schlägt auf ihn an. Haidee wirft sich in den Schuß vor den Geliebten, — die Scene ist köstlich; hier ist der Dichter des Corsaren, des Giaours und des Lara ganz an seinem Platze. Auf den Wink des Alten, der das Pistol sinken läßt, erscheinen seine Leute, entwaffnen Don Juan und schleppen ihn auf ein Schiff, um ihn nach Konstantinopel als Sclaven zu verkaufen. Die unglückliche, aus ihrem Liebeshimmel so gräßlich gerissene Haidee fällt in einen stillen Wahnsinn, der mit seinen einzelnen lichten Symptomen meisterhaft geschildert wird, und stirbt dann ohne Klagelaut. Don Juan wird nach Konstantinopel gebracht, und dort von einem Verschnittenen der Sultanin gekauft, um seiner Gebieterin zum heimlichen Spielzeuge zu dienen. Zu diesem Zwecke wird der Jüngling bei Abend in das Serail geführt, in weibliche Kleider gesteckt, und dann unter die weibliche Dienerschaft gemischt, ohne daß er weiß, wie ihm geschieht, und was man mit ihm vor hat. Er wird vor die Herrscherin geführt, deren strahlende Schönheit den Jüngling zwar blendet, aber nicht entzündet. Die Zeit der Gebieterin ist kurz, sie umschlingt ihn alsobald mit den weißen circassischen Armen — Juan aber bleibt kalt und

sagt: Liebe lasse sich nicht gebieten, es gelte in ihr nicht das Herrscherrecht über den Sclaven: So wenig wie ein gefangener Adler sich paare, könne er der Sultanin zu Gebote stehen. Das kommt der Gebieterin spanisch vor; sie begreift die Weigerung nicht; ihr Verlangen wandelt sich in Wuth, sie glühet nach Rache. — Da wird der Sultan gemeldet, und seine bärtige Majestät tritt ein. Alle diese Schilderungen tragen ächt orientalen Character, sind farbenreich und plastisch. — Unterdessen geht Don Juan zurück zu seinen weiblichen Mitsclaven, deren drei Loloh, Katinka und Dudub geschildert werden. Der Abend kommt — siehe da fehlt es an einer Schlafstätte für die neue Sclavin, und die Mädchen-Mutter (Serailtitel) befiehlt Dudub, ihr Bett mit Juanna zu theilen, Dudub, die, still und sanft, einer schlafenden Venus glich, wiewohl sie ganz den Schlaf zu morden geschaffen war. Hier reitet der Dichter wieder sein Paradepferd. Doch weiß er von Dudub's nächtlichem Schicksal weiter nichts zu berichten, als daß man um die Geisterstunde plötzlich einen lauten Schrei von ihr vernahm, der die ganze Oda (Schlafzimmer der Frauen) in Allarm setzte. Man drängt sich um das Bett der Dulderin, und fragt die mit glühenden Wangen, in fieberhafter Aufregung Daliegende, was denn sei? während Juanna neben ihr ganz ruhig fortschläft, und erst als sie gerüttelt wird, sich die Augen reibt und gähnend erwacht. Dudub erzählt nun einen Traum von einem goldenen Apfel (a most prodigious pippin), den sie in einem dunkeln Haine wandelnd gefunden. Als sie begierig ihn angebissen, wäre eine Biene herausgeflogen und hätte sie in's Herz gestochen. Darauf macht die ganze Mädchenschaft ihr bittere Vorwürfe, daß sie über eine solche Kleinigkeit so laut und unanständig schreie, die arme Juanna erschrecke; und die Mädchenmutter beschließt, Juanna von der Unruhigen weg zu der artigeren Loloh zu betten, was Dudub aber unter Thränen verbittet, indem sie ihr Haupt zärtlich und verlegen in Juanna's Brust verbirgt, und verspricht, nicht wieder zu schreien, und wenn sie noch hundert Mal von der Biene gestochen würde. — Mag man über diese mehr als wielandsche Ueppigkeit den Stab brechen, so hat diese Scene doch viele malerische und plastische Elemente in sich und würde einen vortrefflichen Gegenstand zu einem schalkenschen Nachtstücke liefern. Ich sehe die Gruppe leibhaftig vor mir: Loloh und Katinka stehen in neugieriger Aufregung mit der alten Mädchen-Mutter, welche

die Fackel trägt, vor dem Bette. Die Alte ist in dieser Gruppe scharf beleuchtet, sie dient in ihrer Häßlichkeit als Relief für die schöne jugendliche Gruppe auf dem Divan, deren verschobene Gewänder das blühendste, kaukasische Urfleisch sehen lassen. Ich erkenne den Jüngling gleich an seinem bräunlicheren Teint, der sich durch diesen, wie durch seine markirteren Züge von der Lilienhaut der Circassierin unterscheidet. Die alte Haidschnucke muß blind sein; aber freilich sie hat in ihrem Leben nichts als das verbrannte Mohrenleder der Eunuchen gesehen! Dieses Fleisch aber, wie wird es gehoben durch den Fackelschein, der zunächst auf Duduh fällt; wie plastisch tritt der Nacken hervor: sie hat den Arm um Don Juan geschlungen, während ihr Köpfchen sich seitwärts an ihn schmiegt, so jedoch, daß das Gesicht mit einem reizenden Gemisch von Schaam, Liebesgluth, Schüchternheit u. s. w. vollkommen zu sehen ist, während Don Juan als völlig ausgebildet in der Schule Amors, naiv und keck das Erwachen heuchelt. Zum Glücke hat der Dichter dem Maler Raum genug gelassen, hat ihm nicht vorgegriffen, seine eigene Schilderung nicht überladen; der Maler kann sein Bild selbst noch erfinden. Und so muß es sein, der Maler muß Freiheit haben; er vergreift sich, wenn er Scenen wählt, wo ihm der Dichter nichts übrig gelassen, wo er nur zu copiren braucht. Byron's Gemälde dieser Serailsscene ist nur skizzirt, und läßt der Künstlerphantasie sehr viel zu thun übrig.

Mit diesem sechsten Buche ist die Schönheit des Gedichts aber auch zu Ende; bis hierher hat der Dichter Byron gesungen; jetzt fängt der übersättigte, abgelebte Lord an zu schwadroniren, sich selbst, und die Welt zu persifliren. Mischte er bisher einzelne, abschweifende Bemerkungen, ungehörige Reflexionen und bittere Seitenblicke ein, so übersah man sie vor dem vielen wahrhaft Schönen. Seine Selbstbetrachtungen trugen oft noch den Character der Elegie, der Reue über Mißgriffe in der Vergangenheit, der innigen Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese. Jetzt geht er zu bitterer Selbst- und Weltverhöhnung über. Nichts ist ihm mehr heilig weder im Leben noch in der Erinnerung, selbst die Liebe nicht, der letzte seidene Faden, der diese Löwenseele leitete. Er hat den Liebeskelch bis auf die Hefen ausgeleert; die Liebe hat in der Wirklichkeit, wie in der Phantasie, den Reiz für ihn verloren. Jetzt verhöhnt er auch dieses letzte, freundliche Gefühl; er beginnt schmutzig, und mitunter derb zotig zu werden; sein ganzes Wesen wandelt sich mehr und mehr in Gift

und Galle, seine Poesie in ein schwadronirendes, tolles Geschwätz. Sein Pegasus setzt wie ein englischer Renner auf der Fuchsjagd, gestreckt und dürr, wie die Phantasie seines Reiters, durch Dick und Dünn, über Gräben und Zäune.

Wir finden unsern Helden Don Juan nach der Serail-Scene plötzlich vor der Festung Ismael, deren Belagerung durch die Russen unter Katharina gerade wie in einem Zeitungsberichte mitgetheilt wird; man meint ein russisches Büllетin zu lesen, welches sich durch nichts als seine nordische Kälte auszeichnet. Will sich diese dürre Beschreibung einmal zur Poesie erheben, so giebt es oft wunderliche, verzerrte und verrückte Bilder; wie: der Graben der Stadt war tief wie ein Ocean, und die Mauern höher, als man gehängt zu sein wünscht. Sein Witz wird lahm, massiv und gemein, z. B. 30000 Musketen versandten ihre Pillen, ein blutiges Diureticum zu bewirken (to make a bloody diuretic) und an einem andern Orte: O hätte ich 40 Pfarrer-Kraft (parson-power), um dein Lob zu singen, Heuchelei. Von poetischer Darstellung verschwindet auch die leiseste Spur. Die Stadt wird endlich von Suwarow genommen, und Don Juan als Courier an die Kaiserin nach Petersburg gesandt, wo wir ihn im 9ten Buche finden. — Dieses neunte Buch beginnt mit einem schlechten Wortwitze auf den Namen Wellington, den die Franzosen Vilainton (schlechter Ton) nennen. Es wird dann von diesem Feldherrn bemerkt, daß er viel Ehre, aber auch große Pension erworben; daß die Nation ihm viel schuldig sei, aber ihm auch viel zahle. „Du bist, fährt er dann fort, der größte Gurgelschneider (cut-throat) — nun, nun erschrick nur nicht! — der Ausdruck rührt von Shakspeare her" — und so geht es auf die brutalste Weise eine Zeitlang fort. Damit nicht zufrieden, wirft er mit einer unerhörten Keckheit auch der russischen Kaiser-Familie ihre Familien-Greuel in greulichen Versen vor, und gefällt sich im poetischen Nachrichter-Amte. Don Juan erhält Audienz bei Katharina, er erscheint als verkappter Amor, der die Gestalt eines Artillerie-Lieutenants angenommen, seine Binde in eine Cravatte, seine Flügel in Epaulettes verwandelt hat. Dann theilt der Dichter uns Katharina's Liebesskandale mit, und läßt ihre Leibgrenadiere die Revüe passiren. Bei dieser Gelegenheit thut er mit sichtlichem Wohlbehagen einen mächtigen Trunk aus dem Becher der Kirke und fühlt sich in der Schmutzlache, wohin wir ihm nicht folgen mögen. Juan fand Gnade vor Katharina's Augen,

und wiewohl er das zum Leib-Haiducken erforderliche Maaß von 6 Fuß nicht hatte, so war die Kaiserin doch mit seinen Diensten wohl zufrieden. Bald aber wurde Juan krank:

> Hohl ward sein Auge, seine Wange blaß;
> Man sprach: der letzte Feldzug that ihm das.

Die Leibärzte sagten, nur Wechsel des Klima könne sein Leben retten. Katharina entläßt ihn endlich mit Reichthum und Ehre überhäuft, und trägt ihm eine geheime Mission nach England auf. Dorthin reis't er zu Lande und berührt zunächst Königsberg, wo außer einigen Eisen-, Blei- und Kupfer-Minen, auch der große Professor Kant sich befindet. Doch hielt sich Juan dort nicht auf; er kümmert sich keinen Pfeifenstopfer (tobacco-stopper) um Philosophie und setzt seine Reise durch Deutschland fort. Kaum zieht der Rhein seine Aufmerksamkeit auf sich; die verstorbene Poesie des Lords vermag auch dieser malerische Strom nicht lebendig zu machen. Juan eilt mit Extrapost weiter, diese aber ist in Deutschland eine Schneckenpost: die Postillone, voll „Schnapps" sind traurige Hunde (sad dogs), und wenn man ihnen ein „Hundsfott und Verflukter" nach dem andern zuruft, so afficirt sie das so wenig, wie der Blitz einen Conductor. Beiläufig bemerke ich, daß aus diesen Worten nicht eben hervorgeht, daß Byron es in der deutschen Sprache weit gebracht hatte. Bekanntlich schätzte er unsern Goethe und widmete ihm seinen Sardanapalus, was unsern alten Dichter-Fürsten unendlich rührte und worüber er in einem anerkennenden Gedichte in die zarteste Ekstase ausbricht. — Mir aber scheint es sehr zweifelhaft, daß Byron des Dichters Werke in deutscher Sprache gelesen hatte, und zwar nach des Lords eigner Aeußerung im Don Juan III V. 86: In Germany the Pegasus he'd prance on, would be old Goethe's (see what says **de Staël**), wo er sich auf das Zeugniß der Frau v. Staël beruft, um Goethe's Meisterschaft in der Dichtkunst zu beweisen. Es wird mir daraus wahrscheinlich, daß er unsern Dichter nur aus ihrer Allemagne kannte. —

Vom 11ten Gesange an spielt die Scene des Gedichts in England, voll verunglückter Satire, voll Bitterkeit und Skandal. Castlereagh, Coleridge, Wellington u. A. werden gegeißelt, Niemand wird gelobt. Selten taucht ein großartiges, stolzes Nationalgefühl bei ihm auf. Der Lord schwingt sich von einem wilden, satirischen Steckenpferde auf das andere; die Bestien bäumen sich unter ihm und capriolen, gehen mit ihm durch sogar, als wären es englische Wettrenner. Und so geht es fort, bis das Gedicht endlich, wie der Rhein, nachdem es mit himmelanstrebenden Schönheiten begonnen hat, sich in Sumpf und Schmutz verliert. — — — — — — —

Professor **Greverus.**

Beaumont und Fletcher.

In dem goldnen Zeitalter der englisch-dramatischen Literatur lassen sich vier Perioden von einander unterscheiden. Rechnet man die erste von dem Auftreten Chr. Marlowe's bis zu seinem Rücktritte und dem seiner Genossen, also etwa bis zum Jahre 1590, so finden wir hier außer Marlowe noch Greene, Peele, Lyly, Kyd, Lodge, Nash und die Jugendzeit Shakspeare's. Die Schöpfungen dieser Zeit sind gleichsam der Nachwuchs der alten miracle plays, die ganze Richtung ist eine entschieden anticlassische. Die feierlich ernste Tragödie Marlowe's mit ihren kräftigen, leidenschaftlichen Charakteren und ihrer pomphaften Diction grenzt noch sehr an das Ungeheuerliche und Monströse, und Greene's populäre, legendenartige Erzählungen, mit ihrer unregelmäßigen Form, ließen noch den stärkeren Geist vermissen, dessen es bedurfte, um durch Benutzung der Legende die Entwickelung des Drama's wahrhaft zu fördern. In diese Zeit fallen auch die 3 Theile von Heinrich IV., und damit das historische Stück in seiner frühesten, einfachsten Gestalt. In einem zweiten Zeitraume, der von 1592 bis 1600 geht, finden wir Shakspeare eigentlich ganz allein; er ist hier wenigstens der Hauptrepräsentant seiner Zeit, und alle übrigen Dichter sind entweder noch Anhänger der alten Schule, oder sie folgen bereits dem Beispiele und Vorbilde des großen Meisters. Das historische Drama kam in dieser Zeit zu weiterer Entwickelung; das reine, ernste historische Stück wurde bei Seite geschoben, das Komische fand seine Berechtigung, und Romeo und Julie kann aus dieser Zeit als charakteristisch gelten als Muster des gemischten Drama's. Diese längste, mannigfaltigste und interessanteste Periode reicht bis zu Fletcher's Tode 1625; sie ist am reich-

sten in ihren Bestrebungen, bietet darum aber auch für die Analyse die meisten Schwierigkeiten. Wir finden hier eine größere Zahl von den bedeutendsten Schöpfungen, als in irgend einer andern Periode von derselben Länge in der ganzen Literaturgeschichte, und überhaupt kein Zeitalter übertrifft den Werth der vielen großartigen Meisterwerke, welche diesem Zeitraume ihre Entstehung verdanken. Die ritterlichen und romantischen Erzählungen in der Poesie hatten seit Spenser's Tode keine würdigen Erben gefunden; das satirische Gedicht ward zwar nicht ohne Geschick behandelt, gewann indessen nur wenig Ansehn und Einfluß; die lyrische Poesie war eine zu zarte Pflanze, um sich unter den bestehenden Verhältnissen recht entwickeln und zu eigentlicher Blüthe gelangen zu können; die epische Poesie wurde zwar durch Uebersetzungen der Classiker gefördert, aber sie fand keine eigentlichen wahren Jünger; — alle poetischen Geister wendeten sich dem Drama zu, unter ihnen leider auch viele, welche ihren Beruf verkannten und nur der Zeitrichtung folgten, während sie ohne Zweifel auf anderen Gebieten der Poesie Bedeutendes geleistet haben würden. Das Drama kam in diesem Zeitraume zur höchsten Ausbildung, es erreichte zugleich den bedeutendsten Grad von Popularität, und so kam es denn, daß eigentlich alle übrigen Zweige der Poesie von den Dichtern verlassen und alle Kraft dem Drama zugewendet wurde. Shakspeare stand hier in dem Zenith seiner Macht und Größe, und um ihn gruppirt befand sich eine Reihe vornehmer Geister, welche in jeder anderen Zeit zu den ersten würden gerechnet worden sein; hierher gehört vor Allen B. Jonson, Beaumont und Fletcher, nach ihnen aber auch Webster, Middleton, Marston und Chapman, Heywood, Decker und endlich Rowley. Der Einfluß, welchen Shakspeare in dieser Zeit ausübte, war außerordentlich; die von ihm angeschlagenen Saiten klangen in manchen Dichtern gewaltig nach, und so finden wir denn zuerst eine Menge von guten Nachahmungen, unter denen vorzugsweise die früheren Werke von Beaumont und Fletcher genannt zu werden verdienen. Die Elemente der Shakspeareschen Bestrebungen dienten aber andrerseits auch zur Gründung neuer Schulen; systematisch geschah dies durch B. Jonson, inconsequent und unwillkürlich auch von Fletcher in seinen späteren Dichtungen, wie auch von Webster und Middleton. Neben diesen Versuchen zeigte sich dann aber auch, wenngleich sehr vereinzelt, das Bestreben, zu den alten Ideen und Formen wieder zurückzukehren.

Die vierte Periode, welche sich auf etwa 20 Jahre erstreckt, enthält noch einige ältere Namen, daneben aber auch manche neue, welche früher nicht viel Beachtung gefunden hatten und sie in dieser Zeit erst eigentlich recht verdienten. Massinger und Ford, die jetzt in voller Kraft dastanden, eröffnen den Reigen; neben ihnen darf man indessen auch Shirley nicht vergessen und die freilich unbedeutenderen Dichter Brome, Cartwright, May, Randolph und Nabbes.

In einer früheren Nummer dieser Zeitschrift ist bereits der Versuch gemacht worden, den Werth und die Bedeutung Ben Jonson's ausführlich zu charakterisiren; neben ihm waren, wie schon oben bemerkt ward, Beaumont und Fletcher die bedeutendsten Zeitgenossen Shakspeare's und da sie nicht nur an und für sich als Dichter, sondern auch wegen des großen Einflusses unsere Beachtung verdienen, welche sie auf die Entwickelung des Drama's ausübten, so wird eine Charakteristik ihrer Werke, die fast alle in einem und demselben Geiste und in derselben Manier gedichtet sind, als ein kleiner Beitrag für die Geschichte des englischen Drama's vielleicht nicht ganz unwillkommen sein.

Rücksichtlich der verschiedenen Ausgaben unserer beiden Dichter verdient zuvörderst Folgendes angeführt zu werden. Ihre Tragödien und Lustspiele waren fast alle sehr beliebt bis zur Schließung der Theater und kamen sogar nach der Rückkehr der Stuarts häufiger zur Aufführung, als die Schauspiele und Komödien von Shakspeare und B. Jonson; da sie indessen erst eigentlich durch die Stücke unter Karl II. verdrängt wurden, welche ihrem Inhalte nach noch weit unsittlicher waren, so darf man die Popularität unserer Dichter in einer Zeit so tiefer sittlicher Verderbniß nicht eben sehr hoch anrechnen. Der frühere puritanische Eifer gegen die Theater hatte übrigens die gute Folge, daß die Schauspieler viele alte Stücke drucken ließen und sie dadurch der Nachwelt erhielten. Im J. 1640 erschienen 18 Stücke von Beaumont und Fletcher, denen außerdem noch B.'s Masque und F.'s Pastoralstück angehängt waren; im J. 1647, wo man die Theater schloß, wurden 34 andere Stücke in einer Folio-Ausgabe veröffentlicht, und 1679 ward das Ganze zusammen abgedruckt. 1711 erschien diese Folio-Ausgabe zum zweiten Male und es war ihr noch die Tragikomödie: The Coronation beigegeben, welche man gegenwärtig allgemein dem Dichter Shirley zuschreibt. Der Text in diesen verschiedenen Ausgaben war mehr und mehr verunstaltet und hatte durch die Abschreiber oder Drucker so sehr gelitten, daß man

oft kaum im Stande ist, aus den verkrüppelten und ganz elliptischen Worten den Sinn herauszufinden.

Wir besitzen eigentlich nur vier kritische Ausgaben von den Werken unserer Dichter, von welchen die erste von Theobald angefangen und von Sympson und Seward 1750 vollendet ward. Hier zeigte sich zuerst das Bestreben, den Text zu verbessern und zu erläutern. Die Herausgeber nahmen sich freilich oft sehr viel Freiheit und erlaubten sich einige ganz unverantwortliche Emendationen, die zugleich von nicht sehr viel Geschmack zeugten; aber sie waren auch bei einzelnen Conjecturen überaus glücklich und bewiesen großen Scharfsinn. 1778 erschien eine zweite kritische Ausgabe in 10 Bdn., welche hauptsächlich Colman gearbeitet hatte, und in der eine große Menge willkürlicher Veränderungen der Vorgänger wieder unterdrückt waren. Einen sehr guten Beitrag für diesen Zweig der Literatur lieferte sodann (1798) Mason in seinen werthvollen Anmerkungen (Notes), welcher von Weber bei seiner Ausgabe (1812) in 14 Bdn. stark benutzt ward und ihm für die Verbesserung des Textes sehr viel Dienste leistete. Moron ließ später (1839) den Text nach Weber nochmals in 2 Bdn. abdrucken und lieferte dazu eine von Darley geschriebene Einleitung. Die neueste und beste Ausgabe ist von Alex. Dyce (The Works of Beaumont and Fletcher; the Text formed from a new collation of the early editions and a biographical memoir by the Rev. A. D. II vols. Lond. 1843—46), einem Manne, der schon durch die Herausgabe von Webster, Peele und Middleton, wie auch durch seine Bemerkungen über den Text des Shakspeare großen und wohlverdienten Ruhm erworben hat. Man muß ihm zugestehen, daß er mit größter Sorgfalt die früheren Abdrücke collationirt und viele gute Lesarten wieder aufgenommen hat, welche das Verständniß des Sinnes sehr erleichtern. Von deutschen Bearbeitungen möge hier noch Folgendes erwähnt werden: Gerstenberg gab 1765 eine Uebersetzung von The Maid's Tragedy unter dem Titel „die Braut"; K. Lud. Kannegießer lieferte 1808 in zwei Bänden eine Uebertragung von 4 Stücken, und des Grafen Wolf von Baudissin verdienstliches Werk Ben Jonson und seine Schule (2 Bde. 1836) enthält die Uebersetzung des „Spanischen Pfarrers" und des „Aelteren Bruders".

Beaumont und Fletcher finden wir stets als unzertrennliche Dichter zusammen aufgeführt, und in der That lassen sie sich auch

nach ihren Werken ebensowenig als nach ihrem Leben von einander scheiden.

Es war leider in jener Zeit überhaupt nicht Sitte, über das Privatleben hochstehender dramatischer Dichter besondere Notizen zu sammeln; man begnügte sich mit der Bewunderung ihrer Werke, und höchstens bei ihrem Sterben widmete ihrer Person eine Freundeshand ein Paar Verse und setzte dadurch noch dem Menschen einen besonderen Gedenkstein. Heywood beabsichtigte freilich, eine Biographie der bedeutendsten Dichter seiner Zeit zu schreiben, sein Plan kam indessen nicht zur Ausführung; und andere derartige Versuche, z. B. von Langbaine, beschäftigen sich auch mehr mit den Stücken als mit der Person der Dichter. So kam es denn, daß man über die Lebensumstände unserer beiden Dichter nur sehr wenige zuverlässige Nachrichten hat, und es ist besonders zu beklagen, daß es ungeachtet vielfacher Bemühung der neueren Kritik nicht gelungen ist, den Antheil eines jeden bei der Herausgabe ihrer Werke gehörig zu sondern. John Fletcher war der Sohn des Dr. Richard Fletcher, Bischofs von London, und ward im December des Jahres 1579 zu Rye in Sussex geboren. Sein Vater hatte sich schon in Cambridge rühmlichst ausgezeichnet, war dann Master of Benet College und später Pfarrer in Rye geworden; als Decan von Peterborough benahm er sich bei der Hinrichtung der unglücklichen Maria Stuart äußerst unzart und fanatisch, stieg aber gerade dadurch so sehr in der Gunst der Königin Elisabeth, daß sie ihm den Bischofssitz von Bristol, später von Worcester (1592) und endlich im Jahre 1595 von London verlieh. Als er sich indessen nach dem Tode seiner Frau mit der Wittwe eines Ritters aus der Grafschaft Kent verheirathete, fiel er bei Hofe so sehr in Ungnade, daß ihn die Königin nicht mehr sehen mochte, und er starb bald nachher im J. 1596. Ueber das Leben unseres Dichters besitzen wir nur wenige Notizen; er erhielt seine Bildung in Cambridge, vollendete dort indessen seine Studien nicht, theils wegen seiner häuslichen Verhältnisse, die durch des Bischofs plötzlichen Tod sehr zerrüttet waren, theils auch wegen seines innern unwiderstehlichen Dranges, sich ganz der Poesie zu widmen. Sehr früh schon ward er mit Beaumont zusammengeführt, ihre gegenseitige Zuneigung nahm fortwährend zu, sie arbeiteten und lebten ganz mit einander, frei von allem gegenseitigen Neide. Fletcher überlebte den Freund um etwa 10 Jahre, ward aber am 19. August 1625 von

der Pest hinweggerafft, und man begrub ihn in der St. Mary-Kirche in Southwark. Beide waren vermögend, von hoher Abkunft und verbunden durch innige Freundschaft, lange und vereinte Bestrebungen*); der Tod trennte sie zwar, aber Fletcher wirkte in dem früheren Geiste weiter fort, und in der Geschichte der englischen Literatur werden die beiden Dioscuren stets vereint bleiben. Fletchers erstes Drama war, so viel, man weiß, The Woman-Hater**), welches nicht sehr viel Beifall ärndtete und denselben auch nicht sonderlich verdiente; es wurde 1607 aufgeführt. Weber rühmt das Stück sehr und behauptet, das Publikum sei blind gegen seine Vorzüge gewesen. Es war ganz nach Jonson's Muster gearbeitet, dasselbe war mit seinem folgenden Stücke Thierry der Fall, und erst als er sich mit Beaumont vereinigte und dann mit dem Philaster hervortrat, ward ihm der Beifall seiner Zeitgenossen. Auch nach Beaumont's Tode fanden die von ihm allein verfaßten Stücke stets eine sehr günstige Aufnahme, sein Tod wurde mit Recht allgemein als ein großer Verlust beklagt und man stimmte den Worten des Richard Brome bei, welcher unter Anderen Folgendes sang:

I knew him till he died;
And, at his dissolution, what a tide
Of sorrow overwhelm'd the stage; which gave
Volleys of sighs to send him to his grave,
And grew distracted in most violent fits,
For she had lost the best part of her wits.

Francis Beaumont stammte aus einer alten adligen Familie, welche in Grace-Dieu***) in Leicestershire ihren Sitz hatte. Sein Vater, ein sehr angesehener Richter, war von der Königin Elisabeth zum Ritter geschlagen worden und besaß keinen geringen Grad literarischer Bildung. Er hatte 3 Söhne, von denen der älteste schon früh starb, und der zweite, Sir John, als ein Mann von Geschmack und guter Erziehung gerühmt und als Verfasser von Bosworth Field und anderen kleinen Gedichten zu den Dichtern zweiten Ranges

*) Bis zur Verheirathung Beaumont's wohnten sie zusammen und zwar, wie Aubrey angiebt, bei der Bank, nicht weit vom Theater.

**) Seward behauptet merkwürdiger Weise — ohne allen Grund, — daß dies Stück allein von Beaumont herrühre.

***) Im 13. Jahrhundert war hier ein Augustiner-Nonnenkloster zu Ehren der heiligen Jungfrau und der heiligen Dreieinigkeit gestiftet worden.

gezählt wird. Francis Beaumont wurde wahrscheinlich 1585*) geboren, studirte später in Cambridge (in Broadgate Hall, jetzt Pembroke College) und ließ sich darauf als Mitglied des Inner Temple aufnehmen, um sich dort für die juristische Laufbahn vorzubereiten. Seine Vorliebe zur schönen Literatur indessen und besonders für die Poesie wurden so mächtig in ihm, daß er plötzlich seine Berufsstudien ganz aufgab und sich nach mehreren glücklichen poetischen Versuchen ausschließlich der dramatischen Literatur zuwendete. Schon im J. 1602 hatte er eine poetische Uebersetzung von Ovid's Erzählung: Salmacis und Hermaphroditus (Ov. Met. l. IV.) drucken lassen, welche etwa 900 Verse in heroischem Metrum umfaßte und von großem Talente zeugte, obwohl sie durch manche unnütze Zuthat und eine gewisse Verschwendung der Farben hie und da sehr entstellt ist. Von seinen weiteren Lebensschicksalen ist im Ganzen wenig bekannt geworden; er lebte in unabhängigen, angenehmen Verhältnissen, war mit B. Jonson schon seit 1607 sehr befreundet, wo er mit Fletcher das bekannte Encomium**) zu dessen Fox schrieb, und stand unausgesetzt in den innigsten Beziehungen zu seinem Busenfreunde Fletcher, dessen literarische Schicksale und Erfolge auch die seinigen waren. Er verheirathete sich mit Ursula, der Tochter des Sir Henry Isley of Kent und erfreute sich der glücklichsten Ehe, welche durch zwei Töchter gesegnet ward***). Sein Tod erfolgte am 6. März 1616 (1615?), und er ward in der St. Benedict's chapel in der Westminster-Abtei beigesetzt.

Wie sehr Fletcher durch das frühe Dahinscheiden seines jüngeren Freundes erschüttert ward, das ersehen wir aus dem Sonnet, welches er seinem Andenken widmete:

Come, sorrow, come! bring all thy cries,
All thy laments, and all thy weeping eyes!
Burn out, you living monuments of woe!
Sad sullen griefs, now rise and overflow!

---

*) Die gewöhnliche Annahme bezeichnet 1586 als sein Geburtsjahr; es muß aber wohl früher gewesen sein.

**) Ihre beiden Namen erschienen hier zum ersten Male mit einander verbunden.

***) Seine ihn überlebende Tochter Frances, welche 1700 in Leicestershire starb, verlor auf einer stürmischen Ueberfahrt von Irland, wo sie längere Zeit in der Familie des Herzogs von Ormond gelebt hatte, einen großen Theil von den Handschriften ihres Vaters.

Virtue is dead;
Oh, cruel fate!
All youth is fled
All our laments too late.
Oh, noble youth, to thy ne' er — dying name,
Oh, happy youth, to thy still growing fame,
To thy long peace in earth, this sacred knell
Our last loves ring — farewell, farewell, farewell!
Go, happy soul, to thy eternal birth!
And press his body lightly, gentle earth!

Gewiß ist es eine seltsame Erscheinung, wenn zwei Männer in einer solchen Weise mit einander arbeiten, daß sich nur schwer entscheiden läßt, wie viel ein Jeder von ihnen an den einzelnen Schöpfungen Theil hat; die Erscheinung eines solchen Zusammenarbeitens findet man nur im Drama, und überhaupt nur in solchen Zeiten (in Griechenland, England und Spanien), in denen das Drama in ganz besonderer Achtung stand, und die Dichter recht viel Erfolg zu erwarten hatten. Wohl nicht mit Unrecht darf man annehmen, daß Fletcher bei den gemeinschaftlichen Werken den größten Antheil hatte, und schon die außerordentliche Zahl von Stücken, welche von ihm allein erst nach Beaumont's Tode erschienen, liefert für diese Ansicht einen ziemlich sichern Beweis. Die gewöhnliche Tradition vindicirt Beaumont mehr kritischen Verstand und einen Geist, welcher vorzugsweise dem Tragischen zugewendet war, während sie Fletcher mehr Phantasie und die eigentliche vis comica zusprach. Ganz übertrieben stellte sich diese Ansicht in den bekannten Versen von Cartwright dar, von denen hier beispielsweise die folgenden angeführt werden mögen:

Beaumont was fain
To bid thee be more dull; that 's write again,
And bate some of thy fire which from thee came
In a clear, bright, full, but too large a flame.

Viele derartige Behauptungen werden durch frühere Zeugnisse von Personen sehr entschieden widerlegt, welche die beiden Schriftsteller genauer kannten als Cartwright, und z. B. Ben Jonson spricht mit höchster Achtung von Beaumont's Originalität. Persönliche Zuneigung zu einander, gleiche Vorliebe für das Theater und die Ueberzeugung, daß sie nahe verwandten Geistes waren, — das war das Band, welches sie auf's Innigste vereinigte. In ihrer Bildung wie auch ihren Anlagen standen sie einander nicht nach, sie verabredeten deshalb wahrscheinlich vor der Ausführung die ganze Oekonomie eines

Stückes, und die Arbeit ging dann leicht von statten. Eine Thatsache ist es, daß bei einer solchen Verabredung, welche in einem Wirthshause stattfand, Fletcher die Worte aussprach, er wolle die Ermordung des Königs übernehmen. Der Kellner, welcher diese Worte zufällig vernahm, machte sogleich bei der Polizei eine Anzeige von der gegen das Leben des Königs Jacob gemachten Verschwörung. Der Irrthum klärte sich natürlich sehr bald auf.

Bei der Unmöglichkeit, gegenwärtig mit Sicherheit die Hand jedes Einzelnen in ihren Werken zu erkennen, genügt es, darauf aufmerksam zu machen, daß in allen ihren Stücken, und selbst in denjenigen, welche von Fletcher allein*) herrührten, ein und derselbe Geist wehet, und daß auch die ganze Ausführung in den verschiedenen Dramen nur wenig von einander verschieden ist.

Wenden wir uns jetzt zu ihrer ersten gemeinschaftlichen Leistung, welche mit Beifall aufgenommen ward. Philaster, or, Love lies a bleeding war vielleicht eins der besten und beliebtesten Stücke und verschaffte den beiden Dichtern nach Dryden's Mittheilung zuerst Beachtung und Ansehen. Die Anlage des Stückes ist ziemlich abgeschmackt. Der König von Sicilien will seine Tochter Arethusa mit Pharamond, einem spanischen Fürsten, verheirathen, sie liebt aber bereits den Philaster, weis't den unsittlich erscheinenden Pharamond zurück und fällt nun durch die Anklagen eines verworfenen Weibes in den Verdacht der Unkeuschheit und Treulosigkeit gegen ihren Geliebten. Der Schein gegen sie ist nur äußerst schwach, und es zeigt sich auch, daß sie völlig unschuldig litt, aber ihr Vater sowohl als auch ihr

---

*) Nach Sir Herbert's office book hatte Beaumont keinen Theil an folgenden Stücken, welche ihm in der Folio-Ausgabe von 1647 mitzugeschrieben wurden: 1618 The loyal subject. — 1621 The Island Princess. The wild Goose chase. The Pilgrim. — 1622 The Beggar's bush. 14. May. The Prophetess. 22 June. The Sea Voyage. 24 Octbr. The Spanish Curate. — 1623 29 Aug. The maid of the Mill (mit Rowley's Unterstützung). 17 Octbr. The Devil of Dowgate (verloren gegangen). 6 Decbr. The Wandering Lovers (verloren gegangen). — 1624. 27 May. A Wife for a month. 19 Octbr. Rule a wife and have a wife. — 1625 (6?) 22 Jan. The fair Maid of the inn. 3 Feb. The noble Gentleman. Die beiden letzten Stücke erschienen also erst nach Fletcher's Tode, wenn er schon 1625 starb, wie man gewöhnlich annimmt. Man muß übrigens noch hinzufügen 1) The Tamer tamed und 2) The mad Lover, deren Datum verloren gegangen ist. (Vergl. hierüber noch Collier Hist. of the Stage. III. 436.)

Geliebter leihen den Verdächtigungen ein williges Gehör. Die geschilderte Eifersucht ist höchst gezwungen und unnatürlich und hat mit der Leidenschaft Othello's in seinem Verhältnisse zu Desdemona auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit. Lieblich erscheint dieses Stück dagegen in vielen Einzelheiten, z. B. die Schilderung, welche Philaster von seiner Auffindung Bellario's, der verkleideten Arethusa macht, ist wahrhaft poetisch und malerisch; ebenso zart ist auch der Bericht, welchen Arethusa von ihrer hoffnungslosen Liebe zu Philaster giebt, deren Anfang lautet:

Sitting in my window,
Printing my thoughts in lawn, I saw a God
I thought (but it was you) enter our gates;
My blood flew out, and back again as fast
As I had puffed it forth and suck'd it in
Like breath; then was I called away in haste
To entertain you. Never was a man
Heav'd from a sheep-cote to a sceptre, rais'd
So high in thoughts as I: you left a kiss
Upon these lips then, which I mean to keep
From you forever. I did hear you talk
Far above singing.

Die weiblichen Charaktere sind hier entschieden die besten; Philaster selbst zeigt zu viel Schwäche und Kleinmuth und handelt häufig ohne alles Motiv und jene Mäßigung, welche einem durch das Unglück geprüften Fürsten wohl angestanden hätte.

Bei keinem der Schüler und Nachfolger Shakspeare's zeigt sich der Einfluß des Meisters in einem so hohen Grade, als dieses bei Beaumont und Fletcher der Fall war. Wie fast bei allen Zeitgenossen ist es dieselbe dramatische Sprache, welche wir hier wieder finden; die Dichter konnten sich der poetischen Atmosphäre nicht entziehen und ganz unwillkürlich gaben sie sich hierin dem Einflusse Shakspeare's preis, obwohl zuweilen, z. B. bei B. Jonson, ein absichtliches Vermeiden der Shakspeare'schen Ausdrucksweise nicht zu verkennen ist. Es ist wohl schon anderweitig darauf aufmerksam gemacht worden, welch ein magnetischer Rapport zwischen Shakspeare und seinen Zeitgenossen bestand; seine Gedanken und Gefühle hatte er in seiner bilderreichen Sprache gleichsam wie einen Samen neben den Wegen, auf denen er wandelte, in reicher Fülle ausgestreut; dieser ward fruchtbar und verbreitete seinen Samen wieder über die benachbarten Felder. Beaumont und Fletcher kamen nun aber

Shakspeare rücksichtlich des dramatischen Ausdrucks am nächsten von allen ihren Zeitgenossen. Ist auch die Sprache und der Schwung der Gedanken und Gefühle überall etwas schwächer, so lassen sich doch eine große Menge von kurzen Stellen, — besonders Beschreibungen äußerlicher Dinge und Schilderungen zarter Gefühle — nachweisen, welche dieselben Saiten anschlagen, die noch von den Griffen des großen Dichters nachklingen.

Fast denselben Einfluß übte Shakspeare in der dramatischen Anordnung, in welcher ihm eigentlich Alle folgten mit Ausnahme B. Jonson's; Letzterer ging hier seinen eigenen Weg, und auch Fletcher arbeitete, besonders in seinen späteren Schöpfungen, zuweilen nach dessen Muster. Vorzugsweise aber war es die ganze Richtung des Gedankens und der Phantasie, in welcher sich Shakspeare's Wirksamkeit auf seine Zeitgenossen zeigte, und man folgte ihm in der Betrachtung des ganzen menschlichen Lebens sowie der einzelnen Charaktere. Shakspeare brachte die ganze Menschenwelt auf die Bühne, von dem Könige bis zum Bauer, und Jeder redet bei ihm seiner besonderen Stimmung angemessen und behauptet seine Stellung. Die Gruppirung erscheint bei ihm ebenso meisterhaft wie die einzelnen Umrisse, und selbst die untergeordneten Persönlichkeiten, welche die Nebenhandlung bilden, sind mit Glück dargestellt und gewinnen unsre Theilnahme; auch die unbedeutendsten Charaktere erscheinen markirt und lebendig, obwohl sie nur mit leichten aber schönen Farben hingeworfen sind. Niemand kam hierin Shakspeare gleich, obwohl sein Geist gewissermassen auf seinen Zeitgenossen ruhete, und seine tiefe Anschauung der menschlichen Natur, so wie die Kraft seines Gedankens und die Gluth seiner Phantasie Alles befruchtete. Beaumont und Fletcher kamen ihm am nächsten; sie stiegen am höchsten auf den Flügeln idealer Anschauung und übertrafen alle ihre Zeitgenossen durch die Anmuth und Ueppigkeit ihrer Phantasie und die Zartheit und Zärtlichkeit des Gefühls, wie sie denn überhaupt in der Region reiner Poesie dadurch ihre Ueberlegenheit zeigten, daß sie in allem Lyrischen unvergleichlich Schönes geleistet haben. Sie reflectirten Shakspeare's leitende charakteristische Zeichen nicht als sclavische Abschreiber, sondern wie Männer von hoher Kraft und ungewöhnlichen Fähigkeiten; sie waren stolz darauf, aus einer Quelle schöpfen zu können, deren Werth sie in ihrer Unerschöpflichkeit zu schätzen wußten. Das war denn auch der Hauptgrund, daß man die Fehler unsrer

beiden Dichter leicht übersah, und wenngleich ihre Stücke als Kunstwerke denen von B. Jonson, des geschicktesten Künstlers der alten dramatischen Schule, bei weitem nachstehen, wenngleich sie weder den Pomp und die Gedankentiefe Massinger's noch auch die tragische Spannung Webster's und die natürliche Entwickelung Heywood's besitzen, so vergißt man das Alles dennoch sehr leicht und übersieht es wegen ihrer anderen Vorzüge, daß sie ihre Bilder oft nicht zu lebendigen Gruppen zu verarbeiten wußten.

Fletcher nahm seine Muster nicht aus der Natur, sondern aus Shakspeare, und vorzugsweise aus dessen Komödien. Was ihn ganz besonders anzog, das waren Personen mit idealisirter Wahrheit des Charakters, Schönheit des poetischen Beiwerks, Mischung ernster und scherzhafter Gedanken, schneller aber geschickter Uebergang vom Tragischen zum Komischen*) — Bilder, in denen Shakspeare so recht wahr das menschliche Leben geschildert. Auch in den Tragödien zeigte sich übrigens Shakspeare's Einfluß: die Beschreibung von Polydore und Belarius in Cymbeline war ein Vorbild für Melantius und die jugendliche Gluth Amintor's, die Klage Jaques über den verwundeten Hirsch lieferte die ganze Stimmung, in welcher Philaster in der waldigen Gegend seinen verkleideten Pagen findet; der Tod des Königs John schwebte dem Dichter bei der Schilderung der Scene vor, wo Fletcher's Kaiser an Gift stirbt und wo Alphonso in dem Stücke The Wife for a month nach dem Tranke raset, der ihn hatte heilen sollen.

Die Entwickelung unserer beiden Dichter war insofern verschieden von Shakspeare, als sie mit der Tragödie anfingen und sich später fast ausschließlich der Komödie zuwendeten; nach Beaumont's Tode schrieb Fletcher gar keine Tragödie mehr. Sie waren ihrem Meister darin ähnlich, daß ihre Kräfte für das Komische denen für das Tragische gleich, ja eigentlich überlegen waren. Doch wo bei Shakspeare volles Leben ist, findet sich bei ihnen zuweilen keine rechte Wahrheit, und es fehlt oft an ächter Sittlichkeit, jener reinen Tiefe und Unmittelbarkeit des Rechtsgefühles, welches ungeachtet manches Anstößlichen bei dem großen Barden doch nie vermißt wird. Rück-

---

*) Leider sieht man indessen bei dieser Mischung des Tragischen und Komischen in Fletcher's Stücken, daß der Dichter oft nicht recht weiß, welches untergeordnet sein müsse.

sichtlich der Bühnenkenntniß stand er ihnen vielleicht eben so sehr nach, als er ihnen in Ergründung und tiefer Auffassung der menschlichen Natur überlegen war. Fletcher richtete die ganze Kraft der Erfindung auf die Leitung des Planes und mit steter Berücksichtigung der Aufführung hatte er vorzugsweise eine schnelle Folge der Ereignisse im Auge, um die Zuhörer zu überraschen und in steter Spannung zu erhalten; seine Charaktere sind deshalb nur eigentliche Vehikel für die Erzählung und sehr verschieden von den Gestalten seiner beiden Vorbilder. Während sie B. Jonson sich erst nach reiflichster Ueberlegung in der schärfsten Abgränzung bildete und dann bis in die kleinsten Einzelheiten ausführte, sprangen Shakspeare's Gestalten gleichsam unmittelbar aus der Tiefe seines Geistes hervor, und obwohl er bei ihrer Schilderung durch den Gang seiner Geschichte mehr oder weniger sich leiten ließ, wurden sie ihm doch bei der Ausführung so lieb, daß er häufig darüber die Entwickelung seines Planes vergaß und sich dadurch zu manchen Nachlässigkeiten verleiten ließ.

Gleichwie Massinger hatten Beaumont und Fletcher die Werke B. Jonsons und Shakspeare's eifrig studirt und sie bemühten sich nun, die Vorzüge Beider in sich zu vereinen. Die Lectüre ihrer Schriften zeigt besonders bei Fletcher die geistige Vervollkommnung und zugleich die zunehmende Bildung des dramatischen Geschmacks im Publico; er beginnt als folgsamer Schüler Shakspeare's und schließt seine Laufbahn als Mitarbeiter des leichten und kühnen Shirley, er bildete einen Gegensatz zu der populären und plebejischen Schule von Heywood und Decker, deren Vorliebe für recht viel Pomp im Schauspiel und ritterliche Abenteuer mit Erfolg von ihm bekämpft ward. Aber ebenso wenig als unsere Dichter Shakspeare in seinen Entwickelungen menschlicher Leidenschaft und den geistvollen Schöpfungen des Humors nachzustreben vermochten, konnten sie ihm auch in der tiefen Auffassung menschlicher Charaktere folgen, und sie begleiteten ihn vorzugsweise nur in jene anmuthige Welt phantastischer Luftbilder, welche wir z. B. auf der Feeninsel des Prospero antreffen. Wir finden übrigens in ihren Charakteren eine große Mannigfaltigkeit, und man hat mit Recht behauptet, daß sie fast keinen Charakter unversucht, keine Leidenschaft unerforscht, keine Situation unberührt gelassen haben. Sucht man nun aber Gestalten wie Macbeth, Othello, Falstaff, Hamlet und Shylock freilich vergebens bei ihnen —

die ja auch nur ein Shakspeare hervorzubringen vermochte — so muß man sie dagegen ganz besonders rühmen wegen ihrer herrlichen Bilder von Freundschaft, jugendlicher Kraft und Großmuth, weiblicher Zartheit und Hochherzigkeit, vertrauensvoller Unschuld, kriegerischer Tugend, Treue und Ergebenheit. Sie drangen dabei, wie schon oben angedeutet ward, nicht so tief ein, wie Shakspeare und malten auch nicht mit so kräftigen Farben wie B. Jonson, welcher sich indessen fast ausschließlich die Thorheiten und Schlechtigkeiten als Vorwurf für seine Schilderungen gewählt hatte; aber sie näherten sich dem Geiste Shakspeare's ganz besonders in der Zeichnung weiblicher schöner Charaktere (z. B. Spaccia, Zenocia, Celia, Aspasia, Evanthe, Lucina, Ordella, Oriana; sie sind aber alle einer Imogen oder Desdemona nicht gleich) und lieferten auch im Ganzen viele Züge von moralischer Zartheit, die man bei B. Jonson nur vergebens sucht. Tadeln muß man indessen, daß die Gestalten oft so sehr ideal und romantisch erscheinen, daß sie zuletzt eigentlich mehr schöne Luftgebilde der Phantasie als wirkliche Typen der menschlichen Natur sind; besonders unnatürlich erscheinen oft die komischen Figuren, sie erregen wohl Lachen, aber es fehlt ihnen an dem ächten Humor, man denke z. B. an den Lieutenant mit dem Liebestranke, Piniero, Cacafogo, La Writ, den hungrigen Priester und seinen Meßner, die sämmtlich eigentlich nur Carricaturen sind, welche der Dichter zwar mit recht viel Geist geschildert hat. Ebenso ist es zu beklagen, daß die von Beaumont und Fletcher geschilderten Charaktere häufig wechseln und nicht consequent durchgeführt werden; wir finden bei ihnen z. B. einen tapferen, bescheidenen Jüngling, aus welchem ganz plötzlich ein Feigling und ein Prahler wird, einen treuen, biederen Unterthan, der gleich darauf als Verräther und Mörder erscheint, eine reine, hochherzige Prinzessin, die zur niedern Dirne herabsinkt. Diese Fehler sind um so auffallender, da eigentlich die volle Wahrhaftigkeit ein Hauptcharakterzug des altenglischen Drama's dieser fruchtreichen Periode überhaupt ist, die sich bei den kleineren Dichtern in der Genauigkeit des Details und in der Frische der Farben, bei den bedeutenderen dagegen in dem Reichthum der Bilder ausspricht, welche sie von den Verborgenheiten des Herzens und dem Geheimnißvollen des menschlichen Charakters vorführen; ganz unerschrocken folgen sie allen geheimen Windungen, allen Extremen der Leidenschaft und schreiben jeden Ausdruck des inneren Kampfes nieder, der vielleicht oft ge-

zwungen und ausschweifend erscheint, aber dem Charakter und der Situation recht wohl entspricht.

Die Umstände, unter welchen unsere beiden Dichter schrieben, erniedrigten außerdem in etwas die herrlichen Schöpfungen ihres reichbegabten Geistes; sie ließen sich nämlich von dem damaligen falschen Theatertone hinreißen, freche Verstöße gegen den rechten Anstand und die gute Sitte auf die Bühne zu bringen und Verhältnisse ziemlich nackt darzustellen, welche man ohne Erröthen überhaupt nicht zur Sprache bringt. Ihre große Licenz fand das Publicum durchaus nicht tadelnswerth, da die derzeitigen men of fashion — die aber nach Dryden's Urtheil nichts weniger als ächte Gentlemen waren — gerade an dem Schmutzigen Gefallen fanden, und sogar Frauen dergleichen Rohheiten entschuldigten, da sie selbst nur mit Masken den Vorstellungen beiwohnten, und die weiblichen Rollen überdies von Knaben gespielt wurden. Es ist aber sicherlich ein doppelt schweres sittliches Vergehen von Seiten des Dichters, wenn er Unsittlichkeiten in Verbindung mit dem Lieblichen und Anziehenden darstellt, sie der Phantasie des Jugendlichen und leicht Empfänglichen in rosigem Bilde zeigt und dadurch dem Laster selbst Reize verleiht. Wahrhaft grauenhaft ist in dieser Beziehung die ganze spätere dramatische Literatur, in welcher ein systematisches Bestreben sich erkennen läßt, durch stets erneuten Sinnenkitzel zu demoralisiren. Während bei Fletcher — und überhaupt bei den Dichtern vor der Restauration — das Unzarte und Rohe nur angebracht zu sein scheint, um einen desto lebhafteren Contrast für das wahrhaft Schöne und Edle zu haben und den Werth der Sittlichkeit in um so höherem Lichte zu zeigen, — erscheint der Verführer nach der Restauration (in der Gesellschaft sowohl, wie auf der Bühne) mit angenehmen Eigenschaften ausgerüstet, als ein treffliches Vorbild zur Nachahmung; der Lasterhafte ist in den Stücken stets mit den Farben der Schönheit, Anmuth und Würde ausgerüstet, er besitzt eine hohe sociale Stellung, Popularität, Witz, Geschmack und Kenntniß der Welt und der Literatur, und in allen Unternehmungen werden ihm die glänzendsten Erfolge. Ganz besonders charakteristisch ist es nun aber noch für diese ganze Zeit, daß derartige Personen nicht nur leichtfertigen Leuten gefielen; wir hören auch zu unserm größten Erstaunen, daß selbst ernste Männer wie Habington und Thomas Stanley, ja sogar solche, welche in der Kirche eine geachtete Stellung hatten, wie Cartwright, Mayne und

Bischof Earle sich wohlgefällig darüber aussprachen, ein Beweis davon, wie tief die allgemeine sittliche Versunkenheit war.

Wenngleich nun Fletcher in dieser Schamlosigkeit nicht so weit ging wie die späteren dramatischen Dichter, und viele unzarte Scenen überhaupt nur vorgebracht zu sein scheinen, um die Tugend und Reinheit der Heldinnen durch den Contrast in das rechte Licht zu setzen, so muß er doch schon bloß von künstlerischem Standpunkte aus getadelt werden, daß er den Triumph der Tugend durch Berührung derselben mit dem gemeinsten Laster hatte zeigen wollen; aber noch mehr, sein Geist war in sich selbst nicht recht rein, denn es erscheint bei ihm auch nicht eine einzige keusche Schöne, an deren Seite sich nicht auch ein weiblicher Teufel befände, welchen der Dichter mit gleich großer Vorliebe behandelt: die unsittliche Megra athmet dieselbe Luft wie die fromme Euphrosyne, Aspatia finden wir neben der schlechten Evadne, Cloe neben der lieblichen Clorin und der zarten Amoret. In den älteren Stücken Fletcher's ist trotzdem eine moralische Tendenz vorwaltend; die späteren Dichtungen sind dagegen unsittlicher: in Wycherley wird — wenn auch nur indirect — das Laster als Vorbild gegeben, und in The Spanish Curate übersteigt die Geschichte von Bartolus und dessen Frau eigentlich alle Vorstellungen.

Ungeachtet aller ihrer Fehler waren Beaumont und Fletcher doch sehr beliebt und sind es noch gegenwärtig; mehrere ihrer Stücke sind eine Zierde der englischen Literatur, weil die Anlage geistvoll, die Ausführung anziehend, die Charaktere stark markirt, und der Dialog recht munter und natürlich ist. Für die Komödie besaßen sie, wie schon bemerkt, mehr Talent als für die Tragödie, und sie fühlten das auch wohl selbst, da sie neben 10 Tragödien 24 oder 25 Komödien zur Aufführung brachten und überdies in allen Tragödien eine große Menge komischer Scenen mit aufnahmen; es sind dieses, wie es im Prologe zu dem Stücke The Custom heißt:

Passionate scenes with no vulgar mirth.

In den Tragödien finden wir viel Blutvergießen und unnatürliche und unbefriedigende Katastrophen, und sie zeigen in den höheren Regionen der Leidenschaft nichts weiter als Phantasie und Glanz des Ausdrucks; z. B. der Wahnsinn von der Tochter des Goaler in den Two noble kinsmen ist recht hübsch gezeichnet, aber ebensowenig mit Ophelia als mit Lear zu vergleichen.

In der Komödie waren sie sehr gut und bildeten eine Schule*), deren Spuren noch gegenwärtig zu erkennen sind. Sie hatten die Bühne stets vor Augen und berücksichtigten vorzugsweise die dramatische Wirkung; sie ehrten die Kritik B. Jonson's, gaben aber das Romantische in Geist und Form ihrer Stücke dafür nicht auf; wir finden bei ihnen keine Einheit des Ortes noch auch der Zeit, wohl aber die der Handlung. Viele ihrer Vorbilder fanden sie in Lope de Vega und überhaupt in spanischen Novellen und nahmen deshalb auch Spanien oft als Ort der Handlung. Der ganze Ton der Sprache ist etwas über der gewöhnlichen Redeweise erhaben und die Charaktere idealisirt, wodurch das Ganze ein wenig von der Wirklichkeit abweicht; dafür findet man aber im Allgemeinen vollen Ersatz in der Wahrscheinlichkeit der Ereignisse und in der Natürlichkeit der ganzen Handlung, was bekanntlich bei Aristophanes gerade umgekehrt war, wo die Ueberschwänglichkeit der Handlung in Sprache und Charakter ein Gegengewicht erhält. Man hörte übrigens Fletchers Sprache gern, weil sie angenehm und lebhaft und sein Vers stets rhythmisch und häufig voll Lieblichkeit war. Durch die gute Combination der Umstände erscheinen zudem die Personen stets in neuen Situationen, und bei der Schärfe der Reflexion konnte das Streben nach Effect nicht ohne Erfolg bleiben. Ueber das rein Komische hat das Publikum recht geurtheilt, indem es nur Rule a wife and have a wife und The Chances beibehielt, zwei Stücke, welche freilich in wahrhaft poetischem und dramatischem Werthe vielen anderen weit nachstehen. Man hat häufig die Behauptung ausgesprochen, daß Beaumont und Fletcher durch Shakespeare zu sehr in Schatten gestellt seien, aber umgekehrt scheint vielmehr ein großer Theil ihres Ansehens von jenem reflectirt zu sein. Es lag ihnen oft weniger an dem Gegenstande, als vielmehr daran, ihre eignen Kräfte zu zeigen, und das Streben nach dem Beifall der Menge verdarb ihren Geschmack. Sie wollten stets durch neue Katastrophen reizen und die Charaktere steigern und vollendeten die Gestalten dadurch nicht, sondern blieben nur bei einer Skizze stehen, so daß eigentlich alle ihre Schöpfungen etwas den Stempel der Uebereilung und Flüchtigkeit an sich tragen. Sie vergaßen es, die geistige Integrität

---

*) Sie legten den Grund zu den Intriguenstücken des 17. Jahrh. und wurden von Wycherley, Dryden, Behn, Shadwell u. A. nur selten erreicht.

eines Charakters ungeachtet seiner Umgebung streng zu bewahren, so daß ihn die Umstände nicht verändern, sondern nur entwickeln. Wie ganz anders ist dieses bei Shakspeare! Othello ist z. B. nach bekommener Ueberzeugung von Desdemona's Untreue innerlich noch derselbe; bei unseren beiden Dichtern wird dagegen den Forderungen der Erzählung zu viel geopfert, als daß die Personen wirklich dauerndes Interesse erregen könnten. Darum ist es denn aber auch das rein lyrische Element, welches uns bei ihnen vorzugsweise anzieht, und von dieser Poesie würden wir aus Fletcher's Dramen die reichste Blumenlese sammeln können. Wohl keine Leidenschaft, keinen Charakter, keine Situation giebt es, die hier nicht in anmuthigster und wahrhaft ergreifender Weise berührt worden wäre, und wir finden dabei zugleich einen Geist, Humor und ein Pathos, wodurch Alles übertroffen wird, was von Chaucer bis Shakspeare gedichtet worden ist. „In ihren Dramen," sagt Thomas Campbell sehr richtig, „findet man neben der äußersten Armuth wieder so viel Pracht, so viel Zartes und Schönes unter Natur-Gemälden, die entweder gar nicht romantisch oder aller Wahrheit zuwider sind; da liegt so reicher Stoff zur Lust und Freude und wieder so Vieles, das wir so gern entfernt sähen, daß wir die dadurch entstehenden sich widersprechenden Eindrücke wohl nur mit jenen vergleichen können, welche sich demjenigen aufdringen, der eine große und alte, malerisch aber unregelmäßig erbaute Stadt erblickt, deren Thurmspitzen ihm schon von weitem entgegen glänzen, und die er von freundlichen Gärten umgeben sieht, aber worin er gegen alle Erwartung viele enge Gäßchen und elende Hütten findet. Sie haben Scenen, welche Reichthum und den feinen Gesellschaftston verrathen, und uns dadurch an Höfe und Paläste erinnern, wo nur geschmückte Damen und stolze Herren wandeln, während dagegen ihre edlen alten Kriegshelden mit Caractacus in ihrer Mitte uns jene Art von Achtung einflößen, die wir der rohen Pracht alter Burgen zu zollen pflegen."

Wenden wir uns nun zu einzelnen ihrer Leistungen, um die vorstehende Charakteristik noch näher zu begründen.

Den Trauerspielen fehlt es im Allgemeinen an tragischer Größe und dem ächten tragischen Pathos; sie schildern mehr die verzehrende Kraft der Leidenschaft, als den Menschen im Kampfe mit dem feindlichen Schicksale. Wir wollen auf einige Tragödien hier weiter eingehen.

The Maid's Tragedy, welche von Gerstenberg unter dem Titel „die Braut" ins Deutsche übersetzt ward, ist eine Geschichte von Schuld, Unehre und Verrath, aber das Verbrechen erhält den verdienten Lohn, und wenngleich manche leichtfertige und zweideutige Stellen vorkommen, so ist doch die vorherrschende Stimmung eine mehr sittliche, und das Stück wird als ein Ganzes betrachtet, wohl nicht mit Unrecht für ein Meisterstück gehalten. Wir finden hier die Shakspeare'sche Weise in der Erfindung und in der Darlegung der Gefühle, zugleich aber auch jene wilderen Elemente, welche von Marlowe bis auf Kyd und später von Chapman bis zu Marston in dem Drama vorherrschen. Das ganze Stück ist übrigens ganz charakteristisch für unsere beiden Dichter.

Amintor, ein angesehener Hofmann, ist mit Aspatia verlobt; der König überredet ihn indessen Evadne, die Schwester des tapfern Kriegers Melantius, zu heirathen. Er willigt nach vielem Widerstreben endlich ein. Aspatia's Schmerz ist über diese Treulosigkeit ohne Gränze; wir finden denselben geschildert in den Worten:

But this lady
Walks discontented, with her watery eyes
Bent on to earth. The unfrequented woods
Are her delight; and when she sees a bank
Stuck full of flowers, she with a sigh will tell
Her servants what a pretty place it were
To bury lovers in; and make her maids
Pluck'em, and strew her over like a corse.
She carries with her an inflectious grief,
That strikes all her beholders; she will sing
The mournful'st things that ever ear hath heard
And sigh and sing again; and when the rest
Of our young ladies, in their wanton blood,
Tell mirthful tales in course, that fill the room
With laughter, she will, with so sad a look,
Bring forth a story of the silent death
Of some forsaken virgin, which her grief
Will put in such a phrase, that, ere she end,
She'll send them weeping, one by one, away.

Nach der Hochzeitsfeier treffen wir seltsamer Weise Aspatia als Kammerfrau der neuvermählten Evadne; diese Zusammenstellung ist außerordentlich abgeschmackt, indessen sie bezweckt, daß Aspatia den glücklichen Bräutigam noch einmal sieht und ihm, wie zum Abschiede, folgende Worte sagt:

Go, and be happy in your lady's love,
May all the wrongs, that you have done to me,
Be utterly forgotten in my death!
I'll trouble you no more; yet I will take
A parting kiss, and will not be denied.
You'll come, my lord, and see the virgins weep
When I am laid in earth, though you yourself
Can know no pity. Thus I wind myself
Into this willow garland, and am prouder
That I was once your love, though now refused,
Than to have had another true to me.
So with my prayers I leave you, and must try
Some yet unpractised way to grieve and die.

Kaum hat sie Amintor verlassen, als sie auch schon gerächt wird, denn Evadne tritt aus dem Brautzimmer und gesteht ihm mit einer beispiellosen Schamlosigkeit, daß sie ihn nicht in ihr Zimmer lassen werde, da sie die Geliebte eines Andern sei und nur geheirathet habe, um ihre Schande zu bedecken. Amintor ist anfangs wie niedergedonnert, dann aber erwiedert er:

Let me know the man that wrongs me so,
That I may cut his body into motes,
And scatter it before the northern wind.
Evadne. You dare not strike him.
Amintor. Do not wrong me so.
Yes if his body were a poisenous plant,
That it were death to touch, I have a soul
Will throw me on him.
Evad. Why, it is the king. — *Amin.* The king! — *Evad.*
What will you do now? — *Amin.* 'T is not the king!
Evad. What did he make this match for, dull Amintor?
Amin. Oh, thou hast named a word, that wipes away
All thoughts revengeful! In that sacred name
The king, there lies a terror. What frail man
Dares lift his hand against it? Let the gods
Speak to him when they please; till then, let us
Suffer and wait.
Evad. Why should you fill yourself so full of heat,
And haste so to my bed? I am no virgin.
Amin. What devil put it in thy fancy, then,
To marry me?
Evad. Alas, I must have one
To father children, and to bear the name
Of husband to me, that my sin may be
More honourable.

Amin. What a strange thing am I!
Evad. A miserable one; one that myself
Am sorry for.
Amin. Why, show it then in this:
If thou hast pity, though thy love be none,
Kill me; and all true lovers, that shall live
In after-ages cross'd in their desires,
Shall bless thy memory, and call thee good;
Because such mercy in thy heart was found,
To rid a ling'ring wretch.
Evad. I must have one
To fill thy room again, if thou wert dead;
Else, by this night, I would: I pity thee.
Amin. These strange and sudden injuries have fallen
So thick upon me, that I lose all sense
Of what they are. Methinks, I am not wrong'd;
Nor is it aught, if from the censuring world
I can but hide it. Reputation!
Thou art a word, no more. — But thou hast shown
An impudence so high, that to the world,
I fear, thou wilt betray or shame thyself.
Evad. To cover shame, I took thee; never fear
That I would blaze myself.
Amin. Nor let the king
Know I conceive he wrongs me; then mine honour
Will thrust me into action, though my flesh
Could bear with patience. And it is some ease
To me in these extremes, that I knew this
Before I touch'd thee; else, had all the sins
Of mankind stood betwixt me and the king,
I had gone through 'em to his heart and thine.
I have left one desire: 't is not his crown
Shall buy me to thy bed, now I resolve,
He has dishonour'd thee. Give me thy hand;
Be careful of thy credit, and sin close:
'Tis all I wish.

Das Ehrgefühl Amintor's bildet zu Evadne's Schamlosigkeit einen guten Contrast und das vorgeführte Bild ist nicht ohne Kraft, wenngleich ein wenig überladen. In der folgenden Scene treten wir in das Haus der Aspatia und erhalten hier eine höchst lebendige Schilderung ihres tiefen unverdienten Schmerzes, den sie mit einer rührenden Ergebung erträgt, und ungleich den gewöhnlichen Heldinnen das Gefühl der Rache gar nicht zu kennen scheint. Es wehet in ihrer Rede überall ein so sanfter Geist und eine solche Lieblichkeit

des Ausdrucks, daß sie zum Herzen spricht und dem Kummer des Mädchens eine schwärmerische Anmuth verleihet. Sie redet mit ihren beiden Zofen, fragt dieselben, ob sie nie geliebt hätten und bezieht sich dann in ihrer Rede auf ein Gemälde der Ariadne, an welchem sie Antiphila arbeiten sieht.

Asp. Then, my good girls, be more than women, wise:
At least be more than I was; and be sure
You credit any thing the light gives light to,
Before a man. Rather believe the sea
Weeps for the ruin'd merchant, when he roars;
Rather, the wind courts but the pregnant sails,
When the strong cordage cracks; rather, the sun
Comes but to kiss the fruit in wealthy autumn,
When all falls blasted. If you needs must love,
(Forced by ill-fate) take to your maiden bosoms
Two dead-cold aspicks, and of them make lovers:
They cannot flatter, nor forswear; one kiss
Makes a long peace for all. But man,
Oh, that beast man! Come, let 's be sad, my girls!
That down-cast of thine eye, Olympias,
Shews a fine sorrow. Mark, Antiphila;
Just such another was the nymph Œnone,
When Paris brought home Helen. Now, a tear;
And then thou art a piece expressing fully
The Carthage queen, when, from a cold sea-rock,
Full with her sorrow, she tied fast her eyes
To the fair Trojan ships; and, having lost them,
Just as thine eyes, down stole a tear. Antiphila,
What would this wench do, if she were Aspatia?
Here she would stand, till some more pitying god
Turn'd her to marble! 'T is enough, my wench!
Show me the piece of needlework you wrought.
Ant. Of Ariadne, madam?
Asp. Yes, that piece. —
This should be Theseus; he has a cozening face:
You meant him for a man?
Ant. He was so, madam.
Asp. Why then, 't is well enough. Never look back;
You have a full wind, and a false heart, Theseus!
Does not the story say, his keel was split,
Or his masts spent, or some kind rock or other
Met with his vessel?
Ant. Not as I remember.
Asp. It should have been so. Could the gods know this,

And not, of all their number, raise a storm?
But they are all as ill! This false smile
Was well express'd; just such another caught me!
You shall not go [on] so, Antiphila:
In this place work a quicksand,
And over it a shallow smiling water,
And his ship ploughing it; and then a Fear:
Do that Fear to the life, wench.
Ant. 'T will wrong the story.
Asp. 'T will make the story, wrong'd by wanton poets,
Live long, and be believed. But where 's the lady?
Ant. There, madam.
Asp. Fie! you have miss'd it here, Antiphila;
You are much mistaken, wench:
These colours are not dull and pale enough
To show a soul so full of misery
As this sad lady's was. Do it by me;
Do it again, by me, the lost Aspatia,
And you shall find all true but the wild island.
Suppose I stand upon the sea-beach now,
Mine arms thus, and mine hair blown with the wind,
Wild as that desert; and let all about me
Be teachers of my story. Do my face
(If thou hadst ever feeling of a sorrow)
Thus, thus, Antiphila. Strive to make me look
Like Sorrow's monument! And the trees about me,
Let them be dry and leafless: let the rocks
Groan with continual surges; and, behind me,
Make all a desolation. Look, look, wenches!
A miserable life of this poor picture!
Olym. Dear madam!
Asp. I have done. Sit down; and let us
Upon that point fix all our eyes; that point there.
Make a dull silence, till you feel a sudden sadness
Give us new souls.

Das Verhältniß, in welches Amintor zu den Brüdern Evadne's und dem Könige versetzt worden, ist ein äußerst kritisches. Er stellt sich glücklich, erregt dadurch die Eifersucht des Königs in einem so hohen Grade, daß dieser sich offen mit den beiden Neuvermählten ausspricht und sich nicht entblödet, den entehrten Amintor durch diesen Uebermuth noch tiefer zu demüthigen. Dem zerknirschten Herzen des rasenden Amintor entreißt dieser Hohn den Ausruf, daß er ein Tyrann sei und daß diese Schmach Rache fordere. Er will den König morden, doch es ergreift ihn plötzlich der Gedanke, daß die

Majestät ein Götterhauch umschwebe, vor welchem die Leidenschaft ersterben müsse; er will deshalb nicht antasten, was Gott und Menschen heilig ist. Er fühlt indessen, daß etwas geschehen müsse und gesteht endlich Evadne's Bruder, seinem Freunde Melantius, der ihn mit Fragen wegen seines düstern verzweiflungsvollen Brütens bestürmt hat, die ganze Größe seines Leidens. Melantius geräth ganz außer sich wegen der Schmach, die seinen Namen befleckt hat; er schwört Rache und will mit der Spitze seines Schwertes sein Recht so führen, daß der stolze Verbrecher von ihrem Schimmer erschreckt und geblendet wegsehen solle. Er sucht erst seine Schwester auf, mit der Absicht, ihres Lebens zu schonen, wenn sie Reue zeige und ihn in seiner Rache unterstützen wolle. Es gelingt ihm in einer längeren, herrlichen Scene, die Schwester auf's Tiefste zu erschüttern; sie verzweifelt über ihre eigene Versunkenheit und Hilflosigkeit und wünscht dann nur noch einen Blick der Vergebung von ihrem schwergekränkten Gatten, ehe sie diesem und der Welt Lebewohl sagt. Amintor verzeiht der knieenden Unglücklichen; und zwar mit Worten, die unser Mitgefühl erregen und seiner Ehre nicht zu nahe treten; sie eilt hierauf von dannen und ermordet den König, welcher die Buhlerin ohne Verdacht empfangen hatte. Nach dieser That flieht sie zu Amintor, doch dieser verstößt sie mit Entsetzen, weil sie ein Leben gemordet,

> „The very name of which had power to chain
> Up all my rage, and calm my wildest wrongs."

Der Schluß des Stückes bringt nichts als blutige Scenen. Evadne ermordet sich selbst; Aspatia hat sich als Mann verkleidet und fordert Amintor zum Zweikampfe, sie erhält von ihm eine tödtliche Wunde und als sie nun von ihm erkannt wird, giebt er sich selbst den Tod.

Man begreift nicht recht, wenn man die Fabel des Stückes überschaut, weshalb der König überhaupt seine Geliebte verheirathet und dadurch seinem Throne zwei der besten Stützen raubt, noch weniger aber, wie er sich ein Versprechen konnte geben lassen, wodurch doch die ganze Schuld an den Tag kommen mußte. Die nackte Schamlosigkeit und Unverschämtheit der Evadne hat zwar etwas Widerliches, und ihre Sorglosigkeit bei so großer Schuld läßt sich nur schwer begreifen; aber für die damalige Zeit war sie sicherlich eine gute theatralische Figur, — man konnte eben sehr viel vertragen. Die Schilderung ihrer Reue dagegen über den Verlust der Ehre enthält Wahrheit und Kraft. Es giebt gewiß wenige so vollendete und zugleich

erschütternde Scenen, als diejenige, in welcher ihr Amintor verzeihet. Amintor, der eigentliche Held des Stückes, erregt durch seine Schwäche und Unentschlossenheit sehr oft mehr unser Bedauern als eigentliche Bewunderung. Seine Loyalität gegen den Tyrannen, welcher ihn entehrt und dann noch mit Hohn behandelt, gränzt an's Unbegreifliche, und es erscheint ganz angemessen, daß ihm sogar die Rache entrissen wird. Außer der wirklich gelungenen Zeichnung von Aspatia mit ihrem süßen Geiste und ächt romantischem Ausdrucke zieht besonders Melantius, ein Lieblingscharakter Fletcher's, unsere Aufmerksamkeit auf sich, jener tapfere, ehrliche Krieger, welcher gar nicht im Stande ist, bei den ihm Theuren etwas Böses und Unehrenhaftes zu argwöhnen, der aber auch nicht vor dem Gedanken zurückbebt, den entlarvten Bösewicht — wer es auch sein möge — verdientermaßen zu züchtigen. Außer ihm treten auch noch einzelne Nebenpersonen auf, deren Haltung sehr schön und anziehend ist, und ganz besonders hat der Dichter auf Calianar, einen munteren, satirischen Hofmann, recht viel Fleiß verwendet, und dessen sprudelnder Humor ist wahrhaft ergötzlich.

Das Stück ist voll von Satire gegen den galanten Hof des Königs Jacob, und obwohl es die Heiligkeit der Majestät sehr ausdrücklich an vielen Stellen anerkennt, schildert es doch die Vorzüge der Monarchie in keinem eben sehr vortheilhaften Lichte und die Aufführung der Tragödie soll deshalb unter der Regierung des leichtsinnigen Karl II. verboten worden sein, nachdem sie lange ein Lieblingsstück des Publicums gewesen war. Dieser Nachricht wird zwar von Einigen widersprochen, aber es ist eine Thatsache, daß Waller aus Höflichkeit gegen den König den 5. Act so umarbeitete, daß Evadne nach Asien fortreiset und Aspatia mit Amintor verheirathet wird. Macready versuchte es vor 15 Jahren, in Verbindung mit Sheridan Knowles das Stück wieder neu zu beleben, da die Erzählung viele ächt tragische Elemente enthält; aber es wollte nicht recht gelingen, weil das Undecente so sehr mit ihm verwachsen ist, daß es sich ohne dasselbe eigentlich gar nicht umgestalten läßt.

Die Tragödie Valentinian ist dem Texte nach wohl diejenige, welche am meisten verunstaltet ward; sie würde übrigens sicherlich Fletcher's *) beste Tragödie sein, wenn sie in ihrem letzten Theile

*) Weber und Dyce sind beide der Ansicht, daß sie von Fletcher allein herrühre.

nicht einen ganz unbegreiflichen Mangel an Urtheil und gutem Geschmack von Seiten ihres Verfassers in höchst bedauerlicher Weise verriethe. Vielleicht war es Fletcher's Absicht, den Gedanken zu erläutern, daß man mit voller Loyalität auch dem schlechtesten Tyrannen unbedingt gehorchen müsse, und man darf sich eben nicht wundern, daß er durch solche Lehre den Beifall des damaligen Hofes gewann. Aber er störte durch diese Moral die ganze Wirkung seines Stückes, welches bei dem Tode Valentinian's hätte abgebrochen werden müssen. Indessen hinterließ die Tragödie dennoch einen gewaltigen Eindruck theils wegen der Kühnheit des Styles, theils wegen der Mannigfaltigkeit der Charaktere. Die Reinheit der beleidigten Lucina, die ungezügelte Leidenschaft Valentinian's, die niedrige Feilheit der Hofschranzen in ihrem Contraste zu der unerschütterlichen Treue und Ergebenheit des Aetius Maximus und dessen ehrenhafter Zorn gegen alles Unredliche — alles dieses ist mit poetischer Kraft dargelegt; die Lucina ist, um nur ein Beispiel anzuführen, so wahr und zart in der herrlichen Zeichnung, daß es vielleicht überhaupt wenige so großartige Scenen giebt, als diejenige ist, in welcher sie den Gatten mit ihrer Entehrung bekannt macht und auf ewig von ihm Abschied nimmt. Aber nach diesem erschütternden Auftritte verliert Maximus ganz und gar unsere Sympathie, und wir müssen ihn hassen und verachten, weil wir erfahren, daß all seine Tugend nur eitler Schein war, und daß wir uns durch unsere Leichtgläubigkeit täuschen ließen; er billigt ohne weiteres den beabsichtigten Selbstmord seiner Frau und erscheint überhaupt als ein verbrecherischer, ehrgeiziger Schurke. Die eingemischten Gesänge verdienen noch unsere Beachtung, insofern sie wahrscheinlich die Stelle des antiken Chors vertreten sollten.

Rücksichtlich Fletcher's Styles müssen wir hier auf eine Sache aufmerksam machen, welche beachtenswerth ist. Während nämlich die Ausdrucksweise B. Jonson's unseren Ohren ziemlich roh klingt, und sogar die Shakspearesche Prosa etwas antik und veraltet erscheint, finden wir, daß eigentlich in Fletcher fast die jetzige Vollkommenheit der englischen Sprache erreicht worden ist und im Ganzen nur sehr wenig wesentliche Veränderungen seitdem eingetreten sind. Nimmt man z. B. aus unserer Tragödie die Invocation of Sleep, die hier folgen möge, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Stelle nach Rhythmus und Diction in unseren Tagen nicht

besser hätte geschrieben werden können. Es lauten die bezeichneten Worte:

Care-charming Sleep, thou easer of all woes,
Brother to Death, sweetly thyself dispose
On this afflicted Prince! Fall like a cloud
In gentle showers; give nothing that is loud
Or painful to his slumbers; easy, light,
And as a purling stream thou son of night
Pass by his troubled senses; sing his pain,
Like hollow-murmuring wind or silver rain!
Into this Prince, gently, oh, gently slide,
And kiss him into slumbers like a bride!

Von den übrigen Tragödien, welche einigermaßen unsere Beachtung verdienen, können nur noch Bonduca, The loyal Subject und The two noble kinsmen genannt werden.

Die Tragödie Bonduca ist eine Mischung von Ideen nach Shakspeare, Marston, Jonson und Fletcher, und wahrscheinlich hatte Beaumont keinen Theil an ihrer Abfassung. Ungeachtet mannigfacher Fehler hat das Stück wegen seines patriotischen Charakters stets viel Beifall geärntet, und es verdiente denselben auch wegen der sehr gelungenen Schilderung des britischen Feldherrn Caractach und dessen treuen Knappen, seines Neffen Hengo. Die Eröffnung ist dramatisch und voll Interesse, späterhin aber schreitet die Handlung etwas zu langsam weiter fort, und während sich die tragischen Momente durch Reichthum an Gedanken und Schönheit der Farben auszeichnen, erheben sich die komischen Scenen oft nicht über den Scherz der niedrigsten Art. Caractach ist vielleicht die beste Schilderung eines kühnen, tapfern, hochherzigen Helden, und er nimmt unsere Theilnahme unausgesetzt auf's Lebhafteste in Anspruch; wir folgen ihm mit ganzem Herzen, in die Schlacht und in die Gefangenschaft, und selbst im Unglücke finden wir ihn nicht gedemüthigt, sondern voll des edelsten Stolzes und Ruhmes. In der Zeichnung des Knaben Hengo treffen wir zwar einzelne Züge, welche dem jugendlichen Alter wohl nicht ganz entsprechen, aber es weht doch in allem, was er sagt, eine herrliche Frische und besonders in jener dunklen Scene, in welcher er sein Leben aushaucht, ist ein solches Pathos, daß wir tiefergriffen bei dem Anblicke des Leichnams mit dem schmerzerfüllten Oheim ausrufen möchten:

Farewell the hopes of Britain!
Farewell thou royal graft for ever! Time and Death,

Ye have done your worst. Fortune, now see, now proudly
Pluck off thy veil, and view thy triumph.
O fair flower,
How lovely yet thy ruins shew — how sweetly
Ev'n death embraces thee! The peace of heaven,
The fellowship of all great souls, go with thee!

The loyal Subject, welches allein von Fletcher ist, soll nach Heywood's Stück The royal king and loyal subject gearbeitet worden sein; aber der Verfasser würde doch sicherlich in diesem Falle den Titel umgeändert haben, und es ist überhaupt aus manchen andern Gründen wahrscheinlich, daß beide Dichter nach einer gemeinschaftlichen Quelle arbeiteten, einer Ballade oder Erzählung. Der Plan des Stückes ist recht hübsch angelegt und entwickelt, die Charaktere sind gut durchgeführt, und besonders Archas erregt unsere Bewunderung. Er ist ein tapferer Soldat, voll Loyalität und treuer Ergebenheit, welche selbst die Undankbarkeit eines irregeleiteten Fürsten gelassen erträgt. Sein Gehorsam gegen den angestammten König geht soweit, daß er sich seine Ehrenämter und sein Vermögen ruhig entziehen läßt und sogar dem Befehle Folge leistet, seine beiden in der Einsamkeit erzogenen Töchter an den Hof zu schicken. Er hegt nicht den geringsten Zweifel, daß sie die Feuerprobe ehrenvoll bestehen werden, und irret sich auch in seinen Kindern keineswegs. Von den beiden Töchtern erscheint die eine mit hohem Geiste ausgerüstet, unerschrocken, aber ohne alles Falsch; die andere ist still, in sich versenkt, voll lieblicher Bescheidenheit, ein Thautropfen, der auf einem Veilchen ruhet. Auch manche andere Personen des Stückes, z. B. Theodore, der heftige, leidenschaftliche Sohn des Archas, erregen unsere Theilnahme in hohem Grade.

Ueber das Stück The two noble kinsmen behauptet die Bühnentradition, daß Shakspeare bei der Abfassung mitgewirkt habe. Es wurde 1634 erst gedruckt und der Buchhändler hatte die Worte mit auf den Titel setzen lassen: „written by the memorable worthies of their times, Mr. John Fletcher and Mr. William Shakspeare, gentlemen“. Nach der Ansicht von Dyce nahm Shakspeare das von Henslowe 1594 erwähnte Stück „Palamon and Arcite“ wieder mit einigen Veränderungen auf, und später änderte es Fletcher nochmals nach seinem Sinne. Die ganze Erklärung zeigt sich indessen als äußerst schwach, wenn man sieht, daß Henslowe in seinem Tagebuche nichts weiter als folgende Notiz hat: „17 of September, 1594, ne

Rd at palamon and arsett lj". Hiermit sind offenbar die Two noble kinsmen gemeint, doch damit läßt sich die Hypothese von Dyce nicht begründen. Nach einer sehr ausführlichen Untersuchung, welche kürzlich das Westminster Foreign Quarterly Review vol. 47. p. 63 angestellt hat, ist es ziemlich unzweifelhaft, daß Shakspeare auf dieses Stück ein besseres Anrecht besitzt als auf Pericles. Das Stück mußte vielleicht an einem bestimmten Tage fertig werden, und er hatte, wie es scheint, einen jungen Dichter mit herangezogen, um demselben zugleich für seine Laufbahn förderlich zu sein. Das Versmaß sowohl, als auch die ganze Ausdrucksweise unterstützen diese Ansicht. Daß das Stück übrigens nicht von einer Hand herrührt, ist nie bezweifelt worden, denn es hat zu viele auffallende Verschiedenheiten, welche Niemandem entgehen können. Schlegel glaubt Shakspeare's Geist in einer gewissen idealischen Reinheit zu erkennen, welche dieses Stück vor Fletcher's übrigen voraus hat, in der gewissenhaften Treue, womit die aus Chaucer entlehnte Geschichte behandelt ist, und in einer an Dunkelheit gränzenden Kürze und Gedankenfülle. Einzelne Abschnitte des Stückes dagegen sehen eher wie Nachahmungen aus als wie Beiträge Shakspeare's, und die letzten Scenen z. B. können unmöglich von ihm geschrieben sein.

Das Drama, welches die bekannte halb klassische Fabel behandelt*), ist eins der schönsten, die von Fletcher mit herrühren. Die Gedanken sind edel, gefärbt durch eine romantische Idealität und sehr lebendige Metaphern, die Sprache ist überhaupt anmuthig und hochpoetisch und besonders über Ehre, Freundschaft und Liebe spricht sich der Dichter mit großem Feuer und zarter Innigkeit aus. Die ersten Acte verrathen den meisten Fleiß und großes Geschick, späterhin dehnt sich das Stück zu sehr auf epische Art in die Länge und die Entwicklung schreitet zu langsam voran. Neben manchen Scenen, welche dramatisch-wirkungslos und fehlerhaft genannt werden müssen, finden sich andere, die wahrhaft hinreißend schön sind, und wir bezeichnen als solche die unterbrochene Hinrichtung des Palamon und die vorhergehende, in welcher Emilia allein im Walde gelassen ist, den Lärm der Schlacht von fernher vernimmt und in verschiedenen Unterbrechungen über den Verlauf und Ausgang des Kampfes Kunde erhält.

*) Auch von Boccacio, Chaucer und Dryden bearbeitet.

Die Lustspiele unserer beiden Dichter schildern meistens gewöhnliche Verhältnisse des bürgerlichen Lebens; der Stoff dazu war häufig aus Novellen entlehnt, und es hatte dieses die Folge, daß die Scene selten nur in England ist und die ganze Verwickelung häufig einen zu sehr romanhaften Charakter an sich trägt. Wir finden hier nicht die herbe, zurückstoßende Satire B. Jonson's, sondern oft recht guten, harmlosen Witz und ächt komische Momente neben freilich vielen abschreckend unanständigen Stellen, und erhalten überdies aber auch den Beweis einer genauen und freien Beobachtung der menschlichen Natur. Von der großen Zahl von Stücken dieser Art brauchen nur einige erwähnt zu werden, da sie alle, wie schon früher bemerkt ward, einen und denselben Charakter haben.

In dem Stücke The knight of the burning pestle (der Ritter von der brennenden Mörserkeule), einem satirischen Ritterstücke, haben wir eine sehr lustige Parodie der Ritterromane und eine hübsche Satire auf die Londoner Spießbürger. Dieses komische Heldenstück war gegen die Abgeschmacktheiten der früheren Dramen und den albernen Geschmack des großen Publicums gerichtet; die Handlung ist künstlich und gut durchgeführt und das Burleske und Spaßhafte überschreitet die Gränzen der Wahrscheinlichkeit durchaus nicht. Der Mißbrauch der Poesie und die Unfähigkeit poetische Leistungen zu beurtheilen, werden hier in meisterhafter Weise ironisirt. Wir erblicken einen Spießbürger mit seiner Ehehälfte; beide sind mit dem eben angekündigten Stücke nicht zufrieden und verlangen ein anderes, in welchem die Bürgerschaft ausschließlich gefeiert werden, und ihr Lehrjunge Ralph die Hauptrolle spielen solle. Ihr Wunsch wird erfüllt, aber sie sind dadurch noch nicht zufrieden gestellt, sondern nehmen für die handelnden Personen Partei, machen ganz laut ihre Bemerkungen und wollen die Entwickelung des Stückes nach ihrem Sinne geändert sehen. Selten sind wohl die einfältigen Zumuthungen mit mehr Geist, Humor aber auch Schärfe carrikirt worden, unter denen die dramatischen Dichter zu leiden hatten, und gerade da das Stück so sehr zeitgemäß war, darf es um so weniger in Erstaunen setzen, daß es manchen verwundete und wegen der einschneidenden Schärfe des Angriffs verurtheilt ward und sich keines allgemeinen Beifalls erfreuen konnte; man ärgerte sich und verstand doch auch die Ironie nicht recht, und darum konnte das Stück kein Glück machen. 1611 kam es zuerst auf die Bühne, und man weiß nicht genau, ob es von

beiden Dichtern gemeinschaftlich herrührte; Darley behauptet, Beaumont habe den größten Theil des Stückes, vielleicht das Ganze, allein geschrieben.

The scornful Lady, ein anderes Lustspiel, ist deshalb von ganz besonderem Werthe, weil darin das häusliche Leben in England recht anschaulich geschildert wird; es hat viele recht effectvolle Scenen, manche ächt komische Situation und die Hauptpersonen sind mit viel Kraft gezeichnet; nur die plötzliche Umwandlung des schmutzigen Wucherers Morecraft in einen leichtsinnigen Verschwender ist durchaus nicht motivirt und dadurch unnatürlich. Nirgends hat Fletcher den Contrast ächter Sittlichkeit, zarter Tugend und der ungezügelten Leidenschaft im weiblichen Herzen so gewaltig geschildert, als in Zenocia und Hippolyta, zwei Hauptpersonen des Stückes Custom of the Country, aber dasselbe ist zugleich leider durch unanständige und zweideutige Dinge so entstellt, daß man für die edleren Charaktere kein rechtes Interesse gewinnen kann. Die Handlung ist sehr reich an Abwechslung und guter Situation, aber die Ausführung hat nach dem Urtheile aller Kritiker weniger Geist und Humor als The Spanish Curate und steht in poetischem Werthe dem Elder Brother weit nach, von denen wir noch reden werden.

The Spanish Curate ist vielleicht das charakteristischste Stück, indem es alle guten und schlechten Eigenschaften unsrer Dichter enthält, und zwar in voller Harmonie. Im J. 1622 war eine Uebersetzung der spanischen Novellen des Gonçalo de Cespides in London unter dem Titel erschienen: Gerardo the unfortunate Spaniard, or, a Pattern for lascivious Lovers, welche Leonardo Digges herausgegeben hatte. Fletcher nahm zwei Erzählungen davon und verarbeitete sie zu seinem Stücke, in welchem freilich die Haupthandlung mit der Nebenhandlung nur sehr lose zusammenhängt. Der Humor des Lustspiels ist unvergleichlich, aber die ausgesprochenen Grundsätze sind großentheils so unsittlich, und die ganze Sprache stellenweise so undecent, daß man keine Befriedigung findet; die am Schluß angehängte platte Moral ist gar nicht dazu geeignet, das beleidigte Gefühl zu versöhnen.

Rule a wife and have a wife ward zwar ebenfalls ganz nach spanischem Muster gedichtet, aber die kräftige Charakterzeichnung, der Humor und der sprudelnde Witz gehören in diesem Stücke doch so sehr Fletcher an, daß das Werk mit vollem Rechte als sein geistiges

Eigenthum betrachtet werden kann. Wir haben hier ein ziemlich grelles Bild von Schurkereien aller Art, und selbst Leon, der einzig gute Mensch des Stückes, welcher unsere Theilnahme in Anspruch nimmt, erreicht das Ziel seiner Wünsche nur durch List, und man kann sich eigentlich so recht von Herzen nur über die Niederlage freuen, welche zuletzt Estifania und Margarita zu erleiden haben, wodurch der edle Geist des braven Mannes wieder geläutert erscheint. Durch dieses Stück, welches erst nach Beaumont's Tode erschien, bewies Fletcher zur Genüge, daß er auch ohne die Unterstützung seines Freundes etwas Tüchtiges zu leisten im Stande war und daß es ihm an Geist und Talent durchaus nicht fehlte.

The mad lover, welches von Fletcher ebenfalls allein herrührt, erhielt viel Beifall; es ist übrigens seiner Anlage und Ausführung nach ein Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen. Memnon, ein alter tapferer Feldherr, welcher außer dem Kriegshandwerk nichts gesehen und gelernt hat, kommt an den Hof des Königs von Paphos, verliebt sich sogleich in die Schwester seines Fürsten und bittet sie ganz öffentlich um einen Kuß. Sie verlacht ihn natürlich, er wird rasend, will sich ermorden und der Geliebten sein Herz schicken, wird aber am Schlusse des Stückes wieder vernünftig und erklärt, daß er in Zukunft nur den Krieg als seine Geliebte anerkennen wolle. Das Verlieben kommt in diesem Stücke mit solcher Schnelligkeit, daß man sich über die Geschmacklosigkeit nur wundern kann.

Die Tragikomödien, eine Art dramatischer Novellen, gehören zu den besten Leistungen unserer beiden Dichter; sie sind sehr auf Effect berechnet und haben viel Unwahrscheinliches und romanhafte Abenteuer. Die Scene ist hier fast immer in fremde Gegenden und ferne Zeiten verlegt, aber die auftretenden Personen sind sämmtlich ächte Britten. Der ganzen Composition gebricht es oft an der rechten tragischen Haltung; wir finden in ihnen viele komische und wahrhaft erheiternde Auftritte, daneben aber tiefergreifende Scenen, welche eine unwiderstehliche Gewalt der Erschütterung und Rührung in sich bergen.

The double Marriage ist dem Plane und der Ausführung nach sehr anziehend und hat die Tendenz, das Heldenmüthige und Heilige im weiblichen Charakter vereinigt vorzuführen. Wir erfahren, daß Virolet's Verschwörung gegen Ferrand, den König von Neapel,

entdeckt ward. V. flieht und sein unglückliches Weib hat von dem Tyrannen die größte Grausamkeit zu erdulden. V. fällt in die Hände des Seeräubers Duke of Sesse und rettet sich dadurch von einem gewissen Tode, daß er mit Martia, der Tochter des Piraten, die sich in ihn verliebt hat, heimlich entflieht. Sie nehmen den Sohn des Königs Ferrand mit sich, der dort in der Gefangenschaft lebte, und durch dessen Auslieferung Virolet von Seiten des Königs Vergebung zu erhalten hofft. Als er indessen seine Gattin wiedersieht, fühlt er sogleich, daß er sein Leben zu theuer erkauft habe. Die leidenschaftliche Martia sieht seine Unruhe, die Eifersucht erwacht, sie beschließt, sich zu rächen. Aber Juliana hat bereits mit dem Auge der Liebe Alles bemerkt, sie vergißt ihren eigenen Schmerz um den geliebten Gatten, warnt ihn, nimmt von ihm Abschied und entflieht. Die Abschiedsscene ist herrlich und tief ergreifend. Die Heldin selbst ist zwar eigentlich mehr ein phantastisches Ideal, als eine menschliche Gestalt, wie man sie oft im Leben antrifft, aber sie ist auch durchaus nicht ganz unnatürlich, da es ja manch edles Weib gegeben hat, welches des Gatten Ehre und Leben höher schätzte, als das eigne und mit der innigsten Zärtlichkeit zugleich eine heroische Unerschrockenheit verband.

Das Stück King and no king, welches von Beiden herrührte und 1611 aufgeführt ward, enthält nur wenig Stellen von hohem poetischen Werthe und steht dem Philaster sehr nach; aber es ist äußerst spannend und überhaupt nicht ohne dramatische Wirkung. Der seltsame Charakter der Hauptperson, des Arbaces, ist ein wunderbares Gemisch von Uebermuth, Egoismus und Tapferkeit, Biederkeit, Großmuth und Wollust, und die plötzliche Umwandlung, welche die Liebe in ihm veranlaßte, machte sicherlich einen gewaltigen Eindruck. Seine ruhmredige Eitelkeit, der lächerliche Stolz des Emporkömmlings sind gut geschildert und voll ächt komischer Momente; sein weibisches, albernes Wesen ersticken übrigens im Verlaufe des Stückes jede Spur von Mitleid, welches man mit seinen Irrthümern empfinden könnte. Der Kampf mit seiner Leidenschaft hat sehr gute Farben, und ist ein Spiegel für diejenigen, welche gute Grundsätze, aber heftige Leidenschaften haben; nur Panthea, der Gegenstand seiner Liebe, ist eine unbedeutende Figur, und auch Bessus, jene ruhmredige Memme, den die Kritiker gewöhnlich sehr gelobt haben, ist zwar komisch, aber mehr eigentlich eine Carricatur und ganz in der Weise B. Jonson's

gehalten. Die Urtheile sind über dieses Stück stets sehr verschieden gewesen; jedenfalls ist es aber weder recht tragisch, noch auch ächt komisch, die Hauptpersonen erregen kein lebhaftes Interesse, und die Verbindung des Tigranen von Armenien mit einem Könige von Iberien veranlaßt eine Anzahl sehr romanhafter Situationen, welche der Geschichte völlig widersprechen. Garrick machte den Versuch, das Stück neu zu beleben, gab ihn aber bald wieder auf und überließ Harris die Ausführung, welche indessen völlig mißlang.

Beggar's Bush hat sehr viele rühmliche Seiten; es ist ein mit leichtem Witze und hübschen Situationen gut durchgeführtes Intriguenstück; der Plan ist zu loben und weit mehr künstlerisch als viele andere, die Charaktere sind gut gehalten, die ernsten Partien sind anziehend und die komischen voll ächten Humors, und das Stück ließe sich noch jetzt ohne viele Veränderungen leicht aufführen. In rein poetischer Hinsicht steht es indessen etwas hinter vielen zurück und es ist besonders auffallend, daß hier die weiblichen Charaktere so höchst unbedeutend sind.

Das Stück The Chances ward noch zu Anfange dieses Jahrhunderts mit wenigen Veränderungen oft aufgeführt, und man machte später eine Oper daraus. Fletcher hatte es nach Cervantes Erzählung La Sennora Cornelia gearbeitet, und obgleich es in seinem Baue durch manche Fehler entstellt ward, belustigte es doch durch die Munterkeit und Leichtigkeit des Dialogs, wie auch durch die Fülle von Abwechslung in der Handlung ganz außerordentlich und erwarb große Beliebtheit. Die Hauptpersonen sind gut gezeichnet, und hätte nicht Fletcher einen ganz seltsamen phantastischen eignen Schluß hinzugefügt, indem er von der Novelle des spanischen Dichters abwich, so würde es von Seiten der Kritik noch mehr Lob verdienen.

The Elder Brother, ein anderes Stück, welches allein von Fletcher herrührte und erst nach seinem Tode aufgeführt wurde, beweist, daß sein Geist bis zu Ende herrliche Früchte hervorbrachte; nirgends findet man bei ihm einen so leichten, gleichmäßigen und feinen, ächt poetischen Styl, nirgends hat er die ungeheure Macht, welche die Liebe plötzlich über einen Menschen ausübt, mit solcher Wahrheit und Kraft geschildert, als in dem gelehrten Charles, und auch die anderen Personen des Stückes sind voll dramatischer Wirkung. Die Nebenhandlung läßt zwar manches zu wünschen übrig, aber das Stück erfreute sich doch so großen Beifalls, und man hielt

es zugleich für so einfach, daß Cibber später das Lustspiel The Custom of the Country damit verband zu der Komödie Love makes a man, welche in mancher Beziehung recht gut war, aber doch zwei Elemente in sich vereinigte, die nicht gut mit einander harmonirten.

Als Beispiel der Poesie, welche in diesem Stücke athmet, mögen hier folgende Verse stehen:

Beauty clear and fair,
  Where the air
Rather like a perfume dwells;
  Where the violet and the rose
  Their blue veins in blush disclose,
And come to honour nothing else

Where to live near
  And planted there,
Is to live, and still live new;
  Where to gain a favour is
  More than light, perpetual bliss,
Make me live by serving you

Dear, back again recall,
  To this light:
A stranger to himself and all.
  Both the wonder and the story,
  Shall be yours and eke the glory:
I am your perpetual thrall.

Außer den genannten Dichtungen haben wir sowohl von Beaumont als auch von Fletcher noch ein sogenanntes Maskenspiel, worüber wir hier schließlich noch ein Paar Worte hinzufügen wollen.

The Masque of the Inner Temple and Gray's Inn wurde von Beaumont allein verfaßt und sollte die Heirath der unglücklichen Prinzessin mit dem Pfalzgrafen feiern. Sie ist zwar nur sehr kurz, aber in ihrer Auffassung recht malerisch und voll lebendiger Bilder und der Ausdruck ist ungemein glücklich und ansprechend.

Fletcher machte auch einen Versuch im Pastoralgedicht mit The faithful shepherdess, welches der Menge nicht gefiel, aber von Beaumont, Jonson*) und vielen Kritikern außerordentlich gerühmt

*) B. Jonson charakterisirt in seiner Kritik zuerst das Publicum in der bittersten Weise und behauptet dann, das Stück sei nur deshalb schlecht aufgenommen,

wird. Es ist eine seiner idealsten Schöpfungen und das Publicum konnte in den Geist derselben nicht eindringen, welche, wie Chapman sagte:

„Renews the golden world and holds through all
The holy laws of homely pastoral,
Where flowers and founts and nymphs and semi-gods,
And all the Graces, find their old abodes."

Bei allen Vorzügen nun aber, welche das Gedicht hat, kann man doch in dieses unmäßige Lob nicht einstimmen, welches von vielen Andern noch überboten ist; und ungeachtet aller seiner poetischen Reize scheint es uns im Ganzen verfehlt, undramatisch, kalt, ohne Leidenschaft, unnatürlich und mit mythologischen und landschaftlichen Schilderungen völlig überladen. In poetischer Beschreibung würden wir es über B. Jonson's Sad Shepherd stellen, es steht demselben dagegen in dramatischer Kraft weit nach; im Einzelnen ist es voll von Süßigkeit und lieblicher Lyrik.

Thenot, welcher in Clorin verliebt ist, erscheint als ein höchst lächerlicher Charakter; er liebt sie nur wegen ihrer innigen Treue und Anhänglichkeit zu ihrem verstorbenen Gatten und will sie nur heirathen, um ihrem Schmerze um den Dahingeschiedenen ein Ende zu machen. Ebenso ungeschickt ist der Gegensatz zwischen der frommen Clorin und der lasterhaften Cloe, welche nach der Corisca des Pastor fido aufgefaßt zu sein scheint. Wir finden eine schnelle Folge idealer Scenerie, einen Aufflug der Phantasie des Dichters von der Erde zum Himmel und einen großen Reichthum an malerischen und neuen Metaphern; aber der Plan des Ganzen war nun einmal nicht anziehend, und die Durchführung im Ganzen nicht eben sehr geschickt. Die Unvollkommenheiten, welche das Stück als Drama besitzt, werden indessen reichlich durch die Schönheiten aufgewogen, die man ihm als Gedicht zuerkennen muß. Die lyrischen Theile zeigen die zartesten und glänzendsten Farben der Phantasie und Alles ist so

---

weil es nicht jene laxe Moral und zweideutige Ausdrucksweise habe, die der rohe Haufen nun einmal wolle. Dann fährt er fort:

I that am glad thy innocence was thy guilt,
And wish that all the muses' blood were spilt
In such a martyrdom, to vex their eyes,
Do crown thy murdered poem, which shall rise
A glorified work to time, when fire
Or moths shall eat what all these fools admire.

vorzüglich modulirt, daß die bloße Musik des Verses den Leser freudig bewegt. Auch die nicht lyrischen Stellen haben manche Schönheiten, und man muß es deshalb doppelt bedauern, daß auch dieses Gedicht von jener Mischung des Zarten und Reinen mit dem Undecenten und Abgeschmackten nicht ganz frei ist.

Es war das erste regelmäßige Schäferspiel in der englischen Literatur, und man behauptet, Fletcher habe Tasso und Guarini vor Augen gehabt und nach Pastor fido und Arminta gearbeitet. Nach Fletcher's Tode kam das Stück, welches sich eigentlich mehr zum Lesen eignet, noch einmal bei einem Feste zur Aufführung, das die Königin im J. 1633 dem Könige in Denmark House gab, und später fand es auf der Bühne in Blackfriars wiederholt recht viel Beifall. Milton ahmte das Stück in der Anlage und auch in der Sprache ziemlich genau nach durch seinen Comus, zeigte indessen selbst in den lyrischen Stellen eine größere Kühnheit der Phantasie und ein reineres, mehr göttliches Feuer der Begeisterung.

Muß man nun auch nach allem diesen zwar zugeben, daß die Beobachtung des menschlichen Herzens wie der Natur überhaupt, die Fruchtbarkeit in den Ideen, die Richtigkeit in Zeichnung der Contouren, die Frische, Würde, Reinheit und Einfachheit des Ausdrucks, daß dieses Alles bei Shakspeare ganz anders war als bei Beaumont und Fletcher: so werden unsere beiden Dichter dennoch immer schon wegen des herrlichen Colorits ihrer Bilder und der poetischen Composition als ein im vollen Lichte strahlendes Britaniae sidus alterum et decus gemellum in der Literaturgeschichte gefeiert werden, und die Kritik wird es ihnen gern zugestehen jenes os magna sonaturum, jene vivida vis animi in weit höherem Grade als Ben Jonson besessen zu haben. Sie waren in der That mit dem bedeutendsten Talente ausgerüstet, und selbst wenn sie das Verkehrteste unternahmen, führten sie es mit großem Geschicke aus, so daß eigentlich nichts bei ihnen erzwungen oder weit hergeholt erscheint; ihre große Fruchtbarkeit und Elasticität des Geistes läßt es doppelt bedauern, daß sie vorwaltend den Eindruck des Wunderbaren zu machen suchten und nicht mit künstlerischer Weisheit Maß zu halten wußten, und daß ihnen die Poesie, wie Schlegel sehr treffend bemerkt hat, weniger eine innere Andacht des Gefühls und der Einbildungskraft war, sondern — leider sehr häufig — ein Mittel zu glänzendem Erfolge. **Hg.**

Zur Shakspeare-Kritik,

nebst einem etymologischen Excurse.

Wie den Lesern dieses Archivs bekannt ist, lieferte ich im 4. Bd. desselben eine Erklärung dreier Stellen aus dem Trauerspiele Macbeth. Darauf macht Herr Voigtmann in Jena im 8. Bd. sich über meine Erklärung her und sucht sie zu widerlegen. Das wäre an sich ganz in der Ordnung, wenn er eine wohlbegründete Ansicht eines Besseren meiner Ansicht gegenüberstellte und diese als irrthümlich mit Gründen bekämpfte; denn dadurch könnte möglicher Weise die Sache selbst gefördert werden und ich würde dann gern bereit sein, gegen eine bessere Erklärung der betreffenden Stellen die meinige zurückzunehmen. Es ist nun aber unter Männern, denen lediglich die Förderung der Wissenschaft am Herzen liegt, Sitte, sich bei solchen Widerlegungen einer Sprache zu bedienen, die des Gegenstandes und ihrer eigenen Stellung würdig ist. Dies, will mir scheinen, hat Herr Voigtmann bei dieser Gelegenheit außer Acht gelassen, so daß man, um nicht seine Animosität noch mehr zu reizen, es kaum unternehmen kann, sich mit ihm in eine literarische Fehde einzulassen. Dieser Umstand, dann freilich auch meine Beschäftigung auf anderen Gebieten, sind die Gründe, welche mich zu einer Antwort auf Herrn Voigtmanns Angriff bisher nicht hatten kommen lassen. Herrn Director Breier in Oldenburg ist von demselben Kritiker ein Aehnliches widerfahren; er hat im 10. Bd. des Archivs darauf geantwortet. Da mir diesen Augenblick etwas mehr Zeit zu Gebote steht, ich auch wegen der Länge der Zeit, seit Hr. V. seine Widerlegung dem Drucke übergab, annehmen darf, daß er sich etwas beruhigt haben dürfte: so werde ich versuchen, Herrn Voigtmanns Einwürfen sine ira et studio zu begegnen.

Zuerst von der Stelle I. 3. Hier muß ich voraus bemerken, was ich freilich gleich hätte sagen sollen, aber leider übersah, daß ich die Lesart points für ports in Bell's edition gefunden habe; sie ist von 1784 und bezeichnet sich als „printed from the text of Sam. Johnson und Geo. Steevens.“ Ob sie nun auch in der fraglichen Stelle mit der Ausgabe der genannten Editoren übereinstimmt, kann ich freilich, bei dem Mangel an den erforderlichen Hilfsmitteln, nicht bestimmen. Meine übrigen Ausgaben haben zwar alle ports; dessenungeachtet glaubte ich, wegen der leichteren Lösung der Schwierigkeit, die Bell'sche Lesart adoptiren zu müssen.

Hrn. Voigtmann's Uebersetzung weicht nun von der meinigen zunächst darin ab, daß er das Prädicat have nicht bloß auf das Object other, sondern auch auf points (ports) und quarters bezieht, während ich points und quarters Objecte zu dem Prädicate blow sein lasse; ihm ist they blow ein Relativsatz mit elidirtem Relativpronomen; mir ist they blow Hauptsatz, in welchem das Ortsobject, als Acc. directionis dem Subjecte vorgesetzt ist. Ein erster, wenn auch nur äußerer Grund für meine Erklärung ist das in allen mir vorliegenden Ausgaben hinter other stehende Semikolon; bei Voigtmanns Erklärung der Stelle müßte ein bloßes Komma stehen. Es kann dies unerheblich sein, vom bloßen Corrector herrühren; aber die Uebereinstimmung aller Ausgaben läßt annehmen, daß doch die Editoren die beiden Sätze stärker, als es durch ein Komma geschehen wäre, getrennt wissen wollten. Ein Semikolon zwischen zwei Sätzen, die in der Beiordnung stehen und in denen eine Zusammenziehung der Prädicate stattfindet, halte ich als den englischen Interpunctionsgesetzen widersprechend. Hr. V. scheint diesen Umstand übersehen zu haben.

Prüfen wir nun seine Uebersetzung selbst. Die Situation ist folgende. Die erste Hexe drückt ihren Entschluß aus, den nach Aleppo fahrenden Mann einer Frau, von der sie beleidigt worden, zu verderben. „Er ist zwar nach Aleppo gefahren, aber ich will in einem Siebe dahin segeln.“ Die zweite Hexe verspricht ihr einen Wind. „Thou art kind,“ sagt die erste, worauf die dritte Hexe ihr auch noch einen Wind anbietet. Offenbar ist das thou art kind nicht für einen ablehnenden Dank anzunehmen; der Dichter würde sonst nicht die dritte Hexe ein in solchem Falle ganz überflüssiges Anerbieten machen lassen; vielmehr nimmt sie an und legt ihre Er-

kenntlichkeit für ein ihr ganz willkommenes Geschenk an den Tag; auch den ihr von der dritten angebotenen Wind nimmt sie gern an: „alle anderen (Winde) habe ich selbst,“ sagt sie darauf; das will doch so viel sagen als: die, welche ihr mir angeboten habt jedoch, kann ich wohl gebrauchen. So klar dies auch ist, übersetzt doch Hr. V.: „ich brauche nichts von Dir; ich habe selbst schon Alles, was Seeleute brauchen;“ — „was bleibt also Schweres oder Dunkles an der Stelle?“ sagt er weiter, „ich sehe nichts.“ Fast möchte man wünschen, Hr. V. hätte etwas mehr Dunkelheit in der Stelle gefunden, er würde dann wenigstens nicht so leicht fertig geworden sein.

Nun aber weiter. Hr. V. übersetzt die folgende Zeile: „ich habe (habe inne, habe Macht über) selbst die Häfen (die) sie (die Winde) bestreichen.“ Was soll das bei der dem Leser bereits bekannten Situation heißen? Daß die Hexe, um ihren Zweck zu erreichen, nämlich den Verfolgten zu verderben, nach den Häfen, die er auf seiner Reise nach Aleppo berührt, hin will, haben wir eingesehen. Sollte also auch wirklich das have der ersten Zeile regierendes Prädicat zu dem Objecte ports (points) sein, so könnte es doch unmöglich heißen: ich habe die Häfen inne, oder habe Macht über sie (eben weil sie ja erst hin will). Der Dichter hat zwar die Macht dieser Hexen weit genug ausgedehnt; aber, ganz nach der Anschauungsweise seiner Zeit, lesen wir doch nur eine beschränkte übernatürliche Macht aus den betreffenden Stellen dieses Stücks heraus. So insbesondere hier. Dessenungeachtet will Hr. V. ihnen Macht geben über entfernte Orte; er läßt sie also sagen: ich habe Macht über die Orte, über welche ich erst Macht habe, wenn ich da bin. Das kann der Dichter nicht haben sagen wollen. Dann ist aber Herrn Voigtmanns Uebersetzung auch schon in der grammatischen Beziehung falsch, ports und quarters können nicht Objecte zu have sein, wie wir schon aus der Interpunction geschlossen.

Wenn dem aber so ist, d. h. wenn man den Dichter nicht hohle, nichtssagende Phrasen sagen lassen will: so bleibt gar kein anderer Ausweg übrig, als meine im 4. Bd. d. A. gegebene Uebersetzung als die richtige zu nehmen. The winds blow the ports (points) steht, wie schon Steevens bemerkt hat, für blow upon the ports etc., was ich aber, da im Texte upon fehlt, als Acc. directionis erklärt habe, der, wenn er auch in der neueren Sprache seltener vor-

kommt, doch wohl in früheren Zeiten öfter gebraucht wurde. Wenn man aber to blow the points (oder ports) als statthaft zugiebt, wird man auch an to blow the quarters keinen Anstoß finden; deshalb eben, weil hier quarters folgt, dürfte points eine bessere Lesart sein als ports; quarters wären dann die (16 oder 32) Windstriche, die auf dem Kompaß vermerkt stehen, points die Richtungen, welche noch zwischen die Windstriche des Kompasses fallen. Daß das they in they know die Winde bezeichne, möchte ich Hrn. V. gern zugestehen, wiewohl ich ihm dieses Zugeständniß keineswegs in Folge seiner mir sehr mystisch erscheinenden Auseinandersetzung auf p. 234. mache. Die Uebersetzung würde dann lauten: ich selbst habe alle anderen (Winde); und sie wehen grade auf die Striche (Punkte), auf alle Himmelsgegenden hin, die sie auf dem Kompaß kennen. — Will man also they mit Hrn. V. auf winds beziehen, so wird that they know i' the shipman's card zu einem bestimmenden Merkmals- oder Relativsatz; sie wehen nach allen Strichen (sc. des Kompasses) hin, die sie (recht wohl) auf dem Kompaß kennen. Dagegen läßt sich einwenden, daß im Englischen die bestimmenden Merkmalssätze durch ein Komma von ihrem Hauptsatze getrennt werden, während die ergänzenden Merkmalssätze ohne Komma stehen. Das Komma steht in keiner Ausgabe, überdies spricht der Sinn nicht an; der Merkmalssatz wird also ein ergänzender, das they, wie ich zuerst erklärt, unbestimmtes Subjekt sein müssen. Ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, Hrn. V. Zugeständnisse zu machen, aber bei dieser Stelle will es mir in der That nicht gelingen, irgend einen schicklichen Punkt dazu aufzufinden.

Gehen wir über zu I. 5. Es handelt sich hier um den Ausdruck: take my milk for gall, die Tieck übersetzte: „trinkt Galle statt der Milch." Hr. V. sagt: „trinkt mir Galle statt der Milch," oder: „trinkt mir die Milch zu Galle." Wenn ich nicht die Shakspeare'sche Stelle vor mir hätte, so würde ich nie errathen haben, was Hr. V. damit sagen wollte; kann der Säugling die Milch vergiften, die er in der Mutterbrust zurückgelassen hat? kann er sie dadurch vergiften, daß er den anderen Theil trinkt? Wer meine Erklärung im 4. Bd. liest, wird Alles ganz klar und natürlich finden, wenn ich übersetze: „nehmt meine Milch für Galle," und wenn ich dann noch, (weil man möglicher Weise dieses „für" mißverstehen und in der Bedeutung von „als" nehmen könnte) hinzusetze: „gegen

Galle," oder „nehmt meine Milch und gebt mir Galle dafür," was das Ganze ohne allen Zweifel läßt. Hr. V. findet das „entsetzlich prosaisch ausgedrückt." Ich habe nur zu bemerken, und zwar zur Belehrung des Hrn. V., daß ich nie Ansprüche auf poetisches Talent gemacht habe, durch meinen prosaischen Ausdruck auch bloß den Sinn des Dichters in unzweideutigen Worten wieder habe geben wollen. Das erste Erforderniß hiezu ist das Verständniß; wer mehr anstrebt, der mag den Inhalt — aber wohl verstanden, erst wenn er ihn verstanden hat — dann noch in ein Gewand kleiden, wie es seinem Geschmacke entspricht und wie seine Anlage es ihm gestattet; bei meinem Mangel an solchen poetischen Anlagen muß ich mich mit dem ersten begnügen, bin aber freilich darin etwas genau; Hr. V. scheint größeren Werth auf den Ausdruck, geringeren auf den Gedanken zu legen. Der Geschmack ist verschieden.

Ich gehe zur letzten Stelle I. 7. über. Hr. V. beschuldigt mich, die Stelle aus dem Zusammenhange gerissen und sie dadurch unverständlich gemacht zu haben, weil ich von den 12 Zeilen, die er zusammengefaßt hat, die ersten $1\frac{1}{2}$ und die letzten 5 weggelassen habe. Fast scheint es aber, als hätte er dieses Auskunftsmittels sich bedient, um eine Gelegenheit zu haben, seine eigene Emendation in der 10. Zeile (this in thus) schicklich anzubringen. Sollte sein Vorwurf ein gerechter sein, so müßte man die Stelle beim Lesen auch erst verstehen können, wenn man sämmtliche 12 Zeilen gelesen hat. Jeder Leser, der sich für diese Sachen interessirt, wird seinen Shakspeare zur Hand nehmen und sowohl vor wie nach der erklärten Stelle sein Auge schweifen lassen, um den Zusammenhang kennen zu lernen; enthalten diese übrigen Zeilen keine Schwierigkeit, so wäre es unverantwortlich, wenn man sie in einer Zeitschrift zugleich mit abdrucken lassen wollte.

Hr. V. will nun to trammel durchaus mit „hemmen" oder „hindern" übersetzen, und erklärt dann: „Wenn der Mord hindern könnte die Folge (der That) u. s. w." Die That, das ist der Mord; es heißt also: wenn der Mord seine eigenen Folgen hindern könnte, d. h. das hindern, was er eben hervorruft. Das kann Sh. wohl schwerlich haben sagen wollen, aus dem einfachen Grunde, weil es nonsense ist. Ich übersetze: wenn der Mord seine eigenen Folgen in der Gewalt hätte, seine Folgen beherrschen könnte, wenn er vermöchte zu bestimmen, was die Folge davon sein soll, was dar=

aus hervorgehen soll. Hr. B. nimmt Anstoß an dem Worte beherrschen und meint to trammel sei ein gar bescheidenes Wörtchen. Diese Classification der Wörter einer Sprache in bescheidene und unbescheidene ist mir neu, auch habe ich bisher nicht gewußt, daß die Bedeutungen der Wörter sich nach solchen Kategorien abgrenzen. Das Wort trammel stammt aus dem Französischen tramail, wo es erklärt wird: filet composé de trois mailles ou nappes, appliquées l'une sur l'autre, und durch Corruption aus trois mailles entstanden ist. Es ist also ein Fischernetz; die Bedeutung einer Vorrichtung, um Pferde zum Paßgang abzurichten, ist dann im Englischen hinzugekommen. Das Verbum existirt im Französischen nicht, das englische Verbum erklärt Johnson mit to catch, to intercept und führt als Beleg für den figürlichen Sinn gerade die hier in Rede stehende Stelle von Sh. an. In seinen Noten zum Sh. erklärt er die Stelle mit: if the murder could terminate in itself, and restrain the regular course of consequences. Was heißt das anderes als: wenn der Mord die Folgen in seiner Gewalt hätte? wenn der durch die Naturnothwendigkeit gebotene Lauf der Ereignisse, wonach jeder Ursache ihre Wirkung, dem Verbrechen die Strafe folgt, in diesem Falle unterbrochen würde? aber es heißt: if the assassination could trammel up the consequence, wenn der Mord (selbst) diese Unterbrechung bewirken könnte; d. h. nicht die Folge hindern oder hemmen, denn jede That hat ihre Folgen, sondern sie nach Gefallen bestimmen, den Lauf der Ereignisse vorzeichnen könnte.

Was Hr. B. über that but this blow ..... but here .... beibringt, trägt zur Aufklärung nicht viel bei. Ich habe mich in meiner ersten Erklärung in einem Punkte versehen und werde nun versuchen, dies wieder gut zu machen; Hr. B. hat mir das Versehen getreulich nachgemacht. Es betrifft das that in that but this blow etc. Ich übersetzte und construirte dieses that als einleitende Conjunction eines Finalsatzes; that but, damit nur: dies ist nicht richtig; that ist Vertreter der zwei Zeilen früher stehenden Conjunction if; wie im Französischen que Vertreter jeder Conjunction sein kann, so wird hier if durch that vertreten und der Satz mit that but wird dadurch zu einem Conditionalsatze. Im Englischen kann that jetzt wohl nur noch if vertreten, während andere Conjunctionen entweder wiederholt werden müssen oder Zusammenziehung zulassen. That but ist also hier = if but, wenn nur, wo also but ganz an-

ders zu deuten, als im Finalsatze, wo es sich auf blow beziehen würde. That in seiner gewohnten Bedeutung: daß, damit, hat mit but gar nichts zu schaffen; kommen diese beiden Wörter, in dieser gewöhnlichen Bedeutung des that zusammen, so bezieht sich but immer auf das Folgende, ist Adverbium und beschränkt das Nachfolgende, sei es ein Gegenstands- oder Thätigkeitsbegriff; anders ist es, wenn that die Conjunction if vertritt, that but ist dann selbst Conjunction, but ein Theil dieser Conjunction und nicht Adverbium; die Untersätze if the assassination ... und that but this blow ... sind einander beigeordnet, während, nach meiner früheren Erklärung, und nach der Voigtmann'schen, der letzte dem ersten untergeordnet sein müßte. Hiemit fällt denn die Wichtigkeit der Voigtmann'schen Beziehung der beiden but auf einander in Nichts zusammen. Was endlich die Aenderung Voigtmanns von this evenhanded justice in thus .... betrifft, so halte ich sie für überflüssig; the evenhanded justice ist im Vorhergehenden schon einmal erwähnt; nämlich: wenn wir blutige Lehren geben, d. h. Beispiele des Blutvergießens, und diese auf uns zurückfallen, so ist dies eben das Walten der evenhanded justice; daher gleich darauf recht wohl t h i s evenhanded justice stehen kann.

Bei dieser Gelegenheit kann ich es mir nicht versagen, auch Herrn Voigtmanns Kunst in der Gabe des Derivirens etwas zu beleuchten. Ich wähle dazu das erste Beispiel seiner etymologischen Studien, 8. Bd. p. 241 d. A. Er belehrt uns a. a. O. über die Ableitung von to travail und to travel. Ich gebe jedoch nur meine Art der Herleitung und überlasse es dem Leser, beide mit einander zu vergleichen und die ihm wahrscheinlichere als richtig anzusehen.

Das Verbum to travel findet sich in den beiden Bedeutungen: a r b e i t e n und r e i s e n. Das verwandte to travail heißt: a r b e i t e n und i n K i n d e s n ö t h e n s e i n. Daß beide ursprünglich dasselbe Verbum sind und nur durch die orthographische Willkürlichkeit früherer Zeiten unterschieden wurden, geht schon aus der nahen Verwandtschaft ihrer Bedeutungen, mehr noch aus den vielen Stellen älterer Autoren hervor, wo beide Formen in gleicher Bedeutung gebraucht werden. Hr. V. hat selbst ein paar solcher Stellen angeführt. Der Ursprung des einen ist also nothwendig auch Ursprung des anderen. Von to travel abgeleitet ist traveller, der Reisende.

In allen diesen Wörtern finden wir den Accent auf der ersten

Silbe, was, nach den Gesetzen der englischen Betonung, darauf führt, in dieser ersten Silbe mit großer Wahrscheinlichkeit die Stammsilbe des Wortes zu erblicken. Aber derselbe Umstand dürfte auch davor warnen, to travel hinsichtlich seiner Bildung und Ableitung ja nicht mit dem auf der zweiten Silbe betonten travály (oder travélly) zusammenzuwerfen. Das Verbum to travel, oder mehr noch seine ursprüngliche Form to travail, erinnert an das französische travail, mit dem man es zusammenzustellen um so mehr berechtigt ist, als beide Wörter, als Substantiven wenigstens in zwei Bedeutungen übereinstimmen: 1) Arbeit, 2) Nothstall (travaux, Arbeiten, travails, Nothställe). In der letzteren Bedeutung hat das englische Substantiv auch noch die Formen trave und travise. Die Form trave und die andere travis kommen im Englischen auch in der Bedeutung Querbalken vor, was schon an sich unmittelbar auf das lateinische trabs, Balken, zurückführt. Es frägt sich nur noch, ob travel mit trave aus demselben Stammworte herzuleiten sei. Um dies zu entscheiden, sehen wir uns nach entsprechenden Formen in den verwandten neuromanischen Sprachen um.

Bei dieser Rundschau finden wir im Spanischen trabajo, Arbeit, Mühe, Anstrengung, Verbum trabajar, arbeiten, sich abmühen; im Italienischen travaglio, Noth, Kummer, Sorge, Arbeit, Verbum travagliare, bekümmern, plagen; das portugiesische trabalho stimmt in Allem mit dem Spanischen überein; im Provençalischen trabalh in gleicher Bedeutung. Da sich dieselbe Form und dieselbe Bedeutung in allen neuromanischen Sprachen gleichmäßig nachweisen läßt, so unterliegt es kaum noch einem Zweifel, daß das Wort von daher in's Englische übergegangen sei, nicht umgekehrt, weil nicht anzunehmen ist, daß 5 verschiedene, aber untereinander verwandte Dialekte dasselbe Wort aus einer ihnen fern stehenden und nur mit einem Theile ihres Wortschatzes ihnen verwandten Sprache dasselbe Wort in gleicher Bedeutung aufgenommen hätten. Wir haben also auf dem Gebiete der neuromanischen Sprachen uns nach der Bildung und Ableitung dieser und der verwandten Formen weiter zu erkundigen. Wollten wir kurz sein, so könnten wir Herrn Voigtmann auf F. Diez, Grammatik der romanischen Sprachen, II. p. 264. verweisen und die Sache wäre dann auf einmal abgethan. Er würde dort lernen, daß, wie oben schon aus dem englischen trave geschlossen wurde, das gemeinsame Grundwort die lateinische Form trabs, Bal-

ken, ist. Dieses Wort finden wir in seiner ersten und ursprünglichen Bedeutung im spanischen la trabe, der Balken, wieder. Von trabe bildet der Spanier das Adj. trabal, zum Balken gehörig, und das Verb. trabar, vereinigen, verbinden, mit dem Reflexiv trabarse de palabra, sich streiten; das zugehörige Substantiv heißt trabazon, die Verbindung. Im Französischen finden wir zwar trave, Balken, nicht, aber wir finden, dem Verbum trabar entsprechend, entraver, hemmen, auch das Subst. les entraves, auch das Compositum architraves, wovon wieder das Adj. architravé u. s. w. abgeleitet. Hieraus geht zunächst hervor, daß die Neuromanen das altroman. trabs nach Form und Bedeutung gekannt und recipirt haben.

Betrachten wir jetzt, um zuletzt auf unser engl. travail zurückzukommen, noch die Ableitungssilbe —ail. Nehmen wir hier etwa das Französische, weil es den meisten Lesern am nächsten liegen dürfte, so finden wir, daß diese von einer lat. Diminutivform —aculus, —aculum entstanden ist; die diminutive Bedeutung ist verloren gegangen und die Wörter dieser Classe bezeichnen nur noch den Gegenstand, den das Primitivum ausdrückt. Es sind dieß: attirail, bail, bercail, burail, camail, détail, épouvantail, éventail, fermail, gouvernail, soupirail und travail. Außer diesen genannten Wörtern giebt es nur noch wenige, welche aus dem lat. Adjectivausgang —ale entstanden sind, welche collective Bedeutung haben, wie die deutschen Substantiven mit der Vorsilbe Ge—. Die Zahl dieser Substantiven ist im Neuromanischen deßhalb so gering, weil die Neuromanen es vorzogen, Wörter dieser Gattung aus dem Pluralausgange —alia zu bilden, der neuromanisch —aille wurde, wo wir massenweise diese Uebergänge nachweisen könnten, wenn es hieher gehörte. In —ail gehen von dieser Gattung nur aus: éguail (aquale), bétail (bestiale), encornail, plumail, poitrail und portail. Außer den eben genannten Wörtern sind in —ail überhaupt nur noch vorhanden: ail (allium), corail (corallium), émail (ahd. gismelzi, Schmelz), mail (malleus), sérail (eigentl. seraï, türk.), tramail oder trémail (corrumpirt aus trois mailles).

Composita, in welchen tra— erstes Wort der Zusammensetzung ist, sind im Französischen nur: tradition, traduire, trafique, trajet, tramontan, travers, traversin und travestir. In allen diesen ist tra— das lat. trans, nur tracasser wollen Einige von dem Onomatopoe trac ableiten. Ein tra— aus truopi entstanden kennt die

französische Sprache überall nicht; auch ist trouble (cf. Diez I, p. 248. und II, p. 328.) turbulare, turba, nicht das deutsche trübe. Eben so wenig wird im Französischen die Endung —ail mit der Endung —eil vertauscht; —vail ist also niemals —veil; —ail geht hervor, wie oben gezeigt, aus —aculus, —aculum; —eil aber geht hervor aus —iculus, —iculum, z. B. soleil (soliculus), vermeil (vermiculus), sommeil (somniculum), oeil (oculus) u. s. w. Die gegebenen Beispiele werden genügen, um darauf aufmerksam zu machen, daß im Romanischen der Unterschied in Bildung der Formen —ail und —eil ein überaus bewußter war; man wird niemals finden, daß ein Ausgang in —ail je eine Nebenform in —eil zuließ. Hieraus folgt aber: daß der Engländer, der diese Wörter nicht selber bildete, sondern die schon fertigen Formen einer fremden Sprache entlehnte, leicht an dem bloßen Laut der Formen festhaltend, sein travail und travel mit einander verwechseln konnte. Daß travel und travail mit trave von dem gemeinsamen Stamme trabs abgeleitet werden müssen, leidet nun wohl keinen Zweifel mehr.

Für diesmal mag Herrn Voigtmann diese Lection genügen, um ihm bei seinen etymologischen Studien als Richtschnur zu dienen.

Parchim.

Dr. J. Heussi.

— ·

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Französische Grammatik für Gymnasien. Nebst den nöthigen Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische. Von Dr. Herm. Alex. Müller. Erste Abtheilung: Für die mittleren Gymnasialklassen, 2te verb. Aufl. — Zweite Abtheilung: Für die oberen Gymn.-Klassen, 2te Aufl. — Dritte Abtheilung: Syntaktische Beiträge mit besonderer Rücksicht auf die Sprache der Romantiker. Jena, 1846—49.

Die Grammatik des Herrn M. zerfällt, wie das durch die mitgetheilte Ueberschrift angedeutet wird, in drei Abtheilungen, die zwar insofern ein einheitliches Ganze bilden, als der in ihnen dargestellte Gegenstand ein und derselbe ist, die aber zugleich durch den Zweck und folgeweise auch durch die Art der Behandlung desselben in zwei besondere, sehr von einander verschiedene Werke auseinandergehen. Die beiden ersten Theile sind für den Unterricht in der Schule bestimmt; es ist daher bei ihrer Ausarbeitung die Rücksicht auf den Lernenden, der pädagogische Gesichtspunkt durchgängig maßgebend gewesen. Dagegen hat der dritte Theil eine rein wissenschaftliche, lediglich auf die Sache um ihrer selbst willen gerichtete Tendenz; es sind deßhalb nicht die Schüler, sondern umgekehrt die Lehrer oder vielmehr alle mit ihr bereits genauer bekannte Freunde der franz. Grammatik, an die er sich wendet. Man kann es nicht grade gutheißen, daß der Verf. versucht hat, Arbeiten von so heterogenem Charakter für Glieder ein und desselben Körpers auszugeben. Noch weniger ist es zu billigen, daß er sie, die doch innerlich und ihrem wesentlichen Gehalte nach geschieden sind, auf eine rein äußerliche Weise mit einander in Verbindung setzt.

Die dritte Abtheilung nämlich, welche, wie vorhin bemerkt wurde, ein selbständiges Ganze von eigenthümlichem Gepräge ausmacht, tritt trotz dieser ihrer Besonderheit als eine Fortsetzung der zweiten auf, indem sie sich in ihren einzelnen Abschnitten durchgängig an diese anlehnt. Die Folge davon ist, daß ihr Inhalt ohne die Kenntniß des vorhergehenden Theiles unverständlich bleibt, wenigstens an sehr vielen Stellen nur unter Zuziehung des letzteren eine genaue und richtige Schätzung zuläßt. Wir wollen kein besonderes Gewicht darauf legen, daß durch diesen äußeren Zusammenhang der Besitzer der dritten Abtheilung, wenn er von ihr den geeigneten Gebrauch machen will, genöthigt wird, die zweite, welche ihm ihrer formellen Beschaffenheit wegen vielleicht sehr ferne liegt, mit in den Kauf zu nehmen. Von größerer Bedeutung scheint uns der Umstand zu sein, daß die in Rede stehende Verknüpfung der ohne Zweifel durchaus begründeten Forderung widerstreitet, nach welcher, was seiner geistigen Bestimmtheit nach selbständig und eigenartig ist, auch in Rücksicht auf den Stoff ausschließlich auf sich selber ruhen muß. Es ist übrigens umsomehr zu bedauern, daß der Verf. versäumt hat, dem zweiten Haupttheile seines Werks eine völlig unabhängige Haltung zu geben, da diese den auch gegenwärtig nicht gering zu schätzenden innern Werth desselben aller Wahrscheinlichkeit nach beträchtlich erhöht haben würde.

Es ist natürlich ganz in der Ordnung, daß sich Herr M., was den Plan und die Einrichtung seiner Schul-Grammatik betrifft, durch die Rücksicht auf die Art und Weise, in welcher der franz. Unterricht an den Gymnasien in der Regel ertheilt wird, hat leiten lassen. Die Trennung der Grammatik in zwei selbständige Theile, von welchen der erste, die Aussprache und die Formenlehre enthaltend, für die mittleren, der zweite, dessen Inhalt die Syntax bildet, für die oberen Gymnasialklassen bestimmt ist, kann aus dem Gesichtspunkte der praktischen Zweckmäßigkeit nur gebilligt werden. Dagegen fragt es sich allerdings recht sehr, ob sie mit dem „Geiste der Wissenschaftlichkeit", welcher, wie der Verf. mit Recht fordert, auch die Methode des sprachlichen Unterrichts durchdringen und beherrschen muß, in Uebereinstimmung zu bringen ist. Wir meinen, das erste und nächste Erforder-

niß einer wissenschaftlichen Darstellung bestehe darin, daß sie ihren Gegenstand als eine in sich geschlossene, organische Einheit auffasse. Es läßt sich aber nicht in Abrede stellen, daß der einheitliche Charakter der Sprache ernstlich gefährdet wird, wenn man die Gesammtheit ihrer Erscheinungen in hergebrachter Weise in zwei verschiedene Gebiete von entgegengesetztem Charakter, in das der Formen und das der Sätze, sondert. Diese Unterscheidung ist das Resultat einer durchaus unzulässigen Abstraktion, vermöge welcher der materielle oder sinnliche Bestandtheil der Sprache von dem lebendigen Körper derselben abgelöst, und auf sich selber gestellt wird. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Spaltung nur da möglich ist, wo der Dualismus oder der Gegensatz von Geist und Materie die Grundlage der allgemeinen Anschauungsweise, das charakteristische Moment für den Standpunkt des Betrachtens bildet. Es ist nicht minder gewiß, daß sie ihre Geltung verlieren muß, wenn die wesentliche Einheit jener beiden Lebensformen anerkannt und zum durchgreifenden Prinzip der wissenschaftlichen Forschung erhoben wird.

Die Entgegensetzung der sprachlichen Form und der syntaktischen Bildung, welche bis dahin allen grammatischen Lehrgebäuden zu Grunde gelegen hat, ist in letzter Instanz nur ein besonderer Ausdruck des allgemeinen Unterschiedes, der zwischen der sinnlichen Erscheinung und dem geistigen Inhalte statuirt zu werden pflegt. Der Satz verhält sich nach der gewöhnlichen Auffassung zu den Formen, aus deren Verknüpfung er hervorgeht, nicht anders wie die Einheit des Geistes zu der mannigfach getheilten Materie, vermittelst welcher er in die Erscheinung tritt. Der Satz wird als das geistige, die Form als das stoffartige Element der Sprache betrachtet; der Satz ist ein Produkt, eine Bethätigung des Geistes und kann daher auf diesen zurückgeführt, aus ihm abgeleitet und erklärt werden. Die Form dagegen tritt als ein rein natürliches Erzeugniß auf, deren Existenz man anerkennen muß, ohne daß es möglich wäre, sie zu begreifen. Nur sofern sie einen integrirenden Bestandtheil des Satzes bildet, kommt ihr eine geistige Bedeutung zu; an und für sich betrachtet ist sie nichts als ein gegebener sinnloser Stoff, der sich zwar beschreiben aber nicht begründen läßt.

Es ist daher sehr natürlich, daß derjenige Theil der Grammatik, welcher sich mit den sprachlichen Formen als solchen beschäftigt, ein tieferes, lebendigeres Interesse nicht zu erregen vermag. Die nackte und rohe Materie ist immer und überall gleich langweilig und der Inhalt der Formenlehre, wie sie in der Regel dargestellt wird, hat durchgängig einen rein materiellen Charakter. Wenigstens ist es nur die formelle Behandlung dieses Inhaltes, die Aufeinanderfolge und die Eintheilung des Einzelnen, aus dem er sich zusammensetzt, worin eine Wirksamkeit des Geistes bemerkbar wird; mit dem Stoffe selber tritt sie nirgendwo in Berührung, denn dieser ist, wie man voraussetzt, seiner Natur nach von ihr ausgeschlossen. Die übliche Entwicklung der grammatischen Formen muß als durchaus geistlos bezeichnet werden, weil sie in Wahrheit keine Entwicklung, sondern lediglich eine mechanische Aufzählung, ein trocknes Verzeichniß derselben ist.

Man täuscht sich, wenn man glaubt, der unwissenschaftliche Charakter der Formenlehre lasse sich dadurch verwischen, daß man sie, was namentlich in neuerer Zeit in immer weiterem Umfange geschieht, mit der Syntax in eine äußerliche Verbindung bringt. Die Erklärungen der einzelnen Formen, welche ihrer Beschreibung vorausgeschickt zu werden pflegen, geben im Grunde immer nur über die syntaktische Bedeutung derselben Aufschluß. Sie enthalten mithin eine, wie uns scheinen will, selbst praktisch ziemlich unfruchtbare Prolepsis, weil sie gewisse Bestimmungen, welche erst in der Satzlehre ihre Stelle finden sollten und auch nur im Zusammenhange derselben vollständig begriffen werden können, vorwegnehmen. Es ist aber diese stete Bezugnahme auf die Syntax, welcher sich die Formenlehre nicht mehr enthalten kann, zugleich ein augenfälliger Beweis dafür, daß die letztere auf eine selbständige Existenz keinen Anspruch hat. In der That muß die Annahme, daß die sprachliche Form nur als Glied des Satzes einen wahrhaft lebendigen, geistigen Inhalt gewinne, wenn sie anders consequent verfolgt wird, nothwendig dahin führen, die Formenlehre als einen besondern Theil der Grammatik fallen und in die Syntax aufgehen zu lassen. Es ist bekannt, wie man in unsern Tagen bereits

mehrfach versucht hat, diese Consequenz thatsächlich geltend zu machen. Man weiß ebenso, daß die hierauf gerichteten Bestrebungen ihren Zweck nur theilweise erreicht haben und sich schon in diesem Augenblicke nicht mehr jener lebendigen Theilnahme erfreuen, die ihnen bei ihrem anfänglichen Hervortreten zugewandt wurde. Man kann sich, scheint es, der Besorgniß nicht erwehren, daß das in Aussicht genommene Ziel, welches kein anderes ist, als die einheitliche Konstruktion des gesammten sprachlichen Inhaltes, auf dem eingeschlagenen Wege nicht erreicht werden dürfte. Und diese Besorgniß ist ohne Zweifel vollkommen begründet; die Ansicht, daß die Grammatik ausschließlich in der Syntax — das Wort in dem bisher üblichen Sinne genommen — bestehe, läßt sich ebensowenig rechtfertigen, wie die früher herrschende Meinung, daß sie mit der Formenlehre zusammenfalle.

Es ist allerdings ein nicht geringer Fortschritt, wenn die Betrachtung der sprachlichen Formen das Wesen derselben nicht mehr blos in ihre sinnliche Außenseite setzt, sondern anerkennt, daß sie, unter einen geistigen Gesichtspunkt gestellt, auf ein geistiges Prinzip zurückgeführt werden müssen. Insofern hat die in neuester Zeit mit besonderer Vorliebe verfolgte Tendenz, die Formenlehre der Syntax unter- oder einzuordnen, ihre volle Berechtigung. Sie wurzelt in der Ueberzeugung, daß es ein rein materielles, dem Geiste schlechthin unzugängliches Element der Sprache nicht geben könne und geht deßhalb darauf aus, den Erscheinungen derselben, welche bis dahin als ein nur Stoffartiges betrachtet wurden, innerhalb des der Herrschaft des Geistes unbestritten angehörigen Gebietes eine passende Stelle anzuweisen. Aber eben dieser ihr Zielpunkt ist nicht der richtige, wiewohl zugegeben werden muß, daß er bei dem gegenwärtigen dualistischen Standpunkte der Grammatik der einzige war, den man füglich ins Auge fassen konnte.

Die Syntax hat von jeher die Aufgabe gehabt, das Walten des Geistes in der Sprache nachzuweisen, indem sie die geistige Gesetzmäßigkeit wenigstens eines Theiles ihrer Bildungen in's Licht zu stellen suchte. Es war daher ganz natürlich, daß man, als sich die Nothwendigkeit geltend machte, die Sprache ihrem gesammten Inhalte nach als das Produkt des Geistes aufzufassen und darzustellen, dieser Anforderung durch eine Erweiterung der Syntax, welche nach und nach das ganze Gebiet der Grammatik für sie in Anspruch nahm, genügen zu können glaubte. Diese Hoffnung mußte sich indeß als eine Täuschung erweisen, weil die Bedingung, unter welcher sie einzig und allein in Erfüllung gehen konnte, außer Acht gelassen wurde. Kein Zweifel, daß das eingeschlagene Verfahren zu dem erwünschten Ziele geführt hätte, wenn die räumliche Ausdehnung der Syntax von einer entsprechenden weiteren und tieferen Ausbildung ihres inneren Prinzips begleitet gewesen wäre. Dies aber war nicht der Fall; die Befangenheit in den überlieferten Vorstellungen vom Wesen und Zwecke der Syntax hatte zur Folge, daß man ihren bisherigen Charakter unverändert fortbestehen ließ, ohne zu bedenken, daß eben dieser es sei, wodurch sie zur Formenlehre in einen unversöhnlichen Gegensatz gestellt und damit gehindert werde, dieselbe in sich aufzunehmen.

Das eigenthümliche Prinzip der Syntax, von welchem sie bis jetzt fort und fort getragen wurde und auch in der Gegenwart noch fast durchgängig beherrscht wird, ist die Auffassung der Sprache als des Ausdrucks der Gedanken. Weil man von der Voraussetzung ausging, daß die einzige oder doch die eigentliche Wirksamkeit des Geistes in der Denkthätigkeit bestehe, mußte auch die Aufgabe desjenigen Theiles der Grammatik, welcher den geistigen Ursprung und Inhalt der Sprache darzustellen hat, dahin näher bestimmt werden, daß in ihm die einzelnen Thatsachen derselben als Resultate des Denkprozesses nachzuweisen seien. Dem Bereiche der Syntax wurden hiermit von vornherein bestimmte Schranken gesetzt, die keineswegs mit den Grenzen des gesammten Sprachinhaltes zusammenfielen. Sie konnte vielmehr nur diejenigen sprachlichen Erscheinungen in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen, in welchen sich der Geist in der besonderen Form des Denkens wirksam zeigt, durfte wenigstens, was außerhalb dieser Sphäre liegt, nur insofern berücksichtigen, als es irgendwie an der Bewegung oder den Ergebnissen des Denkens Theil hat.

Aus diesem Grunde mußten ihr namentlich die Formen der Sprache, wenn sie als solche und nicht in ihrer Eigenschaft als Glieder des Satzes auftreten, voll-

kommen fremd und unverständlich bleiben. Denn es ist unmöglich, die Form an sich aus dem Denken zu erklären, weil sie in einer vom Denken durchaus verschiedenen, man kann sogar behaupten, ihm gradezu entgegengesetzten Bestimmtheit des Geistes ihre Quelle hat. Demnach konnte auch der Versuch, die Formenlehre unter den die Syntax beherrschenden geistigen Gesichtspunkt zu stellen, zu keinem befriedigenden Resultate führen. Statt, wie man gehofft hatte, eine wahrhafte Einheit der beiden Theile der Grammatik und somit auch der Sprachlehre selber zu begründen, erreichte man lediglich eine äußere Verbindung derselben, in welcher jedes Glied seinen ursprünglichen Charakter bewahrte. Mochte man immerhin die Darstellung der Formenlehre ihrer selbständigen Geltung entkleiden und als ein untergeordnetes Moment in die Entwicklung der Satzverhältnisse aufnehmen, sie blieb darum doch, was sie bis dahin gewesen war: die geistlose Beschreibung eines rohen Stoffs.

Die Basis, auf welcher die Syntax gegenwärtig ruht, ist nicht fest und breit genug, um das Gebäude der Grammatik in seiner ganzen Ausdehnung tragen zu können. Sie bedarf, wie schon angedeutet wurde, einer wesentlichen, prinzipiellen Erweiterung, wenn sie dem Gesammtinhalte der Sprachlehre zur Grundlage dienen soll. Es ist, damit die Grammatik einen einheitlichen Charakter gewinne, durchaus nothwendig, die traditionelle Ansicht vom Wesen der Sprache, nach welcher sie lediglich den Ausdruck der Gedanken vermittelt, als eine beschränkte und einseitige aufzugeben und durch eine andere zugleich tiefere und umfassendere Anschauung zu ersetzen. Man hat freilich schon längst von verschiedenen Seiten her darauf aufmerksam gemacht, daß es keineswegs nur das Denken und dessen Ergebnisse seien, mit deren Darstellung sich die Sprache beschäftige, und ebenso oft nachdrücklich hervorgehoben, daß sie als die Manifestation des Geistes überhaupt, als ein unmittelbarer Reflex des gesammten innern Lebens des Menschen in allen seinen Formen und Produkten betrachtet werden müsse. Indeß ist diese Bestimmung, wenn gleich sie heut zu Tage ziemlich allgemein als richtig anerkannt wird, für die grammatische Behandlung der Sprache bis dahin fast ganz unfruchtbar geblieben. Man läßt sie in der Theorie gelten, ohne sich um ihre praktische Durchführung sonderlich zu bemühen. Wir finden die Ursache dieses Widerspruchs nicht sowohl oder wenigstens nicht blos in der natürlichen Neigung, an der überlieferten Methode, weil sie hergebracht und allseitig fixirt worden ist, festzuhalten, sondern vor Allem darin, daß es äußerst schwierig ist, jene andern Formen, in welchen sich abgesehen vom Denken die geistige Thätigkeit bewegt, genau zu bestimmen und ihren mannigfachen Inhalt in seine wesentlichen Momente zu gliedern. Die Natur und Bildung des Gedankens läßt sich ohne Zweifel auch in der Sprache weit leichter erforschen und verfolgen, wie die der Empfindung, Vorstellung rc. Doch, wie erheblich dieser Umstand auch sein mag, die Nothwendigkeit, zur Erklärung der Sprache auf den gesammten Inhalt des geistigen Lebens Bezug zu nehmen, ist darum nicht weniger dringend. Denn es gibt eben keinen andern Weg, auf welchem ein volles, richtiges Verständniß aller sprachlichen Erscheinungen gewonnen werden könnte.

Der Irrthum, daß die Sprache das Produkt nicht des Geistes überhaupt, sondern lediglich einer einzelnen Seite desselben sei, hatte nothwendig zur Folge, daß ihr Inhalt nur theilweise einer rationellen Erklärung unterworfen wurde. Ihm ist es ferner zuzuschreiben, wenn die Grammatik, die ihrem Wesen und Begriffe nach durchgängig die bewußte, geistige Erkenntniß der Sprache vermitteln soll, dieser ihrer allgemeinen Bestimmung bisher nur in einem besonderen Abschnitte, in der Syntax, entsprochen hat. Er ist somit die Ursache der doppelten Spaltung, durch welche einerseits der gegebene Sprachstoff in zwei verschiedene Massen von ganz entgegengesetztem Charakter — die erste mit einem geistig bestimmbaren, die andere mit einem rein natürlichen, schlechthin stoffartigen Inhalte — gesondert, andrerseits die grammatische Darstellung desselben in zwei selbständige, unverbundene Theile, die sich in der Form wie im Zwecke wesentlich von einander unterscheiden, zerrissen wird. Die Ansicht dagegen, daß die Sprache den ganzen, vollen Geist des Menschen wiederspiegle, gestattet, die Gesammtheit ihrer Erscheinungen auf ihn zurückzuführen. Sie macht es zugleich möglich, die Grammatik aus der dualistischen Zersplitterung, an welcher sie gegenwärtig leidet, zu der Wahrheit ihres einheitli-

chen Begriffs zu erheben. Es versteht sich von selbst, daß der Unterschied zwischen der Formenlehre und der Syntax vollständig aufgehoben wird oder doch jede irgend erhebliche Bedeutung verliert, wenn der Grund desselben, welcher in der mit Unrecht vorausgesetzten durchgreifenden Verschiedenheit der den beiden Abschnitten der Grammatik zugewiesenen Objekte gelegen ist, wegfällt. Indem sich das Prinzip der Syntax dahin erweitert, daß es zugleich die Formenlehre zu beherrschen vermag, kann weder die eine noch die andere den unterschiedenen Charakter oder die eigenthümliche Bestimmtheit, vermöge welcher sie bis dahin die Geltung eines Besonderen und Eigenartigen hatte, ferner unverändert bewahren. Die gleiche Grundlage und die gemeinsame Aufgabe beider schließt die Möglichkeit, sie einander entgegenzusetzen, nothwendig aus. Es ist aber eben ihr gegensätzliches Verhältniß, wodurch ihre gegenwärtige Stellung und Bedeutung einzig und allein begründet wird.

Die vorstehenden Bemerkungen, welche übrigens — wir wissen das recht wohl — die in ihnen erörterte Frage nur ganz im Allgemeinen behandeln, dürften wenigstens in etwas zur Verbreitung der Einsicht beitragen, daß die übliche Eintheilung der Grammatik des zureichenden Grundes entbehrt und deßhalb in der wissenschaftlichen Bearbeitung derselben ferner keine Stelle mehr finden sollte. Ein Anderes ist es natürlich mit denjenigen Lehrbüchern der Sprache, die mit Rücksicht auf einen bestimmten praktischen Zweck und namentlich im Interesse des Unterrichts abgefaßt werden. Hier würde es ebenso thöricht wie nachtheilig sein, den alten gebahnten Weg früher zu verlassen, als der neue wenigstens einigermaßen geebnet ist. Wir machen es daher Herrn M. keineswegs zum Vorwurfe, daß er seiner Grammatik die hergebrachte Gliederung zu Grunde gelegt hat. Wenn wir aber dennoch grade von ihr den Anlaß hernahmen, die Unzulänglichkeit der üblichen Eintheilung hervorzuheben, so ist das nur deßhalb geschehen, weil sie — und zwar in mehr als einer Rücksicht mit dem größten Rechte — einen wissenschaftlichen Charakter für sich in Anspruch nimmt.

Es ist freilich ebenso auffallend wie bezeichnend, daß der Verf. von dem „Geiste der Wissenschaftlichkeit", den er in die Behandlung der franz. Sprache einführen möchte, eigentlich nur mit Beziehung auf die Syntax spricht. Er scheint gar nicht daran gedacht zu haben, daß die charakteristischen Merkmale dieses Geistes, welcher „nicht in dem bloßen Auffassen sprachlicher Erscheinungen als solcher, nicht in dem bloßen Einprägen untergeordneter Einzelnheiten, sondern in der Zurückführung des Einzelnen auf das Allgemeine, in der Erforschung und Darlegung des Grundes der Erscheinungen besteht" (Vorwort S. V), die Wirksamkeit desselben ebensowohl in den Formen, wie in der Satzlehre nicht blos gestatten, sondern selbst nothwendig erscheinen lassen. Oder gehören etwa die sogenannten Formen nicht zu den sprachlichen „Erscheinungen", deren „Grund" die Grammatik zu „erforschen und darzulegen" hat? Und ist die Formenlehre in ihrer gegenwärtigen Gestalt, an welcher der Verf. im Wesentlichen nichts auszusetzen findet, etwas Anderes als ein Mittel zum „bloßen Auffassen und Einprägen von sprachlichen Einzelheiten"? Wir meinen, die Bejahung der ersteren Frage könne ebensowenig einem Zweifel unterliegen wie die Verneinung der letzteren. Wenn dem aber so ist, wenn es feststeht, daß die Formen der Sprache auf eine wissenschaftliche Begründung denselben Anspruch haben wie ihre syntaktischen Bildungen, so dürfen wir es wohl mit Recht rügen, daß der Verf. nur den letzteren eine solche hat zu Theile werden lassen.

Es ist allerdings richtig: die Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der sprachlichen Formen sind noch nicht weit über ihre Anfänge hinausgekommen und die Ergebnisse, zu welchen sie bis dahin geführt haben, können nur zu einem geringen Theile als sicher und zweifellos betrachtet werden. Man darf deßhalb nicht ohne Grund darüber im Zweifel sein, ob es rathsam ist, schon jetzt die genetische Erklärung der Formen in die für den Unterricht bestimmte Darstellung derselben aufzunehmen. Indeß, wenn dieselbe auch für den Augenblick noch nicht zu einem so hohen Grade der Ausbildung gelangt ist, um ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß den leitenden Gesichtspunkt für die Formenlehre abgeben zu können, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß ihre gänzliche Vernachlässigung auch schon gegenwärtig durch den Stand ihrer Entwicklung nicht mehr entschuldigt

werden kann. Die Zahl der hinlänglich begründeten Resultate, die auf dem in Rede stehenden Gebiete der Forschung gewonnen worden sind, mag immerhin eine sehr beschränkte sein; es fehlt an ihnen doch keineswegs ganz. Und überdem, sind nicht auch die Lehren, die man in der Syntax ohne alles Bedenken vorträgt, meist bloße Hypothesen und die Erklärungen, welche sie enthält, zum größten Theile etwas Anderes als mehr oder minder gelungene Versuche?

Bevor wir die erste der beiden Abtheilungen, in welche die vorliegende Schul-Grammatik zerfällt, im Einzelnen genauer durchgehen, bemerken wir noch, daß der einen wie der andern eine Sammlung von Aufgaben zum Uebersetzen ins Französische beigegeben ist. Ob und inwieweit diese Uebungsstücke ihrem Zwecke entsprechen, mögen Andere, die mit den Anforderungen des Unterrichts vertrauter sind, wie wir es uns zu sein rühmen dürfen, beurtheilen. Wir fügen hier nur, was ihre Einrichtung betrifft, hinzu, daß sie „mit den einzelnen Paragraphen der Grammatik parallel laufen und in den „Gemischten Beispielen" jeden größern Abschnitt recapituliren, sodaß letztere zu Extemporalien benutzt werden können". (Vergl. S. VII). Die franz. Wörter und Wendungen, „wovon etwa vorauszusetzen ist, daß sie der Mehrzahl der Schüler auf ihrem jedesmaligen Standpunkte unbekannt sind", werden, „um dem Lehrer das Diktiren soviel wie möglich zu ersparen", unter dem Texte angegeben. Doch hat der Verf. in der zweiten Ausgabe „alle diejenigen getilgt, welche schon in früheren Stücken vorgekommen sind", weil seiner Meinung nach „die Schüler beim Ausarbeiten der Exercitien anzuhalten sind, die einzelnen Wörter jedesmal auswendig zu lernen". (Vorw. z. zweiten Aufl.) Diese Ansicht ist ohne Zweifel ebenso richtig wie die andere, durch welche er bestimmt worden ist, den Wunsch eines früheren Rezensenten, es möchten die fraglichen Wörter hinter den Text in Form eines kleinen Wörterbuchs gesetzt werden, unerfüllt zu lassen. Er hat sich nämlich zu der vorgeschlagenen Aenderung um deßwillen nicht verstehen mögen, weil sie „das für den Schüler so nützliche mündliche Uebersetzen" unmöglich oder doch unbequem gemacht haben würde.

Während die Aufgaben, welche zur praktischen Einübung der aufgestellten Normen und Vorschriften bestimmt sind, besondere Abschnitte bilden, werden die zu ihrer Verdeutlichung dienenden Beispiele den einzelnen Regeln stets unmittelbar nachgesetzt. Die Zweckmäßigkeit dieser Anordnung braucht nicht erst nachgewiesen zu werden; sie empfiehlt sich durch sich selbst. Wichtiger ist, daß die mitgetheilten Belege im Allgemeinen mit großer Sorgfalt ausgewählt worden sind und daher, was bekanntlich von gar manchen grammatischen Lehrbüchern nicht gerühmt werden kann, fast durchgängig zutreffen. Ebenso ist, was die Regeln selbst betrifft, anzuerkennen, daß das Bestreben des Verf., „sie, unbeschadet der Deutlichkeit, so kurz als möglich hinzustellen, sodaß sie sich stets wörtlich einprägen lassen" (Vergl. S. VII), nicht geringen Erfolg gehabt hat. Die Fassung derselben ist im Ganzen ebenso klar und präzis, wie bündig und geschlossen. Wir sehen uns umsomehr veranlaßt, auf diese höchst werthvollen Eigenschaften der hier angewandten Ausdrucks- und Darstellungsweise aufmerksam zu machen, da sie namentlich in einem für den Unterricht bestimmten Werke so recht an ihrer Stelle sind. Es thut natürlich der allgemeinen Geltung des so eben ausgesprochenen Urtheils keinen Eintrag, wenn wir im Folgenden manche einzelne Bestimmung herausheben, die nach unserm Dafürhalten entweder richtiger oder deutlicher sein könnte.

Herr M. geht, wie dies vorhin schon angedeutet wurde, von der Ansicht aus, daß „die Art und Weise, wie die Formenlehre bisher und zwar namentlich in den neueren, für Gymnasien geschriebenen Grammatiken, z. B. in denen von Knebel, Kreizner, Simon abgehandelt worden ist, im Allgemeinen die richtige sei". (Vergl. S. I.). Es sind daher nur „Einzelnheiten", in welchen sich die von ihm entworfene Darstellung von den Arbeiten seiner Vorgänger unterscheidet. In diesen ist, so scheint es ihm, Manches zu weitläufig, Anderes, wie z. B. die Lehre von der Aussprache, zu kurz behandelt. Einiges endlich, wie die Motion und Pluralbildung der Adjektiva, welche ohne allen Grund (?) von der der Substantiva gesondert werde, nicht in der richtigen Ordnung oder an einer passenden Stelle zur Sprache gebracht worden. Solchen Mängeln nun hofft er durch die vorliegende

Bearbeitung der Formenlehre abgeholfen zu haben. Inwieweit ihm dies gelungen, können wir hier nicht näher untersuchen, da dazu eine genaue Vergleichung mit den älteren Arbeiten erforderlich sein würde. Wir bemerken nur für diejenigen, welche mit der ersten Ausgabe unseres Werks bereits bekannt sind, daß dieselbe durch die zweite, was den Charakter und die Tendenz der Darstellung im Allgemeinen angeht, keine wesentliche Aenderung erfahren hat. Wohl aber ist sie im Einzelnen vielfach vermehrt und verbessert worden, worüber das Nähere mit den eignen Worten des Verf. angegeben werden mag. Er sagt (Vorr. z. zweiten Ausgabe): „Eine Vergleichung mit der ersten Auflage wird zeigen, daß die besonderen Regeln über die Aussprache und das Kapitel von der Silbenabtheilung vervollständigt worden sind, und daß die Genusregeln an Uebersichtlichkeit gewonnen haben". Außerdem „sind in den meisten der folgenden Kapitel hin und wieder ergänzende oder berichtigende Zusätze gemacht worden".

Der erste Abschnitt des ersten Theils: „Von der Aussprache" (S. 1—10) gibt zunächst „die allgemeinen Regeln, welche für die größere Menge der Wörter gelten und von den Schülern erlernt werden müssen" (Vergl. S. I); sodann, in gesonderter Darstellung „die speziellen Regeln und Ausnahmen, die nicht so sehr buchstäblich dem Gedächtnisse einzuprägen, als im Laufe der Zeit bei Gelegenheit der Lektüre zu erlernen sind" und hier lediglich „zum Zwecke des Nachschlagens", mitaufgeführt werden; endlich im §. 26 die wichtigsten unter den Bestimmungen, nach welchen sich „das Binden oder Hinüberziehen beim Lesen" zu richten pflegt. — Daß der Verf. die Regeln über die Aussprache in der angegebenen Weise in zwei verschiedene Abtheilungen getrennt hat, kann unseres Erachtens nur gebilligt werden. Die Art und Weise, in welcher diese Lehre in der Regel behandelt wird, muß den Anfänger nothwendig verwirren und ermüden. Man überschüttet ihn gleich im Eingange der Grammatik mit einer wüsten Masse von Stoff, die ihm um so gleichgültiger ist, da er für's Erste keine Gelegenheit hat, von ihr Gebrauch zu machen. Der einsichtige Lehrer sucht diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß er selbst aus der zahllosen und doch immer unvollständigen Menge der gegebenen Bestimmungen die wesentlichen und zunächst brauchbaren aussondert, von dem überflüssigen Detail aber beim Unterrichte vorläufig keine weitere Notiz nimmt. Die Anordnung des Herrn M. entspricht mithin vollkommen dem in der vernünftigen Praxis üblichen Verfahren und muß demnach als durchaus sach- und zweckmäßig bezeichnet werden.

Man wird sie um so bereitwilliger gutheißen dürfen, da der Verf. bei der Vertheilung des Stoffes an die beiden von ihm aufgestellten Rubriken fast überall das Richtige getroffen hat, indem er einer jeden eben das zuweist, was der Natur der Sache nach in sie gehört. Vor Allem empfehlen sich die allgemeinen Regeln durch eine große Einfachheit, welche sie der Fassungskraft des Schülers sehr zugänglich macht und leicht im Gedächtnisse haften läßt. Auch ist die Zahl derselben verhältmäßig gering, sodaß sich vielleicht nicht mit Unrecht behaupten ließe, sie sei gar zu sehr beschränkt worden. Immerhin hätte, scheint uns, die eine oder andere der Angaben, die jetzt die Klasse der besondern Regeln ausmachen, unter die Hauptbestimmungen aufgenommen werden können, namentlich solche, welche sich auf einen zugleich weiten und doch leicht bestimmbaren Kreis von Wörtern oder Wortformen beziehen. Dahin gehört z. B. die Regel, nach welcher ai am Ende der Verbalformen wie é lautet, ferner die über die Aussprache von gn am Anfange eines Wortes, auch die Angabe der Fälle, in welchen v und w die Nasalirung nicht zulassen, sowie die der Nominal- und Adjektivendungen, in welchen t vor i wie sz ausgesprochen wird u. a. d. A. Doch über das Mehr oder Weniger werden in einem Falle wie der vorliegende ist, die Ansichten stets auseinandergehen; die Ausdehnung, in welcher die einzelnen Objekte des Unterrichts zu behandeln sind, muß sich in letzter Instanz immer nach den besonderen Umständen richten, unter denen er ertheilt wird.

Es ist vorhin hervorgehoben worden, daß die Bestimmungen des Verf. sich im Allgemeinen durch jene präzise und unzweideutige Fassung auszeichnen, die in jedem für die Schule bestimmten Lehrbuche unumgänglich ist. Es wurde aber zugleich bemerkt, daß es auch nicht ganz an Stellen fehle, wo die Darstellung die

wünschenswerthe Schärfe und Genauigkeit vermissen lasse. Gleich der hier in Rede stehende erste Abschnitt bietet für diese Behauptung manche Belege. Wenn z. B. im Eingange des zweiten §. gesagt wird: „Von den einfachen Vokalen haben e, u, y eine vom Deutschen verschiedene Aussprache", so gilt das wenigstens für den ersten und letzten jener Laute nur in bestimmten Fällen, keineswegs in der Allgemeinheit, in welcher es vom Verf. ausgesprochen wird. (Ebenso hätte bei manchen der im §. 3 angeführten Konsonanten angedeutet werden müssen, daß ihre Aussprache von der deutschen nur zuweilen abweiche.) Nicht weniger ungenau ist die Angabe: „Dieselbe Aussprache hat das erste e, wenn in demselben Worte gleich darauf wieder eine Silbe mit stummem e folgt", denn es ergibt sich lediglich aus dem Zusammenhange, daß das stumme oder richtiger das den Schluß der Silbe bildende e (s. Anm. 1.) gemeint ist. Auch genügt die fragliche Vorschrift deßhalb nicht, weil der angegebene Fall keineswegs der einzige ist, in welchem das Schluß-e hörbar wird. So hat z. B. e im Worte reçu den Laut oe, wenn gleich die folgende Silbe den Vokal u enthält. Ueberhaupt entbehren die in Betreff des accentlosen e aufgestellten Regeln der nöthigen Vollständigkeit, denn sie beziehen sich ausschließlich auf die Fälle, in welchen e am Schlusse der Silben steht, sagen aber durchaus nichts über die andern aus, wo es in Verbindung mit einem hörbaren oder stummen Konsonanten (vgl. former, parler) den Ausgang bildet.

Die hergebrachte Vergleichung des gravirten e (è) mit dem deutschen e in Wörtern wie Meer, leer ꝛc. hätte unseres Erachtens vom Verf. nicht wiederholt werden sollen, denn die Aussprache dieser beiden Laute trifft keineswegs zusammen. Mit viel größerem Rechte dürfte sich das franz. è dem gedehnten e in Wörtern, wie Mehl ꝛc. gehört wird (vgl. de Castres: Phonologie franç.), zur Seite stellen lassen (s. den Verf. §. 30, 2, wo er aber zu weit geht, wenn er è vor s dem entwickelten ae gleich setzt.) Eben sowenig ist es zu billigen, wenn die gleichfalls traditionelle Zusammenstellung deß akuirten e mit unserm gleichnamigen Vokal im Worte Sie hier von Neuem propagirt wird. Der gezogene, tiefe Laut, welcher dem deutschen Doppel-e entspricht, ist in dem scharf zugespitzten é nicht wiederzufinden. Jedenfalls steht diesem das einfache e in Beweis, Geduld ꝛc. (oder auch in „geben" (s. de C.) weit näher. — Im §. 3 heißt es: „c vor e, i, y und ç wie ein scharfes s. In allen andern Fällen lautet es wie k", was durch die §. 10 angegebenen Ausnahmen widerlegt wird. — Die Wendung: „Wenn aber g vor a oder o wie sch ausgesprochen werden soll, so ist nach dem g ein stummes e eingeschoben, sowie umgekehrt, wenn es vor e oder i wie g ausgesprochen werden soll, nach dem g ein stummes u eingeschoben ist" gibt zu der grundlosen Vermuthung Anlaß, daß die Einschaltung des e oder u lediglich der Aussprache wegen erfolgt sei. — Wunderlich ist es, wenn §. 4 unter „den am Ende der Wörter stummen Konsonanten" auch die Endungen es und ent mit aufgeführt werden. — Die orthographische Vorschrift (§ 5), daß „auf poète, poème, poésie kein Trema zu setzen ist", läßt sich allerdings genügend rechtfertigen. Der angegebene Grund, „weil oe im Franz. nicht einen Laut bildet", ist indeß nicht stichhaltig, denn es geht aus §. 8 hervor, daß die in Abrede gestellte Erscheinung dennoch, wenn auch sehr selten vorkommt (vgl. §. 34, wo eine andere Erklärung gegeben wird). — Gleich unzureichend ist die in der Anm. zu §. 6 versuchte Motivirung der Thatsache, daß m und n nicht nasal ausgesprochen werden, wenn sie doppelt stehen. Die Nasalirung fällt nicht deßhalb weg, weil die gedachten Konsonanten „nur einfach gelesen werden", sondern offenbar darum, weil lediglich das zweite, mit dem vorhergehenden Vokal nicht in Einer Silbe stehende Glied des Paares ausgesprochen wird. —

Kapitel 2: „Zur Orthographie" handelt unter 1. von „der Bildung und Abtheilung der Silben", sodann von den Accenten, dem Apostroph und den übrigen Schriftzeichen (Tiret, Trema, Cedille.) Wir wollen auch hier die eine oder andere Bestimmung herausheben, die sich unserer Ansicht nach genauer oder richtiger fassen läßt. — Wenn §. 27, 3 bemerkt wird, daß „die Vokalverbindungen oi, ie ꝛc. in zwei Silben zu trennen sind, wenn der zweite Theil von ihnen in einer Anhängungssilbe steht", so ist aus den eben dort angeführten Beispielen crièrent, piété, an-

tiquité etc., klar, daß die aufgestellte Bedingung nicht durchgängig zutrifft. Man würde vielleicht richtiger sagen: wenn der zweite Theil zu einer Flexions- oder Ableitungsendung gehört. — Die nächstfolgende Angabe (4): „y zwischen zwei Vokalen bildet 2 Silben", hätte den Umstand, daß y in diesem Falle sich mit dem ersten der beiden Vokale verbindet, nicht unerwähnt lassen sollen. — Die Regel (§. 29, 1, 1): „der Akutus kann nur dann auf dem e stehen, wenn es der letzte Buchstabe der Silbe ist", spricht der Thatbestand nicht vollständig, wenigstens nicht so deutlich aus, wie es der Fall sein würde, wenn nach den Worten „der letzte" der Zusatz: „oder der einzige" beliebt worden wäre. — §. 30, 3: „Als Unterscheidungszeichen wird der Gravis gesetzt auf à, çà, là, dès, où" gehört nicht unter die Hauptthese: „der Gravis wird auf e gesetzt". Auch führt diese Bestimmung zu der irrigen Annahme, daß die betreffenden Wörter nur deßhalb mit dem Accente versehen worden sind, um sie von andern, die aus denselben lautlichen Elementen bestehen, äußerlich zu unterscheiden, während es doch nicht zweifelhaft ist, daß das entscheidende Motiv zu dieser Unterscheidung in dem verschiedenen lautlichen Werthe der gleichen Bestandtheile liegt. (Dasselbe gilt von 31, 6.).

Wir kommen zum zweiten Haupttheile, der Formenlehre, die sich zunächst mit der Deklination beschäftigt. Die Art und Weise, in welcher diese behandelt wird, ist nach unserm Dafürhalten weder dem Gegenstande, noch auch dem besonderen Zwecke angemessen, welchen der Verf. bei dessen Darstellung im Auge hat. Die Lehre von der franz. Deklination ist, wenigstens was ihre formelle Seite angeht, so überaus einfach, daß sie eine klare und zugleich übersichtliche Entwicklung gleichsam von selbst darbietet. Wenn trotzdem der Erörterung des Herrn M. die eine wie die andere Eigenschaft abgeht, so hat dies, wie uns scheint, in dem zwiefachen Umstande seinen Grund, daß derselbe theils die der Deklination wesentlichen Momente nicht in der geeigneten Folge auftreten läßt und sie überdem mit andern vermischt, die zu ihr keine nothwendige Beziehung haben, theils auch hier dem sprachlichen Ausdruck nicht die erforderliche Sorgfalt zugewandt hat.

Um diese doppelte Ausstellung zu begründen, können wir schon gleich auf die „Vorbemerkung" Bezug nehmen, in welcher der Verf. das Allgemeine über die Bildung der Casus angibt. Es heißt hier: „Die deklinirbaren Wörter werden in den verschiedenen Casibus nicht selbst verändert, sondern dem Genitiv wird die Präposition de (vor Vokalen d'), dem Dativ die Präp. à vorgesetzt und der Accusativ ist gleichlautend mit dem Nominativ. Nur der Numerus bewirkt eine Veränderung der Wörter selbst und zwar wird dem Nomen im Plural in der Regel ein s angesetzt". Wir meinen, daß man die Bildung der Casus kaum in schieferen und zweideutigeren Wendungen beschreiben könnte wie die sind, welche an dieser Stelle gebraucht werden. Scheint es doch nach den angeführten Worten, als ob die Casus, deren Formation eben erst bestimmt werden soll, schon vor derselben vorhanden wären. Warum sagt der Verf. nicht einfach: der Genitiv und Dativ werden gebildet, indem man dem zu deklinirenden Worte die Präp. de und à vorsetzt? Diese Bestimmung ist, dünkt uns, ebenso genau wie erschöpfend, während die vom Verf. gegebene nur da nicht mißverstanden werden kann, wo sie überflüssig ist.

Was aber den Zusatz betrifft: „Nur der Numerus u. s. w." so unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser hier ganz müssig und unstatthaft ist, der Numerus als solcher hat mit der Deklination nichts gemein, da diese wesentlich und ausschließlich in der durch die Casus sich vollziehenden Abwandlung des Nomens besteht. Der Verf. hat daher sehr mit Recht die Bildung des Plurals in gesonderter Darstellung behandelt. Nur wäre es, scheint uns, zum leichteren Verständnisse des Gegenstandes zweckmäßig gewesen, wenn er diesen Abschnitt ebenso wie den folgenden, in welchem vom Genus der Nomina die Rede ist, dem Kapitel von der Deklination nicht nachgesetzt, sondern vorausgeschickt hätte.

Weniger noch kann es gebilligt werden, daß er die Darstellung der Deklinationsformen mit dem Artikel in einen solchen Zusammenhang bringt, daß es den Anschein gewinnt, als sei der letztere für ein der Deklination wesentliches Moment zu halten und jedenfalls die Ansicht nahe gelegt wird, daß es nicht sowohl das Nomen als der Artikel sei, woran die Deklination vorgehe. Der Umstand, daß

die Nomina in der Regel den Artikel vor sich haben und dieser mit den Casuspräpositionen zu Einem Worte verschmilzt, berechtigt natürlich nicht, ihn als das Objekt oder auch nur als einen integrirenden Bestandtheil der Deklination aufzufassen. Es ist eine ganz ungehörige Vermengung zweier durchaus heterogener Begriffe, wenn, wie das auch in unserer Grammatik wiederholt geschieht, von einer „Deklination mit dem Artikel" gesprochen wird (s. §. 41, 99, 108 rc.) Auch sieht man leicht, daß das Verständniß der Casusformen nur dabei gewinnen kann, wenn diese Vermischung fern gehalten und der Artikel, dem wahren Sachverhältnisse gemäß, als ein der Deklination selber gleichgültiges, nur von Außen her an sie herantretendes Element betrachtet wird. Weil der Verf. die Deklination an den Artikel geknüpft erachtet, sieht er sich genöthigt, die der artikellosen Nomina (propria) in einen Zusatz zu verweisen und gewissermaßen als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel hinzustellen (§. 41). Es wäre aber offenbar weit passender gewesen, mit dieser Abwandlung der einfachen Nomina zu beginnen, da in ihr die Casusbildung in ihrer reinsten und durchsichtigsten Form auftritt. Man würde auf diese Weise jenen Weg vom Einfacheren zum Zusammengesetzteren einhalten, von welchem man namentlich beim Unterrichte niemals abweichen sollte.

Es ist nicht unsere Absicht, die vorliegende Darstellung der Formenlehre, welche, wie bereits in der Einleitung bemerkt wurde, sich durchaus in dem gewohnten Geleise bewegt und deßhalb den Anforderungen nicht entspricht, die auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft zu stellen sind, von diesem Standpunkte aus zu kritisiren. Wir nehmen sowohl das behandelte Material wie die Methode der Behandlung im Allgemeinen als etwas Feststehendes und Berechtigtes hin und beschränken uns demnach darauf, den einen oder andern Punkt hervorzuheben, der unseres Erachtens auch ohne daß eine durchgreifende Umgestaltung des Ganzen erforderlich war, in einer angemessneren Weise erörtert werden konnte. Von solcher Art ist die bei der Entwicklung der Deklinationsformen beobachtete Ordnung, deren Umkehrung so eben in Vorschlag gebracht wurde; von andern mehr oder minder wichtigen Einzelheiten, die uns in dem in Rede stehenden Abschnitte leicht zu bewirkende Aenderungen zuzulassen oder zu fordern scheinen, wollen wir wenigstens einige hier noch anführen.

§. 37, I konnte der Grund und die Weise der Zusammenziehung, durch welche die Casuspräposition mit dem Artikel verschmilzt, um so eher mit ein paar Worten angedeutet werden, da diese Erklärung die etwas auffallende Bemerkung über den Nichteintritt der Contraktion vor dem elidirten Artikel überflüssig gemacht haben würde. — §. 38 „wovor also im Genitiv d'" war eine Berufung auf §. 32 am Orte. (Wir machen beiläufig darauf aufmerksam, daß an dieser letzteren Stelle die Elision der Vokale vor dem stummen h gar nicht erwähnt wird.) — Die Regel über den Gebrauch des Theilungsartikels (§. 39), welcher da angewandt werden soll, „wo im Deutschen vor einem Substantiv (mit Ausnahme der Nom. propria) kein Artikel steht", konnte als ein unverständlicher und überflüssiger Zusatz füglich wegbleiben. Es bedurfte eines solchen äußerlichen, durchaus unzuverlässigen Criteriums um so weniger, da die vorhergehenden Bestimmungen, wenn sie anders vom Schüler verstanden worden sind, vollkommen ausreichen. — Was über die Entstehung des Theilungsartikels bemerkt wird, hätte sich klarer und bestimmter aussprechen lassen; die Ableitung aus dem bestimmten Artikel hat mit der Formation der einzelnen Casus nichts zu thun und durfte daher mit dieser nicht unmittelbar zusammengeworfen werden. — Ein einfaches Schema für den Plural der mit einem Vokal anlautenden Substantiva (39, 2) würde die überdem leicht mißzuverstehende Beschreibung desselben — die Analogie der mit einem Konsonanten anfangenden Wörter würde z. B. den Gen. de hommes fordern — überflüssig gemacht haben. — Der Zusatz (§. 40) „wobei einstweilen zu bemerken ist, u. s. w." gehört nicht hierhin; eben sowenig die weiter unten folgende Bemerkung: „ein Adjektiv, das u. s. w." Es scheint uns nicht rathsam, den Schüler vorzeitig mit sprachlichen Erscheinungen bekannt zu machen, deren Erläuterung einer spätern Stelle vorbehalten bleiben muß. Eine solche Prolepsis muß ihn nothwendig verwirren und zugleich die Auffassung des grade vorliegenden Gegenstandes erschweren. — Die

Regel: Also nur, wenn ein Adjektiv vor dem Substantiv oder ohne Subst. steht 2c." ist schief ausgedrückt; sie enthält Bestimmungen, die aus dem Vorhergehenden nicht abgeleitet werden können. — Das Beispiel für den Dativ der Nomina propria (il demeure à Paris s. §. 41) paßt nicht, da à in diesem Falle als Präposition im eigentlichen Sinne des Wortes auftritt.

Kapitel 2 „Vom Nomen" behandelt unter I. die Bildung des Plurals und zwar A. die der einfachen (§. 42—46), B. die der zusammengesetzten Nomina (47—49); sodann unter II. das Genus der Substantiva, sofern dasselbe A. durch die Bedeutung (50—53), B. durch die Endung (54—59) bestimmt wird; ferner III. die Motion der Nomina (Substantiva und Adjektiva), d. h die „Verwandlung der männlichen Form in die gleichbedeutende weibliche" (60—71); endlich IV. die Comparation der Adjektiva (71—73.) — Man sieht aus dieser Inhaltsübersicht, daß der Verf., abweichend vom gewöhnlichen Verfahren, bestrebt gewesen ist, die Flexion der Adj. und Subst. in einer einheitlichen Darstellung zusammenzufassen. Wir wollen hier nicht genauer untersuchen, inwiefern eine solche Verbindung der beiden Arten des Nomens sich prinzipiell oder aus praktischen Gründen rechtfertigen läßt. Es erscheint uns mindestens zweifelhaft, ob der Vortheil, welcher durch die einmalige Aufstellung der gemeinsamen Regeln allerdings gewonnen wird, die Nachtheile aufwiegt, welche die gleichzeitige Entwicklung der ihrer Beschaffenheit wie ihrem Zwecke nach theilweise durchgreifend verschiedenen Substantiv- und Adjektivformen für die deutsche Auffassung namentlich der letzteren nach sich zieht.

Streng genommen ist es nur die Lehre vom Plural, welche mit einigem Rechte beide Classen der Nomina zugleich umfassen kann, wiewohl auch hier die doppelte (männl. und weibl.) Form der Adjektiva sowohl das Verständniß wie besonders die richtige Anwendung der vorgetragenen Regeln in hohem Grade erschweren dürfte. Da die Form des Plurals von der Endung abhängt, die das Nomen im Singular aufweist, diese Endung aber beim Adjektiv mit dem Geschlecht des zugehörigen Substantivs wechselt und deßhalb unbestimmbar ist, so lange die Gesetze dieses Wechsels noch unbekannt sind, so scheint uns die Natur der Sache zu fordern, daß die Regeln über die Motion der Adjektiva der Darstellung ihrer Pluralformen vorhergehen. — Uebrigens ist die Motion der Adj. auf diese Wortklasse beschränkt und hätte daher vom Verf. nicht auf die Subst. ausgedehnt werden sollen. Der Umstand, daß es eine gewisse Zahl von Subst. gibt, die, weil sie ursprünglich Adj. waren, das Geschlecht der durch sie bezeichneten „lebenden Wesen" durch dieselben Endungen bezeichnen, welche den Adj. eigen sind, berechtigt keineswegs, sie mit diesen auf Eine Linie zu stellen. Die Motion der Adj. ist lediglich eine Veränderung ihrer Form, die der Subst. bezieht sich zugleich auf die Bedeutung derselben; sie tangirt den Begriff selbst, indem sie den realen Unterschied der (männl. und weibl.) Personen zum Ausdrucke bringt. Die weibliche Form des Subst. ist eben nicht blos eine (Wort-)Form, sondern zugleich ein neues, eigenthümliches Wort. Die sogen. Motion der Subst. gehört daher genau genommen in die Lehre von der Wortbildung, wodurch freilich nicht ausgeschlossen wird, daß sie, wenigstens theilweise, in dem Abschnitte von der Motion der Adj. oder auch da, wo vom Geschlechte der Subst. die Rede ist, behandelt werden mag. — Wie dem aber auch sei, die Art und Weise, wie der Verf. das beiden Wortklassen Gemeinsame mit dem, was einer jeden von ihnen ausschließlich eignet, verknüpft, ist ohne Zweifel unpassend. Denn der sprunghafte Uebergang vom Einen zum Andern wird namentlich für den Anfänger um so störender sein, da er sich und zwar ohne alle Noth wiederholt.

In Betreff der einzelnen Bestimmungen, die in dem vorliegenden Abschnitte gegeben werden, haben wir wenig zu erinnern gefunden. Die Regel (47, 4) hätte klarer ausgedrückt werden können. Der Nachsatz „so wird nur das etwaige Subst. deklinirt" bezieht sich dem Sinne nach nur auf das erste Glied des Vordersatzes, da ein aus „zwei nicht deklinirbaren" Wörtern bestehendes Compositum kein Subst. enthalten kann. Auch ist die negative Bezeichnung „undeklinirbar" an dieser Stelle unpassend; sie wäre besser durch eine Angabe der betreffenden Wortarten ersetzt worden. — Die unter 3. gegebene Vorschrift: „Besteht das Compositum aus ei-

nem Verbum und einem Substantiv, die im Verhältniß des Prädikats zum Objekt stehen, so bleiben beide Theile unverändert, wenn der Plural des Präd. einen Singular des Obj. erlaubt; erfordert aber der Plur. des Präd. auch einen Plur. des Obj., so bleibt nur der erste Theil unverändert" halten wir für unzureichend; die angeführten Beispiele zeigen deutlich, daß der aufgestellte Unterschied ein durchaus willkürlicher ist. Man sieht nicht ab, warum im Worte porte-crayon der Plur. des Präd. den Plur. des Obj. weniger erfordert wie in couvre-pied. Ebensowenig liegt irgend ein Grund vor, aus welchem in dem letztgedachten Worte der Plur. des Präd. den Sing. des Obj. weniger erlauben sollte wie in porte-crayon; schon der deutsche Plur. „Fußdecken" beweist, daß der Begriff dieses Wortes die Vorstellung einer Mehrheit von Füßen keineswegs nothwendig involvirt. Daß aber eine solche Vorstellung und zwar nicht blos bei diesem, sondern bei allen ähnlich gebildeten Wörtern möglich ist, läßt sich nicht in Zweifel ziehen. Ebenso gewiß ist, daß der Plur. des Obj. nur dann formell ausgedrückt werden kann, wenn derselbe durch die Vorstellung ergriffen und als solcher fixirt wird. Man könnte demnach über den fraglichen Punkt etwa folgende Regel aufstellen: Das substantivische Obj. erhält das Zeichen der Mehrzahl, wenn eben dieser Theil des Compositums in der Anschauung des Sprechenden im Vordergrunde steht; es bleibt dagegen unverändert, wenn in der Vorstellung des Gesammtbegriffs das verbale Prädikat das vorwiegende Element bildet. Wann freilich der eine oder der andere Fall eintritt, darüber werden sich, da hier theils der begriffliche Inhalt des Compositums und seiner beiden Theile, theils die wechselnde Auffassung des Einzelnen entscheiden muß, vor der Hand schwerlich erschöpfende Bestimmungen geben lassen. Es dürfte daher, wenigstens für die Schule, das Beste sein, sich auf die Mittheilung dessen, was der gegenwärtig herrschende Sprachgebrauch für die wichtigeren der in Frage kommenden Wörter festgestellt hat, zu beschränken. Unseres Erachtens ist keine Regel stets besser wie eine solche, die nicht genügend begründet werden kann.

Bei dem folgenden dritten Kap. („die Numeralia") wollen wir uns nicht länger aufhalten. Wir bemerken nur im Vorübergehen, daß der Inhalt des §. 76 die Kenntniß des Gebrauchs der Ordnungszahlen bereits voraussetzt, mithin passender erst nach Aufstellung der für die letzteren zu gebenden Regeln vorgetragen worden wäre. Auch fehlt im zweiten Segment des angezogenen §. ein Beispiel, aus welchem die Verschiedenheit der deutschen und franz. Ausdrucksweise ersehen werden könnte. — Aus dem nächsten (vierten Kapitel) („die Pronomina") heben wir die eigenthümliche Bestimmung heraus, nach welcher die Pronom. indefinita le même und tel in die Klasse der Demonstrativa gesetzt werden. Ist es auch vollkommen begründet, wenn der Verf. in der Vorrede sagt: „es gibt doch nichts Bestimmteres als le même", so ist es doch nicht minder gewiß, daß le même ebensowenig wie tel den Demonstrativis zugezählt werden kann, falls der Begriff dieser letzteren nicht wesentlich alterirt werden soll. Die „Bestimmtheit", welche den genannten Pron. eignet, ist auch bei fast allen übrigen Fürwörtern anzutreffen; es kommt eben, wenn man dieselben in verschiedene Klassen theilen will, darauf an, die differente Weise dieser Bestimmtheit festzustellen. Unserer Ansicht nach liegt kein genügender Grund vor, die beiden in Rede stehenden Pron. aus ihrer Verbindung mit den übrigen, die man als Pron. indefin. aufzuführen pflegt — auch Herr M. bedient sich dieser nichtssagenden Bezeichnung — aber weit richtiger Pron. adjectiva nennen würde, abzulösen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß nur le même (= idem) auf den Namen eines Pron. Anspruch machen kann. Es muß daher auffallend erscheinen, wenn der Verf. (§. 101) das einfache zur Hervorhebung von Nomin. oder Pron. dienende même unter den Conjoints des Pron. demonstrat. aufführt. — Weniger dürfte sich dagegen einwenden lassen, daß Herr M. die Indefin. quiconque, qui que, quel que u. s. w. in die Klasse der Relativa gesetzt hat (§. 110). — Noch bemerken wir, daß bei lequel (112) eine Bestimmung darüber fehlt, ob dieses Pron. im Nomin. und Accusat. auf Personen und Sachen oder nur auf die einen oder die andern bezogen werden kann.

Das fünfte Kap. („Verbum") gibt zunächst eine Uebersicht der Modi und

Tempora und stellt dann die bekannten Regeln auf, nach welchen die letzteren gebildet oder vielmehr in mechanischer Weise auseinander abgeleitet werden. Daß die Darstellung an diesem Punkte der wissenschaftlichen Haltung durchaus entbehrt, ergibt sich schon aus der Thatsache, daß unter den Modis auch der Infinitiv — warum nicht auch das Particip? — aufgeführt wird, s. Anm. 2. Nicht minder spricht dafür die Subsumtion der Tempora unter die Modi („der Indikativ ꝛc. hat folgende Temp."), an deren Stelle, falls hier überhaupt ein Verhältniß dieser Art zuläßig wäre, doch nothwendig die entgegengesetzte Unterordnung der Modi unter die Tempora treten müßte. — Die Aufstellung der Paradigmen für die Hülfs-, die regelmäßigen, unregelm. und die defektiven Zeitwörter erfordert natürlich keine besondere Beachtung. Sie weicht von der gewöhnlichen Anordnung — ohne Zweifel sehr zu ihrem Vortheile — darin ab, daß den einfachen Tempor. diejenigen unmittelbar zur Seite treten, welche durch die Verbindung derselben mit dem Partiz. passé gebildet werden (j'ai, j'ai eu etc.). Die Folge der einzelnen Abschnitte ist übrigens diese: 1. Hülfszeitw.: avoir, être; was im Anschlusse an die Paradigmen dieser Verba über die Bildung der fragenden und verneinenden Formen bemerkt wird (§. 156—58), scheint uns nicht an der richtigen Stelle zu stehen. — 2. Regelm. Verba, A. Aktivum: Ableitung der Temp., Paradigmen der 4 Conjugationen; zur Orthographie der regelm. Verba (165—67). — B. Passivum. — C. Reflexivum. — D. Intransitive Verba (der Verf. gibt hier die Fälle an, in welchen diese Verba mit être oder mit avoir conjugirt werden). — E. Impersonalia, a. selbständige, b. unselbst. (Gebrauch von il est, il y a, il fait). — 3. Unregelm. Verba (nach den 4 Conjug.). — 4. Defektiva.

Was die in die Darstellung der Verbalformen hier und da eingestreuten syntaktischen Bestimmungen angeht, so können wir diese keineswegs durchgängig für richtig halten. So ist die Erklärung des Unterschiedes, welcher im Gebrauche der Präpos. de und par zur Bezeichnung des Urhebers einer passivisch ausgedrückten Handlung stattfindet (§. 169), ohne Frage irrig. s. Anm. 3. Die „Beschaffenheit des Subj." bedingt die Anwendung des de in keiner Weise, wie schon daraus erhellt, daß in dem angeführten Beispiele (tous les gens de mérite sont bien reçus de lui) de recht wohl mit par vertauscht werden könnte (vgl. die Beisp. bei Maetzner Wissensch. Synt. I. S. 210). Auch dürfte es schwierig sein, in Sätzen wie Tu vas être abandonnée même de Chactus, Cain a été maudit de Dieu etc. (s. dens. S. 209), wenn man anders nicht außerhalb liegende Momente willkürlich hinzuziehen mag, den „Grund" der Handlung auf die Bestimmtheit des Subjekts zurückzuführen. Ferner ist es ein Widerspruch, wenn unter b. bemerkt wird: „wenn der Gegenstand, welcher die Handlung vollzieht, nicht den Urheber selbst angibt ꝛc.", denn der „Gegenstand, welcher die Handlung ausführt", ist eben deßhalb auch „der Urheber" derselben. Freilich muß zugegeben werden, daß in: il fut frappé d'un coup de bâton der Stock nur das Werkzeug, nicht der Urheber des Schlagens ist. Indeß hat der Verf. übersehen, daß in diesem Falle nicht le bâton, sondern le coup de bâton als das Subjekt der Handlung (frapper hier = treffen) betrachtet werden muß. Bei Weitem richtiger wie Herr M. hat Maetzner in seiner Synt. die in Rede stehende Differenz erläutert, daher wir der Kürze wegen auf ihn verweisen. — Dagegen stimmen wir dem Verf. in der Erklärung, die er von der zwiefachen Conjugation der Verba intrans. (mit avoir und être) aufstellt (§. 174 fgg.), wenigstens in der Hauptsache unbedingt bei. Nur scheint es uns für die letztern ziemlich gleichgültig, daß jene Verba „meist ein Uebergehen aus einem Zustande in einen andern ausdrücken" (177.), denn dieser Uebergang tritt bei der Mehrzahl dieser Verba gar nicht ins Bewußtsein. Es ist vielmehr einfach die durch sie bezeichnete Thätigkeit, welche entweder in ihrem Verlaufe (als solche) oder in ihrer Vollendung (als zuständliches Resultat) aufgefaßt wird. Die Möglichkeit dieser doppelten Auffassung hat ihren Grund in dem Wesen der intransitiven Thätigkeit, die, namentlich wenn sie der Vergangenheit angehört, in der Form des Seins oder der Zuständlichkeit auftreten kann.

Kap. 6, welches sich mit den „Adverbien" beschäftigt, handelt a. von der Bildung derselben, b. von ihrer Comparation, c. von den Adverb. in adjektiv. Form,

d. von der Stellung der Adverbien. — Die Bemerkung (199): „Weder aus jedem Adject. noch aus jeder Bedeutung eines Adject. läßt sich ein gleichbedeutendes Adverb bilden, weil ihr Sinn es nicht zuläßt" ist unverständlich und keineswegs genau. Warum sollte z. B. der „Sinn" des Adject. bas (= niedrig) nicht die Bildung eines „gleichbedeutenden" Adverbs zulassen? — Der im §. 206, 1 u. 2 aufgestellte Unterschied (s. Anm. 4.) entbehrt der Begründung; das Verhältniß der unter 2. angegebenen Adverb. zu den Verben, mit welchen sie verbunden sind, ist im Wesentlichen vollkommen dem gleich, welches zwischen den in 1. erwähnten und den zugehörigen Zeitwörtern stattfindet. Die scheinbare Differenz, welche der Verf. hervorhebt, trifft nicht die Adverb. oder deren Beziehung zu den Verbis, sondern resultirt lediglich aus der verschiedenen Bedeutung der letzteren. Das Adverb dient immer und überall zur näheren Bestimmung der durch das Verbum ausgedrückten Handlung. Ist diese Handlung eine innerliche, so bezieht es sich auf die innere Beschaffenheit derselben; ist sie eine äußerliche, sinnlich wahrnehmbare, so kann auch die im Adverb angedeutete Modifikation nur ein äußerliches Moment zum Inhalte haben. Uebrigens sind die Adjekt. mit adverb. Bedeutung, welche bei Verbis intrans. die eigentlichen Adverb. zu vertreten pflegen (2), wohl ebenso für Neutra im Accus. zu halten wie die, welche mit Transitivis verbunden werden (3). Daß man sie dem Sinne nach meist nicht mehr in solche auflösen kann, ist für ihre formelle Erklärung gleichgültig; auch bei manchen Transit. refuser net, lire haut etc. würde der Versuch, die Adverb. auf das Neutrum zurückzuführen, nur zu gezwungenen Deutungen und unzulässigen Umschreibungen führen können. Uebrigens haben wir in den unter 2 und 3 angeführten Fällen „wirkliche" Adverb. vor uns, die sich von den gewöhnlich so genannten nur dadurch unterscheiden, daß sie in der Form des Adjektivs auftreten. Anders ist es mit den unter 4. gegebenen Beispielen (ils restent immobiles, ils dorment paisibles etc.), in welchen das Adject. das Adverb. nicht ersetzt, sondern an dessen Stelle tritt.

Im folgenden 7ten Kapitel erörtert der Verf. die Präpositionen, die er in „unmittelbare" d. h. in solche, „welche ohne Hülfe einer andern Präpos. mit dem Substantiv verbunden werden" und in „mittelbare, welche durch eine andere Präpos. mit ihrem Subst. verbunden werden", sondert. Daß diese Eintheilung vor der gewöhnlichen, welche die Präpos. nach den von ihnen regierten Casus ordnet, den Vorzug verdiene, möchten wir bezweifeln. Die Präpos. ist wesentlich eine individualisirende Bestimmung der in den Casus ausgedrückten Beziehungen; sie lehnt sich daher stets an einen solchen an und kann ohne ihn gar nicht gedacht werden. Die „unmittelbare" Verbindung der Präpos. mit dem Subst., wie sie vom Verf. genannt wird, ist die Verbindung mit dem Accusativ desselben. Sie steht mit der „mittelbaren" Verknüpfung, in welcher das zweite Glied eben auch ein Casus ist (der Gen. oder Dat.), offenbar auf ganz gleicher Linie. Freilich will der Verf. nicht anerkennen, daß die mittelbare Präpos. den Gen. oder Dat. regiere. „Denn wenn zwei Subst. von einer Präpos. abhangen, so kann man bei dem zweiten die verbindende Präpos. weglassen, falls keine Zweideutigkeit dadurch entsteht, z. B. à cause de mon père et ma mère. Also kann man nicht behaupten, daß à cause den Gen. regiert, weil das zweite Subst. nicht im Gen. steht". (Anm. §. 216). Man sieht indeß leicht, daß der Wegfall der Casuspräpos. vor dem zweiten Subst. in anderer Weise zu erklären ist (vgl. Maetzner Synt. I. S. 311.) Ueberdem konnte der einzige richtige Schluß, den Herr M. aus der eben hervorgehobenen Thatsache zu ziehen berechtigt war, nur dahin lauten, daß die in Rede stehende Präpos. sich lediglich auf das erste Subst. beziehe oder doch, sofern auch das zweite von ihr abhange, in die Klasse der unmittelbaren Präpos. gehöre.

An die ziemlich vollständigen Verzeichnisse der unmittelbaren wie der mittelbaren Präpos. schließt sich eine Erörterung derjenigen unter ihnen an, „deren Bedeutung aus der beigefügten deutschen Uebersetzung nicht hinlänglich klar ist". Verf. beginnt mit der Präpos. à, deren Anwendung zur Bildung des Dativs unserer Ansicht nach an dieser Stelle ebensowenig zur Sprache kommen durfte, wie der Gebrauch von de, sofern es nicht Präpos. im eigentlichen Sinne, sondern Ausdruck der Genitivbezeichnung ist (§. 232). Die Bedeutung der Casus als solcher

läßt sich keineswegs vollständig aus dem Grundbegriffe der betreffenden Präpos. ableiten; sie reicht über diese vielfach hinaus, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß nur die Verwandtschaft beider den einen zum Ausdruck der andern befähigt hat. So wird es z. B. unmöglich sein, den Dativ in einem Satze wie j'ai ôté le livre à mon ami (220, 1) aus dem Grundbegriffe von à (Annäherung u. s. w.) zu erklären. Denn es wäre eine bloße Spielerei, wenn man etwa sagen wollte, daß auch im Verbum ôter die Richtung auf ein Ziel oder doch das Gegentheil davon angedeutet werde. Es ist daher rathsam, die Bedeutung, welche die in Rede stehenden Präpos. als Vehikel der Casusbildung haben, von ihrer Geltung als Präpos. im eigentlichen Sinne zu sondern.

In Betreff der einzelnen Anwendungen von à, welche der Verf. zur Sprache bringt, beschränken wir uns auf einige wenige Bemerkungen. Wenn unter 5. gesagt wird: „Aus der Grundbedeutung der Annäherung entspringt (nach Erreichung des Zieles) die Bedeutung des Aufenthaltes an einem Orte, mit einer diesem Aufenthalte zu Grunde liegenden Absicht", so scheint uns diese Ableitung nicht stichhaltig zu sein. Daß durch à das Wo? bestimmt werden kann, ist nicht eine Folge des Umstandes, daß es ursprünglich zur Bezeichnung des Wohin? verwandt wurde. Vielmehr ist zu sagen, daß es zur Beantwortung der einen wie der andern Frage deßhalb dient, weil es vermöge seiner Grundbedeutung „bei, nahe bei" beide Bestimmungen auszudrücken vermag, jenachdem es mit Verbis der Bewegung oder der Ruhe verbunden wird. Die „Absicht" übrigens, welche nach dem Verf. dem durch à bezeichneten Aufenthalte zu Grunde liegen soll, ist, wie sich von selbst versteht, der Präpos. als solcher fremd. — Der Dativ il parle au roi (3) ist nicht nothwendig als Dativ der „Richtung" oder des „Zieles" zu denken; er kann ebenso gut, wenn nicht richtiger als Dativ der Betheiligung oder der Gemeinschaft aufgefaßt werden.

Bei après (§. 223) hätte der Schein vermieden werden sollen, als ob die „zeitliche" Bedeutung dieser Präpos. die einzige sei. — Bei dans und en durfte das Verhältniß beider zum Artikel nicht außer Acht gelassen werden. Was den Unterschied dieser Präpos. angeht, so ist die Bestimmung (231): „en gibt den Raum oder die Zeit als ein Ganzes an, wiefern er einem ganz andern Raum entgegengesetzt ist", während bei dans an einen solchen Gegensatz nicht gedacht werde, ohne Zweifel grundlos. Auch läßt sich nicht sagen, daß en den Raum „als ein Ganzes" darstelle, dans dagegen „einen bestimmten Punkt" desselben. Das eine wie das andere Wort bedeutet „innerhalb" und bezeichnet das Sichbefinden in einem Raume, wobei es völlig gleichgültig ist, ob dieser Raum als ein Ganzes oder als der Theil eines solchen aufgefaßt wird, und ebensowenig in Betracht kommt, ob dieser Theil ein „bestimmter" ist und „durch den Gegenstand ausgefüllt" wird (s. den Verf. über dans §. 230) oder nicht. Die Differenz geht lediglich darauf zurück, daß durch dans der Begriff des „Drinnen" nachdrücklicher hervorgehoben und eben darum auch der sinnlichen Anschauung näher gerückt wird, wodurch dann zugleich der Gegensatz des „Draußen" sich unwillkürlich dem Bewußtsein aufdrängt, während en das gleiche Raumverhältniß in einem weit allgemeineren Sinne, einfach als solches ausdrückt.

Die Erklärung von par-deçà (233) ist in ihrem ersten Theile, „wenn der Raum des Diesseit als Mittel bei Betrachtung einer Sache angesehen wird", unverständlich, die von en-deçà dagegen unrichtig, da eine „bestimmte Begrenzung" des Diesseit ebensowenig beabsichtigt wie an einen Gegensatz zum Jenseit gedacht wird. Wahr ist nur, daß deçà in dieser Verbindung das konkrete Diesseit, den diesseitigen Raum als den Ort der Bewegung oder der Ruhe hervorhebt. — Wenn im §. 235 behauptet wird: depuis gibt den Anfangspunkt einer Thatsache in der Vergangenheit an, wobei der Endpunkt entweder ausdrücklich genannt wird oder in der Gegenwart liegt", so findet diese Bestimmung je vous attendrai depuis cinq heures à six keine Anwendung. Der „Anfangspunkt" der Thätigkeit, auf welchen durch depuis allerdings hingewiesen wird, kann in jeder Zeitsphäre liegen. Uebrigens ist diese Beziehung keineswegs das charakteristische Moment in der Bedeutung jener Präpos. Vielmehr muß, wenn dieselbe von der verwandten dès un-

terschieden werden soll, auf den Umstand der Nachdruck gelegt werden, daß sie zugleich das Erfülltsein des Zwischenraumes durch die ihrem Anfange nach bestimmte Thätigkeit zum Ausdrucke bringt. Diese Rücksicht auf den Verlauf der Thätigkeit durch einen bestimmten Zeitraum hin tritt bei dès zurück, wovon die nothwendige Folge ist, daß das letztgedachte Wort vorzugsweise den Ausgangspunkt der Thätigkeit betont. Dès wird daher besonders bei Verbis gebraucht, die den Begriff des Zuständlichen enthalten, weil bei diesen der zeitliche Ablauf der Thätigkeit als solcher weniger in Betracht kommt. Dagegen ist die Bezeichnung „des Entstehungsgrundes einer Thatsache" für dès keineswegs, wie der Verf. glaubt, wesentlich, wiewohl wir nicht leugnen wollen, daß die Vorstellung desselben in manchen Fällen sehr nahe tritt.

Der Unterschied von durant und pendant ist nach unserm Dafürhalten in den Worten: „D. umfaßt die ganze Dauer einer Zeit, mag nun die Handlung diese ganze Dauer ausfüllen oder nicht. — P. gibt einen beliebig großen Theil einer Zeit an, drückt aber aus, daß eine Thatsache von dem Präpositionsgegenstande abhängig ist" (§. 247) nicht richtig bestimmt worden: es dürfte sich nicht leugnen lassen, daß die „ganze Dauer der Zeit" auch in pendant gesetzt wird. Doch ist zugegeben, daß durant den Zeitbegriff entschiedener in den Vordergrund stellt wie pendant, das weniger die Zeit als solche wie das Zusammentreffen zweier Handlungen andeutet, von welchen die eine als gegebene betrachtet wird, wenn die andere eintritt. Bei pendant ist die hinzutretende Handlung von der andern abhängig, die man als vorhanden voraussetzt; bei durant dagegen ist sie lediglich durch die Zeit bedingt, in welcher sie verläuft. (In durant mon séjour à Paris liegt der Nachdruck auf der Zeit, die ich in P. verweile, bei pendant m. s. auf dem Verweilen selbst.) — Der Zusatz zur Erklärung von parmi: „P. heißt unter einer gewissen Anzahl, sodaß der Gegenstand anderer Art ist als die Dinge, unter denen er sich befindet" (§. 239) hätte wegbleiben können. Aus Sätzen wie Narbonne, choisi parmi les feuillans ersieht man, daß der vom Verf. angedeutete „Unterschied" nicht nothwendig hervortreten muß. Auch ist der Ausdruck „unter einer ger. Anzahl" unpassend, da parmi bekanntlich ebensowohl vor Collektivis wie vor Pluralen gebraucht wird.

Das Moment der „Absichtlichkeit des Ausschlusses", welches der Verf. bei hormis (im Unterschiede von accepté) urgirt (§. 241), ist unseres Erachtens dem genannten Worte fremd. Ebenso unbegründet ist die Behauptung, daß „hors den ausgeschlossenen Gegenstand als mit den andern ungleichartig darstelle". Outre heißt nicht blos „überdies, außerdem", sondern auch „drüber hinaus" (z. B. outre mésure). — Die Erklärung von malgré (es soll den „überwundenen Widerstand" bezeichnen, s. §. 242) gibt diesem Worte ganz im Allgemeinen einen Sinn, der ihm nur in bestimmten Fällen eigen sein kann. — Bei nonobstant war anzugeben, daß es nur vor Sachsubstantiven gebraucht wird. Die Bestimmung „nonobst. bez. das Nichtberücksichtigen von Dingen, die eine Sache hätten verhindern können" trifft nicht das Richtige. Vielmehr spricht nonobst. wirklichen Hindernissen die ihnen einwohnende Kraft für einen bestimmten Fall ab. — Moyennant heißt nach dem Verf. „mit Hülfe" (243); s. indeß Maetzner Synt. I. S. 291. — Die allgemeine Bedeutung von par („es ist das Mittel, wodurch etwas bewerkstelligt wird, aber nicht die mitwirkende Hülfe" (244) ist nicht die richtige. Die Auffassung des Raumes als „eines Mittels, wodurch etwas geschieht", kann nicht gebilligt werden. — Auch die allgemeine Bedeutung von pour (245: „p. bez. die Sache, um derentwillen etwas geschieht oder vorhanden ist") ist ungenügend bestimmt worden. Sie nimmt z. B. auf die Beziehung dieser Präpos. zur Zeit gar keine Rücksicht. — Daß in pour („was betrifft") im Unterschiede von quant à ein „Gegensatz zu andern Gegenständen" ausgedrückt werde (246), können wir dem Verf. nicht zugeben. — Ebensowenig glauben wir, daß die durch sans als nicht vorhanden bezeichnete Sache eine solche sein muß, welche „erwartet werden konnte". (248). — Die Unterschiede endlich, welche einerseits zwischen à travers und en travers (251), und andrerseits zwischen près und auprès (253)

aufgestellt werden, sind, wie die von Maetzner (Synt. I. S. 308 und 307) angeführten Beispiele zeigen, als unbegründet zu verwerfen.

Das Verzeichniß der „Conjunktionen", welches in dem dieser Wortklasse gewidmeten achten Kap. gegeben wird, zeichnet sich durch Vollständigkeit und zweckmäßige Anordnung aus. An die Aufzählung der „coordinirenden" Conj., die in 3 Klassen geschieden werden („1. zusammenstellende, 2. entgegenstellende, 3. begründende"), schließt sich die der „subordinirenden", welche ebenfalls in 3 Abtheilungen (jenachdem sie mit dem Indikativ, dem Conjunktiv oder mit beiden Modis verbunden werden), zerfallen. Aehnlich wie bei den Präpos. läßt sodann der Verf. über diejenigen Conjunktionen, „deren Gebrauch aus der deutschen Uebersetzung nicht hinlänglich klar ist, eine Reihe erläuternder Angaben folgen, die wir mit einigen kritischen Bemerkungen begleiten wollen. — Die Bestimmung im §. 263: „Wenn aussi zwei Sätze verbindet, so dient der zweite dem ersten als Beweis oder Folge" ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Die durch aussi verknüpften Sätze stehen sehr oft nur in dem Verhältniß der einfachen Gleichstellung. Der Zusatz: „wobei das Subjekt des zweiten Satzes nach dem Verbum gesetzt wird" ist ungenau, denn diese Umstellung findet nur da statt, wo das Subjekt ein Pronomen ist oder durch ein solches (pleonastisch) vertreten wird. Die Berufung auf §. 938 (der Syntax), wo von der in Rede stehenden Inversion genauer gehandelt wird, kann um so weniger genügen, da auch die dort gegebene Erklärung nicht eben scharf und präzis gefaßt ist. — Bei encore hätte der Begriff der Steigerung, welcher diesem Worte nicht selten eigen ist, nicht unerwähnt bleiben sollen (es hat dann die Bedeutung von „noch dazu, auch da noch ꝛc."). — Daß et — et „sowohl, — als auch" im Franz. nur dann gebraucht werde, „wenn die Gegenstände einander entgegengesetzt werden sollen" (265), ist eine Behauptung, die sich in solcher Allgemeinheit nicht rechtfertigen läßt (vgl. die Beispiele bei Maetzner II. p. 50). — Die Angabe im §. 269: „Wird aus bestimmten Vordersätzen ein Schluß gezogen, so fehlt donc im Anfange des Schlußsatzes" wird wohl einen Druckfehler („fehlt" statt „steht") enthalten; sonst würde sie durch das zweite Beispiel des §. 267, worauf der Verf. selbst hinweist, nicht bestätigt sondern widerlegt werden. — Der Ausdruck c'est à savoir (272) in der Bedeutung von „es fragt sich" kann offenbar nicht als Conjunktion betrachtet werden.

Wenn §. 273 über ainsi que bemerkt wird, es „bedeute auf dieselbe Weise" (richtiger: ebenso wie) und gebe „eine Uebereinstimmung in Thatsachen" an, so dürfte diese letztere Bestimmung für den Schüler unverständlich sein. Auch läßt sich zweifeln, ob sie richtig ist. Wenigstens kann die Uebereinstimmung in den Thatsachen, sofern sie, wie dies hier vom Verf. geschieht, der Uebereinstimmung der Thatsache mit dem Gedanken entgegengesetzt wird, nicht als ein dem Begriffe von ainsi que nothwendig inhärirendes Moment betrachtet werden. Soviel wir sehen, bezeichnet ainsi que ganz allgemein die qualitative Gleichheit oder Aehnlichkeit, wobei es dann ganz gleichgültig ist, in welche Kategorie der realen Existenzen die verglichenen oder gleichgesetzten Objekte gehören. — Quand in der Bedeutung von „wenn auch, selbst wenn" wird nicht blos, wie es nach §. 275 scheinen könnte, mit dem Conditionell, sondern auch mit andern Temporibus (z. B. dem Präsens, dem Conjunkt. des Plusquamperfekts ꝛc.) verbunden. — Was in demselben §. über den Unterschied von quand und lorsque gesagt wird, ist schwerlich richtig. Daß Nebensätze, die mit lorsque angeknüpft werden, die „Veranlassung oder den Grund der im Hauptsatze ausgesprochenen Handlung enthalten können, ist nicht zu leugnen. Dagegen stellen wir in Abrede, daß diese Erscheinung in etwas Anderem als in dem Verhältniß der zu einander in Beziehung gesetzten Gedanken ihren Grund habe. Lorsque drückt ebenso wie quand die „bloße Zeitverbindung" aus; nur hebt es den in Rede stehenden Zeitpunkt bestimmter und nachdrücklicher hervor wie das genannte Synonymum. Uebrigens konnte bei lors même que bemerkt werden, daß es zuweilen die Bedeutung von „selbst wenn" habe.

Im §. 276 wird der Unterschied von parce que und puisque dahin bestimmt, daß jenes einen „objektiven Sachgrund", dieses dagegen den Grund angebe, „der zu einer Handlung oder einem Urtheile bewegt oder veranlaßt". Es unterliegt aber

keinem Zweifel, daß der Beweggrund oder die subjektive Motivirung auch durch parceque ausgedrückt werden kann, weil nichts im Wege steht, daß der objective Sachgrund zugleich die Geltung und Kraft eines Beweg- oder Bestimmungsgrundes annehme. Man wird, um die allerdings nicht leicht zu fixirende Differenz dieser Partikeln festzustellen, immer am Besten davon ausgehen, daß durch parceque die (objektive oder subjektive) Ursache ausgedrückt, mithin eine Wirkung motivirt, durch puisque (entstanden aus postquam) der (äußere oder innere) Grund bezeichnet, mithin eine Thatsache erklärt wird. — Zum Schlusse bemerken wir, daß die Unterscheidung von afin que und pour que sowie die von en cas que und au cas que (§. 278 und 279) durch die sprachlichen Thatsachen nicht gerechtfertigt werden.

Der folgende neunte Abschnitt: „Die Interjektionen" gibt zu keiner weiteren Erörterung Anlaß. Auch bei dem zehnten und letzten Kap., in welchem die allgemeinen Regeln über die „Wortbildung" der Nomina und Verba vorgetragen werden, wollen wir uns auf eine summarische Angabe seines Inhaltes beschränken. Es wird hier erörtert I. die Wortbildung durch Endsilben und zwar A. die der Substantiva (1. Subst. von Substantivis, 2. Subst. von Adjectivis), B. die der Adjectiva (1. Adj. von Substant., 2. Adj. von Adject., 3. Adject. von Verbis), C. die der Verba (1. Verba von Nomin., 2. Verba von Verbis); II. die Wortbildung durch Vorsilben (§. 322 — 30). **F. Brockerhoff.**

Michael Lermontoff's Nachlaß, zum erstenmal in den Versmaßen der Urschrift aus dem Russischen übersetzt, mit Einleitung und erläuterndem Anhange versehen von Friedrich Bodenstedt. Bd. 1. Berlin, Decker. 1852. XXIV. 326 S.

Lermontoff wurde 1841 in der Verbannung, kaum dreißig Jahre alt, in einem Duell am Kaukasus getödtet. Der Tod Puschkins wurde von dem jungen Gardeofficier besungen und führte denselben an den Punkt, welcher vorzugsweise das Terrain der Dichtungen bildet, deren Uebertragung wir vor uns haben. Die kurzen Notizen über die Entwickelung der russischen Literatur, welche der kundige Uebersetzer vorausschickt, sind sehr interessant, wenn wir es auch nicht über uns gewinnen können, den Poesieen besondere Bedeutung zu schenken, mögen sie sogar in einer so meisterhaften Uebersetzung vor uns liegen, wie sie Hr. Bodenstedt unläugbar geliefert hat. Ohne Lord Byron wären „der Tscherkessenknabe" und „Ismael Bey" Lermontoff's gewiß nicht so gedichtet worden, wie wir sie lesen, und so sehr auch die eigenthümliche, uns weitab liegende Welt der Tscherkessen anspricht, so ist doch schöpferischer Geist nicht eben zu entdecken, und daß ihm die „Unsterblichkeit" zu Theil werden könne (Vorrede S. XXII.), darf nur Uebertreibung genannt werden. Wie ganz anders stellt sich da ein Epos, wie die Frithjofsage Tegner's! Ohne uns hier auf politische Erörterungen einzulassen, dünkt uns doch die innere Verwaltung und Gestaltung des russischen Staates eine solche, daß sie zwar, was wir ihren Anhängern gern lassen wollen, dem dortigen Zustande sehr entsprechen mag, allein für die freie Entwickelung der Dichtkunst nicht den bequemsten Spielraum eröffnet. Dabei kann allerdings die Sprache mit ihren Formen recht ausgebildet werden und manches achtbare Talent sich geltend machen. Als einen Beitrag zur Kenntniß der russischen Poesie ist uns nun allerdings Bodenstedt's Arbeit eben so willkommen, als man sie ohne Bedenken vortrefflich nennen darf. Wir sind nicht im Stande, das Original zu vergleichen, allein man fühlt im Ganzen, daß hier etwas frei und gewandt Nachgebildetes vorliege, ohne daß Zuthaten des deutschen Uebersetzers entdeckt werden könnten.

Ganz andere Grundsätze hat Hr. Laun in seinem eleganten Büchlein

Liederklänge aus England und Spanien, von Adolph Laun. Bremen, Geisler. 1852. 212 S.

befolgt. Es sind darin eine Reihe sehr schöner Gedichte neuerer englischer Poeten

und spanischer Romanzen so nachgebildet, daß man überall die Zuthaten des Nachbildners merkt. Lyrische Gedichte verlieren von vornherein ihren Grundcharakter, wenn man ihnen andere Versmaße gibt, als sie im Original haben; es ist unvermeidlich, daß man zu beliebigen Einschaltungen und Auslassungen gezwungen werde, und so haben wir zwar ein Gedicht nach dem Thema des ausländischen Dichters, aber nicht dessen wirkliche Schöpfung. Die Liederklänge sind eine recht angenehme Gabe, allein sie entsprechen nicht dem, was wir von poetischen Uebertragungen aus fremden Literaturen fordern, und was allerdings von Schlegel, Tieck, Schack, Freiligrath, nur um einige zu nennen, geleistet ist. Nehmen wir z. B. S. 17:

„Wenn Chorgesang aus voller Brust
Im Kreise froher Zecher klinget."

Dafür hat Moore:

When friends are met and goblets crown'd
And smiles are near, that once enchanter.

Oder S. 34. Moore läßt in dem berühmten Gedichte die Blätter der letzten Rose zerstreuen und sagt dann: so soon may I follow, when friendships decay, and from love's shining circle the gems drop away. Er wünscht sich das Loos jener Rose, falls er so einsam dastünde, als jene. Dagegen hat Laun:

„Wohl werd' ich bald dir folgen,
Weil Freundschaft nicht bestand,
Und weil vom Kranz der Liebe
Mir Blatt um Blatt entschwand."

Wir nennen dergleichen die Variation eines gegebenen Thema, doch lernt man dadurch den Dichter nicht ganz kennen. Steht man von solchen Ansprüchen ab und will man liebliche, hübsche Poesieen lesen, frei ausländischen Dichtungen nachgebildet, so darf das zierliche Büchlein als sehr elegante Gabe empfohlen werden. Vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus, dem diese Zeitschrift bestimmt ist, kann man solcher Behandlungsweise nicht ganz beistimmen. **M. Runkel.**

Schiller und Goethe. Reliquien, Charakterzüge und Anekdoten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. Leipzig 1852. Verlag von Falk.

Der Name Döring ist mit unsern größern Dichtern in eine unzertrennliche Verbindung getreten; in ihm wird ihr Leben in Abschluß gebracht, und da Reliquiensammler unerschöpflich sind, so kann dem vorliegenden Bändchen noch manches nachfolgen, welches, wenn auch weniger für das deutsche Publikum, so doch für Literarhistoriker von Werth ist. In der von Jena aus datirten Vorrede verspricht dies der Biograph zwar nicht, deutet auch nicht auf neues Material hin, entschuldigt sich vielmehr darüber, daß er schon Gedrucktes nochmals mittheilt, indem er den Beweis liefert, daß die Aufsätze, die von Boas Schiller'n beigelegt werden, Goethe zum Verfasser haben; aber er läßt es durch die Aufnahme einzelner aufgefundener Briefe vermuthen: denn es werden sich im Nachlaß mancher Männer und Frauen noch Briefe von Goethe und Schiller vorfinden, die, wenn auch von solcher Fassung, daß gewöhnliche Menschen sie eben so gut hätten schreiben können und gewiß täglich schreiben, doch von Bedeutung sind — ex ungue leonem. Wir bekennen, unser Bild der großen Zeit Goethes und Schillers aus jedem, selbst dem unscheinbarsten Beitrage zu vervollständigen und mit Begierde darnach zu greifen; wir achten die Pietät, welche das deutsche Volk, das sich in seinen Dichtern, Gelehrten u. s. w. als ein einziges fühlt, in Verehrung der Hinterlassenschaft derselben bekundet, und schonen sie, selbst auf die Gefahr hin, daß sie bei einzelnen

in einen mittelalterlichen Reliquiencultus ausarte oder in eine literarische Anekdotenjägerei, die das Volk liebt, um in Einem Stücke den großen Männern gleich zu stehen.

Döring bringt diesmal in seinem Bändchen ungefähr eben so viel Schilleriana wie Goethiana und legt mit uns natürlich den eigenen Aufsätzen den höheren Werth bei. Der erste ist ein 1781 (nicht 1782 wie es im Register heißt) verfaßter Aufsatz: der Kampf einer tugendhaften Seele mit der höheren Pflicht, welcher die Collisionen, in denen edle philosophische Naturen mit der Moral gerathen, zum Gegenstand hat, wie die Gespräche über die Religion; der dritte Aufsatz aus demselben Jahre, der Zwiespalt einer edlen Humanität zwischen positives Christenthum und religiösem Scepticismus, der bei Schiller fragmentarisch blieb, wie auch sein Aufsatz: Gespräche über die Religion. Der zweite Aufsatz: der Jüngling und der Greis, behandelt in Gesprächsform die Idee, welche eine tief eigenthümliche Schillers war und hier in den Worten ausgedrückt ist: Ich meine, Elysium zu ahnen und nicht zu finden; der vierte ist eine Allegorie, Tugend, Liebe und Freundschaft, und der fünfte eine scharfe Kritik über Dya-Na-Sore oder die Wanderer von Fr. W. Meyern, in dem er in flüchtigen Worten den Zwitter von Abhandlung und Erzählung skizzirt, der durch eine fast durchaus metrische Prosa wo möglich noch ermüdender wird. Daß Schiller zuweilen sehr einseitig sein konnte, wäre auch aus dieser Recension zu ersehen, wenn es nicht durch die vielbesprochene über Bürger's Gedichte allgemein bekannt wäre, und ebenfalls aus dem geistvollen, tiefgedachten Fragment über das Schöne der Kunst erhellte, welches den sechsten schätzbaren Beitrag aus Schillers Nachlassenschaft ausmacht. Zwei Jugendbriefe Schillers sind aus Oggersheim und Mannheim an seine Schwester Christophine gerichtet, die als Räthin Reinwald 1847 in Meiningen gestorben ist, und zwei andere an Göckingk (aus derselben Zeit); sie sind charakteristisch, wie überhaupt Briefe, welche am besten Zeit und Stimmung aufdecken. Mir ist die Stelle besonders bedeutungsvoll, in der Schiller schreibt: „Nur dies sage ich Dir, Schwester, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch mich nicht eher im Würtembergischen blicken lasse, als bis ich wenigstens einen Charakter habe, woran ich eifrig arbeiten will, im Fall er es aber nicht zugiebt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottisen gegen ihn zu rächen. Nunmehr weißt Du genug, um vernünftig in dieser Sache zu rathen“. Unter den Anekdoten, die unterhaltend, und anziehend in jedem Falle, sind uns zwar manche gerade so, oder doch in ähnlicher Fassung bekannt, was übrigens nichts verschlägt, da sie immer ihre Leser finden. Dies ist noch mehr der Fall unter den Anekdoten, die als Goethiana den Schluß des Bändchens ausmachen, obgleich eine, die von den gestohlenen silbernen Löffeln, unwahrscheinlich ist, da sie in anderer Form von Goethe selbst in „Wahrheit und Dichtung“ erzählt wird. Die meisten sind für die Persönlichkeiten, die sie darstellen und ihre Umgebung bezeichnend, und dabei gefällig, wenn auch mitunter breit erzählt. Von den Goethe'schen Reliquien betreffen die fünf ersten das Theater. Es sind die nach einer flüchtigen Notiz Böttiger's von Boas Schiller zugeschriebenen, das Weimarsche Theater und die Aufführung des Wallenstein betreffenden Aufsätze, die nicht bloß aus äußeren, sondern auch aus inneren Gründen die Autorschaft bekunden. Dann folgt eine Recension von Grübel's Gedichten in Nürnberger Mundart. Da sich in Goethes Werken Band 32, S. 137 ff. eine andere Recension dieser Gedichte vorfindet, so dürfte es nöthig sein, um alle Zweifel über die Aechtheit dieser Reliquien zu lösen, näher unterrichtet zu werden, was den berühmten Schriftsteller, der sehr oft als Recensent auftrat, veranlaßte, zwei verschiedene Recensionen abzufassen und jener bei der Auswahl seiner Werke den Vorzug zu geben. Hat Goethe für zwei Zeitschriften geschrieben? Hat er diese erste Arbeit verworfen? Wo hat sie gestanden? Beachtenswerth ist der Gedanke der Einleitung, daß der Zweck, ein Volk aufzuklären (1798!) am besten durch Seinesgleichen erreicht wird. Die zwei Jugendbriefe sind an Oeser gerichtet, der, in Preßburg 1717 geboren, als Professor der Zeichnungs- und Kunstakademie zu Leipzig 1799 gestorben ist, und aus Frankfurt 1768 geschrieben und enthalten den Abdruck des anhänglichen Gefühls, welches Goethe zu seinen Lehrern und Meistern hat. Mit lie-

benswürdiger Breite ergeht der Jüngling sich in seinen Artigkeiten, und spricht mit Sehnsucht nach der schönen Studienzeit in Leipzig. Diese Briefe, in welchen er seinen Lehrern schreibt: „Erlauben Sie mir einen Vorzug vor vielen. Nennen Sie mich keinen Weggegangenen, nennen Sie mich einen Verschickten", gehören zu der kleinen Zahl der Briefe des Verfassers von Werthers Leiden; die Sammlung des Dichterfürsten ist schon zahlreicher. Schließlich geben wir den Lesern eine Probe der Anekdoten:

Nach einem Gespräch mit dem dänischen Dichter Oehlenschläger, der ihn in Lauchstädt (1807) zum ersten Mal sah, lobte Goethe den Aladdin und den Monolog des Nuraddin. „Will ich einen Dichter recht kennen lernen," bemerkte er, „so lese ich einen seiner Monologe; darin spricht sich sein Geist sogleich aus." — „Als ich," erzählt Oehlenschläger, „einige Monate später das Glück hatte, Goethes Herz eine Zeit lang zu gewinnen, gestand er, daß er uns, mich und meinen Begleiter, Heinrich Steffens, in Lauchstädt gern eingeladen hätte, und daß er nicht wisse, warum es nicht geschehen sei. Es war indessen geschehen aus einer Art von Geiz auf Freundlichkeit, aus einer Knauserei, aus Furcht auf einmal zu viel drauf gehen zu lassen."

* * *

Mit jedem Augenblick peinlicher war für Goethe die Geschwätzigkeit und Prahlerei des bekannten Witt von Dörring, der ihm 1817 in Weimar einen Besuch machte. Goethe erhob sich von dem Sopha, wo er neben ihm gesessen und sagte: „Sie rühmen sich in Ihrem Buche, mein Bester, wie Sie das Talent hätten, Jeden bei der ersten Zusammenkunft für Sich einzunehmen. Damit mir das nun nicht widerfährt, leben Sie wohl!" So sprechend entfernte er sich in ein anderes Zimmer. Von eben jenem Manne sagte er ein andermal, als er ihn bei seinem Hause vorbeigehen sah, zu einem Freunde: „Es thut mir ordentlich wehe, wenn ich den Menschen so frei herumlaufen sehe. Man sollte ihn wieder festsetzen, denn er hat eine solche Virtuosität im Gefangensitzen, daß er nur im Prison seinen Beruf erfüllt."

* * *

Wie Schiller jede Idee mit Lebhaftigkeit ergriff, zeigt der Einfall, sich mit einigen Freunden eine Uniform machen zu lassen. Sie bestand in einem blauen Frack mit himmelblauem Futter, der um einige Linien über das Dunkelblaue hervorsah, und silbernen Knöpfen. Längere Zeit erschien Schiller mit seinen Freunden in dieser gleichmäßigen Kleidung.

* * *

Hohe Begeisterung für Freundschaft im edelsten Sinne des Wortes herrscht in dem Liede an die Freude, welches Schiller während seines Sommeraufenthaltes zu Gohlis bei Leipzig dichtete: „In dem Liede an die Freude," sagte er, „liegt mein Charakter. Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Dr. **Kruse.**

Ontwerp van een neederlandsch woordenboek. Verslag der commissie. Vorgedragen door Dr. M. de Vries. Groningen, de Waard. 1852. 90 S.

Der Dr. de Vries, jetzt Professor zu Groningen, hat schon im Jahre 1849, als er noch Lehrer am städtischen Gymnasium zu Leyden war, eine (in Harlem bei Krusemann verlegte) Vorlesung über die holländische Sprache, Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Sprachstudiums veröffentlicht, die in gerundeter Darstellung die Entwickelung der Sprache und der Literatur Hollands klar darstellte, und die Wurzel derselben hervorhob. Hieran knüpfte sich seine Rede bei dem Antritt der

jetzigen Stellung „die Herrschaft über die Sprache, als Anfang der Beredtsamkeit" (Groningen bei de Waard 1850). Seine Absicht ging immer dahin, daß die holländische Sprache auch grammatikalisch und lexikographisch gefördert werde. In der ersten niederländischen Gelehrtenversammlung zu Gent 1850 wurde darauf hingewiesen, daß es eines allgemeinen Wörterbuches bedürfe, 1851 wurde bei der zweiten Versammlung in Amsterdam noch lebhafter darüber debattirt. Man wählte zu dem Behufe eine Commission von sechs Mitgliedern; der Bericht derselben liegt jetzt vor. Es wird darin auseinandergesetzt, in welchem Umfange man ein solches Wörterbuch beabsichtige (Zusammensetzungen, Idiotismen und Kunstausdrücke will man so wenig als möglich aufnehmen) und wie es geordnet sein solle (man will überall die Stammwörter mit Angabe ihrer Etymologie alphabetisch aufnehmen, und diesen jedesmal die davon abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter unterordnen, und dazu Citate aus Schriftstellern fügen). Man ist auf der dritten Versammlung zu Brüssel im wesentlichen damit einverstanden gewesen und hat, wie wir aus dem „Allgemeene konst en letterbode" vom 6. Februar 1852 ersehen, eine Redactionscommission von drei Gelehrten: M. de Vries zu Groningen, J. David zu Löwen und L. A. te Winkel zu Leyden gewählt, welche in einem Rundschreiben vom 1. Februar d. J. alle niederländische Gelehrte aufgefordert haben, zu dem besondern Zwecke ihrer Aufgabe mitzuwirken. Dieses Wörterbuch befördert zugleich ein nationales Zusammenwirken der holländischen und belgischen Gelehrtenwelt, und hat demnach für uns Deutsche auch, abgesehen von grammatischer Bedeutung, einen nationalen Werth. Professor de Vries scheint uns übrigens ganz besonders befähigt, die ihm gestellte Aufgabe zu lösen, da er ein so ausgesuchtes Holländisch schreibt, wie wir lange nicht gelesen und wenn da und dort über jene Sprache gespöttelt wird, so zeigt er, daß sie allerdings einer Veredelung und des Wohllauts fähig ist. **M. Runkel.**

Deutsches Lesebuch von H. Graßmann und W. Langbein. Stettin 1852.

Wir erhalten hier die zweite Auflage des bekannten trefflichen Lesebuches, welche sich vorzüglich nur dadurch von der ersten unterscheidet, daß der poetische Theil, welcher früher etwas dürftig ausgestattet war, nach einem sehr erweiterten Plane ganz neu bearbeitet worden ist. Für Leser, welche das Werk noch nicht kennen sollten, möge hier bemerkt werden, daß es für Knaben von 8 bis 12 Jahren bestimmt und die Auswahl nach dem Grundsatze vorgenommen ist, zwar vielseitige Anregung zu erzielen aber auch die gelegten Keime zu einer wirklichen Entfaltung zu bringen. Daher haben wir, sagen die Verff., stets massenhaft Gleichartiges ausgewählt und zusammengefügt; denn es soll der Schüler nicht von verschiedenen Seiten her mit stets wechselnden neuen Anreizungen hin und her gezerrt, und ihm dadurch die Zerrissenheit und Zerfahrenheit unserer Zeit in zarter Kindheit eingeimpft werden, sondern er soll in jedem Gebiete, in welches er eingeführt wird, sich nach und nach heimisch fühlen und so zu einer innern Ruhe und Selbstständigkeit heranreifen. Man muß den Herren Verff. mit ganzem Herzen beistimmen, daß gerade der Lehrgegenstand, welcher am meisten geeignet ist, die zersplitterten Kräfte wieder zu einigen und einer harmonischen Entwickelung entgegenzuführen, durchaus nicht mit dazu dienen soll, den Riß noch größer zu machen. Man findet hier überdies die Stücke nach ihrer wesentlichen Verwandtschaft in Form und Inhalt zusammengestellt und bei jeder Gruppe ist der Uebergang vom Leichteren zum Schwereren mit pädagogischem Tacte glücklich vermittelt. Wir begnügen uns für heute mit dieser kurzen Anzeige, da wir in Kurzem bei einer Besprechung der neuesten deutschen Lesebücher auf das vortreffliche Werk wieder zurückkommen werden. Die äußere Ausstattung ist recht gut und der Preis von 15 Sgr. für 422 Seiten gr. 8. äußerst billig. **Hg.**

Heuristisches Elementarbuch der englischen Sprache von Dr. E. van Dalen, Oberl. an der Realschule zu Erfurt. Erfurt 1852.

Es ist eine willkommene Erscheinung, aus der täglich wachsenden Menge von Hilfsbüchern für den Unterricht in den neuern Sprachen, welche meist nur einzelnes Brauchbare, oft gar nichts Neues bieten, eine Arbeit hervortreten zu sehen, die das Studium der Sprache auf Schulen um einen bedeutenden Schritt vorwärts zu bringen verspricht. Als eine solche müssen wir das angeführte „heuristische Elementarbuch" bezeichnen; nicht etwa, als ob der Grundgedanke des Verfassers noch nicht ausgesprochen wäre, als vielmehr, weil derselbe in eigenthümlicher Weise klar und consequent durchgeführt ist. Dazu kommt, daß es sich nicht um eine bloße theoretische Auseinandersetzung handelt, sondern um das Resultat mehrjähriger praktischer Erfahrung.

Der erste Abschnitt enthält „die Methode" und zerfällt in die Kapitel: „Sprachstoff", „grammatische Analyse", „deutsche Sätze zum Uebersetzen" und „Wörterverzeichniß". Die Vorrede legt die Methode in folgender Weise dar:

„Aus I. 1 (Sprachstoff) liest der Lehrer einen Satz vor, ohne daß die Schüler ein Buch vor Augen haben. Dann spricht er jedes einzelne Wort vor und läßt es von den Schülern so lange im Chore nachsprechen, bis es fehlerfrei erscheint, geht darauf zu einem andern Worte, zur Verbindung zusammengehörender Wörter über, und hat so endlich die Schüler dahin gebracht, daß sie den ganzen Satz im Chore richtig sprechen können. Nun gibt der Lehrer die deutsche Uebersetzung des Satzes, fordert auch wol einen ältern Schüler auf, sie zu geben und läßt sie von der Klasse wiederholen. Nachdem er noch einmal den englischen Satz vorgesprochen hat, läßt er ihn von einzelnen Schülern nachsprechen. Jetzt ist der Satz für das Ohr fertig, und der Lehrer schreibt ihn an die Tafel, oder läßt ihn von einem fähigen Schüler anschreiben. Die Schüler lesen den Satz laut. Der Lehrer fragt nach der Bedeutung jedes einzelnen Wortes und nach der Wörterklasse, welcher es angehört. Er läßt den Satz nach einem gegebenen Schema syntaktisch analysiren und die Eigenthümlichkeiten der englischen Wortstellung herausfinden.

Beispiel:

1. Hauptsatz I am a child 2. Hauptsatz and (I) do not know	Object the meaning	Bestimmung of many things	Relativsatz which I see.

I — pron. pers. der 1. Person „ich"
am — verb. 1. Sing. Praes. „bin" u. s. w.

Der Satz wird von der Tafel gelöscht und durch einen schwächeren Schüler unter Beaufsichtigung und Nachhilfe der ganzen Klasse wieder angeschrieben. Sobald ein Wort in verschiedenen Abwandlungsformen vorgekommen ist, müssen die Schüler darauf aufmerksam machen, und aus der Vergleichung der einzelnen Beispiele die Regel abstrahiren. Die häusliche Arbeit der Schüler ist: die Sätze der vorigen Stunde aufzuschreiben und sich so einzuprägen, daß sie Jeder in der nächsten Stunde sprechen und an die Tafel schreiben kann; ferner, die neugelernten Worte, geordnet nach den Redetheilen und grammatischen Eigenthümlichkeiten, in ein Buch einzutragen, so daß daraus endlich ein Verzeichniß entsteht; endlich mit eigenen Gedanken aus dem erworbenen Material englische Sätze zu bilden, die in der nächsten Stunde dem Lehrer gesagt, von ihm und der ganzen Klasse verbessert und von Mitschülern mündlich übersetzt werden. Nachdem in der zweiten Stunde die Sätze der ersten abermals von Schülern an die Tafel geschrieben worden sind, werden sie in ein Reinheft eingetragen. Für die Revision reicht in der Regel die Zeit aus, in welcher die Schüler Sätze an die Tafel schreiben."

Referent ist um so mehr mit dieser Methode einverstanden, als er sie mit einigen Abweichungen beim ersten Unterricht im Französischen angewendet und sehr fördernd gefunden hat. Besonders hat sich ihm das Sprechen im Chor als zweckmäßig erwiesen.

Während bei dem gewöhnlichen, sehr ermüdenden Verfahren, es sich nicht verhindern läßt, daß manche grobe Fehler sich bis in die oberen Klassen verschleppen, läßt sich durch das Chorsprechen eine Sicherheit für die nicht zu schwierigen Zusammenstellungen bei der großen Mehrzahl der Schüler schon auf der untersten Stufe erreichen. Der Schüler soll nicht allein das Richtige hören, sondern vor Allem jedes überhaupt im Buche vorkommende Wort mitsprechen, damit sein Organ gebildet werde. Es scheint zwar auf den ersten Blick schwierig, bei der oft großen Menge der Sprechenden, die Fehler zu entdecken und die betreffenden Schüler herauszufinden. Dagegen kann aus Erfahrung versichert werden, daß sich das Ohr des Lehrers bald hinreichend schärft, um hierin eine ganze Klasse zu beherrschen. Auch bringt diese Art den pädagogischen Vortheil, daß sie alle Schüler nöthigt, fortwährend auf den Lehrer zu sehen, und in jedem Augenblick selbstthätig zu sein.

Soll Ref. hierbei gegen den Verfasser ein Bedenken aussprechen, so ist es, daß in seinem Buche nur sehr geringe Gelegenheit gegeben ist, daß sich der Schüler über die Aussprache bei den häuslichen Uebungen Raths hole und sich controllire. Es würden zu diesem Zwecke wenige Angaben hinreichen, über die verschiedenen Laute der Vocale und Diphthongen; passend ist es auch, Musterwörter über jede Seite des Textes zu schreiben, an denen sich der Schüler beim Lesen zurecht finden könnte.

Der Verfasser scheint beim Unterricht eine besondere Grammatik nicht zu benutzen. Ref. kann dies nur billigen, überzeugt, daß der Lernende so lange als möglich nur aus Einem Buche sein ganzes Wissen schöpfen soll, bis es mit seinem ganzen Inhalt sein Eigenthum geworden ist. Wie aber? Soll sich der Schüler aus den in den Uebungen vorkommenden Verbalformen z. B. ein Paradigma der Conjugation selbst construiren. Dieß scheint aus mehreren Gründen bedenklich; auch bietet das „Wörterverzeichniß", wie es aus den Händen der Schüler hervorgehen soll, dergleichen nicht, sondern nur eine Zusammenstellung der vorgekommenen Wortarten und Formen. Daher ist es wol nothwendig, eine Uebersicht der wichtigsten Erscheinungen der Formenlehre übersichtlich, vorne oder als Anhang zu geben, damit sich der Schüler daran orientire und der Schwache sich doch ein Minimum des im Unterricht Gebotenen zu eigen machen könne. Einstweilen geschieht dadurch der Brauchbarkeit des Buches kein sonderlicher Eintrag; es handelt sich vor Allem um die Methode. Schließlich sei in Bezug hierauf bemerkt, daß dieselbe einen frischen, lebendigen Lehrer erfordert, und sie sich besonders da recht nützlich erweisen wird, wo der Unterricht dieser Sprache in den Händen desselben Lehrers bleibt. Beides ist sehr wünschenswerth und darum für das Buch nicht das schlechteste Lob.

Die vom Verfasser gewählten Beispiele und Lesestücke sind aus den in England gebräuchlichen Schulbüchern genommen; und nichts weniger als aus dem Zusammenhang gerissene oder inhaltlose Sätze.

Die Lesestücke zerfallen in

1. Rudiments of knowledge of animated creatures, of Mankind, Inanimate objects: Stones, Flate, Glass etc. Water — the Ocean — Ships, Rivers. The Senses. Speaking — Language etc.

2. Natural history: The Cat, Lion, Tiger, Bear, Fox etc.

3. Fables. 4. Little Stories. 5. Letters. 6. Extracts from the Bible. 7. Prayers. 8. Poems.

Den Schluß des Buches bilden die Abschnitte „nach Verbalformen geordnete Sätze" und „alphabetisches Verzeichniß mehrsylbiger Wörter mit Sylbentheilung und Accent."

Das Aeußere des Buches ist in jeder Beziehung empfehlend.

Düsseldorf. Dr. **Bromig.**

Französische Fabellese für Schule und Haus nebst einer Abhandlung über den Bau und die Lectüre französischer Verse von Dr. Ahn.

Italienische Fabellese. Von demselben. Cöln 1849 und 1851.

Wenn auch durch beide Bücher nicht grade einem Bedürfniß des Unterrichts genügt wird — so mögen sie doch als angenehme und leichte Lectüre hie und da willkommen sein. Die „französische Fabellese" gibt eine geschmackvolle Auswahl aus den besten Dichtern. Sie enthält 72 Fabeln von Lafontaine, 41 von Florian, 37 von Lachambeaudie und 72 verschiedener, besonders neuerer und bei uns weniger bekannter Schriftsteller. Die „italienische Fabellese" gibt das Beste aus den Gedichten von Grillo, Bertola, Pignotti, Gherardo dé Rossi, Roberti, Passeroni, Perego, Clasio und verschiedener Dichter.

Die vorangeschickten Abhandlungen machen nicht den Anspruch, dem Lehrer irgend etwas Neues zu bieten; doch enthalten sie das dem Schüler Nöthige — freilich in großer Breite. Im Ganzen scheinen beide Bücher sich mehr für den häuslichen Unterricht, als den Schulgebrauch zu eignen. **Bromig.**

Die Sänger unserer Tage. Blätter aus dem deutschen Dichterwald der Gegenwart. Für Freunde vaterländischer Poesie und zu Declamationsübungen für die gereifte Jugend gesammelt von Dr. Heinrich Eduard Apel, Professor am Gymnasium zu Altenburg. Erster Band. Dritte sehr vermehrte Auflage. 8. Altenburg, Pierer.

Wir haben bei dieser anerkannt trefflichen Sammlung nur auf die Vorzüge hinzuweisen, welche die neue Auflage darbietet, da sie ihre Stellung unter den nicht bloß zahlreichen, sondern zahllosen Chrestomathien Deutschlands schon eingenommen hat, und besonders auf die 15 Dichter, um welche dieselbe bereichert worden ist, und die biographischen Skizzen, die eine gänzliche Umarbeitung erfahren haben. Die Zahl der Dichter sind 56, welche mit Uhland beginnen und in 7 Abtheilungen die schwäbischen, östreichischen und norddeutschen Dichter, sowie den andern Nachwuchs enthalten. In der Vorrede zur ersten Ausgabe wird gesagt, daß ein zweiter Band Gedichte von Mörike, Duller, Prutz, Sallet u. A. enthalten sollte, der auch nach einer Note 1848 erschienen ist. Da nun Mörike, Sallet u. s. w. auch in dieser dritten Aufl. vorkommen, so wird das Verhältniß desselben zum zweiten Bande nicht angegeben, indem auf dem Titel noch I. Band steht, derselbe also den zweiten nicht in sich aufgenommen hat. Eine neue Auflage desselben kann freilich aus dem Dichterwald nochmals ein paar hundert Seiten füllen, und wird den deutschen Lesern, welche die einzeln erscheinenden neuen Gedichte nicht anschaffen können oder wollen, um so willkommener sein, je reichhaltiger er ist. Der Herausgeber ist nicht nur recht belesen, auch in Zeitschriften und Einzelwerken, sondern, was mehr werth ist, für seinen Beruf kritisch besonnen und klar, vielseitig und vorurtheilsfrei. Er vermittelt, was in der Literatur getrennt ist, und würdigt Heine sowohl wie Platen. Anzuführen, welche Gedichte des einen oder des andern wir für bedeutender und characteristischer halten, als die aufgenommenen, müßte anmaßend scheinen, da wir unsern Geschmack dem des Verfassers entgegenstellen. Aus demselben Grunde unterlassen wir es auch, mit ihm zu rechten, weshalb einzelne Dichter in diesem ersten Bande eine Stelle gefunden haben, wo K. Mayer und Prutz, sogar Immermann fehlen, und die Frage aufzuwerfen, ob Andere, wie Birnatzki, Schottin, Sturm u. s. w. überhaupt in diese Reihe gehören. Aber über die Anordnung des Ganzen, so wie eine Gliederung nach Dichtungsarten ließe sich eher ein Wort sagen, mit dem wir den Herausgeber zu begrüßen hoffen, wenn die neue Auflage des zweiten Bandes uns die Sammlung als ein Ganzes vorlegt.

Die biographischen Notizen sind genau, vollständig und in ihrer Art vortrefflich, sowie auch Papier, Druck und Text rein, scharf und ausgezeichnet.

Dr. Kruse.

Die Schiller-Literatur in Deutschland. Vollständiger Catalog sämmtlicher in Deutschland erschienenen Werke Fr. v. Schillers sowohl in Gesammt- als Einzel-Ausgaben, aller bezüglichen Erläuterungs- und Ergänzungsschriften, wie endlich aller mit ihm in irgend einer Beziehung stehenden sonstigen literarischen Erscheinungen. Von 1781 bis Ende 1851. Supplement zu allen Werken Fr. Schillers. Cassel, 1852. 7½ Sgr.

Der Gedanke, der dies Büchelchen hervorgerufen hat, ist ein glücklicher; manchem Literaturfreunde, der sich mit dem Dichter beschäftigt, ist es von großem Werthe zu wissen, was alles bisher über den Dichter geschrieben ist. Er findet denn in diesem Buche viel verzeichnet. Für überflüssig halten wir aber die Angabe der Ausgaben, die doch keine vollständige ist, für noch überflüssiger die Aufzählung der Kupferwerke zu Schillers Dichtungen, die noch weniger eine vollständige heißen kann. Gewagt aber war es auf den Titel zu setzen, daß alle mit Schiller in irgend einer Beziehung stehende Erscheinungen angegeben seien. Wie Vieles wäre da nachzutragen; auf geschichtliche Werke, auf fast alle Lehrbücher der Aesthetik, auf Hegel und Vischer namentlich, der Poetik u. s. w., viele philosophische Schriften, hätte dann Rücksicht genommen werden müssen; und wie Vieles findet sich zerstreut in Briefwechseln und Zeitschriften, was für den Literaturfreund von Wichtigkeit ist. Wäre das Alles berücksichtigt, so hätten wir eine durchweg lobenswerthe bibliotheca Schilleriana. Aber auch sonst ist bei einer zweiten Auflage noch Manches nachzutragen. Ref. gibt dazu folgende Beiträge: A. W. Schlegel Werke 2. Bd.; Horn Psyche; Börne's dramaturg. Blätter; Rötscher Cyclus dramatischer Charaktere 2 Bde.; Julian Schmidt Gesch. der Romantik; Götzingers deutsche Dichter. Die Xenienliteratur könnte aus Boas Werke vervollständigt werden. In Bezug auf die kleinern Gedichte waren noch anzuführen: Programm von Salzwedel, von Winckelmann 1843; K. G. Anton's Programm. Görlitz 8. Jan. 1849; Rancks Programm. Königsberg in der Neumark 1851; Dingelstedts Zeitgedichte 1851. Wegen der darin enthaltenen Partien für Wallenstein war noch hinzuzufügen: Fouqué der Pappenheimer Kürassier. Nordhausen 1842. 10 Sgr; — auf Maria Stuart beziehen sich: F. Cramer, über das Wesen der Behandlung der deutschen Literaturgeschichte auf Gymnasien und über Schillers Maria Stuart insbesondre, Stralsund 1839. 24 S. 4. 7½ Sgr.; Maria Stuart, ein Beitrag zur Behandlung eines dramat. Stückes in der ersten Classe einer höheren Lehranstalt, v. Brandt. Progr. der Realschule zu Nordhausen 1843; Ueber Schillers Maria Stuart. Von Bernhard. Progr. der Löbenichtschen höheren Stadtschule zu Königsberg 1845; — auf die Jungfrau von Orleans: K. Hase drei historisch-politische Kirchenbilder. Leipzig 1851; — auf Wilhelm Tell endlich die geschichtlichen Werke von Ideler und Häusser.

Die Göthe-Literatur in Deutschland. Vollständiger Catalog sämmtlicher in Deutschland erschienenen Werke J. W. von Göthe's u. s. w. Von 1773 bis Ende 1851. Ebend. 1852. 10 Sgr.

Der Titel und die Einrichtung des Buches ist wie bei der Schiller-Literatur. Was aber mit dem in der Vorrede geäußerten Ausspruch, daß es nothwendig sei, daß wir erfahren, wie die großen Geister unserer Literatur ihre Gottesarbeit vollbracht haben, weil wir nur dann genau erfahren können, warum sie dieselbe vollbracht haben, was mit dieser nichtssagenden Phrase vorliegendes Büchelchen zu thun

habe, das wird der Verf. nicht klar machen können. Aber auch die Hoffnung des Verf. ist eine eitele, daß das Buch die Göthe-Literatur vollständig gebe. Wieviel gibt noch Lancizolle in der Uebersicht der deutschen Nationalliteratur u. s. w. 1846? Wieviel würde der vielbelesene Commentator des Faust hinzusetzen? Ref. gibt mit Ausschluß dessen, was in Zeitschriften und Briefwechseln zerstreut ist, eine Reihe von Nachträgen.

Es waren nicht zu übergehen: die Schrift von Hegner über Lavater, Varnhagens Denkwürdigkeiten 4. und 6. Bd., Uechtritz Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben 1. Bd., Solger's nachgel. Schriften 1. u. 2. Bd.; Ulrici Shakspeares dramat. Kunst 2. Aufl. 1847; Jul. Schmidt Geschichte der Romantik 2. Bd.; Rötscher Cyclus dramat. Charaktere; Adr. Stacks: Johann Heinrich Merck; A. W. Rehberg: Göthe und sein Jahrhundert. Jena 1835; Alfr. Nicolovius: J. G. Schlossers Leben 1844; Wachsmuth Weimars Musenhof 1844. Ouwaroff Notice sur Goethe, lue à la séance générale de l'Académie impériale des sciences de St. Petersbourg. Petersburg 1833; K. Marmier: Etudes sur Goethe. Paris 1835. Weißmann: Aus Göthes Knabenzeit. Frankf. a. M. 1846. Rehm, Göthe und Hegel. Eine historische Parallele. Progr. des Gymn. zu Oels 1849. Breitenbach über den Entwicklungsgang der Göthe'schen Poesie. Progr. des Gymn. zu Wittenberg 1849. Lehmann: über Göthes Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke. Progr. des Gymn. zu Marienwerder 1840. Lehmann: über Göthes Sprache und ihren Geist. Marienwerder 2. Heft. Progr. das. 1849. 37 S. 4.

Außerdem sind zu bemerken: Ein Lied von Marcabrun als Beitrag zur Götheliteratur am 28. August 1849 herausgegeben von W. Holland und A. Keller. Tübingen 1849. — Klein: Ueber Göthe's Achilleis. Progr. des Gymn. zu Emmerich 1850. 19 S. 4. — Göthe's Hermann und Dorothea besonders zum Gebrauch in höheren Bildungsanstalten erläutert von Dr. Gottl. Theod. Becker. Halle 1852. 10 Sgr. — Lehmann: Ueber Göthe's Novelle: das Kind mit dem Löwen. Progr. des Gymn. zu Marienwerder 1846. — Viehoff: Ueber Göthe's Egmont. Progr. der Realschule zu Düsseldorf 1848. 13 S. 8. — Die neugriechische Uebersetzung von Göthe's Iphigenia: *Ἰφιγενεια ἡ ἐν Ταυροις. Μεταφρασθεισα ὑπο Ἰωαννου Παπαδοπουλου. Ἐν Ἰενῃ ἐκ της τυπογραφιας του Σχρειβερ.* 1818; Kieser: psychologische, ästhetische und grammatische Bemerkungen über Göthe's Iphigenia. Progr. des Gymn. zu Sondershausen 1843; Kieser Entwicklung des sittlichen Conflicts in den zwei letzten Aufzügen der Göthe'schen Iphigenia. Progr. das. 1848. 27 S. 4; Hiecke Entwicklung des Ganges der Handlung in Göthe's Iphigenia. Progr. des Gymn. zu Zeitz 1834; R. Schornstein: Ueber Göthe's Iphigenia. Progr. der höheren Töchterschule in Elberfeld 1849; Ph. Mayer: Euripides, Racine und Göthe. Ein Beitrag zur Geschichte der tragischen Kunst. 1. Abth. Progr. des Gymn. zu Gera. 27 S. 4. Ob das S. 77. angeführte Buch von E. W. Sievers: Ueber die Tragödie überhaupt und Iphigenia in Aulis insbesondre. Hamburg 1847. hierher gehöre, kann Ref. nicht entscheiden.

Zu übergehen war ferner nicht: K. E. Schubarth: Ueber Göthe's Faust als Einleitung zu Vorträgen darüber. Progr. des Gymn. zu Hirschberg 1833; F. P. Funcke: Göthe's Faust nach seiner Idee und Einheit. Progr. des Gymn. zu Wesel 1843; Hartung: Beiträge zur populären Erklärung des Faust. 1. Lief. Progr. des Gymn. zu Schleusingen 1844; Ch. Theod. Ludw. Lucas: über den dichterischen Plan von Göthe's Faust. Progr. Königsberg 1840. 24 S. 4.; Düntzer die Sage von Johannes Faust. Stuttg. 1846. 16 Sgr. — Clem. Friedr. Meyer: Historische Studien. 1. Thl.: Studien über deutsche Geschichte, Art und Kunst. Mitau und Leipzig. 1851 (über das Märchen von der Schlange). — Lappenberg: Reliquien der Fräulein von Klettenberg; Bettina von Arnim: Clemens Brentano's Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten. Bd. I. — K. Immermann: Brief an einen Freund, über die falschen Wanderjahre Wilhelm Meisters. Münster 1823; Wieck über Göthe's Lehr- und Wanderjahre Wilhelm Meisters. Progr. des Gymn. zu Merseburg. 1837.

Die Lessing-Literatur in Deutschland. Vollständiger Catalog sämmtlicher in Deutschland erschienenen Werke Lessings sowohl in Gesammt- als Einzel-Ausgaben, aller bezüglichen Erläuterungs- und Ergänzungsschriften, wie endlich aller mit ihm in irgend einer Beziehung stehenden sonstigen literarischen Erscheinungen. Von 1750 bis Ende 1851. Cassel, 1852. E. Balde. 34 S. 8. 7½ Sgr.

Wenn schon die gleichnamigen Werke über Göthe und Schiller unvollständig sind, so bietet das hier genannte Werk über Lessing nur einen kleinen Theil der dahin gehörigen Literatur. Da eine solche bibliotheca Germanica, wie hier angefangen ist, aber Bedürfniß ist, so will Ref. hier nach seinem Vermögen einige Zusätze zu der im obigen Buche enthaltenen Lessing-Literatur geben.

Von den Ausgaben der Schriften Lessings fehlen folgende: Lessings vermischte Schriften. 4 Bde. Berlin, Voß. 1771—85. — Lessing's Werke 8 Bde. Donaueschingen 1822. — Huarl's Prüfung der Köpfe. Aus dem Span. von G. E. Lessing. Zerbst 1752. — Dasselbe. Wittenberg 1785. — Theatralische Bibliothek. 4 Stück. Berlin, Voß 1754—58. — W. Hogarth's Zergliederung der Schönheit. A. d. Engl. von C. Mylius. Berlin 1754. 4. — Preußische Kriegslieder von einem Grenadier. Mit Vorrede von G. E. Lessing. Berlin, Voß. 1758. 12. — Wie die Alten den Tod gebildet. Berlin, Voß 1769. 4. —

Von den zu Lessing in Beziehung stehenden allgemeinen Werken fehlen sehr viele. U. A. waren anzuführen: Herders Werke a. m. O. — Engel's Philosoph für die Welt. — Kästner's Werke. — Mendelsohn's Werke. — Chr. Weiße's Selbstbiographie. — Blümner's Leipziger Theatergeschichte. — Schütze Hamburgische Theatergeschichte. — F. G. Jacobi's Werke 4. Bd. und dessen Briefwechsel. — Prutz, Geschichte des deutschen Theaters. — Börne's dramaturgische Schriften. — Fichte in Fr. Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen (Werke 8. Bd.) — Riemer Mittheilungen über Göthe. — Franz Horn, Psyche. 1. Bd. — Rötscher, Cyclus dramatischer Charaktere 1. und 2. Bd. — A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Göthe. — Düntzer, Göthe's Faust 2. Bd. —

Spezieller beziehen sich auf Lessing: Prutz, literarhistorisches Taschenbuch 1848. — W. Körte, Albrecht Thaer. Leipz. 1839. — Weidemann: Ueber G. E. Lessings Stellung zur Theologie seiner Zeit. Progr. des Gymn. zu Hildburghausen 1842. 27 S. 4. — 2. Theil. Saalfeld 1847. — Pierre Leroux: De l'humanité, de son principe et de son avenir. 2 Voll. Paris 1840. — Bönisch, Begründung des Lessingdenkmals. Camenz 1828. 8. ⅔ Thlr. — Petri, Gedächtnißrede auf Lessing, Braunschweig 1838. — Hölscher, Lessing als Dramatiker. 1. Abtheil. Progr. der Realschule zu Siegen 1842. 2. Abtheil. das. 1848. — Gervais, Lessing als dramatischer Dichter. Progr. d. Progymn. zu Hohenstein 1851. — Die Romane: Lessing von A. von Sternberg, von Klencke, endlich Fr. Theremin's Abendstunden 2. Bd. —

Auf Einzelnes beziehen sich: M. H. A., Sendschreiben über die Lessingsche Rettung des Cochläus. Frankfurt 1755. 4. — Lessings Antheil an den Literatur-Briefen. Carlsruhe 1824. 8. — J. J. Bodmer, Odoardo Galotti. Augsb. 1776. — Hölscher, über Emilie Galotti. Progr. des Gymn. zu Herford 1851. 4. — Die Matrone von Ephesus ergänzt durch K. L. Rahbeck. Mannheim 1790. — Lessing, Fables en prose (texte allemand) avec des notes explicatives et grammaticales par M. Haeffner. Straßburg 1849. 1 Thlr. — Stahr: Merck. — Lettres sur la Religion et la Politique 1829, suivies de l'Education du genre humain traduit de l'allemand de Lessing par Eugène Rodrigues. Paris 1832. — Lessings Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntnisse in W. Körte's Albrecht Thaer. Von Dr. G. G. E. Guhrauer. Berlin, Hirschwald 1841. 8.

Hölscher.

Englische Schul-Grammatik von Dr. H. Schottky. Breslau 1851. 182 S. 8. Zweite gänzl. umgearbeitete u. verm. Aufl.

Bei Besprechung der Unterrichtsmittel, welche über hinlänglich versorgte Unterrichtszweige neu ans Licht treten, halten wir es für dringende Pflicht, zunächst zu fragen: Welche Eigenthümlichkeit der Ansicht von dem Gegenstande oder der Art ihn zu behandeln hat das Werk erzeugt? Worin besteht der Unterschied desselben von ähnlichen Werken? Dann erst tritt die andere Frage hervor: Entspricht das Buch dem Zwecke, diese Eigenthümlichkeit in ihrer vollen Klarheit darzustellen? Durchdringt diese wirklich den ganzen Gegenstand, in der Art, daß es sich der Mühe verlohnt, ihn auch von dieser Seite zu betrachten? Und wenn alles dies in einiger Berechtigung auftritt, so entsteht die dritte Frage, die der Aufnahme das Wort redet oder von ihm abräth: Wird der wesentliche Zweck, die Jugend auf die neu angeregte Weise zu unterrichten, wirklich durch dies Mittel erzielt, oder unter gegebenen Bedingungen besser erzielt als durch die vorhandenen? — Wir glauben sogar, daß jeder Verfasser eines derartigen Buches, der bei sich fühlt, daß er nicht geradezu die Sachkenntniß bereichert, — denn sobald dies der Fall ist, treten alle obige Fragen in den Hintergrund — mit sich selbst über diese Punkte zu Rathe gehen müßte.

Daß die Behandlung des Unterrichts in den meisten Zweigen von unendlich vielen Bedingungen abhängt, weiß jeder Schulmann. Nicht nur sind die Arten der Schulen und die Bildungsstufen derselben im Allgemeinen, so wie in den besonderen Klassen verschieden, sondern auch gleichartige Schulen erfordern häufig nach örtlichen Verhältnissen, die dem Zwecke eines Unterrichtszweiges seine besondere Bestimmtheit geben, besondere Lehrmittel. Es ist dies bei der englischen Sprache vorzüglich bemerkbar, die in einer Gegend bloß zu wissenschaftlicher Bildung, in einer andern mehr behufs des frühzeitigen Gebrauchs im Handelsverkehr, in einer dritten mehr zur schnellen Aneignung der Umgangssprache, u. s. f. erlernt wird. Diese Mannigfaltigkeit der Stufen und der Zwecke berechtigt eine sehr große Mannigfaltigkeit der Lehrmittel, und die Erscheinung der unendlich zahlreichen Versuche darf uns nicht wundern, wenn wir gleich beklagen, daß darunter so Vieles von unreifen Anfängern herrührt und durch zufällige Umstände sogar sich Bahn bricht. Wir wollten nur mit obigen Bemerkungen andeuten, daß wir nicht einseitig über derartige Werke aburtheilen, sondern Verfasser, Umstände und Zweck im Auge behalten, um uns ein Urtheil zu bilden.

Das vorliegende Buch zu beurtheilen wird uns nicht ganz leicht, weil wir die erste Auflage nicht kennen, auch das dazu gehörige englische Lesebuch uns nicht zugänglich ist. Wir beschränken daher unsre Berichterstattung auf die Grammatik, die der Verfasser selbst als auch unabhängig vom Lesebuche aufstellt.

An Eigenthümlichkeit gebricht es dieser Grammatik keineswegs. Sie legt zwar keine neue Anschauung von dem Sprachbau zum Grunde, aber sie befolgt eine gänzlich eigene Anordnung. Diese besteht in zwei Abtheilungen der Formenlehre, 1—40 und 40—52, in der Syntax 53—134, und einem Anhange von übersichtlichen Dingen: Orthographie, Accent, Wortbildung, Interpunction u. unregelmäßigen Verben.

In der ersten Abtheilung der Formenlehre finden wir Regeln über Aussprache, die ersten Elemente der Conjugation, dann die der modalen Verba, die Declination, die Comparation, die vollständige Conjugation, die Pronomina, die Zahlen, die Adverbien, die Wortfolge. — Die zweite Abtheilung behandelt die Frage- und Verneinungsform, die verschiedenen Arten der Aussage mit to do, dem Particip u. s. f., den Plural, das Geschlecht, die unregelmäßige Comparation, die Uebertragung des Adjectivs ins Substantiv, die Abweichungen des regelmäßigen Verbs, die Comparation der Adverbien.

In der Syntax wird behandelt der Casus, das Tempus, der Modus, der Infinitiv, der acc. c. inf., die Bedeutung nachgestellter Adjective, das Particip, die Conjunctionen, die verkürzten Adverbialsätze, die Präpositionen, die Wortstellung.

Wir glauben, daß es bloß dieser Angabe bedarf, um nachzuweisen, daß hier eine gänzlich neue Anordnung gegeben wird, daß aber der Verf. dieselbe irgendwie hätte rechtfertigen müssen, damit man sich darin finde. Uns ist es nicht möglich

geworden, darin ein Ganzes zu erkennen. Wir sehen nur zusammengewürfelte Bruchstücke, ein chinesisches Geduldspiel.

Wenn nun jedes einzelne Stück in seinem Charakter da wäre, so daß man nachher dasselbe schon von selbst einzufügen im Stande wäre, so würde der Verf. seine Anordnung dadurch rechtfertigen können, daß er dem Schüler alles das zuerst reiche, was er ohne große Vorbereitung sich schneller aneignet, und ihn anleite, nochmals die erkannten Stücke an einander zu setzen. Allein schon der geringe Raum, der jedem besondern Stücke gewidmet ist, spricht gegen diese Ansicht. Betrachten wir jedoch das Einzelne, so finden wir auch nicht eine Spur von innerm Geist der Formen angedeutet; so daß der Verf. seine eigene Anschauung gar nicht darstellt, vielmehr sich lediglich auf Vorführung einiger Einzelheiten beschränkt (die übrigens mitunter auch nicht richtig sind). Hier einige Beispiele:

Die Aussprache des Englischen dem Deutschen durch unsre Zeichen begreiflich zu machen ist eine Unmöglichkeit. Die Grammatiker müssen sich auf den mündlichen Unterricht stützen. Was sie leisten, besteht daher vornehmlich in der Aufstellung der Analogien, und in Elementarwerken derjenigen einzelnen Fälle, die sehr leicht vorkommen. Alles zu geben würde einen starken Band erfordern, und die Masse würde den Anfänger abschrecken. Ohnehin ist die Aussprache vieler Wörter von der Sprachkenntniß bedingt. — Der Elementarlehrer muß sich mit Sinn und Verstand zu beschränken verstehen, und desto vorsichtiger mit dem sein, was er dem Gedächtniß als wesentlich und maßgebend einprägt.

Ueber das Maß können die Ansichten verschieden sein, aber was gegeben wird, muß sich als wesentlich bewähren und darf den Schüler nicht irre führen. Hiergegen finden wir S. 4. e ist stumm in Flexionssylben &c. Ausnahme: Hörbar ist in Flexionssylben e zwischen gleichen und verwandten Consonanten (unterstrichen, also sonst nicht?) — Weiterhin o ist stumm in der Ableitungssylbe on, z. B. bacon, pardon. (Muß der Schüler nun nicht pard für den Stamm halten?) — Ferner unter Regelmäßige Aussprache der Doppelvocale: eo = ie, z. B. people. (Muß der Schüler nun nicht diese Aussprache des eo für die regelmäßige, öfters vorkommende halten? people ist ja einzig in dieser Art.) — S. 6. Bei quarter ist eingeklammert guardian, bei question guesh, guest, bei quick, guild, guide, augenscheinlich um den Unterschied zwischen qu und gu hervortreten zu lassen; das ist aber nicht angedeutet, vielmehr würde nach S. 5. sehr leicht die Deutung entstehen, auch hier werde das u vernommen. S. 6. und 7. finden wir eine Tabelle der Vocallaute, ohne alle Beispiele. Das ist etwas ganz Müßiges, und kein Schüler kann davon sich etwas merken.

S. 8—10. Aussprache der Consonanten; höchst dürftig; aber offenbar unrichtig ist S. 9. g wie f am Ende einiger Wörter, — stumm am Ende der übrigen, meist nach i, au, ou, (welcher Zusatz das übrigen wieder begränzt); das ist irreführend, da es auch wie g, wie k, und wie p lautet. g, wie dsch in Wörtern vor e, i, y aus dem Französischen, z. B. genius, giant, gymnastic, ist offenbar ein Widerspruch, denn genius ist jedenfalls lateinisch; ist etwa genesis, gemini, gentile, gyre, oder gingle, u. a. französisch? — Zudem steht vom g in der Mitte kein Wort. —

m ist stumm vor n derselben Sylbe, z. B. hymn; das ist ein offenbarer Fehler. Am Schlusse S. 10 steht: stumme Consonanten also können sein b, g, gh, h, k, l, m, p, t und w. Wir wissen nicht, was dies dem Schüler nützt, aber jedenfalls ist c, sowie s ausgelassen, und wenn man will noch einzelne Sylben, die hie und da verschwiegen werden.

S. 11. beginnt mit der 6ten Lection (bezeichnet sind vorher nur 1. 2. 3., die 4te und 5te mag man ad libitum einschieben) das regelmäßige Verb.

Nach der Angabe der Formen to learn, I learned, learned, kommt abermals „Einfache Formen sind: to learn, learn! I learn, I learned, learned, learning.“ Was lernt der Schüler hieran? — Dann folgt die Conjugation, dazu Bemerkungen über ing statt des Infinitivs, die in die Syntax gehören.

S. 12. unreg. Verb. — „Die meisten verändern den Stamm-Vocal (nämlich im imperf. und partic.) z. B. see, saw, seen.“ Dies ist ein offenbarer Miß-

griff, da hier nothwendig ein Verb mit auch im Part. verändertem Vocal gewählt oder hinzugefügt werden mußte, damit der Schüler ein Beispiel zur Regel habe.

Es kann unsere Absicht nicht sein, über Einzelnes, was gegeben oder ausgelassen ist, mit dem Verf. zu rechten, aber der Bemerkung können wir uns nicht enthalten, daß überall eine Flüchtigkeit wahrnehmbar ist, die leicht vermieden werden konnte. So z. B. sind zwei §§., nämlich 29 und 66, ganz gleichlautend. — Bei den Adverbien S. 36 werden einige auf ly angeführt, aber die Form selbst erst S. 51—52 erwähnt, wo wiederum very am unrechten Orte. as wird daselbst angegeben, dagegen than steht beim Comparativ. S. 16. Auch die Regeln sind, abgesehen von der höchst seltsamen Ausdrucksweise, z. B. beschränkt-regelmäßiges Zeitwort, beschränkt-regelmäßiger Plural, — womit bloß einige leicht einzuübende Abweichungen angedeutet worden, oder S. 46 strategische Ausdrücke z. B. foot Fußsoldaten (?) horse Reiter, sail Segel, (strategisch!) — öfters sehr irreleitend, z. B. ship Schiff, so wie alle Arten von Schiffen, sollen weiblich sein. — Bei der Darstellung der ohne Artikel bestehenden Abstracten, Stoffnamen, und Pluralen, S. 54, wird die Allgemeinheit und Besonderheit erklärt durch bejahende, verneinende, fragende und annehmende Sätze, und zwar mit einer sonst hier nicht gerade beliebten Ausführlichkeit. Es ist uns nicht klar geworden, welchen Einfluß die Satzform auf die Allgemeinheit oder Besonderheit des Begriffs haben könne, und der Schüler wird durch die angegebenen desto mehr in Verlegenheit sein, wie sich nun bei Imperativen und Conjunctiven oder Nebensätzen die Begriffe stellen; in der That ist das Ganze müßig. — Eben so unklar ist S. 55. Ohne Artikel stehen Sachnamen in allgemeinem Sinne z. B. Church is over, — dinner is ready. Wo ist da das Allgemeine? Bei dinner ist es ja das ganz Besondere. Die Regel ist auch wirklich unrichtig, und der Artikel ist nicht, wie §. 223 an den seltsamen Beispielen: the bear is a dangerous animal, the needle is a wonderful invention (Gab es denn keine besseren Beispiele als solche gesuchte Sätze?) eine Vertretung der Gattung durch Einzelnes, sondern der Artikel weist auf die Gesammtgattung hin, und nur in der gänzlichen Abstraction meidet der Engländer die Hinweisung. (Ob man darum wohl billigen möchte woman is weaker than man, S. 55, auch ein sehr gesuchtes Beispiel, lassen wir dahin gestellt sein.) — So lesen wir S. 56: Vor einem irgendwie besessenen (??) Gegenstand, setzt der Engländer gern eine Besitzbezeichnung. (Welcher Schüler kann diese Regel anwenden?)

„Ein alleinstehender bestimmter Artikel, nie bloß durch the", soll heißen, das hinweisende, betonte der, wird nicht durch the allein ausgedrückt.

S. 58. Zwei oder mehr Subjecte erfordern stets ein plurales Prädicat, — dies ist nicht richtig, — wie der Verf. gewiß selbst weiß.

Bei der Casuslehre heißt es S. 63: of wird meist ausgelassen nach worthy, unworthy, (würdig und unwürdig), — dies ist uns völlig neu. — Beim Dativ vermissen wir die Angabe der eigenthümlich englischen Redeweise, son to the duke u. s. f. Dagegen findet man mehrere andere nicht dahin gehörige Bemerkungen.

Ohne hier weiter auf Einzelheiten zu verweisen, wollen wir nur hinzufügen, daß uns die erstaunliche Unordnung um so mehr befremdet, als der Verf. augenscheinlich nicht zu denen gehört, die bloß Andere ausschreiben, vielmehr an vielen Stellen der Syntax den denkenden und durchgebildeten Grammatiker zu erkennen giebt. Daß die gewählte Form etwa in der Erfahrung eines glücklichen Erfolges ihren Grund haben könne, oder durch die besondern Verhältnisse der Breslauer Realschule bedingt sei, wagen wir mit Entschiedenheit zu verneinen, ja wir möchten sie, wenn wirklich hiernach scheinbare Fortschritte sich zeigten, als einen traurigen Beweis einer verschrobenen Denkkraft betrachten, die sich nur nach augenblicklichen Eindrücken entwickelte, ohne zum Bewußtsein zu gelangen. Schulmänner dürfen eine solche Verwirrung nicht anrichten. Unsre Pflicht ist es, das Bewußtsein zu wecken, Ordnung und Klarheit in die Anschauungen zu bringen, und alles Besondere, so weit es nur irgend möglich ist, unter allgemeine Gesetze zu stellen. — Wir bedauern, daß wir genöthigt sind, uns so scharf über das vorliegende Buch auszusprechen, das außerdem auch im Ausdruck und in der Wahl der Beispiele eine Sorglosigkeit entfaltet, welche wir an einem Schulbuche am allerwenigsten

erwarten. Es will uns scheinen, daß die Beispiele, welche allerdings in der Syntax etwas treffender sind, so ganz rein zufällig, wie sie sich beim Lesen dargeboten haben, eingetragen worden, wie denn überhaupt die ganze Sprachlehre mehr eine Sammlung von Einzelheiten darbietet, als ein Ganzes. Man sieht das deutlich da, wo die allereinfachsten Beispiele zur Erläuterung dienen können, während hier etwas Seltsames als einziges Beispiel steht. S. 25 heißt es: werden außerhalb des Passivs und außerhalb der Futur und Conditionalbezeichnung (sonderbar genug!) heißt to become oder to grow; z. B. the animal became suspicious das Thier wurde argwöhnisch. Wer erwartet hier solch ein Beispiel, das nur im Zusammenhang (wir glauben bei Dickens) einen Sinn hat? Ebenso S. 38, Stellung des Adverbs: Duncan thus awaited the resolution which the deer should take. S. 39. At length the buck began to lower his antlers. — S. 53 ist das erste Beispiel zu Eigennamen ohne Artikel: who was the father of Peritana? — Wir wissen wohl, daß solche Kleinigkeiten einem Buche nicht seinen Werth nehmen, aber bei den bereits angedeuteten Fehlern des Ganzen, dienen sie zum Beweise für die Art der Abfassung, die überall eine Eilfertigkeit entfaltet, wie sie bei unserm Gegenstande neben den vielen guten Hilfsmitteln nicht nöthig war.

Wir hegen die Ueberzeugung, daß das Werk bei einer folgenden Auflage eine gänzliche Umgestaltung erfahren werde.

Dr. **J. M. Jost.**

Elementarbuch der englischen Sprache, nach der calculirenden Methode bearbeitet. Von Dr. E. J. Hauschild und John Mickelthwate. Zweite Aufl. Lpz. (Renger). 1850.

Bei keiner Wahl von Schulbüchern kommen in der Regel die Lehrer mehr in Verlegenheit, als bei den elementarischen Sprachbüchern. Dies gilt namentlich von englischen Elementarbüchern. Zwar haben mehrere der in neuerer Zeit erschienenen sich vorzugsweise als brauchbar bewährt, ohne jedoch nach allen Seiten hin zu genügen; die große Mehrzahl, die von Jahr zu Jahr fast in geometrischer Proportion wächst, schließt sich in der Methode und dem Gange den Ahn'schen Lehrcursen für das Französische an. Auch das obige gehört, wie schon der Titel besagt, zu der letzteren Classe, unterscheidet sich aber von den übrigen wieder sehr wesentlich, und kann den Freunden dieser Methode immerhin sehr empfohlen werden. Herr Hauschild hatte, durch die günstige Aufnahme seines französischen Elementarbuchs aufgemuntert, auch ein gleiches für den englischen Unterricht bearbeitet, das nach kurzer Zeit schon eine zweite und durch die Betheiligung eines Engländers in vielen Einzelheiten verbesserte Auflage erlebte. Ohne dem Buche seinen Werth absprechen zu wollen, muß Ref. doch gestehen, daß es im Ganzen genommen hinter dem genannten französischen Elementarbuch desselben Verf. zurücksteht. Das letztere, und namentlich dessen 2ter Cursus, der Ahn's mangelhaften zweiten Theil ersetzen sollte, ist ein wahres didaktisches Meisterstück. Wir verweisen auf die interessante Vorrede desselben, oder laden vielmehr bei dieser Gelegenheit die Lehrer, die es nicht genauer kennen, ein, einmal einen Versuch beim Unterrichten damit zu machen. Es ist, besonders nach der Mitte und dem Ende hin, eine wahre Lust, danach zu unterrichten. Ref. kann dies nicht in dem Maße von dem vorliegenden englischen Buche rühmen. Während dort der Schüler sich augenscheinlich mit jedem Paragraph vorwärts sich seines Fortschritts bewußt wird und mit Lust weiter geht, ist der Gang in dem englischen Theile trotz größerer Einfachheit des Stoffes langsamer, fast schleppend. Man vergleiche nur die langgesponnene und beinahe ermüdende Geschichte Josephs hier mit derselben kernigen Geschichte im französischen Buche. Während dort der grammatische Fortschritt so zu sagen stätiger ist, laufen hier die Einzelheiten bunt durch einander und erschweren dem Anfänger das Behalten. Hier muß oft erst eine wahre Wucht des buntesten Vocabelngemischs ins Gedächtniß, ehe es ans Uebersetzen geht, während in dem französischen Theile mit weiser Anwendung der Jacotot'schen Idee aus wenigem unge-

mein viel neu geschaffen wird. Zu tadeln ist namentlich die sporadische Weise, in welcher die starken Zeitwörter im Buche zur Anwendung kommen. Hier liegt das streng Zusammengehörige, schon gegen alle mnemonischen Gesetze, oft weit auseinander. Ein bloßer Blick auf den Artikel „Irregular Verbs" im Index beweist dies zur Genüge. Aehnliches gilt von vielen andern Dingen im Buche; es ist kein rechter Guß und Fluß darin. Das Buch bedürfte nach unserer Meinung bei einer neuen Auflage einer totalen Umschmelzung; des Herrn Verf. bewährte didaktische Meisterschaft läßt uns hoffen, daß dieser Wunsch kein vergeblicher sei. Wir empfehlen ihm sein eigenes französisches Elementarbuch nochmals als Muster. Ein solches englisches würde unendlich fördernd auf den propädeutischen Unterricht in dieser Sprache wirken können. **Vgl.**

Handbuch der englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet von Dr. F. E. Feller, Director der öffentl. Handelsschule in Gotha. Leipz. (Teubner) 1850. 8. 252 S.

Gegen Unterrichtsbücher „nach einer neuen Methode" oder „einem neuen Plane" bringt man gewohnter Weise beim ersten Aufschlagen ein gewisses Mißtrauen mit. Ref. muß von vornherein gestehen, daß er ein solches Mißtrauen bei obigem Buche nach näherer Durchsicht nur wieder gerechtfertigt fand. Schon in der Vorrede erfährt man, daß der Verf. an dem Meister seiner Jugend, Debonale, sich ein Vorbild genommen, und bei weiterm Durchmustern des Buches gelangt man zu der Ueberzeugung, daß auch wirklich, was Methodik betrifft, die 50jährigen, wenn auch langsamen Fortschritte vollständig ignorirt worden sind. Der Verf. hat nach einer ziemlich langen Reihe von Jahren, in denen er den englischen Unterricht ertheilte, „vergebens auf ein Handbuch gewartet, welches das rechte Maaß von Materialien darbiete". Wir haben gegen das Streben nach Kürze gerade beim propädeutischen Unterrichte im Englischen am allerwenigsten einzuwenden; aber sollte es denn dafür nicht Bücher genug geben? Hauptzweck des Verfassers ist, daß der Lernende sich auch dieser neuern Sprache recht bald in Wort und Schrift bedienen könne, wobei der Nutzen für formale Bildung nicht brauche von der Hand gewiesen zu werden. Ehe aber schriftlicher und mündlicher Gebrauch möglich sei, müsse der Lernende sich einen gewissen Vorrath aus dem unerschöpflichen Reichthum von Idiotismen angeeignet haben, als da sind Let me alone, never mind, I dare say u. dgl. m. Die Kenntniß müsse aus der Sprache selbst geschöpft werden, zum Bau eines Porcellanthurms gehöre vor Allem Porcellan. Wir sind hiermit völlig einverstanden; die Maxime ist aber nichts weniger als neu, sie versteht sich von selbst, und zu ihrer Durchführung bedurfte es erst dann eines neuen Buches, wenn die Art und Weise, das Sprachmaterial zu gewinnen und zu verarbeiten auch wirklich neu war. Darauf und nur darauf, kam es an. Aber in dieser Beziehung ist das angeblich Neue des Buches nicht bloß alt, sondern geradezu veraltet, und letzteres entspricht selbst milden didaktischen Anforderungen gar nicht.

Es möge zur Begründung dieses allgemeinen Urtheils eine kurze Beleuchtung des Verfahrens im Einzelnen hier folgen. Der Hauptfehler dieser Methode (wenn es eine ist) liegt darin, daß der Lernende gleich von vornherein wenigstens neunzig Procent Unverstandenes mit aufnehmen soll, um ihm die einfachsten Dinge von der Welt in den Kopf zu bringen. Da stehen gleich Anfangs links englische Sätze und rechts eine entsprechende deutsche Uebersetzung, ohne Rücksicht darauf, daß darin oft viel schwierigere syntaktische Fügungen unterlaufen. — Der Verf. scheidet freilich Formenlehre und Syntax. Er beginnt mit der Aussprache, nach deutscher Bezeichnung. Ob diese oder die Zifferbezeichnung vorzuziehn war, bleibe dahin gestellt; Dann folgt auf 25 Seiten ein wahres Knochengeripp von sogenannter Formenlehre, mit Conjugationsparadigmen, ein alphabetisches (!) Verzeichniß der unre-

gelmäßigen (?) Zeitwörter, endlich noch einige Seiten voll Listen der Neben-, Vor- und Bindewörter, auch nach alphabetischer Ordnung; und diese Alle ohne auch nur ein Beispiel zu praktischer Anwendung, die ja grundsätzlich dem Verf. bis dahin noch zu früh ist! — Die Syntax, die nun folgt und in ihrer Weise vom Artikel bis zu den Conjunctionen herabgeht, sollte man meinen, würde aus jenen vielen einzelnen Knöchelchen einen Sprachkörper mit Fleisch und Blut construiren. Aber dem ist nicht so. Sie besteht zum allergrößesten Theile aus weiter nichts als Sätzen und Redensarten, aber Alles bunt durcheinander; von Regeln kaum die nothdürftigsten, die meisten soll der Schüler selbst aus der Anwendung lernen, u. a. durch interlinearisches deutsch-englisches Uebersetzen. Das möchte nun noch angehen, wenn sich der Verf. nur bewußt wäre, was Syntax und Formenlehre ist oder sein soll. Sieht man sich z. B. die Syntax der Zahlwörter an, so besteht diese rein aus nackten Zahlenbeispielen, wie: Twice two is four; Three pence halfpenny, Six pounds and three quarters, u. s. f. Gerade so gehts in den übrigen Theilen der sogenannten Syntax des Verfassers. Die Syntax der Fürwörter besteht aus Sätzen wie I have lost my wife; He knows me and him; I myself have done it. Vom Satze als solchem ist im ganzen Buche nichts zu lesen. Der Conjunctiv S. 139 wird mit bloßen englischen Sätzen und deutscher Uebersetzung wieder in buntem Mischmasch abgethan; in der Formenlehre steht kaum eine Silbe davon. Kurz, es ist Alles reine Empirie. Ein Beispiel statt vieler von der Art, wie der Verf. seine Regeln faßt, wenn er ja einmal solche glaubt geben zu müssen: S. 67. „Um das deutsche einer, eine, eins, auszudrücken, kann man im Engl. den doppelten Genitiv anwenden: That was another trick of my son's." Das heißt wohl papageienartig sprechen lehren, aber nicht eine Sprache lehren. Bei der Lehre vom Genitiv S. 62 ff. geht wieder Alles durcheinander; spaßhaft faßt der Verf. S. 83 die Regel über das stellvertretende one. Am bequemsten findet er es meistens, jede kleine Schwierigkeit, eine Regel bündig zu fassen, mit der im Buche wiederholten Phrase, „daß Dies und Jenes nur durch Uebung gelernt werden könne", abzuthun; so in der Casuslehre S. 62; so bei der Stellung der Adjectiva S. 81, und der Adverbia S. 204, wo es heißt: „Diese Beispiele werden genügen, um zu beweisen, daß die Stellung des Adverbs durch keine Regeln zu erlernen sein dürfte". Also auch das mechanische Auswendiglernen zahlreicher Beispiele führt, nach dem Verf., zur Grammatik. Arme Schüler, das ist ja zum Verzweifeln! Etwas seltsam nehmen sich bei diesem trivialen Verfahren die zuweilen, wiewohl äußerst spärlich, untergelaufenen Reminiscenzen neuerer grammatischer Terminologie aus, wie „attributives und prädicatives Beiwort". Da soll denn z. B. S. 82 in dem Satze We fell soon asleep das letzte Wort als Adjectiv und zwar prädicativisch stehen!

Zum Schluß: Man sieht, der Verf. mag Englisch „sprechen" lehren können, zur Herausgabe einer Englischen Grammatik aber hat er schwerlich Beruf, weil das vorliegende Buch nicht den Beweis giebt, daß er überhaupt die Grammatik nicht versteht. So lange Denken und Sprechen nicht zwei ganz gesonderte Dinge sind, läßt sich kein Sprachunterricht in irgend welcher Form geben, bei dem nicht auch so ein wenig gedacht wird.

Dr. Berglein.

Geschichte der deutschen Literatur. Von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Von Dr. Eugen Huhn. Stuttgart, Müller. 1852. 8. 2 Thlr. 6 Sgr.

Wieder eine neue Literaturgeschichte zu den fast zahllosen älteren. Dies neue Werk tritt aber nicht mit Entschuldigungen vor das Publicum, es ist nach der Vorrede für das allgemein gebildete Publicum bestimmt und für Mittel- und Hochschulen, überhaupt für Alle, welche Lust und Liebe zu unserer Literatur besitzen

und sie genau kennen lernen wollen, ohne Zeit und Absicht zu haben, tiefer in die speciellen Quellen hinabzusteigen und sie zu ihrem Hauptstudium zu machen. Und für dies Publicum, meint der Verf., reichen die bessern Werke über die Geschichte der deutschen Literatur nicht aus, da die größern Werke nur für Gelehrte bestimmt seien und ihr Studium große Anstrengung erfordere (!) und die in den Nimbus langer und breiter Anmerkungen und Citate gehüllten Handbücher mehr auf die Stoffe hinweisen als sie darbieten. Ein gründliches Buch fehle noch, das den Inhalt klar und ausführlich genug gebe, die Schriftsteller und ihre Werke charakterisire, ein klares Bild von ihnen gebe. Ein solches Buch sei das gegenwärtige.

Schweigen ist besser als Gold! ist ein alter Spruch, der heutiges Tages leider viel zu wenig berücksichtigt wird, dessen Nichtbeachtung von Seiten manches schreibseligen Autors manchem Leser einen Laut des Unwillens abnöthigt. Hätte doch auch der Verf. des angeführten Buches den schönen Spruch beherzigt und seinem Verleger die unnöthigen Kosten erspart. Schon die kecke Zuversicht, mit der das Buch in die Welt tritt, erregt unser Erstaunen. Wahrlich, wenn ein Autor, der auf dem Gebiete der deutschen Literatur sich noch nicht bekannt gemacht hat, mit einer deutschen Literaturgeschichte als Erstlingsarbeit erscheint, so zeugt dies von einer solchen Verkennung der Schwierigkeit der Aufgabe, daß man nur mit einem Vorurtheil an das Buch herantritt. Dies Vorurtheil wächst, wenn man in der Vorrede den Zweck so höchst unbestimmt hingestellt findet, wenn das Buch sich zugleich als ein Buch für Schulen und für das allgemein gebildete Publicum ankündigt, wenn es die schönste Aufgabe eines solchen Werkes geradezu von sich ablehnt, zu einem tiefern Studium anzuleiten, und lieber nur dem schalen Theegeschwätz Stoff zu bieten sich vornimmt. Ein solches Publicum möge lieber die deutsche Literatur mit seiner Theilnahme verschonen und wenn es geistige Interessen hat, sie der italienischen Oper zuwenden. Endlich zeugt es von einer großen Unkenntniß des Verf., wenn er meint, wir besäßen keine Bücher ohne großen gelehrten Apparat, welche die Forderungen befriedigen, die er schließlich sich stellt.

Mit einem Vorurtheil tritt man so an das Buch heran. Aber was ist diese Mißstimmung gegen den Unwillen der uns ergreifen muß, wenn wir in das Buch hineinschauen. Ueberall zeigt sich außer zahlreichen Beispielen von Unkenntniß auf diesem Gebiete Planlosigkeit, Mangel an Methode, Unklarheit. Bald ist aus diesem bald aus jenem Compendium etwas entlehnt, von eigenem Studium findet sich keine Spur. Um aber doch den Schein der Gelehrsamkeit zu haben, so ist auch die Literatur der Schriftwerke beigefügt. Was dergleichen hier soll, in einem Buche, welches gerade für ein Publicum bestimmt ist, „welches nicht Lust hat zu den speciellen Quellen hinabzusteigen", gehört zu den Unbegreiflichkeiten des Buches. Wie es mit der Literaturkenntniß des Verf. übrigens aussieht, ist schon gleich im Anfange ersichtlich, wo er unter den Arbeiten über die Malbergische Glosse grade Jacob Grimm's Arbeit ausläßt. Uebrigens ist ja nichts leichter als solche literarische Notizen zusammenzusuchen oder Namen an Namen zu reihen. Denn in dieser endlosen Nomenclatur, die eben das deutlichste Beispiel der schlechten Methode ist, kann der Verf. kühn mit jedem seiner Vorgänger in die Schranken treten. Da führt er für dies „allgemein gebildete Publicum", dem ob dieser Gelehrsamkeit es wunderlich zu Muthe werden muß, z. B. §. 294 der deutschen Literaturgeschichte folgende Namen auf, alle mit einer kurzen sogenannten Charakteristik: die Philosophen Rosenkranz, Michelet, Gabler, Hinrichs, Zeller in Bern, Vischer, Hartenstein, Drobisch, Trendelenburg, Reiff, Lotze, Reinmann (!), Bachmann, der jüngere Fichte, Ulrici, Ph. Fischer, Brandes (!) in Bonn, Hermann in Göttingen, Zeller in Tübingen, Chalybaeus, Feuerbach, Erdmann, Braniß, Heinrich Ritter, E. Reinhold, Sigwart, Marbach (!), die Theologen David Strauß, Ruge, Bruno Bauer, Feuerbach, Ullmann, Neander, Kuhn, Twesten, Wegscheider, Bretschneider, Harleß, J. P. Lange, Tholuck, Klaus Harms, Gieseler, Hase, Rettberg, Engelhardt, Liebener, Martensen, C. Schmidt, A. Helfferich, Chr. Bauer; §. 295 kommen dann sogar die Staatswissenschaften und in ihrem Gefolge: Martens, F. Murhardt, Schmitthenner, Rotteck, Nebenius, List, Reden, Czörneg, Dieterici ꝛc.

ꝛc. Was soll man dazu sagen?! Ist das nicht Gründlichkeit in einer deutschen Literaturgeschichte?

Nun endlich schlagen wir zum Beweise der klaren Charakteristik auf, was uns zunächst in den Wurf kommt. So charakterisirt S. 305 der Verf. Lessings Emilia Galotti: — „Es folgte Emilia Galotti, das (!) besonders den theatralischen Zweck und die Kunst der Darstellung im Auge hatte und darum auch weniger für das Lesen als für die Aufführung bestimmt war. Das Stück steht durchaus in der Wirklichkeit, beruht auf ächt menschlichen Verhältnissen, ist reich an bedeutenden Situationen und die ganze Handlung ächt dramatisch. Ursprünglich legte Lessing die Geschichte der Virginia zu Grund, versetzte aber dann die Begebenheit in die neuere Zeit und gab der Handlung eine ethische Grundlage. Hierdurch ist dieselbe freilich für uns nicht vollkommen gerechtfertigt, mancher Charakter ist sogar übertrieben und manches Motiv gesucht; dies alles verschwindet aber vor der genialen Durchführung des Ganzen und Einzelnheiten, wie der Prinz mit den Neigungen und Launen seines Standes, wie er sich im Bewußtsein Alles thun zu dürfen fortreißen läßt und zu schwach ist eine schlimme That zu verhindern, Marinelli, der Großvater aller theatralischen Hofschurken, und einige andere Personen werden bei einer geschickten Aufführung immer von bedeutender Wirkung sein, welche das Stück jederzeit macht (!)." — Was wird selbst ein „allgemein" gebildetes Publicum zu diesem Gerede sagen! — Oder hören wir ein Stück von der Philosophie, denn auch diese, wie wir schon gesehen, fehlt in diesem gründlichen Buche nicht. So heißt es z. B. S. 521 von Solger: „Wichtiger als Adam Müller" (— man beachte schon diese wunderliche Zusammenstellung!) „wurde der Berliner Professor Solger, der eine Art Mittelweg einzuhalten suchte und den Idealismus mit der Naturphilosophie vermitteln wollte, aber grade durch diese Widersprüche zu einer unsicheren Haltung und Unzufriedenheit mit dem Leben und der Wirklichkeit gedrängt wird. Er war zu sehr mit dem Alterthum vertraut und philosophisch gebildet, um recht in die Grundsätze der Romantik einzugehen (!) u. s. w." — Sapienti sat.

Hölscher.

Shakspeare's Sommernachtstraum erläutert von Dr. Carl Conrad Hense. Halle, 1851.

Der Verf., der den Lesern des Archivs durch seine Abhandlung über die Geschichte des Sommernachtstraums als gründlicher Erforscher dieses Shakspeare'schen Stückes bereits bekannt ist, hat in vorliegender Schrift eine sehr umfassende, mancherlei Beziehungen und Verhältnisse berührende Betrachtung desselben geliefert. Die Veranlassung zur Veröffentlichung dieser Erläuterungen hat die Geschichte des Sommernachtstraumes gegeben, der zu verschiedenen Zeiten in Deutschland Epoche gemacht habe, und zwar früher in seinen Theilen, in der letzten Zeit als Ganzes.

In der Einleitung vindicirt der Verf. dem Sommernachtstraum die Eigenthümlichkeit eines ächten Kunstwerkes, die Phantasie zu beleben und in ihr den Trieb zum selbstständigen Bilden anzuregen; und weist nach, wie der Dichter durch die Verbindung germanischer Romantik mit der plastischen Einfachheit der hellenischen Sage seiner Dichtung einen ungewöhnlichen Reiz verliehen hat. Doch nicht bloß Gestalten der Phantasie ohne tiefere Bedeutung enthalte der Sommernachtstraum, sondern, sowie in den Tragödien des Dichters, so trete auch in diesem Lustspiele eine Idee verkörpert auf, die nach der Meinung des Verf. die ist, „daß alle Willkür, welche die sittlich ernsten Verhältnisse leidenschaftlich oder leichtsinnig behandelt, sich in Verwirrung stürzt, eine Beute des Zufalles wird und dadurch ihre Strafe erfährt, während der besonnene, leidenschaftslose Sinn über den Launen des Zufalls steht und mit der Selbstbeherrschung auch die Herrschaft über die äußern Verhältnisse des Lebens besitzt". Wie diese Idee überall in dem Lustspiele hervortritt, wird sodann an den 4 Gruppen der Elfen, der Liebenden, der Handwerker und des Theseus und der Hippolyta nachgewiesen.

Die Elfen sind Geister der Natur ohne Einfluß auf die sittliche Welt, ihre

Thätigkeit bezieht sich nur auf das Sinnliche. Titania repräsentirt das Anmuthige in der Natur; Oberon, als Repräsentant des Naturlebens, ist eine kräftigere, in die Geheimnisse der Natur eingeweihte Persönlichkeit. Puck, sein Diener, ist der Zufall mit seiner scheinbaren Laune und Willkür. Die Strafe dafür, daß sie sich nicht durch das Sittengesetz, sondern durch Willkür und Laune leiten lassen, ist für Titania, daß sie bis zur Liebe des eselsköpfigen Zettel herabsinkt, für Oberon und Titania, daß ihre willkürliche Auffassung der Ehe zu Zwist und Trennung führt.

Nachdem der Verf. sodann an den beiden Paaren der Liebenden, Demetrius und Helena, Lysander und Hernia, gezeigt hat, wie sie durch Flatterhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit sich mancherlei Angst und Kummer zuziehen; weist er an der Gruppe der Handwerker nach, wie auch auf dem Gebiete der Kunst die Willkür zur gröbsten Verwirrung führt und jeden Erfolg aufhebt. In Zettel findet der Verf. „das Symbol jenes Naturalismus, welcher mit ungebildeter und eingebildeter Rohheit an die Kunst geht, deren Bedeutung und Tiefe, wie sie auf der Bildung beruht, nur von dem gebildeten Geiste ergriffen werden kann".

Zu den übrigen Gruppen bildet die letzte einen Gegensatz und eine Vermittlung. Theseus ist der ruhige, besonnene Mann, der die Verhältnisse klar auffaßt und mit liebenswürdigem Humor beurtheilt. Die Elfen haben auf ihn und sein Verhältniß zu Hippolyta keinen störenden Einfluß; Titania wagt nicht, ihn der Hippolyta zu entführen.

Der folgende Abschnitt, „der Traum" überschrieben, erinnert an die Walpurgisnacht, an die Feier des ersten Mai in England zur Zeit Shakspeare's, handelt von der Art, wie dieser Dichter den Traum überhaupt aufgefaßt, und von den vielen sittlichen Verhältnissen, die derselbe zum Gegenstande seiner Komödien und Schauspiele gemacht hat.

Darauf folgen Abhandlungen über die Composition des Sommernachtstraums, über das Verhältniß desselben zu den übrigen Komödien und Schauspielen Shakspeare's, über das Drama von Pyramus und Thisbe, über die Elfenmythologie, und den Schluß machen historische Beziehungen.

Dr. G. Petri.

Lectures graduées et choix de poésies faciles pour l'enseignement de la langue française à des enfants de neuf à douze ans. Ouvrage précédé d'un cours de prononciation et d'épellation par J. L. Girard. Bâle, 1850.

Daß es dem an der Scheide der beiden Sprachen wirkenden Schulmanne, bei der größern Leichtigkeit der Erlernung des fremden Idioms, besonders gelingen muß, für das Bedürfniß des Unterrichts Tüchtiges zu leisten, beweist vorliegendes Buch. Dasselbe ist für deutsche Knaben von 9 bis 12 Jahren zur Lectüre bestimmt und unterscheidet sich von andern Uebungsbüchern ähnlicher Art vorzüglich dadurch, daß es mit einem der angegebenen Altersstufe zwar angemessenen, aber keineswegs nichtssagenden, langweiligen Inhalte planmäßiges Fortschreiten von Leichterem zu Schwererem und eine den Unterricht unterstützende Einrichtung verbindet. Ein besonders wichtiger Vorzug des Buches scheint Ref. noch darin zu bestehen, daß dasselbe schon auf dieser Stufe den Unterricht in der fremden Sprache andern Fächern dienstbar zu machen sucht, indem es Historisches, Mythologisches, Naturgeschichtliches, Geographisches und Mathematisches in jeder Abtheilung mit dem Erzählenden abwechseln läßt.

Die Einrichtung des Buches ist näher folgende. Den Anfang bildet ein Cours de prononciation et d'épellation, von dem der Verf. selbst sagt, daß es ihm sehr schwer werde, seinen Platz in diesem der ersten Lectüre bestimmten Buche zu rechtfertigen. Hätte der Verf. dafür lieber einen kurzen Abriß der Grammatik seinem Buche beigegeben, so würde dasselbe gewiß an Brauchbarkeit noch gewon-

nen haben. Das Lesebuch selbst zerfällt in 4 séries, von denen die erste 12 Fabeln und kleine Erzählungen mit Interlinear-Uebersetzung, die zweite und dritte Uebungen über die 12 ersten Zahlwörter, Anekdoten aus der alten Geschichte, Mythologie u. s. w. zu immer schwereren Stücken fortschreitend mit den nöthigen Vocabeln unter jedem Lesestücke, und die vierte längere Abschnitte mit angehängtem alphabetischen Wörterverzeichniß enthalten. Am Ende einer jeden der drei ersten Abtheilungen befindet sich ein Verzeichniß der gelernten Wörter mit Angabe des Ortes, wo sie zuerst vorgekommen sind. Ueberall ist in besondern Anmerkungen auf die Eigenthümlichkeiten des französischen Ausdrucks aufmerksam gemacht. Als brauchbare Zugabe bringt der Anhang Sprichwörter, Sentenzen und Calembours, deren Aufnahme der Verf. für eine Accommodation an das jugendliche Alter seiner Leser erklärt, ohne sie sonst zu billigen. Den Schluß bildet eine recht gute Auswahl kleiner Gedichte moralischen, religiösen und erzählenden Inhalts.

Dr. G. Petri.

---

1) Exercices de Mémoire. Première partie, mise à la portée des enfants par C. Narbel. Berlin, A. Duncker.

2) Auswahl französischer Gedichte zum Uebersetzen und Memoriren von Dr. Fr. Ahn. Leipzig, E. Geibel.

3) Récueil gradué de poésies françaises, rédigé par F. Caumont. Bâle, J. Schweighauser.

Bei dem Unterrichte in den neueren Sprachen ist das Lesen, Aufschreiben, Uebersetzen und Memoriren zweckmäßig ausgewählter Gedichte außerordentlich bildend und Hr. Ahn hat ganz Recht, wenn er in der Vorrede zu seiner Sammlung sagt: „Das Ohr gewöhnt sich dadurch an den Wohllaut der Sprache, dem Gedächtnisse wird eine Fülle von edlen Ausdrücken und schönen Wendungen eingeprägt, und Geist und Gemüth finden in solcher Lectüre eine reiche fruchtbringende Nahrung". Von dieser Ueberzeugung durchdrungen lassen denn auch viele tüchtige Schulmänner regelmäßig jede Woche ein Paar Verse auswendig lernen, und besonders für die mittleren Classen dürfte sich hier die Methode bewährt haben, Einzelnes zu dictiren. Einer der Schüler schreibt es an die Tafel, der Vers wird dann übersetzt, gemeinschaftlich corrigirt und später in das Extemporalienheft eingetragen; der Lehrer besorgt hierauf die Revision und dann erst erfolgt das Memoriren. Es ist nicht zu läugnen, daß es zweckmäßig ist, neben derartigen Uebungen zugleich eine gedruckte Sammlung zu gebrauchen, und Lehrern, deren Lesebücher in dieser Hinsicht nicht ausreichen sollten, kann Ref. obige drei Sammlungen bestens empfehlen.

Nro. 1. ist eine sehr anmuthige Auswahl, die sich besonders für den Gebrauch in Mädchenschulen eignet; wir finden hier Gedichte von Schriftstellern ersten und zweiten Ranges, aber mit wenigen Ausnahmen ist Alles recht geeignet und dem Inhalte nach vortrefflich.

Nro. 2. hält sich auf einem höhern Standpunkte. Hr. Dr. Ahn giebt zuvörderst in einer recht populär gehaltenen Einleitung die Lehre von dem französischen Versbaue und dem Lesen franz. Verse und begleitet seine Sammlung im Anhange mit Anmerkungen, welche wohl geeignet sind, das Verständniß der Gedichte wesentlich zu erleichtern und eine gute deutsche Uebersetzung zu vermitteln. Die Lieder selbst sind nicht nur, (wie dies gewöhnlich der Fall ist) der sogenannten klassischen Periode entnommen oder den bekanntesten Producten von Lamartine, Béranger und V. Hugo; wir finden hier einen großen Kreis der neuern, beachtungswerthen Dichter Frankreichs, und das Gegebene zeichnet sich zugleich durch sittliche Würde und Wärme des Gefühls aus und ist sowohl wegen der vollendeten Form als auch der dichterischen Wahrheit höchst empfehlungswerth.

Hr. Caumont, der Verf. von Nro. 3., liefert im Anhange zu seinem Werke ebenfalls einen Aufsatz über die Versification française. Das Buch zerfällt in 4 parties, von denen jede wieder in 2 sections eingetheilt ist, damit die nach einer Versetzung in der Classe sitzenbleibenden Schüler nicht wieder dieselben Stücke zu memoriren brauchen. Die Auswahl ist äußerst geschmackvoll und beweist zugleich den pädagogischen Tact des Verf., indem nicht nur alles Unpassende glücklich vermieden, sondern auch ein stetes Fortschreiten von dem Leichteren und Einfachen zum Schwierigen deutlich ersichtlich ist.

Die Ausstattung der drei Bücher ist sehr schön und der Preis billig.

Hg.

Schwedisches Lesebuch von A. Ekholtz. Hamburg. Perthes-Besser und Mauke. 1851. 8.

Dies Buch enthält fünf Erzählungen in schwedischer Sprache von Crusenstolpe, Almqvist, Mellin, Carlén, Fredrika Bremer, und ist weder mit einem Vorworte noch mit Andeutungen über schwedische Aussprache, noch mit grammatischen Erläuterungen versehen.

Unten auf jeder Seite sind die Vocabeln des Inhaltes derselben angebracht. Es ist das sich hiebei von selbst ergebende Princip, daß nur die Vocabeln aufgeführt werden, welche von dem Deutschen zu sehr abweichen, als daß sie aus Sprachvergleichung erkannt werden könnten, nicht consequent durchgeführt, und es scheint der Verf. seltsamer Weise vorauszusetzen, daß man Pronomina, Conjunctionen u. s. w. wissen müsse, um sein Buch zu benutzen.

Jedenfalls hätten wir ein bei Weitem brauchbareres Buch, wenn (in Mahn's Weise) nur eine längere Geschichte gegeben worden wäre mit Andeutungen über die interessanten Erscheinungen der schwedischen Grammatik, z. B. dem suffigirten Artikel, mit sprachvergleichenden das Englische und Deutsche benutzenden Anmerkungen, wenn wir überhaupt nur irgendwie allgemeine Gesichtspunkte, nach welchen der Verf. lehrt oder Bücher macht, vorfänden.

Obgleich es schwerlich zu läugnen ist, daß man auch aus diesem Buche durch Sprachvergleichung viel lernen könne, und dasselbe, als Uebungsbuch benutzt, gar ersprießliche Dinge leisten mag, so kann man es doch vom Standpunkte der heutigen Lernmethode nur als ein Curiosum betrachten, das nicht den geringsten Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht.

Dr. **Büchmann.**

Abriß der französischen Syntax für höhere Schulen von Joseph Hägele. 138 S. Breslau 1852.

Dies Werkchen behandelt die franz. Syntax nach der Becker'schen Lehrweise. Wir sind nun zwar nicht der Ansicht, daß verschiedene Sprachen auf denselben Grundriß gestellt werden dürfen; allein hierüber gehen die Meinungen auseinander, und es läßt sich insbesondere für den Schulunterricht auch der Grundsatz geltend machen, daß die Schüler leichter die fremde Sprache erlernen, wenn sie sie in diejenige Form gießen, welche sie bereits für die Muttersprache sich angeeignet haben. — Geht man von diesem Grundsatze aus, so ist der Versuch, das Beckersche Gebäude oder vielmehr Gestelle für die franz. Sprache zu benutzen, um so mehr berechtigt, als Beckers Lehrgang sich einer weiten Verbreitung erfreut.

Wir finden nun, nach sorgfältiger Betrachtung des vorliegenden Buches, die ganze Ausarbeitung gediegen und vortrefflich, die Anordnung streng, die Uebersicht leicht, den Ausdruck sorgfältig gewählt, die Beispiele treffend. Es hat uns hierbei ganz besonders zugesagt, daß der Verf. sich nicht knechtisch an Becker bindet, sondern sich ganz genau an die Erscheinungen der franz. Sprache hält, und deren Bedeutung darstellt, ohne auf die Beckerschen Denk-Spitzfindigkeiten einzulassen,

deren sich der Sprechende niemals bewußt wird, und deren schärfere Beachtung den Ausdruck bei jedem Schritte ängstlich machen würde. Man findet hier die vier Satzverhältnisse der B.'schen Sprachlehre, die Lehre von Zeit und Sprechart (Modus) die von der Wortfolge und vom zusammengesetzten Satz, schön und klar dargestellt; und wir glauben, daß das Buch auch denen, welche auf andere Weise im Französischen unterrichtet worden, sehr lehrreich sein werde. — Angehängt ist eine Reihe schöner Stellen zum Auswendiglernen (Memorirstoff genannt); über deren Wahl läßt sich nicht streiten, zumal der übergroße Reichthum des französischen Schriftwesens jede Wahl in Verlegenheit setzt. Doch wäre es wünschenswerth gewesen, irgend einen Gesichtspunkt angegeben zu sehen, wonach die Stellen besonders diesem Lehrgange sich anschließen.

Einzelne Kleinigkeiten sind uns aufgestoßen, die wir nicht billigen möchten, wie z. B. S. 1. so wird es mit dem Subject auch im Geschlecht übereingestimmt; S. 3. das Beispiel: Vous et lui savez la chose. S. 29. ist die Anm.: „Als örtliches Ziel nach à wird eine Person nur durch die pron. pers. absolus bezeichnet; in allen übrigen Fällen wird die Prép. à durch andere Wendungen, wie venir und aller voir, trouver und ähnliche ersetzt", sehr undeutlich. Beispiele wären hier sehr nöthig, und wir meinen, auch die Darstellung bedürfe einer Berichtigung.

Wir zweifeln nicht, daß dies Buch sehr verbreiteten Anklang finden werde. In folgenden Auflagen wird sicherlich noch manche Vervollkommnung sich ergeben.

Dr. **J. M. Jost.**

Dramatische Dichtungen von Friedrich Roeber. Elberfeld, Julius Bädecker. 1851. 477 S.

Enthält drei Trauerspiele: Kaiser Heinrich IV., Tristan und Isolde und Appius Claudius. Wenn dieses Archiv so manche Besprechung den älteren Dichtern neuerer Sprachen widmet, selbst wenn sie nicht classisch sind, so darf es wohl auch einige Zeilen über einen jungen deutschen Dichter sagen, der vor Kurzem mit sehr achtungswerthem Talente für das Drama aufgetreten ist. Der Verf. vorliegender Trauerspiele hat sich als einen tüchtigen Kenner der Sprache gezeigt, die er nicht allein lyrisch, sondern auch dramatisch zu benutzen versteht, wobei wir allerdings die romantische Tragödie von Tristan den beiden übrigen vorzuziehen kein Bedenken tragen, da sie ein wirklich anmuthiges Talent verräth, welches sich in der angemessenen Form zu bewegen weiß, indeß die beiden übrigen Stücke schon mehr Tendenz in sich tragen. Namentlich hat das letzte Stück so sehr den Anstrich neumodischer Tendenzen, daß wir die alten Römer darin wieder zu finden nicht ganz vermögen. Doch zeigt sich auch in diesem manches Vorzügliche und namentlich Kaiser Heinrich IV. läßt wünschen, daß solche vaterländische Stoffe recht oft bearbeitet würden. Hat sich der Dichter erst vom Anfluge momentaner äußerer Eindrücke befreit, so darf man von ihm noch manches bedeutende Bühnenstück erwarten.

M. R.

Die Caninefaten. Historischer Roman von J. von Lennep. Aus dem Holländischen übersetzt von J. H. F. Berg. Aachen und Leipzig, 1840.

Wenn wir die oben genannte Schrift jetzt noch mit einigen Worten besprechen, so haben wir dabei eine doppelte Absicht. Der Verf. will ein Bild des Landes und Lebens der Caninefaten zur Zeit ihrer Kämpfe mit den Römern entwerfen, und es ist ihm vielfach gelungen, das historisch Gewisse mit den wahrscheinlichen Bildern seiner Phantasie zu einem ansprechenden Gemälde zu vereinigen. Solche Schriften sind sehr geeignet, in das innere und äußere Leben eines Volkes die Jugend einzuführen, und wir würden das Werk für Schülerbibliotheken empfehlen,

wenn es uns nicht zu üppig und zu lüstern mitunter vorgekommen wäre. Züchtigkeit und Reinheit des Herzens und Wandels müssen uns aber für die Jugend und fürs ganze Leben über Alles gehn. Dann ist aber die Uebertragung, sei es durch die Schuld des Setzers, sei es durch die Unwissenheit des Uebersetzers, so voll von Fehlern, daß wir sie auch deshalb der Jugend nicht empfehlen dürfen. Thl. 1 S. 16 steht z. B. Hütten, die sich.. hervorragten; S. 17: Ambivariten, Eburoven; S. 72: Die centurio primi pili oder primus pilus hieß so, weil sie die älteste centurio der pilani war; S. 91: daß sie die freie Luft noch die Feldarbeit nicht scheuete; Thl. 2 S. 83: ein Lager aufführen; S. 222: behutsam und fortwährend in Gefahr zu stürzen; 244: Haupträthelsführer; 252: Bande, welche die Völker an einander ketteten und die.. gebrochen wurde. Vgl. noch S. 243; 245; 251; 175; Thl. 1, 137; 72; 70; 52; 22. Andere Wendungen wollen wir zwar nicht loben, aber man findet sie doch auch bei andern Schriftstellern. So heißt es Thl. 1 S. 89: Aq. war nicht unwürdig... die Augen vor ihm niederzuschlagen. Aehnlich sagt Hölty: „Wunderschön ist Gottes Erde und werth, darauf vergnügt zu sein" und Matthisson's Erinnerungen (1817) V, 187: „Sie führte Reste.., um beigesetzt zu werden". — Thl. 1 S. 85 steht: Sie sahen ihr Land durch breite Wege durchschnitten, ihren Boden tauglich gemacht, Gräser hervorzubringen oder in lachende Wiesen **umzuschaffen**", ein jedenfalls schlecht construirter Satz. Wir wollen bei dieser Gelegenheit auf eine Verbindung besserer Schriftsteller aufmerksam machen. Niebuhr schreibt (Lebensbeschreibung S. 399): Mir däucht zu erinnern; Grimm (Mythologie Ausg. 1 S. 485): daraus scheint herzuleiten; Rückert (Gesammelte Gedichte B. 4 S. 137): Mir scheint nichts Besseres zu thun; Wieland (B. 2 S. 208); Er deucht mir zu vergleichen; Hagedorn (Johann der muntre Seifensieder): Er schien fast glücklicher zu preisen, als die berufnen sieben Weisen, als manches Haupt gelehrter Welt, das sich schon für den achten hält; Johann Elias Schlegel (Brief an den Herrn von Hagedorn V. 35 ff.): „Mir aber scheint die Mühe noch hoch genug zu schätzen, durch kluger Verse Geist die Leser zu ergötzen." — Für gewöhnlich würden wir schreiben: Mir däucht, es sei zu erinnern; daraus scheint herzuleiten zu sein oder hergeleitet werden zu können; mir scheint nichts Besseres zu thun zu sein; er däucht mir zu vergleichen zu sein; er schien fast glücklicher zu preisen zu sein; — mir scheint die Mühe noch hoch genug zu schätzen zu sein. Aber es ist eine active Construction gewählt: zu erinnern däucht mir, scheint mir gut; das Herleiten scheint mir; er däucht mir, scheint mir gut zum Vergleiche; er schien zum Preisen, fürs Preisen glücklicher. Sonderbar ist die Bemerkung von Heinsius (Teut, Thl. 2 S. 519), die er zu der oben angeführten Stelle aus Hagedorn giebt. „Preisen", sagt er, „ist immer ein thätiges Zeitwort, hier aber ganz ungewöhnlich als ein unthätiges behandelt. Man kann wohl sagen: ich bin zu preisen, aber nicht: ich scheine zu preisen".

Teipel.

Ueber die Anwendung von sogenannten Gesprächbüchern ist viel gestritten worden; für eine gewisse Sphäre werden sie indessen, ohne Zweifel trotz aller Widerrede, beachtungswerthe Mittel des Unterrichts bleiben. Die beiden neuesten Bücher der Art:

1) Do you speak english; englisch-deutsche Gespräche. Leipzig, bei E. Wengler.

2) Parlez-vous français; franz.-deutsche Gespräche. Ebendaselbst.

welche bereits in der 4ten Auflage erschienen sind, gehören zu den besseren Hilfsbüchern der Art, und verdienen auch wegen des wirklich Neuen und Originalen in den Gesprächen gerühmt zu werden. Wir finden hier einmal etwas anderes als das gewöhnliche abgedroschene Gewäsch.

Programmenschau.

Deutsche Aufgaben und poetische Ergötzlichkeiten, von dem Prorector Stein. Progr. des Evang. Gymnasiums in Glogau 1851.

Wir begegnen hier einem alten Lehrer, der seit etwa 40 Jahren den deutschen Sprachunterricht ertheilt hat und mit großer Bescheidenheit nun vor seinem Scheiden eine Art Rechenschaft ablegt und die Ansichten und Grundsätze entwickelt, welche ihn bei der Wahl der Aufgaben, bei Correctur der Aufsätze und bei Beurtheilung und Vervollständigung derselben durch Nachträge geleitet haben. Wir erhalten nicht gerade viel Neues, aber es wird gewiß manchem jüngeren wißbegierigen Lehrer äußerst erwünscht sein, einen so einfachen und wirklich anziehenden Rechenschaftsbericht eines alten würdigen Collegen zu lesen, und Ref. empfiehlt deshalb die Abhandlung recht sehr. Ueber die Wahl der Themata bemerkt der Verf. mit weiterer Ausführung, daß sie nicht über den Gesichtskreis der Schüler hinausgehen und ferner nicht zu Blicken in das Leben veranlassen müssen, die dem Wesen der Jugend fremd sind; sie müssen Gelegenheit geben, die erworbenen Kenntnisse zu combiniren, kurz und bestimmt ausgedrückt sein und die Form genau bestimmen. Jeder dieser Punkte wird näher erläutert, und man findet darunter eine Reihe guter Winke, die von recht Vielen beherzigt werden sollten. Bei der Besprechung der Correctur und Rückgabe der Aufsätze sehen wir, daß wir es mit einem äußerst gewissenhaften Manne zu thun haben, und auch hier könnte mancher Lehrer recht viel lernen. Als ganz eigenthümlich möchten wir noch die von dem Verf. gelieferten Nachträge bezeichnen; nachdem er nämlich alle Hefte zurückgegeben, dictirt er entweder eine vollständige Disposition, welche in das Buch geschrieben wird, wozu er wo möglich alles Gute benutzt, was die Schüler irgend in ihrer Arbeit vorgebracht haben und nur Jedem der richtige Platz und der passende Ausdruck gegeben wird. Zuweilen führte er aber auch den Aufsatz ganz aus, großentheils mit den gegebenen Gedanken und las dieses dann vor als eine gute Schülerarbeit. Das ist für den Schüler ein erreichbares Muster und eine zweckmäßige Stufe, an welcher sich über die gewaltige Kluft leichter zu höhern Mustern hinanklimmen läßt. Man darf erwarten, daß dergleichen Nachträge, welche gleichsam zum Abschiede vor dem bearbeiteten Gegenstande vorgelesen werden, auf die Schüler ermunternd und belebend wirken müssen. Nach den theoretischen Mittheilungen bringt nun die Abhandlung eine Reihe von Aufgaben theils mit einigen Winken, theils mit vollständigen Dispositionen, theils mit Proben einer Bearbeitung von Seiten des Verf., und es zeigt sich dabei recht deutlich, wie von ihm durch das Pikante der Aufgaben eine geniale Auffassung und Behandlung angeregt und durch eignes Mitarbeiten der Fleiß und die Nacheiferung der Schüler gefördert sein muß.

Ueber das Lateinische auf höheren Bürgerschulen, von Dr. Schmidt. Progr. der höheren Bürgerschule in Memel. 1851.

Die Lateinfrage in Beziehung auf die höhere Bürgerschule ist bereits so oft und so gründlich behandelt worden, daß sich eigentlich wenig Neues mehr darüber sagen läßt. Der Verf. vorliegender Abhandlung stellt die Gründe pro und contra zusammen, weist dann auf das Buntscheckige in den Unterrichtsplanen so man-

cher Realschulen hin, (es kann dieß nicht zu oft und zu nachdrücklich geschehen!) zeigt, wie eben in den verschiedenen Sprachen auf diesen Schulen nur höchst unbedeutende Fortschritte gemacht wurden, weil ein Interesse das andere hemme und verwirre, und verlangt, daß man sich endlich etwas zu beschränken lerne, die Masse des Unterrichtsstoffes verringere und demjenigen, welchen man unter den ausgewählten für den Bürger als den am meisten intellectuell und sittlich bildenden erkannt habe, die Hauptstelle einräumen möge. Die Abhandlung zeigt nun, daß das Lateinische niemals Hauptunterrichtsgegenstand in einer Realschule werden könne, daß fernerhin auch fast nirgends in diesen Anstalten etwas Ersprießliches darin geleistet werde, so sehr auch manche Directoren den Schein des Gegentheils zu bewahren suchen, und verlangt schließlich den Wegfall des Latein, damit alle Kraft den neueren Sprachen zugewandt werden könne. Will man das Lateinische fortbestehen lassen, so treffe man, das ist die Ansicht des Ref., wenigstens die Einrichtung in den Lectionsplanen, daß den einzelnen Unterrichtsgegenständen nach einander ein vorwiegendes Interesse zugewandt werde, damit der Lehrer von den Schülern mehr erwarten und fordern könne, als dies in der gegenwärtig oft mit zwei Stunden dotirten Sprachstunde möglich ist. Aber wieder und immer wieder werde es gesagt, man hüte sich ganz besonders davor, zu vielerlei Zwecke auf einmal zu verfolgen.

Kurzer Abriß der franz. Literaturgeschichte von Dr. Schroeder. Progr. der höheren Bürgerschule in Lübben. 1851.

In einer kurzen Einleitung theilt der Verf. die ganze franz. Literaturgeschichte zuvörderst in fünf Perioden, von denen er die erste bis zu Franz I., die zweite bis Ludwig XIV. steckt, sodann das classische Zeitalter, die Zeit der Philosophen bis 1789 und endlich von der Revolution bis auf die jetzige Zeit den Kampf des modernen Romanticismus mit dem Classicismus abscheidet. Die vorliegende Abhandlung, welche nur ein und zwanzig Seiten umfaßt, beschäftigt sich nun bloß mit den beiden ersten Perioden; in wenigen kurzen Sätzen wird die Geschichte erzählt, und für die erste Periode folgt sodann noch eine kleine Sammlung von Sprachproben, denen Ref. gern noch ein Paar andere von früherem Datum beigegeben sähe. Der Verf. hätte bei dem bekannten Königseide anfangen und durch die wenigen Proben — nebst verschiedenen Notizen — die Entwicklung der Sprache ein wenig veranschaulichen sollen. Uebrigens ist das Ganze mit recht viel didaktischem Tacte geschrieben, und man kann nur bedauern, daß die Fortsetzung vielleicht ein wenig lange auf sich warten lassen dürfte.

Ludwig XI. von Casimir Delavigne. Abhandlung von Prof. Bauer. Progr. des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums in Berlin 1852.

Ein würdiger Veteran giebt hier die metrische Uebersetzung des bekannten Stückes von Delavigne und hat am Schlusse seiner Arbeit zugleich einen Anhang geliefert, welcher, wie der Verf. mit Recht erwartet, uns einen tiefen Blick in die Seele Ludwigs XI. thun läßt, so daß er uns in einem andern und hellern Lichte erscheint, als in der Tragödie. Wir finden nämlich außer eigenen Bemerkungen des Verf. einige interessante Auszüge aus den Memoiren Commine's, Duclos' hist. de Louis XI. und aus dem Rosier des guerres. Da die franz. Tragödie so viel gelesen wird, so wird das kleine Werk des Herrn B. gewiß vielen Lehrern recht willkommen sein und ihnen einige recht gute Winke für die Lectüre dieses Stückes an die Hand geben.

Ueber die zweckmäßigste Behandlung und Anordnung der franz. unregelmäßigen Verba, von Dr. Tagmann. Progr. der höheren Bürgerschule zum heil. Geiste in Breslau 1852.

Die Behandlung der unregelmäßigen franz. Verben verursacht in den Schulen bekanntlich viele Schwierigkeiten, und der Verf. vorliegender Abhandlung findet, daß dieser Gegenstand in den Grammatiken entweder als bloßes Gedächtnißwerk tractirt werde, oder in den wissenschaftlichen Büchern bisher so ungenügend behandelt sei, daß die Anordnung eigentlich Niemanden ganz befriedigen könne. Er nimmt nun in seiner eignen Aufstellung sehr richtig nur drei Conjugationen an, indem er die Verben auf oir als unregelmäßige betrachtet, und setzt dann zuerst ausführlich auseinander, auf welche besondere Weise er die Ableitung vornimmt, in welcher die Grammatiker bekanntlich auch sehr von einander abweichen. Es heißt dort:

Es gibt 4 Grundformen: Infinitif, Présent, Défini und Participe passé.

I. Vom Infinitif:

donn-er fin-ir vend-re

kommt her:

1) das Futur durch Anhängung von ai:

je donn-erai fin-irai vend-rai,

bei der 3. Conjugation wird das e der Endung ausgestoßen;

2) das Conditionnel durch Anhängung von ais auf dieselbe Weise:

je donn-erais fin-irais vend-rais.

II. Vom Présent kommt her, und zwar:

a) von der 2. Person Sing. und der 1. und 2. Person Plur. der Impératif durch Weglassung von tu, nous und vous; in der ersten Conjugation fällt das s der Endung ab, tritt aber wieder hervor, sobald ein folgendes en oder y durch einen Bindestrich eng mit ihm verbunden ist;

donn-e (aber donnes-en) fin-is vend-s
donn-ons fin-iss-ons vend-ons
donn-ez fin-iss-ez vend-ez,

b) von der 1. Person Plur.

1) das Imparf. durch Verwandlung von ons in ais:

nous donn-ons fin-iss-ons vend-ons
je donn-ais fin-iss-ais vend-ais,

2) das Part. Prés. durch Verwandlung von ons in ant:

donn-ant fin-iss-ant vend-ant,

c) von der 3. Person Plur.

der Subj. des Prés. durch Weglassung von nt:

ils donn-ent fin-iss-ent vend-ent
que je donn-e fin-iss-e vend-e.

III. Vom Déf. und zwar von der 2. Person Sing. kommt her:

der Subj. des Imparf. durch Anhängung von se.

tu donn-as fin-is vend-is
que je donn-asse fin-isse vend-isse.

IV. Vom Part. passé kommen her:

alle mit einem Hilfszeitworte zusammengesetzte Formen.

Diese vier Grundformen gelten nun auch für das unregelmäßige Verb, und es wird nur noch darauf besonders aufmerksam gemacht, daß die 1. und 2. Perf. Plur. des Prés. im Subj. sich stets richtet nach der 1. und 2. Perf. Plur. des Prés. im Ind., was bei denjenigen Verben von Wichtigkeit ist, bei denen im Ind. des Prés. ein Vocalwechsel eintritt (z. B. bei tenir).

Bei der ersten Conj. der unregelm. Verben unterscheidet der Verf. zwei Arten, über welche im Ganzen nicht viel gesagt wird. Wir finden hier indessen die nöthigen Hinweisungen auf das Lateinische.

Die zweite Conjugation wird in drei Hauptclassen eingetheilt: 1) in solche, die wirklich nach der zweiten Conjugation gehen (haïr, fleurir, bénir); 2) in

solche, die ihre unregelmäßigen Formen nach der ersten Conjugation bilden (fuir, cueillir, ouvrir u. s. w.); 3) in solche, deren unregelmäßige Formen fast nur nach der 3. Conjug. gebildet sind. Diese letztere Classe zerfällt dann wieder in zwei Unterabtheilungen, von denen die erste nur Unregelmäßigkeiten im Présent hat, das nach Analogie der dritten Conj. gebildet wird, und in welchem der Character im Sing. stets abgeworfen wird (mentir, sortir, partir, servir, dormir, bouillir etc.). Die zweite Abtheilung umfaßt dann diejenigen Verben, welche fast alle unregelm. Formen nach der dritten Conj. bilden und bei denen das Futur (mit Ausnahme von mourir, courir, acquérir) das einzige regelmäßig abgeleitete Tempus ist.

Bei der dritten Conjugation endlich behandelt eine erste Hauptclasse die fast ganz regelm. Verben, nämlich rompre, battre, vaincre und coudre; eine zweite Classe umfaßt dann die wirklich unregelm. Verben. Der Verf. läßt hier zuerst das Prés. sämmtlicher Verba vornehmen. Er ordnet nun zu diesem Zwecke die Verba in folgender Weise: a) mettre; b) rire, conclure—croire, traire; c) suivre, vivre—écrire, boire; d) moudre, résoudre, ceindre, prendre; e) plaire, taire, faire, dire, lire; ferner: traduire, instruire, cuire, luire, nuire und circoncire; f) naître, connaître, croître.

Nach Besprechung des Prés. wendet sich die Abhandlung nun erst zum Déf. und Part. und unterscheidet hier wieder zwei Classen, nämlich 1) diej. Verba, in denen das Déf. und Part. regelmäßig ist, beide aber einen gegenseitigen Einfluß auf einander äußern (suivre, moudre, sesoudre, vivre) und 2) diej. Verba, in welchen im Déf. is und im Part. t, s, oder é steht.

Zuletzt kommen dann noch die Verben auf oir, denen endlich noch eine Tabelle der franz. unregelm. Verben angehängt worden ist, die sich durch ihre Zweckmäßigkeit sehr auszeichnet.

Schließlich kann hier Ref. noch die vielleicht manchem Leser angenehme Notiz beifügen, daß die vorliegende Abhandlung auch als besondere Schrift im Verlage bei E. L. Maske in Breslau so eben erschienen ist.

Versuch über die orthographische Sylbentheilung der englischen Sprache, von Dr. van Dalen. Progr. der Realschule in Erfurt 1852.

Der Verf. hat sich aus dem Gebiete der Grammatik ein Feld gewählt, welches in den Handbüchern bisher ziemlich ungenügend behandelt worden ist. Die Leistungen unserer deutschen Typographie sind rücksichtlich der englischen Sylbentheilung äußerst fehlerhaft, und man stößt sogar in den besten deutschen Ausgaben englischer Werke gewöhnlich auf eine Unzahl derartiger Verstöße; die Wörterbücher ertheilen hier keinen ausreichenden Rath und selbst in den in England gedruckten Büchern finden wir in diesem Punkte viele Verschiedenheiten, ganz besonders eigenthümlich ist hier dann auch wieder die Weise der Amerikaner, welche aus verschiedenen Gründen wesentlich von der in England üblichen abweicht.

Der Verf. dieser kleinen Schrift hat deshalb ein verdienstliches Werk unternommen, als er sich entschloß, diesen ziemlich dunkeln Punkt etwas näher zu beleuchten, und vorliegende Untersuchung wird für viele Leser gewiß eine höchst dankenswerthe Gabe sein.

In dem Heuristischen Elementarbuche der engl. Sprache, welches der Verf. kürzlich erscheinen ließ, hatte er das lexicalische Resultat seiner Bemühungen auf diesem Felde in einem Verzeichnisse englischer Wörter nach Sylbentheilung und Accent zusammengestellt; in unserer Abhandlung erhalten wir nun gleichsam die aus jener Zusammenstellung ausgezogenen allgemeinen Grundsätze.

Die Sylbentheilung, so lehrt die Abhandlung, findet statt nach zwei Hauptgesetzen der allgemeinen Sprachlehre, nämlich 1) die Zusammensetzung und Ableitung der Wörter wird durch die Sylbentheilung erkannt, oder 2) die orthographische Sylbentheilung folgt den Sprachsylben. — Nachdem das etymologische Element nach

den verschiedenen Präfixen und Suffixen ausführlich behandelt worden ist, wendet sich der Verf. zu dem euphonischen Elemente, welches weit mehr als maßgebend für die Sylbenabtheilung hervortritt. Es werden hier zwei Fälle unterschieden; es können zwei oder mehrere Vocale auf einander folgen, oder es stehen Consonanten zwischen den Vocalen.

Im ersteren Falle werden sie getrennt, wenn jeder von ihnen für sich ausgesprochen wird, z. B. be-ing; sie bleiben dagegen ungetrennt, wenn sie einen Diphthong bilden, z. B. an-cient, beam. Ueber den zweiten Fall stellt der Verf. folgende Gesetze auf:

1) Da nur auf einem Vocale die Stimme ruhen kann, so ist von vorn herein das Bestreben da, jede Sylbe auf einen Vocal auslauten zu lassen; nothwendig wird dieses bei langen Sylben.

2) Hat eine kurze Sylbe den Accent, so entsteht das Bedürfniß, gegen die intensiv stärkere Betonung ein Gegengewicht in der quantitativen Kürzung zu haben; die Sylbe wird deshalb durch einen Consonanten abgeschnitten.

3) Eine Consonantenverbindung, deren Aussprache am Anfange einer Sylbe unmöglich oder unbequem ist, wird durch die Sylbentheilung getrennt, sonst gehört vor mehreren Consonanten der erste zur ersten, die übrigen zur zweiten Sylbe.

Alle diese drei Gesetze sind durch eine große Menge von Beispielen veranschaulicht, und der Verf. hat es zugleich nicht verabsäumt, in seiner sehr beachtungswerthen Schrift auch auf diejenigen Modificationen noch besonders aufmerksam zu machen, welche durch die besonderen Eigenthümlichkeiten der englischen Sprache noch veranlaßt werden.

Abriß der Geschichte der englischen Literatur, von Dr. Michaelis. Progr. der Löbenichtschen höheren Bürgerschule in Königsberg 1851.

Im Jahre 1846 sah sich Hr. Dr. Michaelis aus Mangel an irgend einem Leitfaden der englischen Literaturgeschichte veranlaßt, in dem damaligen Schulprogramme der Königsberger Realschule die beiden ersten Perioden der engl. Literaturgeschichte erscheinen zu lassen, und es fand diese Arbeit eine günstige Aufnahme, weil die Darstellung ziemlich ausführlich war und zugleich einen guten Stoff zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische darbot. Wir erhalten nun in diesem zweiten Abschnitte die dritte Periode: das Zeitalter der didaktischen Poesie, welche der Verf. vom Ende des 17ten bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts abgegrenzt hat. — Die Absicht des Verf. ist gewiß recht löblich, doch scheint uns einestheils der gegebene Text zu Uebersetzungen stellenweise sehr schwierig und rücksichtlich der Form nicht ganz ausreichend, anderntheils muß man es bedauern, daß die Schüler nicht auf einmal eine Uebersicht des Ganzen der Literaturgeschichte erhalten, und das zweckmäßige Opus so in drei Theile zerschnitten ist, so daß auf diese Weise kein Schüler etwas Vollständiges besitzt. Wäre es nicht weit besser und auch für andere Schüler vortheilhaft gewesen, wenn der Verf. seinen Leitfaden vollständig als besondere Schrift hätte drucken lassen? Doch wir wollen nicht klagen, vielleicht ist die Befriedigung unseres Wunsches nicht mehr fern.

Nach einer kurzen Characteristik der ganzen Periode entwirft der Verf. zuerst ein recht anschauliches Bild von Dryden's Leistungen (den er auffallender Weise stets Dreyden schreibt) und behandelt dann in verschiedenen Abschnitten die Zeitgenossen und Nachfolger Dryden's in der didaktischen, lyrischen, epischen und dramatischen Poesie. Bis auf kleine Einzelnheiten ist die Entwicklung recht gut zu nennen, nur scheint es uns, daß es für den beabsichtigten Zweck vielleicht besser gewesen, statt der vielen ästhetischen Urtheile, die nun einmal in die Schule nicht recht hineingehören (!!) — recht vollständige Verzeichnisse von den Werken der verschiedenen Schriftsteller zu geben und wo möglich von den bedeutendsten Schöpfungen

auch den Inhalt kurz anzuführen. Uebrigens ist die Gabe des Herrn Verf. auch so recht dankenswerth, und Ref. sieht ihrer Vollendung mit Verlangen entgegen.
Hg.

Eine Abhandlung über Wort- und Satz-Fügung im Neu-Schwedischen. Progr. der Saldern'schen höheren Bürgerschule. Vom Oberlehrer Dr. Büchmann. Brandenburg 1852.

Eine sehr schätzenswerthe und für den Grammatiker zu beachtende Schrift die nur leider in solcher Art der Ausgabe wenig allgemein zugänglich wird. Es wird in ihr der besondere Charakter der schwedischen Sprache eben so klar als durch gute Beispiele belegt dargestellt, und zwar in zwiefacher Weise, indem die Sprache theils entschieden zur Synthesis hinneigt, theils in der Mitte zwischen der streng logischen Construction der englischen und der in diesem Bezuge sich freier bewegenden deutschen Sprache verhält. Eine eigentliche substantivische Casusdeclination nimmt der Verf. gar nicht mehr an. Es wäre zu wünschen, daß die in so kurzen Umrissen mitgetheilte Behandlung der schwedischen Grammatik etwa in einer gelehrten Zeitschrift entwickelter veröffentlicht würde, da gerade in neuester Zeit das Studium der schwedischen Literatur, als einer selbstständigen und freien, zugenommen hat.
M. R.

Des articles et de l'usage des déclinaisons dans l'enseignement de la grammaire française aux Allemands par J. L. Girard. Progr. des Gymnasiums in Basel 1850.

Der Verf. verwirft die gewöhnliche Annahme der beiden Artikel le, la, les und un, une. Den unbestimmten Artikel will er als adjectif indéfini betrachtet wissen, nennt dafür aber das demonstrative Fürwort ce und die possessiven mon, ton, son etc. Artikel, weil sie den bestimmten Artikel in sich enthalten. Cet homme sei soviel als c'est l'homme que tu vois, mon livre sei gleich dem Ausdruck c'est le livre que tu possèdes. Zu weiterer Unterstützung seiner Behauptung führt der Verf. an, daß die genannten Wörter ebenfalls nur eine Form für den Plural haben, und zwar meist gleichlautend mit dem Plural des Artikels. Daß diese Auffassung für die Praxis des ersten Unterrichts sich empfehle, indem unrichtige Formen wie cettes, votres, leures dadurch von vornherein unmöglich gemacht werden, läßt sich nicht in Abrede stellen.

Aus ähnlichen praktischen Gründen und als sprachwidrig verwirft der Verf. die Annahme von Declination und Casus, sowie die eines article partitif. Der Gebrauch der die Casus anderer Sprachen ersetzenden Präpositionen soll durch passende Uebungen deutlich gemacht werden. Daß man nicht sage: je me nourris de du pain, sondern je me nourris de pain, erkläre sich aus den Rücksichten des Wohllauts, der die unmittelbare Wiederholung derselben Präposition nicht gestatte. Die Regel, daß man vor das Substantiv im Theilungssinn, wenn es ein Adjectiv vor sich hat, den Artikel nicht setzen dürfe, erklärt der Verf. für einen der Sprache von den Grammatikern angethanen Zwang. Noch jetzt sage man allgemein du bon vin, de la bonne viande etc., und die neuern Schriftsteller, unter andern Lamartine, wichen sehr oft von der Regel ab. Uebrigens sei dieselbe nützlich, um gewisse Unterschiede der Bedeutung, z. B. des Comparativs und Superlativs, erkennen zu lassen.

Diese Andeutungen werden hinreichen, um den Werth der kleinen Schrift zu beurtheilen, und um den Wunsch zu rechtfertigen, daß der Verf. auch über andere Theile der Grammatik seine Ansichten mittheilen möge. Dr. **G. Petri.**

Miscellen.

Die spanische Form „eres," zweite Person des Präsens soy, ich bin.

Im Germanischen, im Lateinischen, Griechischen und in den Romanischen Sprachen treffen wir unter verschiedener Hülle ein und dieselbe Wurzel des Hülfszeitworts „Sein," über welche Wurzel sich Folgendes feststellen läßt. Die Wurzel des Verbums ist zweilautig und wird durch Aspiration dreilautig.

Ohne Aspiration, oder mit dem spiritus lenis versehen, ist die Wurzel in εἰμί, entstanden aus ἐσμί, in sum (für esum), sim für esim, eram, essem, ero; im Englischen thou art, we are und I am, wo r ausgefallen ist, im Schwedischen jag är, wi äro.

Aspirirt ist si in: Ich war gewesen; in I was, I were; im Schwedischen Jag var.

Der erste Hauptlaut ist ein Vocal; e im Griechischen und Lateinischen; ä, a, e im Deutschen (ich war, ich wäre gewesen;) oâ im Englischen: I was; ä und o im Schwedischen är, voro.

Der zweite Hauptlaut ist ein Consonant, entweder r oder das verwandte s; s im Griechischen und dem Lateinischen: sum, sim, essem; im Deutschen: gewesen; im Englischen: I was; r im Lateinischen: eram, ero; im Spanischen: eres, im Deutschen: Ich war, ich wäre; im Englischen: I were, we were, we are; im Schwedischen: Jag är, jag var; (in den Verbaladjectivis w a h r und v e r u s = dasjenige, war ist, τὸ ὄν.)

Der Form sum sieht man nun an, daß sie nichts als eine verkürzte Form auf mi ist, so daß man berechtigt ist, eine Form: esumi zu reconstruiren, worin es Stamm, u Bindevocal (und als solcher nicht aus der Natur der Begriffe hervorgehend, sondern, ein Product der Reflexion, Form und Beziehung nach Zeit und Modus darstellend), mi Endung, d. h. Pronomen ist, wie δίδωμι nichts heißt, als: Geben mein und τύπτομαι, (denn jedes griechische Passivum ist ein Verbum in μ) Schlagen mein, nämlich Schlagen, das durch Empfangen mein wird.

Ebenso läßt sich aus sim reconstruiren: esimi, aus eram — erami, aus essem — esemi, aus ero — erimi.

Die zweiten Personen werden, wie im Griechischen: durch Anhängung des Pronomens der zweiten Person an den Stamm gebildet, obwohl im Griechischen das s der zweiten Personen häufig abgeschliffen ist. So können wir denn aus esem ein esesi, aus eras ein erasi, aus eris ein erisi construiren.

Wir sehen, um nun beim Lateinischen zu verharren, in sum, sim, eram, essem, ero e i n e Grundform; ursprünglich existirte nur e i n e; die gebräuchlichste, das Präsens, wurde die abgeschliffenste und so scheinbar unregelmäßigste; denn Unregelmäßigkeiten giebt es in der Sprache nicht. Die Beziehung wurde dann durch verschiedene Form ausgedrückt; der Conjunctiv des Präsens und das verwandte Futurum (beide drücken ein nicht absolut Seiendes, sondern den Gegensatz desselben, das möglicherweise Geschehende aus) benutzen dazu den Bindevocal i, das Im-

perfectum den Bindevocal an. Es ist also bloße Zufälligkeit, wenn ein esses, verkürzt aus esesi, aber kein eres, verkürzt aus eresi, bestanden hat. Daß diese Form aber dennoch dialektisch existirt haben muß, beweist eben das spanische eres, verkürzt aus eresi, zweite Person des Verbums in μι: eremi.

Auch hier ist also die vollständige Regelmäßigkeit einer unregelmäßig scheinenden Form nachgewiesen, wie es denn überhaupt die Aufgabe der wissenschaftlichen Formenlehre ist, allenthalben das Gesetz und mit ihm die nur verhüllte Regelmäßigkeit wieder aufzufinden.

Dr. G. Büchmann.

The Drum.

From the German of Rückert.

Oh, the Drum — it rattles so loud!
When it calls me with its rattle
To the battle — to the battle,
Sounds that once so charmed my ear
I no longer now can hear:
They are all an empty hum
For the drum —
Oh, the drum — it rattles so loud!

Oh the drum — it rattles so loud!
At the door, with tearful eye,
Father — mother to me cry —
Father! mother! shut the door!
I can hear you now no more!
Ye might as well be dumb,
For the drum —
Oh, the drum — it rattles so loud!

Oh, the drum — it rattles so loud!
At the corner of the street,
Where so oft we used to meet,
Stands my bride and cries, „Ah woe!
My bridegroom, wilt thou go?"
Dearest bride, the hour is come,
For the drum —
Oh, the drum — it rattles so loud!

Oh, the drum — it rattles so loud!
My brother in the fight
Bids a last — a long good night!
And the guns, with knell on knell
Their tale of warning tell:
Yet my ear to that is numb,
For the drum —
Oh, the drum — it rattles so loud!

Oh, the drum — it rattles so loud!
There's no such stirring sound
Is heard the wide world round
As the drum that, with its rattle,
Echoes Freedom's call to battle;
I fear no martyrdom
While the drum —
Oh, the drum — it rattles so loud!

C. T. B.

Von dem berühmten Kalender Benjamin Franklin's, „Poor Richard's Almanac" sind so eben bei Dogget in New-York die Jahrgänge 1739, 1740 und 1741, ganz genau mit dem Originale übereinstimmend, wieder abgedruckt worden, welche in Amerika für den äußerst billigen Preis von 6¼ Cts. reißenden Abgang finden.

Zu Schillers Wallenstein.

Im Jahre 1798 verkehrte der jüngste Bruder Wilhelms von Wolzogen, Freiherr Ludwig von Wolzogen, der im Jahre 1845 als preußischer General der Infanterie in Berlin gestorben ist, bei einem Besuche in Weimar viel mit Schiller und unterhielt sich oft mit ihm über Wallenstein, der den Dichter beschäftigte. Schiller bat ihn, ihm ein treues Bild einer Schlacht des dreißigjährigen Krieges zu geben, damit er aus dieser Schilderung die Grundfarbe zur Schilderung des Todes von Max Piccolomini entlehnen könne. Als Wolzogen ihm aber mit Kar-

thaunen, Colubrinen und Bombarden kam, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „Wie können Sie nur verlangen, daß ich eine Scene, welche den höchsten tragischen Eindruck auf die Zuschauer zu machen berechtigt ist, mit so viel Knall und Dampf anfüllen soll?! Max kann nicht durch eine Kugel enden; auch muß sein Tod nur erzählt, nicht dargestellt werden, ähnlich wie Theramen in der Phädra Hippolyt's Tod erzählt". Er sann noch lange hin und her, wie er seinen Helden nach diesen Grundsätzen am besten aus der Welt schaffen könne, und jeden Tag brachte Wolzogen ein neues Project dazu, das er jedoch als viel zu kriegswissenschaftlich immer wieder verwarf. Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt: „Ich hab's!" sagte er — „Max darf nicht durch Feindes Hand, er muß unter dem Hufschlag seiner eigenen Rosse an der Spitze seines Kürassier-Regiments des Todes Opfer werden!" — und so entstand die herrliche Erzählung des schwedischen Hauptmanns. So erzählt die Entstehung L. v. Wolzogen in seinen Memoiren (1851) S. 14. **Hölscher.**

Ueber den Hauch im Französischen.

Im zweiten Hefte dieser Blätter (S. 120) stellte Hr. Professor Voigtmann in Jena, auf die Angaben eines gebornen Engländers, Herrn Owen Williams, gestützt, die Behauptung auf, daß der Hauch im Englischen, außer der Emphasis, seiner Häufigkeit wegen (wohl auch aus historischen Gründen), so abgeschwächt erscheine, daß er als nicht vorhanden zu betrachten sei, oder höchstens bei Rednern deutlicher vernommen werde". Von nicht geringerem Werthe dürfte die Erörterung dieser Frage in Bezug auf das Französische sein, welches ebenwohl drei Phasen seiner Geschichte aufweist, indem weder das eine oder andere Wörterbuch, noch die unzähligen Grammatiken alle Fälle zu bestimmen, weniger noch die bestehenden Zweifel zu lösen im Stande sind. Ohne auf das Historische der Lautveränderungen, resp. Verschiebungen einzugehen, welche leicht nachweisbar sind (hors für fors, habler von fabulari, houblon von lupula u. s. w.) und die seichten, oft seltsamen Erörterungen der Verff. der Encyclopédie méthodique gerne übergebend, könnten wir uns zwar damit begnügen, auf die allgemeine Wahrnehmung hinzuweisen, daß der Franzose bei dem Erlernen der deutschen Sprache in der Aneignung des Hauches dieselbe, für Viele unüberwindliche, Schwierigkeit findet, wie bei dem englischen th und aus dieser allbekannten Erscheinung den Schluß ziehen, daß die französische Sprache, sowie die italienische, über kurz oder lang sich dieses schattenhaften Phantoms entledigen müsse, welches die anerkanntesten Sprachgesetzgeber weder darzustellen, noch zu definiren vermögen, und die Grammatiker daher nicht lange mehr auf ein Unding halten dürften, dessen frühere Kraft längst dem Organ, sowie dem Bewußtsein des Volkes abhanden gekommen sei. Man könnte die fernere Bemerkung hinzufügen, es sei den französischen Grammatikern, welche für jeden Laut des e so ängstlich besorgt waren, noch nie eingefallen ein besonderes Zeichen für das gehauchte h einzuführen, welches sie doch unterschieden wissen wollen. Um jedoch auch für eine heterodoxe Behauptung gedruckte Beweise beizubringen, wollen wir zum Nutzen für die Gegenwart die Urtheile hierhersetzen, welche uns die werthvollsten Wörterbücher der französischen Sprache über den Hauch oder die Bedeutung des Buchstaben H als Zeichen für die aspiration liefern*).

Aus der Académie erfährt man unter Aspiration nur, daß dans plusieurs mots l'H (warum nicht le H?) se prononce avec aspiration. Gleichsam als Hilfe zur Erklärung dieses Begriffes wird das Beispiel gegeben: Les Allemands font un usage fréquent de l'aspiration. Unter Oui liest man: Oui s'emploie

---

*) Das vollständige Verzeichniß der gehauchten Wörter, mit steter Angabe der Widersprüche, nach Boiste, Landais, Mozin und der Académie steht im Anhange zu meinem „Antibarbarus der französischen Sprache". Frankfurt, Brönner, 1852, dessen 2te Lieferung im Druck ist.

quelquefois substantivement, et alors il se prononce comme s'il était aspiré. Eine ähnliche den Encyclopädisten nachgebetete Bemerkung steht bei Onze. — Weit mehr der Sache und der Wahrheit gemäß, sagt N. Landais unter H: „Notre opinion est qu'on doit prononcer e (!) et non pas ache, qui ne rend nullement l'aspiration de cette lettre". Hauchen heißt also nach dieser Erklärung e sprechen; e ist aber ohne Accent bekanntlich oft gleich Null, jedenfalls kein Hauchlaut. Weiter heißt es: „Dans la prononciation familière, h de certains mots ne s'aspire point (pas) rigoureusement, quoiqu'il doive l'être absolument dans une prononciation soutenue: ainsi, dans le langage ordinaire, celui de la conversation, on tolère (qui tolère? ni l'Académie, ni les grammairiens) que l'on prononce hellebarde, comme s'il y avait unalbarde. Ce n'est pas un crime non plus (au corps-de-garde?) de prononcer des haricots, desarikô, car l'aspiration du h au commencement de ce mot ne repose sur aucune raison étymologique. Letzteres gilt aber auch von haut und huit, und doch wird Landais, trotz seiner großen Liberalität, schwerlich l'hauteur, l'huitaine gutheißen. Endlich folge hier die mit den obigen Angaben im Widerspruche stehende Proclamation des Verf.: Cépendant nous proclamons que l'usage universel veut que l'on dise avec l'aspiration unarikô. Aus vorstehender, einem negativen Geständnisse gleichkommender Erklärung läßt sich füglich der Beweis ableiten, daß der starke Hauch (spiritus asper) wie er im Deutschen und andern Sprachen erscheint, wenigstens dem jetzigen Franzosen fast oder ganz fremd, und die sogenannte aspiration, welche unter dem fränkischen Einflusse bald mit den Vocabeln hereingebracht (Hludovic, Hlotair) bald an ursprünglich ungehauchten Wörtern veranlaßt (haut von altus, hurler von ululare; huppe von upupa, hanneton von alitonans, durch den spätern südlichen Einfluß aber immer mehr geschwächt wurde, jetzt nur eine reine Sache der Convention sei, so zwar, daß das Verzeichniß der hierher gehörenden Wörter nur dem Gedächtnisse anvertraut werden könne. Hierbei, wie in vielen andern Theilen der Sprache, leuchtet der Widerstreit klar hervor, welcher zwischen den Grammatikern und dem Volke herrscht, indem die häufigsten Widersprüche bei technischen Ausdrücken vorkommen, welche von Gelehrten oder Technikern aufgebracht, durch den Gebrauch in den Werkstätten und überhaupt im praktischen Leben den Hauch verlieren. (ou un usage fréquent a effacé l'aspiration. Girault-Duvivier I, 47); was unmöglich geschehen könnte, wenn das nationale Organ den starken Hauch von einem schwächern unterschiede. Noch mehr wird diese Behauptung dadurch bekräftigt, daß bei vielen Wörtern, welche in den Wörterbüchern mit dem Hauchzeichen bezeichnet stehen, zugleich auf dasselbe Wort ohne h hingewiesen wird, wie: haussière, haubin, hourse, voy. aussière, aubin, ourse. Von zehn Franzosen, wenn sie keine Grammatiker sind, wird kaum Einer bestimmen können, ob hameçon, hérisser, hésiter gehaucht seien oder nicht. Fragt man gar nach dem Ursprunge der Wörter und dem Gesetze, nach welchem sie jetzt als gehaucht oder ungehaucht zu betrachten seien, so kann höchstens der, immer relative, Wohlklang, wenn nicht Willkür, der Untersuchung zum Stützpunkte dienen, indem keine von den tausendfältig nachgebeteten Regeln stichhaltig ist. Einige Fälle mögen das Gesagte erhärten: Bei Boiste werden halotechnie und halomancie, dem griechischen Ursprunge gemäß, als gehaucht bezeichnet; die übrigen Verwandten, welche N. Landais ebenfalls als gehaucht bezeichnet, stehen dort als hauchlos. Ebenso verhält es sich mit héros, welchem die Redner und Schauspieler mit ängstlicher Sorgfalt sein altes Recht bewahren, während alle Abgeleiteten hauchlos sind. Doch selbst Dichter und Gelehrte verstoßen häufig gegen die Convention; so schreibt Lenoble in seiner Ecole du Monde: au plus haut degré du héroïsme. Frau von Sevigné schrieb ombre für hombre. Mozin schrieb unter Hernié: les parties déplacées par l'hernie, obwohl er selbst hernie als gehaucht bezeichnet, und Voltaire hat zweimal denselben Fehler begangen, indem er im Enfant prodigue schrieb:

Je meurs au moins sans être haï de vous.

und in der Alzire: Aurait vendu comme eux leur dieu même haïssable.

In Betreff der mit h angehenden Ausrufungswörtchen herrschen die auffallendsten Widersprüche: nur Mozin, der in Deutschland lebte, kennt hoho! Franzosen haben nur oho! Nur bei Mozin findet man harpagon, haliotide, hamadryade, hépate, als gehaucht, dagegen ungehaucht: haliotidier, haussier, honnir, hoyau (hâler, bräunen, wird bei ihm nicht unterschieden von haler, ziehen). Boiste giebt hahali als gehaucht an, das gleich gebrauchte halali als nicht gehaucht. Allgemein gilt Hanse, Hansabund, als gehaucht, doch jetzt allgemein anséatique. Hanter wurde früher anter geschrieben, daher das unrichtige, von Diezmann aufgeführte déshanter; dagegen galt hésiter lange als gehaucht, jetzt nicht mehr; desgleichen hanneton, ehemals anneton und alleton; dazu noch die Widersprüche in fromage de oder d'Hollande, eau de la reine de oder d'Hongrie; endlich werden mit und ohne h gefunden: hangar, harpége, haruspice, Hannibal, hébêter, ébêtir, hermite, halocauste, holographe, deren Anzahl sich wohl vermehren dürfte. Am kurzweiligsten ist das von Boiste aufgeführte Heímer, welches sein soll: une mesure de liquides en Allemagne; so soll aus Eidgenosse huguenot entstanden sein.

Unter solchen Verhältnissen darf man es den Neuerern nicht verargen, wenn sie in allen den Fällen, wo h als ungehaucht gilt, dasselbe auch ungeschrieben wissen wollen, so daß man zu schreiben hätte: l'omme le plus hardi, ses éritiers hollandais, und es der Zeit überließe, das h überhaupt gänzlich schwinden zu lassen.

Barbieux.

Unedirte alt spanische Romanze.

(Brit. Mus. Ms. Add. 10341).

Quien tuviese à tal ventura con sus amores folgare
Como el ynfante Arnaldos la mañuna de San Juane.
Andando à mutar lagartos por riberas de la mare,
Vido venir un navio navigando por la mare.
Marinero que dentro viene diziendo viene este cantare:
Galea, la mia galea, Dios te me guarde de male,
De los peligros del mundo, de las ondas de la mare,
Del golfo de Leone, del puerto de Gibraltare,
De las castillas de moros que conbaten con la mare
Oydolo de la princesa en los palacios di estae:
Si salleredes, mi madre, si salleredes de mirare,
Y veredes como canta la serena de la mare.
Que non era la serena, la serena de la mare,
Que non era sino Arnaldos, Arnaldos era el ynfante,
Que por mi muere de amores que le queria firmare *);
Quien le pudiese valere que tal pena no pagase.

N. Delius.

Der Jüngling am Bache, von Schiller,

in neugriechischer Uebersetzung.

Wie bildsam auch die neugriechische Sprache sei, und wie geschmeidig sie sich zu Uebersetzungen aus andern Sprachen, z. B. auch aus dem Deutschen, eigne, hat Niemandem entgehen können, der sich überhaupt um die neugriech. Sprache und Literatur nicht bloß oberflächlich bekümmert hat. Namentlich liefert in dieser Hinsicht die unter dem Titel: *Φιλομούσου Πάρεργα*, in Paris 1838 erschienene Sammlung verschiedener Gedichte des Neugriechen Pikkolos, im Originale und in

---

*) Die Handschrift liest fruare.

Uebersetzungen aus dem Altgriechischen, Französischen, Englischen und Deutschen, einen glänzenden Beweis für die Geschmeidigkeit und Gewandtheit der neugriechischen Sprache in Bezug auf Uebersetzungen. Auch kann im Interesse der Neugriechen selbst der Wunsch nicht oft und laut genug ausgesprochen werden, daß ihre Dichter durch Uebersetzungen der poetischen und ethischen Schätze anderer Nationen, vorzugsweise der deutschen, diese ihrem Volke zugänglich machen müssen; sie würden für ihre dichterische und sittliche Entwickelung manchen Vortheil daraus gewinnen können.

Vor Kurzem ist Einsender dieses in den Besitz nachfolgender neugriech. Uebersetzung des Gedichtes von Schiller: „Der Jüngling am Bache" gekommen; und er glaubt durch deren Mittheilung um so mehr bei Manchem sich Dank zu verdienen, da erstere als sehr gelungen gelten muß. Der Verf. ist der Grieche Dimitrios Kumundurakis.

Ὁ νέος εἰς τὸν ῥύακα.

Στὴν πηγὴν ἔπλεκ᾽ ὁ νέος
Στεφανόν τιν᾽ ἀνθηρὸν,
Καὶ τὰ σκορπισμένα ἄνθη
Ἐτραβοῦσε τὸ νερόν.
Αἱ ἡμέραι οὕτω τρέχουν,
Ὡς τὸ ὕδωρ τῆς πηγῆς,
Κ᾽ ἡ νεότης μ᾽ ἀπανθίζει,
Ὡς τὰ ἄνθ᾽ αὐτὰ τῆς γῆς.

Εἰς τὸ ἔαρ τῆς ζωῆς μου
Μὴ ᾽ρωτᾷς, γιατὶ πονῶ!
Ὅλα χαίρονται κ᾽ ἐλπίζουν,
Ὅταν ἔαρ εἶν᾽ ἐδῶ.
Ἀλλ᾽ αὐταὶ αἱ μελῳδίαι,
Ποῦ τὴν φύσιν ἐξυπνοῦν,
Στὶ βαθύ μ᾽ αὐτὸ τὸ στῆθος
Μόνον πόνον μοῦ κινοῦν.

Τί τὴν θέλω τὴν τοσαύτην
Τῆς ἀνοίξεως χαράν;
Μίαν μόνον ᾽γὼ γυρεύω,
Πλὴν αὐτὴ μένει μακράν.
Τοὺς βραχίονάς μου τείνω
Στὴν σκιὰν τὴν ἀκριβῆ,
Ἀχ! πλὴν τοῦτο εἶν᾽ ἀπάτη,
Κ᾽ ἡ καρδιά μ᾽ ἀνησυχεῖ.

Ἄφησ᾽, ὦ γλυκεῖα νέα,
Τὸ παλάτι, κ᾽ ἔλα δῶ·
Ἄνθη, ποῦ γεννᾷ τὸ ἔαρ,
Εἰς τὸν κόλπον σου πετῶ.
Ἐκ μελῶν, ἠχεῖ τὸ δάσος,
Ὕδωρ ῥέει παστριμόν·
Τόπος εἶν καὶ στὴν καλύβην
Δι᾽ ἓν παῖρ᾽ ἐρωτιμόν.

Americanische Provincialismen.

(Yankee Phrases.)

Im Jahre **1848** erschien zu Newyork bei Bartlett und Welford ein sehr erwünschtes, tüchtig gearbeitetes, aber doch bei weitem nicht die Aufgabe erschöpfendes linguistisches Werk, welches schon jetzt eine vermehrte und verbesserte Ausgabe erforderte, nämlich das „Dictionary of Americanisms. A *Glossary* of *Words and Phrases*, usually regarded as peculiar to the United States. By John Russel Bartlett (corresp. Secretair der americ. ethnologischen Gesellschaft und Secretair der ausländ. Correspondenz im historischen Vereine zu Newyork). Ich unterlasse nicht auf dieses Werk hinzuweisen, da es zum Verständniß americ. Lectüre unentbehrlich ist, und besonders noch auf die vortreffliche Einleitung von 25 Seiten gr. Oct., will aber keinen Tadel gegen dasselbe aussprechen, da es das Beste ist, was wir in dieser Art haben, sondern beiläufig nur hinzufügen, daß mir beim Lesen americ. Bücher und Zeitungen unzählige Americanismen vorkommen und vorgekommen sind, die man bei Bartlett vergebens sucht. Im Uebrigen ist Bartletts Dictionair **412** Seiten stark und auf schönem Papier gedruckt. Es zeugte von außerordentlichem Studium.

In dieser Skizze soll indeß nicht von Americanismen überhaupt die Rede sein, sondern bloß von gewissen Provincialismen im eigentlichen Yankee-Lande. Bei Johnson in seinen „Notes on North America" heißt es also: „Wir sollten hier Kutschen wechseln, und da ich der einzige Passagier war, fragte ich den neuen Kutscher, sobald als ich gegessen hatte, ob er nach mir wartete. „I am not waiting for you, nor any body else" war die nicht sehr artige Antwort, wie ich sie nahm.

Ich machte keine Bemerkung, sondern zauderte einige Zeit länger herum, und da ich sah, daß er noch immer im Hause augenscheinlich wartete, fragte ich ihn wieder, ob er fertig sei. Er antwortete, er wartete auf mich. So kam es denn heraus, daß seine Antwort auf meine erste Frage hieß: ich warte auf niemand anders („I am waiting for nobody else") — eine seltsam umschweifige Form des Ausdrucks, die in einigen Theilen Neu-Englands nicht ungewöhnlich ist. „Do you know So-and-so?" wird jemand fragen. „I don't know anything else" wird die Antwort sein. Der Sinn ist, daß die Person es sehr gut weiß. „Did you meet Mr. So-and-so?" I didn't meet anybody else", während die Meinung ist, daß er die Person antraf und wol noch viele andere. Selten begegnet man in einem Lande einem Provincialismus, der so augenfällig linkisch und tölpelig ist wie dieser. „I don't know as I sha'n't", wie man im östlichen Massachusetts allgemein spricht, ist nicht völlig so schlimm, obgleich beide Ausdrucksweisen eine Art grollenden Gefühls enthalten, welches nicht geneigt ist, dir mit einer graden Antwort gefällig zu sein. „Do tell", gebraucht in Neu-England für indeed! wonderful! enthält viel Kürze und etwas Schalkheit. Ein Fremder, wenn er ein Geschichtchen erzählt, wird, sobald er damit fertig ist, mit dem Ausruf „Do tell!" begrüßt — indem man einfach damit sagen will „Do you tell me so!" ihn aber auch wirklich ersucht, es noch einmal zu erzählen. Wiederholt er nun aber in seiner Einfalt das Geschichtchen, so horcht sein Hörer mit Erstaunen und wiederholt ebenfalls, wenn er fertig ist, zur noch größeren Verwunderung des Erzählers sein „Do tell!"

Ein Geistlicher in den Vereinigten Staaten hat ein kleines sehr praktisches, vortrefflich erdachtes, sowohl zur Steurung der Yankee-Verkehrtheiten als zur Erlernung des Englischen wohl geeignetes Büchlein von nur 36 Seiten herausgegeben, das einzig in seiner Art ist und $12^1/_2$ Cents kostet ($^1/_8$ Dollar oder reichlich 5 Sgr.) Der Titel ist folgender: A Practical Grammar of the English Language: designed to amuse the curious, and to benefit all. By Rev. J. Blackmar. Unter diesem Titel steht: This work corrects several hundred improprieties in common conversation. Die dritte Auflage erschien zu Providence, 1847.

Aus diesem Büchlein im 17ten Kapitel ist der nachstehende Auszug von Yankee-Provincialismen.

Neu-England und New-York.

When ju git hum from Harford? A fortnight ago. You did'nt, did ye? Ju see my Danel who sot up a tavern there? No. He'd gone afore I got there. O, the pesky critter! He'll soon be up a stump.	When did you return from Hartford? A fortnight ago. Is it possible? Did you see my son Daniel who has opened a public house there? No. He had left before I arrived. O, the paltry fellow! He will soon come to nought.
Bill, come in, or I'll lick ye.	William, come in, or I will punish you.
He'll be here to-rigths.	He will be here directly.
You had'nt ought to do that.	You ought not to do that.
If I had have been there.	If I had been there.
I should ought to have done it.	I should have done it.
Had you have known.	Had you known.
He touched the stun which I shew him, and I guess it made him sithe, for 'twas sissing hot.	He touched the stone which I showed him, and it made him sigh for it was hissing hot.
Thankee. Not at all.	I thank you, Sir, you are welcome.
Whas shall I dump my cart, Square?	Where shall I unload my cart, Sir?
Dump it yender. What's the heft of your load?	Yonder. — What is the weight of your load?

I know'd the gal was drownded, and I tell'd the inquisitioners, that I'ze nither geestin, nor jokin about it; but if they'd permit me to give um my ideze, they'd obleege me. So I parsevered, and carried my pinte. You don't say so. Be you from Barkshire? I be. Neow, I swan, if I aint clean beat.

I knew the girl had been drowned, and I told the jury of inquest, that I was not jesting about it; but, by permitting me to give them my view of the subject, they would oblige me. So I persevered, and gained my point. Indeed. Are you from Berkshire? I am. Really! I am surprised.

Pennsylvania.

I seen him. Have you saw him? Yes, I've saw him wunst, or twiste; but twas fore you seed him.

I saw him. Have you seen him? Yes, once, or twice; but it was before you saw him.

He come from wine street, down sixt, crossed fift, to his wessel, on the vater.

He came from vine street, down sixth, crossed fifth, to his vessel, on the water.

Leave me go to school, for I am a good bit better. Do go, for I vaunt to git shut of you.

Let me go to school, for I am something better. Do go, for I want to get rid of you.

I done my task. Have you did yours? No, but I be to do it.

I have done my task. Have you done yours? No, but I must.

I never took notice to it.

I never took notice of it.

I wish I had'nt did it, howsumever, I dont keer. I'm not afear'd, they cant skeer me.

I wish I had not done it, however, I disregard them. I am not afraid, they cannot scare me.

I did'nt go to do it.

I did not mean to do it.

This pie is right good.

This pie is very good.

I know'd what he meant; but I never let on.

I knew what he meant; but I kept that to myself.

Maryland, Virginia, Kentucky und Mississippi.

Carry that horse to water.

Lead that horse to water.

Have you faucht the water?

Have you fetched, or brought the water?

He has run against a snag.

He has got into difficulty.

Is that your plunder?

Is that your luggage?

England.

John urt is huncle's and.

John hurt his uncle's hand.

They dined on am and heggs.

They dined on ham and eggs.

Irland.

Not here the day.

He is not here to day.

He went till Pittsburgh.

He went to Pittsburgh.

Let us be after pairsing a wee bit.

Let us parse a little.

Where did you loss it?

Where did you lose it?

New-Bedford (Massachusetts).

Elder A. G. Morton is pastor of the First Christian Baptist Church.

Elder A. G. Morton is pastor of the First Christian Church.

Baptist had'nt ought to be used in connection with this Church.

Baptist ought not to be used in connection with this Church.

Allenthalben.

This house to rent.	This house to be rented.
Horses and carriages to let.	Horses and carriages to be let.

Die Gewohnheit, wenn man eine Frage stellt, erst zu behaupten oder zu bejahen, ist sehr allgemein geworden. z. B.

John did not go to town to day, did he?	Did John go to town to-day?
You dont deal in silk's, do you?	Do you deal in silks?
John is taller than James, is'nt he?	Is not John taller than James?
Wages are low, are they not?	Are not wages low?

Dr. **K. J. Clement.**

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

Buschmann. Ueber den Naturlaut. (Dümmler, Berlin.) 15 Ngr.
Fr. Bopp. Wortbildungs- und Accentuationslehre. (Dümmler, Berlin.)
Livin de Papp. Anleitung zur Erlernung der romanischen Sprache. (Teschen, bei Prochaska.)

Lexikographie.

L. G. Blanc. Vocabolario Dantesco ou dictionnaire critique et raisonné de la Divine Comédie. (Barth, Leipzig.) $2^1/_2$ Thlr.
Williams. A new Pocket-Dictionary of the english and german languages with a pronunciation of the english part in german characters and numerous american words and terms. Third stereotype edition. (Westermann, Brunswick.) 26 Ngr.

Literatur.

F. Mone. Schauspiele des Mittelalters. Aus Handschriften herausgeg. u. erklärt. 2 Bde. Neue Ausgabe. (Bensheimer, Mannheim.) 3 Thlr.
Die Werke der Troubadours in provenzalischer Sprache nach den Handschriften der Pariser Nationalbibliothek herausgegeben von Dr. C. A. F. Mahn. IV. Bd. (Dümmler, Berlin.) 2 Thlr.
Guizot. Shakespeare et son temps. Etude littéraire. (Didier, Paris.) 5 fr.
Englands historische Literatur seit den letzten 5 Jahren, von F. W. Ebeling. (Herbig, Leipzig.) $11^1/_4$ Ngr.
Ticknor. Geschichte der schönen Literatur in Spanien. Deutsch von Julius. (Brockhaus, Leipzig.) 2 Bde. 9 Thlr.

Grammatik.

M. Rapp. Grundriß der Grammatik des indo-europäischen Sprachstammes. I. Bd. (Cotta, Stuttgart.) 1 Thlr.
K. A. Hahn. Althochdeutsche grammatik m. einigen lesestücken und glossen. (Calve, Prag.) 18 Ngr.

Hilfsbücher.

J. Rauch. Deutsches Lesebuch für die drei unteren Klassen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen. (Mohr, Heidelberg.)
Brentano. Deutsche Grammatik u. Stilübungen, zunächst für Gewerb- u. Realschulen. 1. u. 2. Curs. (Schmid, Fürth). à 6 Ngr.
E. Collmann. Französ. Lesebuch für die obern Klassen der Gymnasien. (Elwert, Marburg.) 1 Thlr.
Daniel. Choix de Lectures, ou leçons abrégées de littérature et de morale. (Hachette, Paris.) 1 fr. 50 c.
Nouvelle grammaire française par J. J. Baiwir. (Bollig, Köln.) $1^2/_3$ Thlr.
J. Whyte. Theoretisch-praktische Anleitung zur schnellen Erlernung der engl. Sprache. (Eisen, Köln.) $1^1/_2$ Thlr.
A. Nota. Lo sposo di provincia. Com. in 5 atti. Für Anfänger herausgeg. von Fornasari-Verce. (Lechner, Wien.)
Sheridan. The Rivals. Mit Wort- u. Sacherklärungen, herausgeg. von R. Miller. (Renger, Leipzig.) $7^1/_2$ Ngr.
Staël, Mme. la Baronne de. Corinne ou l'Italie. Auszug in 1 Bde. mit erläuternden Anmerk. Zum Gebrauch für die ersten Classen höherer Lehranstalten. Mit einem vollständigen Wörterbuche. 4. Aufl. (Westermann, Braunschweig.) 15 Ngr.

Die englische Sprache und Literatur in Nord-America.

Erster Artikel.

Die neue Welt auf dem westlichen Continente, zu deren socialen und commerziellen Erscheinungen man vergebens ein Seitenstück in der Geschichte der Menschheit sucht, hat in den letzten Jahrzehnten auch Alles, was der Mensch zum Gedeihen an Geist braucht, auf eine bewunderungswerthe Weise in Aufschwung gebracht und eine geistige Lebenskraft entwickelt, welche wahrhaft in Erstaunen setzen muß. Unsere Tagesblätter berichten, daß America Sternwarten besitzt, meteorologische Stationen und magnetische Observatorien; es hat in der neuesten Zeit Längenmessungen mit Hilfe der elektromagnetischen Telegraphen vornehmen lassen, welche entschieden sicherere Resultate liefern sollen, als unsere bisherigen Messungen. Ueberall wo es sich um wirklich reales Wissen handelt, zeigt sich dort ein Aufblühen, welches die schönste Zukunft verspricht, zumal die eigentliche Kraft des Volkes in seinem gesunden Sinne und seiner scharfen Beobachtung, in ächt christlicher Liebe und geduldiger, ausdauernder Thätigkeit, liegt. Auch auf dem rein geistigen Gebiete der Sprache und Literatur hat sich aber America bereits eine Stellung erworben, welche es nicht gestattet, das dortige Ringen und Streben völlig unbeachtet zu lassen, und bei den vielen falschen Vorstellungen, welche eine vorurtheilsvolle Kritik besonders über die Leistungen auf dem Gebiete der eigentlich schönen Literatur verbreitet hat, ist es gewiß manchem Leser dieser Zeitschrift nicht unwillkommen, in einer unparteiischen Schilderung diese Bestrebungen einmal etwas näher ins Auge zu fassen.

Die Kritik hat sich in England oft sehr bitter und ungerecht über die americanische Sprache und Literatur ausgesprochen und schon Th. Ashe trug in seinen „Travels in America, London 1809“ eine Philippika vor, die gewiß in stolzer Anmaßung nicht leicht übertroffen werden kann. Er behauptet, daß der Verlust der ganzen americanischen Literatur leichter zu ertragen sein würde, als der Verlust von ein paar Blättern der guten alten Classiker; er tadelt die Ausdrucksweise der Americaner mit solcher Heftigkeit und so viel Hohn und schreibt dabei selbst einen so armseligen, ja jämmerlichen Styl, daß man nicht recht weiß, ob man den gestrengen Herrn bedauern oder auslachen soll, und es scheint überhaupt, als ob er nur die Oberfläche von Allem gesehen habe. Nicht viel besser werden die americanischen Schriftsteller von Miß Martineau in ihrer „Society in America“ behandelt, welche ihre Poesie „Utterance“ nennt und unter andern ganz kühn den Satz ausspricht: „There is no contribution yet to the philosophy of mind from America.“ Man hat indessen genügenden Grund zu vermuthen, daß Beide gleich wie Mrs. Trollope aus persönlicher Abneigung so bitter urtheilen; Letztere besonders fand in America keine sehr freundliche Aufnahme, was ohne allen Zweifel ihre eigene Schuld sein mußte. Sie hat sich demnach von ihrem Gefühle zu weit führen lassen und somit kein wahres Bild geliefert, sondern nur Carrikaturen. Ihre Zeichnungen sind nicht fein und burlesk, sondern häufig roh und immer boshaft, und statt der Tusche und des Pinsels scheint sie für ihre Bilder Vitriol und eine Bürste gebraucht zu haben.

Ganz anders lauten dagegen die ausführlichen Berichte des Earl of Carlisle und der Lady Stuart Wortley, zweier Personen von hoher Bildung, die ohne Aufgeblasenheit und Anmaßung auftraten, überall die freundlichste Aufnahme fanden und vor dem wirklich Großen, das sich ihnen in America oft entgegenstellte, nicht mit dünkelhafter Blasirtheit die Augen verschlossen.

Was nun zuvörderst den Ausdruck und die Aussprache betrifft, so behaupten die Americaner bekanntlich, daß sie den Bewohnern des Mutterlandes in diesem Punkte weit überlegen seien, während sie dagegen von der englischen Kritik stets sehr bitter und mit großem Hohne behandelt worden sind. In gewisser Beziehung wird das Englische allerdings in America reiner und gleichmäßiger gesprochen, als in England, indem es dort wenigstens nirgends so verunstaltet

und schlecht erscheint, als in vielen Grafschaften im Herzen von England; es läßt sich dieses aus dem großartigen freien Verkehre und der auch in den unteren Classen weit verbreiteten guten Elementarbildung erklären, so wie aus dem in America sehr lebendigen Bestreben, die Reinheit der englischen Sprache zu erhalten. Die von Fearon und Anderen über America aufgestellten Dialecte von Boston, New-York und Philadelphia sind theils sehr müßige Erfindungen, theils nichts als Sammlungen der gemeinsten Redensarten, wie sie dort wohl in Gesindestuben und Austerbooten und dergl., aber nirgends in guter Gesellschaft in America zu hören sind. Eigentliche besondere americanische Dialecte lassen sich durchaus nicht nachweisen, wohl aber kann man eine südliche und nördliche Aussprache gewisser Vocale unterscheiden, und in der Accentuirung finden besonders in den östlichen oder neuenglischen Staaten nicht unbedeutende Abweichungen von England statt. Die verschiedene Modification in der Betonung ist vorzüglich durch die in Neu-England vorhandene Neigung zu Nasenlauten entstanden, deren Ursprung sich in der Grafschaft Kent in England auffinden läßt. In Folge des ursprünglichen Vorwiegens bei der ersten Ansiedlung und vermöge seiner inneren Kraft war es sehr natürlich, daß gerade dieser Volksstamm über New-York und die westlichen Staaten sich in ansehnlicher Weise verbreitete und dieser besondern Aussprache dadurch mehr und mehr Boden verschaffte. Ein eigentlicher Singsang, wie man ihn in den wenig älteren Versammlungen der schottischen covenanters und seceders hörte, eine größere Beredtsamkeit der Nase als des Mundes — wie man es spöttischer Weise wohl charakterisirt hat — ist es dadurch indessen keineswegs geworden.

Da man in America die englische Literatur eben so gut kennt als in England, so müßte man auch dort eigentlich eben so gut sprechen; aber die Sprache fluctuirt: irgend ein gutes Wort, welches die ersten Ansiedler mitgebracht hatten, blieb in Gebrauch, während es in England allmälig außer Gebrauch kam und zuletzt ganz verloren ging; Einzelnes mußte auch neugebildet werden, um dadurch Gegenstände zu bezeichnen, deren Begriffe die alte Welt nicht gekannt hatte (z. B. congressional, presidential, senatorial, associational u. s. w.). Man thut somit ein großes Unrecht, wenn man den Americanern, einem so mächtigen und regsamen Volke, welches so viel Eifer für den Fortschritt fast überall gezeigt hat, jede Berechti-

gung zur Veränderung und Umgestaltung der Sprache absprechen und alle ihre Bereicherungen für Verderbniß erklären will, weil diese nicht durch große Schriftsteller gleichsam sanctionirt und geschaffen seien. Es ist nicht richtig, wenn man behauptet, daß nur große Schriftsteller eine Sprache umgestalten dürften und könnten; man bedenke nur, wer war denn z. B. zwischen Homer und den attischen Dramatikern vorhanden, wer erschuf denn jene großartige und berühmt gewordene vulgäre Sprache, welche Dante nicht erst machte, sondern bereits vorfand, oder wer wandelte denn die Sprache des Sachsenkönigs Alfred in die Ausdrucksweise um, der sich Chaucer für seine herrlichen Dichtungen bediente! Eine geschriebene Literatur fördert solche Entwicklung nicht, sondern ist ihr eher noch hinderlich. Uebrigens ward ja auch die Literatur aus England ganz herüber gebracht, und die Sprache nahm in America ganz dieselben Veränderungen an, wie in England, ja sogar die bloß gesprochenen Worte des gemeinen Lebens, die sogenannten cant words, kamen herüber und natürlich bald in Gebrauch.

Die ersten gedruckten Verderbnisse einer Sprache zeigen sich gewöhnlich in den Tagesblättern; die verschiedenartige ganz heterogene Beschaffenheit der Bevölkerung gab die Sprache in America einigermaßen dem Verderbniß preis. Das Ohr verlor allmälig die Feinheit in dem Entdecken von schlechter Aussprache, und man gewöhnte sich an manche barbarische und unrichtige Ausdrücke und Wendungen. Es ist z. B. ganz natürlich, daß das Deutsche in den Staaten von Ohio ein unvergängliches Andenken hinterlassen wird, und die Beschaffenheit der englischen Sprache erleichtert noch dazu die Einführung neuer Zusätze in ganz besonderer Weise, denn sie besteht ja in ihrem großen Ganzen aus einer Mannigfaltigkeit der fremdartigsten Elemente, die scheinbar so lose zusammenhängen, daß sie oft gar keine eigentliche Lebensverbindung zu haben, sondern nur in einer mechanischen Beiordnung zu einander zu stehen scheinen.

Läßt sich hiernach nun zwar auch nicht in Abrede stellen, daß die Veränderung, welche die englische Sprache in America angenommen, nicht ganz unbedeutend ist, so kann man dagegen dasselbe auch von vielen Schriftstellern Englands selbst behaupten (man denke nur z. B. an die neuere germanisirende Schule), und es ist unzweifelhaft, — um hier nur ein Beispiel anzuführen — daß die Drucksachen der americanischen Missionare auf den Sandwichinseln in bes-

serem Englisch geschrieben sind, als der Church of Englandism von Bentham.

Manche der sogenannten oddities (Seltsamkeiten) in America verdanken ihre Entstehung überhaupt mehr der Phantasie der Schriftsteller, als der eigentlichen Wahrheit, und man würde sich wahrscheinlich ganz vergeblich bemühen, wenn man einen Sam Slick oder Jack Downing auffinden wollte. Viele der gewöhnlich aufgeführten Americanismen sind gar nicht americanischer Abstammung und werden noch dazu in guter Gesellschaft nie gebraucht. Wenn demnach Capitain Hall die Aussprache shivalry für chivalry und deef für deaf gehört haben will und dann noch hinzufügt, er habe sich gar nicht verständlich machen können, so ist das eine offenbare Uebertreibung. Eben so unerhört ist es, wenn Mrs. Trollope den Satz citirt: „Well I never seed such grumpy folks as you be," oder wenn sie ganz irrthümlich die Phrase anführt: „you sees", da doch der gemeine, ungebildete Americaner nur spricht: „you seen" oder „you seed", und es beweist dieses zugleich, welchen Werth man überhaupt den Beobachtungen der in ihrer Eitelkeit gekränkten Dame beilegen kann. Außerdem darf man sich auch den schmutzigen und ungrammatischen slang überhaupt nicht als Basis für die Beurtheilung nehmen, denn das cockney-Gewäsch der schlechten ungestempelten Londoner Blätter steht wohl im Werthe nicht eben höher; und betrachtet man endlich die Ausstellungen, welche Murray und Dickens mit so viel Bitterkeit gemacht haben, etwas näher, so kann man unwillkürlich den Gedanken nicht unterdrücken, diese beiden Schriftsteller würden auch in Nottingham, Hull, Paisley und Belfast eine recht hübsche Sammlung veranstalten können, wenn sie sich dort einmal ein Paar Wochen aufhielten. Die bekannte Sammlung Halliwell's, welche 1847 in London unter dem Titel erschien Dictionary of Archaic and Provincial words, ist weit größer als das Dictionary of Americanisms by John Russell Bartlett. New-York. 1848., welches an Reichhaltigkeit*) nichts zu wünschen übrig läßt und als

*) Die erste verdienstliche Zusammenstellung dieser Art ist von John Pickering, welche außerordentlich viel zur Reinerhaltung der Sprache beigetragen hat. Das Werk erschien 1815 zuerst in den Schriften der americ. Academie unter dem Titel: Vocabulary of Americanisms, being a collection of words and phrases, which have been supposed to be peculiar to the United States, with an essay on the state of the English language in the U. St. Der Verf. legt

ein werthvolles Zeichen der sorgfältigen Aufmerksamkeit begrüßt werden mußte, die man auch in America der Reinerhaltung der Sprache widmet. Die englische Kritik hat sich nie an besondere Schriftsteller gehalten, sondern ihre Vorwürfe stets dem ganzen Volke gemacht, und diese parteiische Strenge trug die heilsamsten Folgen; denn die americanischen Gelehrten untersuchten mit großer Sorgfalt, in wie weit die gemachten Vorwürfe gerechtfertigt waren, sie riethen zur Vorsicht, nicht berechtigte Wörter durch den Gebrauch zu sanctioniren, und Pickering gab dazu in seinem werthvollen vocabulary den ersten erfolgreichen Anstoß. Man erkannte es, daß die Sorge für die Reinerhaltung der Sprache doppelt nothwendig sei wegen der ungeheuren Ausdehnung des Territoriums, weil man keine Hauptstadt, keinen Hof, keine Academie hatte, weil es an Wächtern fehlte, welche mit wirksamer Autorität versehen waren, ihren Aussprüchen gehöriges Ansehen zu geben.

Um eine Vergleichung rücksichtlich der Sprachreinheit Englands und Americas anzustellen, hat man sich häufig auf die im Parlamente und im Congresse gehaltenen Reden bezogen, ein Vergleich, welcher dann immer zum Vortheile des Mutterstaates ausfiel. Aber man vergaß dabei, daß in England eigentlich nur die Lords und die Parteiführer reden, die Farmers indessen gewöhnlich nur stimmen; in America muß dagegen jeder Abgeordnete schon seinen Wählern zu Gefallen wenigstens einmal reden. Will man deßhalb gerecht sein, so muß man die gleichen Classen beider Länder mit einander vergleichen, und solch ein Vergleich dürfte nicht gerade zum Nachtheile America's ausfallen.

Es ist ganz natürlich, daß man, wie schon oben bemerkt ward, manches Fremde in die Sprache aufnimmt, wenn das fremde Wort

---

dar, daß zwar in N.=A. eine größere Uebereinstimmung in der Sprache herrsche als in England, daß man aber auch in vielen Punkten von dem Richtigen abgewichen sei. Er giebt dann zu, daß man zwar in den V. St. einige neue Wörter gebildet und alten eine neue Bedeutung gegeben habe, beweist aber zugleich, daß die Zahl der eigentlichen Americanismen keineswegs so groß sei, als eine kleinliche Kritik gewöhnlich behaupte. Für die meisten sogenannten Spracheigenthümlichkeiten lassen sich auch in England genügende Belege finden und selbst die Unrichtigkeiten in der Aussprache trifft man ganz ebenso in dem Mutterlande wieder. Dr. F. Flügel hat in dieser Zeitschrift IV. p. 130 die Arbeit Pickering's in sehr verdienstlicher Weise vervollständigt und überhaupt für die richtige Beurtheilung der Frage sehr dankenswerthe Beiträge geliefert.

entweder verständlicher ist oder auch vielleicht eine Sache bezeichnet, die unserer Sprache bisher ganz fremd war. Ebenso finden sich auch in jeder Sprache Provinzialismen und niedere Ausdrücke in Gebrauch, welche man den Gelehrten und Gebildeten nicht Schuld geben kann. Denkt man nun daran, wie verschiedenartig die einzelnen Theile America's sind und wie wenig sie zusammenhängen, so kann man sich um so weniger darüber wundern, daß manche Gegenden in der Sprache so sehr von einander abweichen. Es war überdies ganz naturgemäß, daß für Berge, Seen, Flüsse und Staaten viele indische Ausdrücke in Gebrauch kamen, und daß man sogar die Nomenclatur aller Zeiten und Länder ziemlich erschöpfte. Wem könnte es ferner auffallen, daß viele veraltete Wörter in Gebrauch blieben oder die alte ursprüngliche Bedeutung für ein Wort beibehalten ward; daß man ferner englische Provinzialismen entlehnte, wie z. B. expect für suspect, reckon und calculate für think, guess für suppose, wie das in Kent und Derbyshire in Gebrauch war. Die Sprache ist der lebendige Körper des Gedankens, welcher sich stets erneuert, und es ist darum auch nicht zu verwundern, daß man nach und nach alten guten Wörtern wieder eine neue besondere Bedeutung beilegte, z. B. clever für good-natured, desk für pulpit, improve für occupy oder employ, solemnize für to make serious, transpire für happen, temper für passion oder irritation u. a. m.

Unter allen dialectischen Besonderheiten sind die Provinzialismen von Neu-England am verbreitetsten; sie finden sich, wie Bartlett in seinem berühmten Werke behauptet, auch in New-York, Ohio, Indiana, Illinois und Michigan und haben die größte Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Sprechweise in den nördlichen Grafschaften Englands, und es findet sich dort auch fast dieselbe dialectische Aussprache verschiedener Wörter wieder und der gewöhnliche Ton und Accent. Die humoristischen Schriften des Judge Halliburton von Nova Scotia und die Briefe des Majors Downing geben eine anschauliche Vorstellung von der Redeweise in Neu-England, und Judge Hall, Mrs. Kirkland (Mary Clavers), die Verfasserin des New-Purchaser und Ch. Hoffmann schildern die Sprache des Westens, während Major Jones in seinen Schriften (Courtship, Sketches, Georgia Scenes) und Sherwood's Gazetteer of Georgia die Provinzialismen des Südens recht gut charakterisiren.

Die unmittelbare Nähe von verschiedenen Nationen, welche ganz

besondere Sprachen redeten, und die steten Wanderungen waren die Hauptquelle der verschiedenen Dialecte. Die ersten englischen Einwanderer brachten, wie schon gesagt, die dialectischen Verschiedenheiten aus ihrer Heimath mit; zu ihnen gesellte sich das Holländische in dem Staate New=York, das Deutsche in Pensylvanien und an vielen anderen Orten, das Französische und Spanische in Louisiana, Florida, Mexico und Canada, und auch die große Zahl von schwedischen, dänischen und norwegischen kleineren Niederlassungen lieferte so wie auch die Sprache der Eingebornen eine nicht unbedeutende Anzahl neuer Wörter.

Als ursprünglich holländische Wörter verdienen Küchenausdrücke und Benennungen von Spielzeug aufgeführt zu werden, welche sich vorzüglich durch Dienstboten und Kinder in Gebrauch erhielten, z. B. cookey, Kuchen; crullers, Flinse, süßes Backwerk; olykoke, Speckkuchen; spack and applejees, ein Gericht von Speck und Aepfeln; rullichies, Bratwürste; kohlslaa, Kohlsalat; ebenso scup, Brassen; hoople, Wiedehopf; peewee, Schusserchen, der kleine Knicker; pile, Pfeil; pinkstern, Hintertheil.

In Pensylvanien und Ohio, wo die deutsche Bevölkerung ganz von englischen Umgebungen eng eingeschlossen war, ist die deutsche Sprache freilich bereits sehr verdorben, aber es werden dort deutsche Zeitungen, Kalender und Bücher gedruckt, und das deutsche Element wird daselbst unvergängliche Spuren hinterlassen.

Ebenso verhält es sich auch in den französischen Niederlassungen, und Wörter wie cache, Loch, Erdkeller; calaboose, Stockhaus; bayou, Kanal; levee, der Deich; crevasse, Dammbruch, Kluft; charivari u. a. m. haben dadurch auch bei der englischen Bevölkerung allgemein Eingang gefunden; die spanische Bevölkerung brachte Ausdrücke wie canyon, Hohlweg; cavortin, herumspringen; pistareen, eine Silbermünze = 17 Cents; rancho, Strohhütte, und vamos, fortgehen. Die indischen Bezeichnungen, welche vorzüglich Gegenstände der Geographie umfaßten, erhielten sich nur theilweise, indem man nämlich seit der Revolution die alten ursprünglichen Namen großentheils abschaffte und an deren Stelle die Namen großer Männer setzte; man ging dabei auch auf das Alterthum zurück und überstürzte sich förmlich vor lauter klassischem Eifer. Außer manchen eingeschleppten Negerausdrücken (wie z. B. buckra) müssen nun noch die Bezeichnungen für jene Institutionen als neu geschaffen angeführt

werden, welche man in dem Mutterlande gar nicht kannte; dazu rechnet man z. B. caucus, Versammlung zur Aufnahme der Candidaten für öffentliche Aemter; boatable, für Boote schiffbar; mileage, Meilengeld, Reisediäten der Congreßmitglieder; backwoods, die westlichen Waldgegenden in America; canebrake, Rohrdickicht; clap-board, die große Schindel; husking, Abhülsen des Maises; savannah, Weidegegend; snag, ein aus dem Wasser hervorstehender Baum oder Zweig, u. s. w. Man kann endlich noch dazu rechnen gemeine oder verdorbene Ausdrücke, wie atop, becase, happify und donate.

Nach den Andeutungen von W. Fowler (in seiner English Grammar, New-York 1851. p. 92 ff.) sind die localen Besonderheiten der kleineren Länderabschnitte ziemlich geringfügig, und man hat vorzüglich die generellen dialectischen Verschiedenheiten zu beachten, welche sich zwischen Neu-England, den südlichen und den westlichen Staaten nachweisen lassen. Als das Wesentlichste verdient hier angeführt zu werden:

I. Für Neu-England.

To allot upon; back und forth für backward und forward; calculate und guess = expect, think und believe; to conduct = conduct one's self; curious = excellent; cute = sharp; full chisel = full speed; plaguy sight = great deal; spry = nimble; ugly = ill tempered, bad.

II. Im Westen.

Above my bend = out of my power; diggings = neighbourhood oder section of the country; go by = to stop at (auch im Süden); plunder = luggage (auch im S.); rock = stone (auch im S.); smart chance = a good deal (auch im S.); splurge = a blustering effort (auch im S.).

III. Im Süden.

Balance = the remainder; done gone = ruined; to tote = to carry; used to could = could formerly.

IV. Allen Staaten Gemeinschaftliches.

Admire für to like; ee'n amost = almost; alone als Adj. alleinig; any how you can fix it = at any rate; appreciate = to raise the value oder to rise in value; ary = either; awful für ugly oder auch very great; bad = awkward,

sorry; to bark up the wrong tree = to mistake one's object or course; bee = a collection of people who unite their labour for the benefit of an individual or family, z. B. a quilting bee; betterments = improvements on new lands; blaze, ein Wegweiser an einem Baume; boss = master; bottom land, angeschwemmtes Land; breadstuff = bread corn oder meal, flour; to captivate für gefangen nehmen, in Engl. veraltet; can't come it = cannot do it; carrying on = frolicking; to be a caution = a warning; to cave in = to give up; chicken fixings = chicken fricasseed; clever = obliging; cleverly = well; clear out, quit oder put = get off; clip = a blow; considerable = very; corned = tipsy; deadening = girdling trees; difficulted = perplexed; do tell = indeed; dreadful = very; fall = autumn; to fellowship with = to hold communion with; a feed or a check = a dinner or a luncheon; on the fence = to be neutral and ready to join the strongest party; fix = a condition, dilemma; to fix = to arrange, fit up; fixings = arrangements; to fizzle out = to prove a failure; to flare up = to get excited suddenly; to get the floor = to be in possession of the house; to flunk out = to retire through fear; to fork over = to pay over; freshet, Hochfluth, in Engl. veraltet; to go the whole figure = to go to the greatest extent; goings on = behaviour; green = inexperienced; grit = courage, spirit; to hail from = to reside in; to get the hang of a thing = to get the knack of doing it; help = servants; het = heated; to hide = to beat; to hold on = to stop, to wait; to let on = to mention; likely = handsome; lynch law = punishment executed by a mob without legal forms; to make tracks = to leave; mass meeting = large meeting; mighty = great; muss = confusion; notions = small wares or trifles; occlusion, Verschließung, z. B. eines Hafens, in Engl. veraltet; powerful = great; pretty considerable = tolerable; to reckon = to think; right away = immediately; shanty = a hut; sparse, zerstreut (schottisch); to squat, sich ohne Rechtsansprüche auf irgend einem Boden niederlassen; to stave off = to delay; sloping =

slinking away; to strike = to attack, z. B. a rattle snake struck at me; to take on = to grieve; tall = great, fine; tight match = a close or even match; to tote = to carry; there's no two ways about it = the fact is just so; yank = to twitch powerfully.

Wollten wir auf die Sonderbarkeiten in der Sprechweise des gemeinen Mannes näher eingehen, so ließe sich nur schwer eine rechte Grenze bestimmen; wir begnügen uns damit, noch Folgendes als ganz besonders auffallend schließlich anzuführen. Man hört oft merkwürdige Steigerungen von zusammengesetzten Wörtern, z. B. the most good-for-nothingest und the most-provoking-peoplest boy; Hauptwörter werden von dem Volke häufig statt der Verba gebraucht: I suspicion that's a fact oder I opinion quite the contrary. Die Präpositionen in und into werden sehr oft ganz falsch angewendet, und Verwechselungen einzelner Zeitwörter, wie lay und lie, raise und rise sind gar nicht selten. Doch in welcher Sprache ließe sich nicht Aehnliches ebenfalls nachweisen?

Rücksichtlich der Aussprache finden sich ebenfalls manche Verschiedenheiten, wie sie z. B. schon ein Blick in das Wörterbuch von Webster genügend andeutet. Marryat und mehre englische Touristen haben nun die Bemerkung gemacht, daß selbst den gebildeteren Americanern Sicherheit in der richtigen Accentuirung derjenigen Wörter etwas abgehe, welche aus dem Lateinischen und Griechischen entlehnt seien, weil sie sich großentheils mit dem Studium der alten Sprachen gar nicht beschäftigt hätten; Jeder halte sich hier ganz unabhängig von allen Regeln und spreche aus, wie es ihm eben gefalle. Diese Angabe beruht indessen wieder nur auf Uebertreibungen, und ein unparteiischer Beurtheiler würde sich nach einzelnen Erfahrungen dieser Art keinen Schluß in solcher Allgemeinheit erlaubt haben.

Wie wir schon oben andeuteten, hat die ländliche Bevölkerung von New-England, besonders im Innern des Landes, eine gewisse näselnde Aussprache, und vor den Silben ow und oo schieben sie gewöhnlich einen i-Laut ein. So hört man denn dort, nach Bartlett's Angabe, z. B. eend statt end, dawg für dog, Gawd für God, und ferner kyow für cow, vyow f. vow, tyoo f. too, dyoo f. do u. s. w. Hierher gehören auch noch folgende Wörter: hum für home; humbly f. homely; ruff f. roof; sass f. sauce; scace f. scarce; shay f. chaise; sot f. sat; stan f. stand; stun f. stone;

stiddy f. steady; spile f. spoil; tell'd f. told; wall f. well. In den südlichen und westlichen Staaten besteht die Haupteigenthümlichkeit der Aussprache darin, daß der Vocal in verschiedenen Wörtern etwas sehr breit und zu lang gedehnt lautet, z. B. where klingt wie whar, there wie thar, bear wie bar. Im Süden hört man hath statt hearth und shet für shut; im Westen dagegen bar f. bear; dar f. dare; har f. hair; hull f. whole; scass f. scarce; sistern f. sisters; star f. stair; streech f. stretch; thar f. there; varmint f. vermin und whar f. where. Außerdem verdient noch eine ganze Reihe von Wörtern aufgeführt zu werden, welche man fast in ganz Nord-America in gleicher Weise unrichtig ausspricht. Dahin gehören folgende: arter statt after; ary = either; attackted für attacked; anywheres f. anywhere; bachelder f. bachelor; bagnet f. bayonet; becase statt because; bile f. boil; cheer f. chair; chimbly f. chimney; cotch'd f. caught; critter f. creature; curous f. curious; darter f. daughter; drownded f. drown'd; dubous f. dubious; everywheres f. everywhere; gal f. girl; gin statt give; git f. get; gineral f. general; guv f. gave; gownd f. gown; ile f. oil; innemy f. enemy; janders f. jaundice; jest f. just; Jeems f. James; jine f. join; kittle f. kettle; kiver f. cover; larn f. learn; larnin f. learning; lives f. lief; leetle f. little; nary f. neither; ourn f. ours; perlite f. polite; racket f. rocket; rale f. real; rench f. rince; sarcer und sarce f. saucer und sauce; sarve f. serve; sassy f. saucy; sen f. since; sich f. such; sorter f. sort of; squinch f. quench; spettacle f. spectacle; suthin f. something; tech f. touch; tend f. attend; timersome f. timorous; umberell f. umbrella; yaller f. yellow; yourn f. yours.

Man hat wohl das Bedenken ausgesprochen, die Americaner würden mit der Zeit eine vom Englischen völlig verschiedene Sprache reden, und die Verschiedenartigkeit unter den einzelnen Theilen der Bevölkerung würde zuletzt so groß werden, wie sie ehemals unter den Stämmen Griechenlands gewesen ist. Wie indessen schon oben gezeigt ward, sind die Verschiedenheiten der americanischen Ausdrucksweise keinesweges so groß als die der englischen Dialecte, und die fortwährenden nahen Beziehungen der beiden Nationen zu einander und der stete Austausch der literarischen Producte wird unzweifelhaft dazu beitragen, daß die Einheit der Sprache ziemlich ungetrübt erhalten werde. Die große Masse des Volkes in America, das können

selbst Engländer nicht in Abrede stellen, spricht grammatisch richtiger und überhaupt ein besseres Englisch, als die Menschen von denselben Classen in England, und ihre Redeweise hat weder im Accent noch auch in der Phraseologie so viele locale Eigenthümlichkeit; aber der literarische Ausdruck — und das geben auch americanische Schriftsteller zu — steht dem englischen bei weitem nach.

In den besten Schriftstellern und Rednern Großbrittaniens, sagt Bartlett (im ang. Buche Vorrede S. 27) ist eine Mannigfaltigkeit in der Wahl des Ausdrucks zu finden, eine Correctheit im Gebrauche der Partikeln, eine idiomatische Kraft und Frische des Styles, welche nur wenige Americaner erreicht haben. Die unselige Neigung, das lateinische Element in unserer Sprache auf Kosten des deutschen zu begünstigen, hat durch die ungeheure Beimischung von Fremden eine stets neue Nahrung gefunden. Es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß der reine alt idiomatische englische Styl jemals in America wieder hergestellt werden wird; aber man hat auch keinen Grund, daran zu zweifeln, daß die vollständige Mischung und gegenseitige Durchdringung so mancher ganz heterogener Elemente, aus welcher die Gesellschaft dort gegenwärtig noch zusammengesetzt ist, einen Styl und eine Literatur erzeugen werde, welche ihre Schönheiten und Vorzüge haben wird, wenn gleich sie von dem Muster des ächt Englischen etwas abweicht. —

Die Literatur ist wie das Land noch an vielen Stellen zwar unangebaut, aber man kann sich darüber eigentlich nicht wundern. Die schöne Literatur erschien den Americanern, besonders in früherer Zeit, mehr als ein Luxus-Artikel, und man mußte sich erst mit nöthigeren Dingen beschäftigen, deren man unmittelbar bedurfte. Mit bewunderungswerther Schnelligkeit wurden Wälder gefällt, Moraste getrocknet, Städte erbaut, Canäle und Eisenbahnen angelegt und das allgemeine Streben gab sich deutlich zu erkennen, vorzugsweise nützliches Wissen zu verbreiten und die Gesellschaft auf rechten Principien aufzubauen. Das Talent zeigte sich schon damals recht oft, aber es wendete sich vorzugsweise wieder dem politischen Wissen zu, weil sich dort für den Einzelnen die beste Gelegenheit fand, sich schnell auszuzeichnen. Man darf nun indessen deßhalb die Americaner nicht tadeln, denn es ist natürlich, daß das Streben der Abenteurer anfangs eine entschieden praktische und materielle Richtung hatte und erst später die Richtung auf das Geistige. Eine geringe

tödtliche Feinde erkennen, welche die Macht hätten, großartige schriftstellerische Leistungen völlig unmöglich zu machen.

Weit verderblicher mußte es dagegen erscheinen, daß sich die eigentlich begabten Geister nur zum Zeitvertreibe mit Poesie und schöner Literatur überhaupt beschäftigten, und sich dabei fast ganz auf Nachahmung beschränkten. Fast in allen übrigen Beziehungen hat sich America vollständig emancipirt, aber in dem Bereiche der schönen Literatur erscheint es noch in intellectueller Abhängigkeit von England. So ist denn zwar eine große Menge käuflicher Waare gedruckt worden, aber recht Vieles darunter ist nur das Product mechanischer Fertigkeit. Die Poesie aber bedarf eines nationalen Herzens, nationaler Sympathien und einer intellectuellen Sphäre, und die letzte Quelle aller wahren Poesie muß des Dichters eigener Geist sein.

Nun besteht indessen die Literatur eines Landes nicht etwa bloß aus Werken des höchsten Genius; große Denker und Dichter erscheinen nur in langen Zwischenräumen und schaffen ihrer Zeit einen Ruhm, welcher viele Geschlechter überlebt. Neben ihnen giebt es dann auch noch eine kleinere Literatur, welche zwar nicht denselben Werth hat, aber doch sehr viel Gutes stiftet und dadurch eine Macht wird; und diese hat sich bereits in America eine höchst achtungsvolle Stellung erkämpft.

Gleichwie der heiße Kampf eines Tages oder eines Jahres zwar über die Unabhängigkeit einer Nation entscheiden kann, es aber selbst dazu erst einer langen inneren Vorbereitung bedarf, so hat auch eine Literatur gleich der Pflanze einen längeren Zeitraum nöthig, um sich gehörig entwickeln und gute Früchte gewähren zu können; man denke nur einmal an die langen Zwischenräume, welche zwischen dem Auftreten Chaucer's und Spenser's liegen, und dann wieder von Milton bis Wordsworth; — es sind das gleichsam Stationen der Entwickelung, welche sich nicht überspringen lassen. Darum verlange man auf einmal nicht zu viel.

Der Sinn für Kunst und Wissenschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten vielfach in sehr erfreulicher Weise in America zu erkennen gegeben, und besonders im Norden und Nordwesten zeigte sich große literarische Beweglichkeit und Thätigkeit. Findet man auch für jetzt noch weniger Schöpfungen der Phantasie, hoher Gelehrsamkeit und großer Dialektik, so fehlt es dagegen doch nicht an vielen

guten Werken, welche das Ergebniß selbstständiger scharfer Beobachtung sind und sich zwar nicht durch tiefe Wissenschaftlichkeit und Erhabenheit des Styles auszeichnen, aber dafür den Stempel eines ächt praktischen Geistes an sich tragen. Die eigentliche Kraft der Nation lebt und entwickelt sich noch auf dem Boden der Gesellschaft, und America's größte Männer waren diejenigen, welche erst die Menschen kennen zu lernen suchten und nachher studirten und Bücher schrieben, welche durch harten Kampf mit der Welt mit kühner Begeisterung der Richtung ihres inneren Genius folgten und sich, oft vom Pfluge herkommend, zu Reichthum, angesehener Stellung und wissenschaftlicher Bildung emporschwangen. Die Nachwirkung solcher Geister kann nicht ausbleiben, und es wird durch sie eben auch in der Literatur anders werden, denn die Civilisation zeigte sich nur deßhalb in den früheren Zeiten so kraftlos und so wenig fruchtbringend, weil sie von Außen her mitgetheilt und von Innen nicht entwickelt war.

Während man früher über der Literatur Großbrittanniens, die man so leicht bekommen konnte, eigentlich alles Vaterländische übersah und vergaß und es fast ganz an literarischem Unternehmungsgeiste fehlte, mehren sich gegenwärtig die Schriftsteller fast täglich in Zahl und Verdienst, und auch die Leser erscheinen in ihrem Geschmacke weit gebildeter und zugleich strenger in ihren Anforderungen. Die Bevölkerung verdichtet sich allmälig, und die Geschichte gewährt den großen Geistern eine herrliche Gelegenheit, sich zu entwickeln und zur Geltung zu bringen. Die zunehmende Bildung zeigt sich ferner in den vielen neuen Erfindungen, welche die Welt in Erstaunen setzen; ein untrügliches Zeichen der ganzen Nationalrichtung liegt aber endlich in den Sitten und in dem Geschmacke der Frauen. Zur Zeit der Revolution zeigten sie sich durch Satire und Beredtsamkeit wahrhaft gewaltig und wirksam zur Förderung des großen Kampfes, und jetzt schlingen sie die duftigen Blumen der Poesie um den Liebesaltar des Hauses und haben wohl nicht unwesentlich zu der großen Verbreitung eines poetischen Sinnes beigetragen. Dadurch wird dann aber natürlich auch die nationale Literatur im großen Ganzen wieder außerordentlich gefördert, welche zugleich das beste Vehikel für politische Wahrheit ist, das wichtigste, festeste Band des großen Landes, welches selbst dann als ein gemeinsames harmonisches Interesse erscheinen muß, wenn sogar der christliche Glaube durch die

Sectirer zu einer bitteren Quelle des Unfriedens und des Hasses gemacht wird.

Bei dieser großen Vorliebe für das Poetische lief natürlich auch sehr viel Unreifes mit unter. Man hatte anfangs, um dieß beiläufig zu erwähnen, fast nur ganz kurze Gedichte, aber weder Erzählungen, noch auch Romane und Tragödien, und Barlow's Columbiad stand als ein größeres Werk lange ganz allein; es schien als ob die Fittige der Dichter nicht breit und kräftig genug waren, um einen dauernden Flug mit ihnen zu wagen. Aber abgesehen hiervon waren die Gedichte auch in Form, Farbe und Stimmung durchaus nicht eigenthümlich; der Hauptgegenstand des Liedes war immer wieder die Besingung und der Preis der Nation, welche nun einmal immer betrachtet wurde als

„The smartest nation
Of all creation."

Daneben war und ist auch wohl jetzt noch ein Hauptthema die Verherrlichung der Freiheit und überdies die Indier, wobei der unbefangene Leser ganz unwillkürlich an die Sclaven denken muß und an die Begier, Falschheit und Grausamkeit, welche gegen den gepriesenen Wilden in so reichlichem Maße von Seiten der Americaner angewendet ward. Außerdem vermißt man auch gegenwärtig noch sehr einen eigentlichen Schwung der Phantasie und sieht, daß die herrlichen Seen, Flüsse und Wiesen oft leider nur mit dem Auge der Berechnung angesehen und nach dem Nutzen, welchen sie bringen, geschildert werden.

Vielfach hat man die Ansicht geäußert, daß wegen der kalten Einförmigkeit und Nüchternheit des americanischen Charakters und wegen der trübseligen materiellen utilitarischen Richtung in Sitten und Institutionen Land und Leute in ihrer langweiligen Einförmigkeit eigentlich gar keiner romantischen Beziehung fähig seien. Das ist indessen ebenfalls völlig unrichtig. Wer z. B. den Potomac oder auch selbst nur den Hudson überschreitet, findet jenseits des Flusses einen ganz anderen Menschenschlag; kann man sich wohl einen größeren Gegensatz denken, als zwischen dem hochmüthigen, stolzen Virginier, der unter seinen Sclaven den Autokraten spielt, und dem thätigen, unternehmungslustigen Kaufmanne des Ostens, wie er für seine Schiffe sorgt und in lauter Berechnungen fast ganz aufzugehen scheint, — zwischen dem Hausirer aus Connecticut, der da mit seinem Wagen und Pferdchen über Morast und Berg dahinzieht und dem

Schiffer aus Kentucky, welcher ihn über den Mississippi oder Ohio setzt? — Kann man sich ferner eine Natur denken, welche der Phantasie reicheren Stoff darböte; sind da nicht mächtige Seen, ungeheure Wasserfälle, furchtbare Gebirge und endlose Wälder! Ein weites, unbetretenes Feld entfaltet sich vor dem Dichter ferner in der Geschichte America's, und wir finden hier in allen drei Epochen derselben einen wahren Ueberfluß an völlig neuem Stoffe zu romantischer Fiction. In den Zeiten der ersten Niederlassung beschäftigt uns das Schicksal der Puritaner, sie, die sich nicht mit den Waffen in der Hand gegen ihre Fürsten erhoben, sondern als kühne Abenteurer Alles was ihnen theuer war verließen, ihre Jugendgenossen und die Gräber ihrer Väter und muthig nach einem unwirthlichen Lande hinzogen, ohne die Hoffnung zu hegen, jemals wieder zurückzukehren; sie zogen hinaus in die trübe Wildniß, um dem Herrn nach ihrer eigenen Weise herzlichst und ungehindert dienen zu können. Findet man nicht einen herrlichen poetischen Stoff, wenn man z. B. den düstern Geist des Fanatismus näher ins Auge faßt, den getäuschten Geiz der Habsüchtigen, den weltlichen Despotismus der Smith und der Gouverneure des Südens, die Bestrafung, Tod oder Verbannung aller Anhänger der Lehre von dem Seligwerden durch die guten Werke, die Verfolgung der Trägen und die Durchführung des Grundsatzes: Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen! Man denke dann wieder an den furchtbaren Fluch der Sclaverei, welchen Virginien in demselben Jahre über das Land brachte, als die Väter auf dem Plymouth-Felsen den Grundstein zu ihrer Freiheit legten. Das sind Contraste, welche sehr viel Stoff der Poesie darbieten. Auch die indischen Kriege, welche von 1722 bis 25 geführt wurden, geben dem Dichter ein sehr gutes, reiches Material. Die Indier bilden einen im hohen Grade poetischen Gegenstand; einestheils weiß man bereits so viel über sie, um ein anschauliches und nicht gerade ärmliches Bild zu entwerfen, anderntheils ist noch so Manches von ihnen unbekannt, daß selbst die glühendste Phantasie noch recht viel Verborgenes an ihnen würde entdecken können. Man denke sich nur den Wilden, wie er das Feuer der Feinde mit Blut auslöschte und das Gras auf dem Kampfplatze nicht mehr wachsen ließ, wie er seine Gefangenen mitschleppte, wie er gleich dem Tiger im grünen Verstecke auf seine Beute lauerte und dem kühnsten Pflanzer in Neu-England ein wahrer Gegenstand des Entsetzens war.

Aber er ist und bleibt dabei zugleich eine sehr poetische Gestalt. Einen eben so guten Stoff bietet aber auch die dritte Epoche der americanischen Geschichte für die schöne Literatur dar: es ist die Zeit der Revolution. Wir finden dort ein unendliches Material von Schönheit und Größe. Jeder Staat nimmt daran Theil, jedes Alter, jeder Stand, und die Krisis berührte ja einen Jeden, weil Alle den einmal für recht erkannten Grundsätzen aufs festeste anhingen.

Sind das nicht Alles Stoffe, welche an Großartigkeit wenigen nachstehen und die sich für eine poetische Verarbeitung herrlich eignen?

Vielleicht hat kein Staat so viele Opfer gebracht, um die Wohlthaten der Erziehung und Bildung zu verbreiten, Wissenschaft und Religion zu stützen, als America, und in Gewährung der nöthigen materiellen Mittel zur Erreichung dieses Zweckes glaubte man mit Recht (wenn auch anfangs nur einzelne Privatpersonen) die wahre Freiheit am besten zu fördern. Der eigentliche Neuengländer, der Yankee, welcher den Kern der Bevölkerung ausmacht und fast ganz in dem Jagen nach den Dollars aufzugehen scheint, hat sich in dieser Hinsicht oft außerordentlich freigebig gezeigt. Das North American Review von 1848 (S. 415) erwähnt, — um hier nur ein Beispiel anzuführen, daß der Kasse des berühmten Harvard*) College in dem letztverflossenen Jahre an freiwilligen Geldgeschenken eine Summe von 850,000 Dollars zugeflossen sei. Die Erziehung endet zwar in America gewöhnlich etwas frühe, weil ein Jeder bemüht ist, sobald als möglich in das praktische Leben einzutreten und die Gewerbe oder den Handel zu erlernen; aber es finden sich ebenfalls viele Fälle, daß der Unterricht auch noch weiter fortgesetzt wird. Die Bildung in den mittleren Schichten der Bevölkerung ist verhältnißmäßig sehr gut; es wird außerordentlich viel gelesen und das geschriebene Wort erlangt dadurch eine Macht, die es vielleicht nirgends in diesem Grade besitzt. Nach der Einrichtung von Eisenbahnen, Dampfschiffen, Anlegung von Canälen, Austrocknung von Sümpfen und dergleichen mehr ward die Förderung der Intelligenz einer der Hauptgegenstände für das energische Streben und Ringen der jungen Nation; ein förmlich organisirtes System der öffentlichen Erziehung

*) John Harvard, welcher kurze Zeit nach seiner Ankunft in America starb, vermachte im J. 1638 der nach ihm benannten Schule die Hälfte seines Vermögens und seine ganze nicht unbeträchtliche Bibliothek.

trat ins Leben, dessen Regeln sich jeder einzelne Staat willig und freudig fügte, wenngleich im Einzelnen die getroffenen Einrichtungen ein wenig von einander abweichen. In der Hauptsache findet keine Verschiedenheit statt, wir erwähnen hier deßhalb als Beleg der obigen Behauptung, daß z. B. in Massachusetts je 50 Familien eine Schule unterhalten müssen und demnach Steuern dafür erhoben werden dürfen, und daß der Staat überhaupt die Verpflichtung hat, dafür zu sorgen, daß jedes Kind Unterricht erhalte und in den Stand gesetzt werde, eine praktisch-intellectuelle Bildung, eine gewisse Masse von Kenntnissen sich zu erwerben. Die americanischen Universitäten sind außerdem auf dem besten Wege, sich von den steifen und lästigen Formen der versteinerten englischen Satzungen zu befreien und mehr und mehr den Geist ächter Wissenschaftlichkeit zur Geltung zu bringen. Auch die Bibliotheken üben einen ungeheuren Einfluß, da sie bei guter Ausstattung recht stark benutzt werden. E. Dwight bemühete sich, diese Anstalten ganz besonders nach Kräften zu fördern, derselbe Mann, welcher 10,000 Dollars für eine in Boston zu errichtende Normalschule freudig hergab und damit zugleich die Ursache ward, daß drei Bildungsanstalten für Lehrer errichtet wurden und das Board of Instruction die Herausgabe einer School-library veranlaßte, welche sich durch ihren inneren Werth sehr empfiehlt. Ebenso hat auch die Tagespresse einen bedeutenden Einfluß auf Förderung der Bildung ausgeübt, wenn auch ihr Wirken nicht gerade in jeder Hinsicht als veredelnd und läuternd angesehen werden kann; es ist ganz besonders zu bedauern, daß sich die Tagesblätter zu sehr mit der Behandlung von Controversen beschäftigen, wo man sich natürlich mehr für die Person der Parteileute, als für ihre Schriften interessirt und deßhalb auf die Form der letzteren gewöhnlich nur sehr wenig Gewicht legt. Ungeachtet der mannigfachen Ausstellungen, welche man mit Recht an den amer. Zeitungen machen kann, darf man doch aber auch nach vielen bedeutungsvollen Anzeichen die feste Zuversicht hegen, daß jene allmälig einen besseren Geschmack und eine würdigere Haltung annehmen werden. In der Hauptstadt von Neu-England erschien am 24. April 1704 unter dem Titel „The Boston News-Letter“ das erste periodische Blatt auf dem westlichen Continente; es hatte 1719 einen und 1740 bereits elf Nebenbuhler und begnügte sich anfangs mit bescheidenen Erzählungen von Tagesbegebenheiten, vermied allen Streit, und war eigentlich ohne jede

Aber er ist und bleibt dabei zugleich eine sehr poetische Gestalt. Einen eben so guten Stoff bietet aber auch die dritte Epoche der americanischen Geschichte für die schöne Literatur dar: es ist die Zeit der Revolution. Wir finden dort ein unendliches Material von Schönheit und Größe. Jeder Staat nimmt daran Theil, jedes Alter, jeder Stand, und die Krisis berührte ja einen Jeden, weil Alle den einmal für recht erkannten Grundsätzen aufs festeste anhingen.

Sind das nicht Alles Stoffe, welche an Großartigkeit wenigen nachstehen und die sich für eine poetische Verarbeitung herrlich eignen?

Vielleicht hat kein Staat so viele Opfer gebracht, um die Wohlthaten der Erziehung und Bildung zu verbreiten, Wissenschaft und Religion zu stützen, als America, und in Gewährung der nöthigen materiellen Mittel zur Erreichung dieses Zweckes glaubte man mit Recht (wenn auch anfangs nur einzelne Privatpersonen) die wahre Freiheit am besten zu fördern. Der eigentliche Neuengländer, der Yankee, welcher den Kern der Bevölkerung ausmacht und fast ganz in dem Jagen nach den Dollars aufzugehen scheint, hat sich in dieser Hinsicht oft außerordentlich freigebig gezeigt. Das North American Review von 1848 (S. 415) erwähnt, — um hier nur ein Beispiel anzuführen, daß der Kasse des berühmten Harvard*) College in dem letztverflossenen Jahre an freiwilligen Geldgeschenken eine Summe von 850,000 Dollars zugeflossen sei. Die Erziehung endet zwar in America gewöhnlich etwas frühe, weil ein Jeder bemüht ist, sobald als möglich in das praktische Leben einzutreten und die Gewerbe oder den Handel zu erlernen; aber es finden sich ebenfalls viele Fälle, daß der Unterricht auch noch weiter fortgesetzt wird. Die Bildung in den mittleren Schichten der Bevölkerung ist verhältnißmäßig sehr gut; es wird außerordentlich viel gelesen und das geschriebene Wort erlangt dadurch eine Macht, die es vielleicht nirgends in diesem Grade besitzt. Nach der Einrichtung von Eisenbahnen, Dampfschiffen, Anlegung von Canälen, Austrocknung von Sümpfen und dergleichen mehr ward die Förderung der Intelligenz einer der Hauptgegenstände für das energische Streben und Ringen der jungen Nation; ein förmlich organisirtes System der öffentlichen Erziehung

*) John Harvard, welcher kurze Zeit nach seiner Ankunft in America starb, vermachte im J. 1638 der nach ihm benannten Schule die Hälfte seines Vermögens und seine ganze nicht unbeträchtliche Bibliothek.

trat ins Leben, dessen Regeln sich jeder einzelne Staat willig und freudig fügte, wenngleich im Einzelnen die getroffenen Einrichtungen ein wenig von einander abweichen. In der Hauptsache findet keine Verschiedenheit statt, wir erwähnen hier deßhalb als Beleg der obigen Behauptung, daß z. B. in Massachusetts je 50 Familien eine Schule unterhalten müssen und demnach Steuern dafür erhoben werden dürfen, und daß der Staat überhaupt die Verpflichtung hat, dafür zu sorgen, daß jedes Kind Unterricht erhalte und in den Stand gesetzt werde, eine praktisch-intellectuelle Bildung, eine gewisse Masse von Kenntnissen sich zu erwerben. Die americanischen Universitäten sind außerdem auf dem besten Wege, sich von den steifen und lästigen Formen der versteinerten englischen Satzungen zu befreien und mehr und mehr den Geist ächter Wissenschaftlichkeit zur Geltung zu bringen. Auch die Bibliotheken üben einen ungeheuren Einfluß, da sie bei guter Ausstattung recht stark benutzt werden. E. Dwight bemühete sich, diese Anstalten ganz besonders nach Kräften zu fördern, derselbe Mann, welcher 10,000 Dollars für eine in Boston zu errichtende Normalschule freudig hergab und damit zugleich die Ursache ward, daß drei Bildungsanstalten für Lehrer errichtet wurden und das Board of Instruction die Herausgabe einer School-library veranlaßte, welche sich durch ihren inneren Werth sehr empfiehlt. Ebenso hat auch die Tagespresse einen bedeutenden Einfluß auf Förderung der Bildung ausgeübt, wenn auch ihr Wirken nicht gerade in jeder Hinsicht als veredelnd und läuternd angesehen werden kann; es ist ganz besonders zu bedauern, daß sich die Tagesblätter zu sehr mit der Behandlung von Controversen beschäftigen, wo man sich natürlich mehr für die Person der Parteileute, als für ihre Schriften interessirt und deßhalb auf die Form der letzteren gewöhnlich nur sehr wenig Gewicht legt. Ungeachtet der mannigfachen Ausstellungen, welche man mit Recht an den amer. Zeitungen machen kann, darf man doch aber auch nach vielen bedeutungsvollen Anzeichen die feste Zuversicht hegen, daß jene allmälig einen besseren Geschmack und eine würdigere Haltung annehmen werden. In der Hauptstadt von Neu-England erschien am 24. April 1704 unter dem Titel „The Boston News-Letter" das erste periodische Blatt auf dem westlichen Continente; es hatte 1719 einen und 1740 bereits elf Nebenbuhler und begnügte sich anfangs mit bescheidenen Erzählungen von Tagesbegebenheiten, vermied allen Streit, und war eigentlich ohne jede

politische Theorie. In riesenhafter Weise hat nun die Zahl der Blätter und damit natürlich auch die Größe ihres Einflusses zugenommen; im Jahre 1817 gab es schon 500 Zeitungen und 250,000 verschiedene Wochenschriften.

Nach den neuesten statistischen Berichten beträgt die Zahl der Bibliotheken in den Vereinigten Staaten gegenwärtig mindestens 10,199 mit 3 Mill. 753,964 Bänden. Sie lassen sich unter folgende Abtheilungen bringen: Staatsbibliotheken 39 mit 288,937 Bänden, Gesellschaftsbibliotheken 126 mit 611,334 Bänden, Fachschulbibliotheken 126 mit 586,912 Bänden, Studentenbibliotheken 142 mit 254,639 Bänden, Academie- und Professionsschulbibliotheken 227 mit 320,909 Bänden, Bibliotheken wissenschaftlicher und historischer Gesellschaften 34 mit 138,901 Bänden, und Freischulbibliotheken 9505 mit 1 Mill. 552,332 Bänden — zusammen 10,199 Bibliotheken mit 3 Mill. 753,964 Bänden. Von den 694 den öffentlichen Schulen nicht angehörigen Bibliotheken ist die Bibliothek des „Harvard Collegiums" die größte, da sie mehr als 84,000 Bände enthält. Die Staaten New-York, Massachusetts, Michigan, Mississippi und Pensylvanien stehen in Betreff der Zahl ihrer Bibliotheken oben an. Der Staat New-York hat über 8000 Schulbibliotheken und mehr als 200 andere öffentliche Bibliotheken mancherlei Gattung. Massachusetts hat 700 Schul- und 62 andere öffentliche Bibliotheken. Michigan hat 374 Schul- und 7 andere öffentliche Bibliotheken. Ja selbst der neue Staat Jova kann sich seiner 2660, Wisconsin seiner 7163 und sogar Minnesota (der kleinste in Israel!) seiner 3200 Bände zum allgemeinen öffentlichen Gebrauch rühmen.

M. de Beaujour läugnete in seinen „Reisen" den eigentlich nationalen Charakter der Americaner überhaupt, und er fand nach seiner Aussage nichts als eine bloß unverdauete, nicht zusammengehörige Masse verschiedener fremdartiger Elemente; — eine Ansicht, welche auch in neuerer Zeit von mehreren Seiten ausgesprochen ist. America war eine europäische Provinz, seine Geschichte bildet einen Theil der englischen; hätten die ersten Einwanderer ein starkes wohlorganisirtes Volk vorgefunden, so würden sie sich mit den Indiern vermischt haben, und es wäre so ohne Zweifel durch gegenseitiges Geben und Empfangen eine Literatur entstanden, die von der

englischen ganz verschieden gewesen wäre und einen vorwaltend indischen Charakter an sich getragen hätte.

Die americanische Nation ist nun freilich aus verschiedenen Quellen und Bestandtheilen zusammengeflossen und statt einer gemeinsamen Sprache finden wir deren elf im Gebrauch; aber dennoch läßt sich ein gemeinsamer Nationalcharakter nicht verkennen, welcher freilich in den höhern Classen weniger hervortritt, der dagegen bei den Leuten des Volkes sehr stark ausgeprägt erscheint. Gleichwie sich der Provençale, Gascogner und Normanne sehr von einander unterscheiden, aber dennoch immer Franzosen bleiben, gleichwie die Leute in Devonshire, Yorkshire und Kent in ihrem ganzen Wesen auf das entschiedenste von einander abweichen, auf allen aber die gemeinsame nationale englische Färbung ruht, so weichen auch die Americaner im Einzelnen sehr von einander ab, aber im großen Ganzen tragen sie ein Allen gemeinsames Gewand. Die mittleren und niederen Classen, Seeleute und Farmer u. s. w. haben, wie schon oben angedeutet ward, besonders stark ausgeprägte Züge von Nationalität, aber in den höheren, gebildeteren Classen sind die Spuren etwas undeutlich geworden oder ganz verwischt, wodurch leider sehr viele malerische Wirkungen ganz verloren gegangen sind. Will man sich einen Anblick von dem Typus des ächten Americaners verschaffen, so lese man nur Dr. Bird's Nick of the Woods, The life of David Crockett, The big bear of Arkansas oder die ersten Novellen von Cooper.

Den Einwanderern, welche in stets neuer Menge heranströmen, gefällt zwar der Charakter der Americaner anfangs durchaus nicht, und schon manche beschlossen deßhalb, die Sprache und die Sitten ihrer Heimath beizubehalten. „Aber," wie man sehr richtig bemerkt hat, „die americanische Atmosphäre hüllt sie ein, schwächt durch stetes Wirken ihre Erinnerungen, löst ihre Vorurtheile und zersetzt ihre ursprünglichen Elemente. Allmälig verändern sich ihre Ansichten und Lebensweise, sie nehmen die Sitten und Sprache der Americaner an und werden in der americanischen Nation absorbirt wie Flüßchen, die im Strome dem Oceane zueilen."

Die Vermischung fand, wie schon gesagt, sehr schnell statt, und so ist denn die englische Sprache durchschnittlich die Sprache aller Gebildeten in Nord-America geworden. Dem Fortschritte in Reichthum und Macht ist zwar das Wachsthum der allgemeinen Civili-

sation nicht ganz entsprechend, aber man muß doch zugestehen, daß die Americaner nicht nur in physischer Kraft und hohem Muthe keinem Volke nachstehen, sie besitzen auch mannigfaltige, große und mächtige Talente. Der eigentliche Kern der Einwanderer bestand weder aus Sensualisten, noch aus Skeptikern, sondern es waren Christen und noch dazu protestantische Christen voll regen Strebens, sich und ihre Brüder mehr und mehr zum Bewußtsein ihrer Bestimmung zu bringen, ein Volk

> Plebeian, though ingenuous the stock
> From which her graces and her honours sprung.

Eine eigentliche Gemeinsamkeit des religiösen, wie auch des patriotischen Gefühles zeigte sich in dem Volke aber eigentlich erst seit der Revolution; der Genius der Freiheit, welcher eine gemeinsame nationale Bewegung und Erhebung ins Leben rief, war auch eigentlich der Baum, welcher die ersten wahrhaft nationalen Producte hervorbrachte. Der Saame, aus dem sie gewachsen, ist entschieden englisch, aber der Boden und das Klima haben ihm eine ganz verschiedenartige Entwickelung gegeben und im Laufe der Zeiten wird das Originelle des Wuchses weit stärker hervortreten, als dieses selbst bisher der Fall sein konnte.

Man hat endlich beklagt, daß das Wachsen einer extremen unvermischten Demokratie der Civilisation in America hinderlich sei, die Anwendung der Gesetze und der Gerechtigkeit häufig zu Schanden mache, die Sitten verderbe und hinleite zum Barbarismus und zur Anarchie. Obwohl sich eine Staatsform auffinden läßt, welche den besten Schutz für die Freiheit und das Glück des civilisirten Menschen schafft und zugleich Künste und Wissenschaft am kräftigsten fördert, so möchten wir doch nicht gerade die Einführung des monarchischen oder aristokratischen Systems in America vertheidigen; aber es läßt sich andrerseits auch nicht verkennen, daß viele Mängel der americanischen Literatur gerade in der socialen und politischen Lage des Landes ihren Grund haben. Wo eine Aristokratie herrscht, da ist das Talent vornehmlich bemüht, seine Kraft in der Erfindung von Luxussachen zu bewähren, und gleichwie es das äußerliche Leben durch Juwelen, Silberzeug, Seide und elegantes Hausgeräth ziert, so bestrebt es sich auch in dem Bereiche des Geistes das Zarte, Feine, Liebliche zu schaffen; wo aber die Macht ganz in den Händen des Volkes ist, da zeigt sich das Ringen und die Kraft des

Geistes vorzugsweise in nützlichen Erfindungen, und der höchste Sieg besteht darin, Alles dem Volke im Großen durch billige Preise leicht zugänglich zu machen.

Wie natürlich also, daß man die eigentlich schöne Literatur weniger berücksichtigte! Außerdem darf man nicht vergessen, daß sich überhaupt die Kraft anfangs etwas unbehilflich zeigt, und es wäre ein großes Unrecht, wollte man über ein ganzes Volk nach diesen seinen ersten Anstrengungen aburtheilen; — und das ist von vielen früheren Schriftstellern mit großer Härte geschehen, welche die Nation und ihre Literatur nur in ihrem ersten Ringen gesehen und mit Verachtung darüber sich ausgesprochen haben. America ist nach seiner Verfassung sicherlich kein Utopien, aber die Civilisation schreitet in ihm mächtig voran, und zwar weit schneller, als dieß in irgend einem andern Staate sonst geschehen ist. Jeder fühlt und hat das lebhafteste Bewußtsein, daß die Wohlfahrt der Republik sein persönliches Interesse ist, daß sein Vermögen, sein Glück mit dem des ganzen Landes steigt, und wenn man nun die Ausdehnung der großen Republik betrachtet, ihre Institutionen und ihre unermüdliche Strebsamkeit, die Freiheit ihres religiösen Bekenntnisses, so kann man sich des Gedankens und der Hoffnung nicht erwehren, daß es diesem Lande aufbewahrt sei, für die kommenden Geschlechter zum Ruhme Gottes und zum Wohle der Menschheit vielen Segen zu verbreiten.

Hg.

Leuthen in Prosa,

oder kritisch gewürdigt.

Was wir in unserer Recension des Gedichts Waterloo (Archiv der neueren Sprachen und Literaturen) fürchtend ausgesprochen, wovor wir dringend warnten, das ist geschehen: Herr Scherenberg hat, durch den Beifall des Publicums geblendet, oder auch dem eigenen Drange und dem Vergnügen, welches er am Genre-Dichten findet, nicht widerstehend, ein zweites Schlachtgedicht, Leuthen betitelt, herausgegeben. Dieses Unternehmen konnte, wie wir vorhergesagt, nicht gelingen: das erste Erforderniß zu einem Gedichte — wir sagen es noch einmal — ist Freiheit der Phantasie im Schaffen, eine Freiheit, die nur begränzt werden darf durch den eignen Willen, den eignen freien Plan des Dichters, dem es gestattet sein muß, sein Thema sich selbst zu gestalten und nach Gefallen zu modelliren. Kann er das nicht, ist er einer gegebenen, schon fertigen Idee unterthan, so trägt er die Sclavenkette der Wirklichkeit, und die Phantasie kann ihre Fittige nicht entfalten, noch weniger sich aufschwingen zum Aether, wo ihre Bahn und Heimath ist; und kann sie das nicht, dann ist das Wesen der Poesie verkümmert, gelähmt, ertödtet, natürlich nach dem Maße der Freiheit, die dem Dichter vergönnt war, in größerem oder geringerem Grade. An dieser Beschränkung und diesem Fehler leiden alle Lehrgedichte, die man eben deshalb als eine selbständige, höhere Gattung der Poesie nicht gelten lassen kann, wenn sie auch, wie der Landbau Virgils und die Natur der Dinge des Lucrez, ihre großen Schönheiten haben können. Zu den Gedichten der eben besprochenen Art aber gehört ein historisches Schlachtgemälde; dieses ist mehr als z. B. das Thema des Landbaues oder der Natur der Dinge an die Wirklichkeit gebunden; es darf die Spuren der Geschichte keinen Augenblick verlassen; je näher die Begebenheit unserer Zeit, je bestimmter die einzelnen Thatsachen vorliegen, desto weniger. Der Schlachtendichter ist auch mehr noch an die Wirklichkeit gebunden als der Schlachtenmaler, der ja keine in der Zeit sich entwickelnde Be-

gebenheit darstellen kann und will, sondern nur einzelne plastische oder graphische Momente auswählt, wodurch seine Künstler-Phantasie wieder vom Joche der Wirklichkeit befreit wird und freie Schöpfungskraft gewinnt. Ganz anders verhält es sich mit dem Schlachtendichter; für ihn heißt es: was geschrieben steht, steht geschrieben, und: das Wort sie sollen lassen stahn (und keinen Dank dazu han! setzen wir aus demselben Gedichte hinzu). Was kann also der Schlachtendichter leisten, worin besteht seine Thätigkeit? Sie ist offenbar eine untergeordnete, auf Ausmalung beschränkte, und zwar in jeder Hinsicht, sowohl in Beziehung auf die einzelnen Schlachtmomente, als auf die handelnden Personen.

Bei diesem geringen Maße der ihm gestatteten Freiheit hat Herr Scherenberg in seinem Waterloo geleistet, was möglich war — das haben wir laut rühmend anerkannt; er hat uns die buntesten Kriegergruppen, Kriegsscenen und Situationen charakteristisch und plastisch vorgeführt; hat Bewegung, Leben und Handlung in sein Gemälde gebracht; hat — und diese Aufgabe war die schwierigste — die schon historisch so genau bekannten Charaktere durch Drama angefrischt, anschaulich und interessant gemacht; hat durch eine ganz eigenthümliche, für den Gegenstand im Ganzen wohl passende, oft ungemein würdige und treffende, wenn auch mitunter gesuchte, manierirte und bramarbasirende Diction, so wie durch glänzenden, gedankenreichen Bilderschmuck die Aufmerksamkeit der Leser in Spannung erhalten und bis an's Ende gesteigert; er hat, mit einem Worte, ein Werk geliefert, das nicht untergehen, sondern der Literatur, wenn auch nicht dem Volke! wenigstens als eine literarhistorische Seltenheit angehören wird. Warum nicht auf diesen Lorbeeren ruhen, warum nach solchem Kraftbeweise der Welt das Schauspiel der Wiederholung und der Schwäche geben? Oder schmeichelte sich Herr Scherenberg wirklich, das erste Gedicht überbieten zu können? Warum das nicht möglich war, das hoffen wir ihm demnächst so klar vorzulegen, daß er selbst, wenn er nicht durch Eigenliebe und den ihm auch für dieses Gedicht schon gewordenen Beifall verblendet ist, uns Recht geben wird — was freilich eine sehr sanguinische Hoffnung ist! — Wenn das erste Gedicht aber auch durch das zweite an seinem wirklichen Werthe nichts verliert, so ist es doch schmerzlich, selbst für nicht Betheiligte, aber Wohlmeinende — und dazu rechnen wir uns mit gutem Gewissen — die gute Meinung,

die man von dem Dichter gefaßt hat, geschwächt und verkümmert zu sehen; denn allerdings wirft die Schwäche dieses zweiten Gedichts ihre Bläſſe auch auf das erste zurück, schadet ihm in den Augen der urtheilenden Welt und stört den reinen Genuß. — Es verhält sich damit wie mit dem bösen Nachgeschmack nach einem Wohlgeschmack: er verleidet die vorangegangene Süßigkeit und stört die angenehme Erinnerung durch ein nicht los zu werdendes übles Nachgefühl. Aber in diesen Fehler verfällt nicht Herr Scherenberg allein; die meisten Dichter leiden an der von Horaz schon erwähnten Krankheit des Hermogenes Tigellius: sie können nimmer enden, wenn sie einmal angefangen haben; wollen immer ihren Ruhm mehren und setzen immer auf's Neue die errungenen Lorbeeren auf ein ungewisses Spiel. So hat selbst der große Goethe durch den faden „Schneckeschnickeschnack" vieler seiner späteren süßsäuerlichen Gedichte, so wie durch den zweiten als Kunstwerk ungenießbaren, substanz- und formlosen Theil des Faust der ungetrübten Verehrung seines Genius viel Schaden gethan, und dieser würde noch größer sein, wenn ein selbständiges Urtheil überall in der Welt nicht so selten wäre und die damit Begabten bei großen Namen ihr Urtheil laut werden zu lassen wagten.

Wir haben gesagt und aus inneren Gründen zu beweisen gesucht, daß die von Scherenberg versuchte Gattung eines dichterischen Schlachtgemäldes nie den höheren Ansprüchen an eine Dichtung genügen könne; viel mißlicher aber und das Mißlingen in sich tragend war das Unternehmen, ein zweites Schlachtgemälde zu liefern nach dem ersteren, weil der Dichter in dieser engbegränzten Gattung sich selber nicht ausweichen kann, indem der Charakter einer Schlacht, in so weit er der Poesie angehört, immer derselbe ist, und die Hauptsituationen und Momente, Aufstellung, Angriff, Kampfgewühl, Flucht, Sieg, so wie die persönlichen Züge des Muths, der Geistesgegenwart, der Kaltblütigkeit, des Heldentodes, oder ihr Gegentheil, immer wiederkehren müssen. Wenn der Dichter diese Züge nun in einem Gedichte tüchtig geschildert hat, wie kann er sie in einem zweiten so individualisiren, daß sie ein selbständiges, durch Neuheit interessirendes Kunstwerk bilden? Er muß sich wiederholen, sich selbst copiren, wenn nicht in Worten, doch dem Affecte nach — nebenhin geht kein Weg! Und so ist es mit Leuthen: Waterloo ist das Original, jenes ist Copie, oder

wenn man es milder bezeichnen will, eine Variation, aber eine sehr schwache, verwässerte Variation des ersten kräftigen Schlachtthema; dieses hat den Erstgeburtssegen hinweg, und der ist in der Poesie eben so viel werth, als in der Patriarchengeschichte; Prometheus war der größere, schöpferische Bruder des Epimetheus! — Nur unter einer Bedingung hätte dieses Gedicht Gnade finden können: wenn es nämlich vorangegangen und Waterloo ihm gefolgt wäre; dann würde die unvollkommene Idee in dem zweiten Gedichte vollendet und abgeschlossen, das schwächere durch ein besseres gesteigert oder gesühnt worden sein — und doch, behaupten wir, sind zwei Gedichte dieser Art von demselben Dichter zu viel. Man lacht über eine Ilias post Homerum — aber hätte Homer selbst eine zweite Ilias dichten können?

Ueberbieten und übertreffen aber konnte Leuthen Waterloo auch schon aus dem Grunde nicht, weil es an Großartigkeit der Grundidee diesem bei weitem nachsteht. Waterloo behandelt eine europäische Angelegenheit; die Freiheit, das Heil Europa's stand in dieser Schlacht auf dem Spiele; auch war Europa mit dem wichtigsten Theile seiner Völker auf dem Schlachtfelde repräsentirt; es war eine Völkerschlacht, wie sie in Jahrtausenden nur selten geschlagen wird.

Also und noch einmal — Waterloo ist ein viel größeres, reicheres, interessanteres und belohnenderes Thema als Leuthen, — und daher kommt offenbar zum Theil die Armuth in der Ausführung des letzteren. Der Gegenstand war, wenn nicht zu unbedeutend, doch zu unergiebig zu einer großartigen dichterischen Schöpfung, wenigstens so einseitig, wie Herr Scherenberg ihn auffaßte; auch mußte er durch einen so großen kosmopolitischen Vorgänger wie Waterloo noch mehr an Werth und Wichtigkeit verlieren. Dazu kommt, daß auch die in der Schlacht von Leuthen thätigen Personen, Friedrich ausgenommen, kein, oder doch nur ein geringes, dichterisches Interesse haben. Was sind Ziethen, Winterfeld, Keith, Seydlitz 2c. — wer kennt sie von andern Seiten, als daß sie brave Haudegen, immer aber Maschinen und Hebelarme des großen Königs waren? Wo aber keine Selbständigkeit, kein Wille ist, da kann von keinem Charakter die Rede sein, und wo dieser fehlt, da spielen die Personen in der Poesie, wie auf den Brettern der Welt, eine ärmliche Statistenrolle, wie Figura Leuthen zeigt. Davon

weiter unten! — Welche Persönlichkeiten treten dagegen in Waterloo auf! Napoleon, Blücher, Wellington, Friedrich Wilhelm von Braunschweig, Bülow, Ney, lauter Männer, an welche sich ein europäisches, zum Theil ein ächt tragisches, Interesse knüpft. Fühlte Herr Scherenberg dies nicht selbst bei der Bearbeitung seines Stückes? Sein braver preußischer Patriotismus konnte doch unmöglich das poetische Interesse, den poetischen Sachgehalt, ersetzen, oder er hätte statt der craß materiellen Behandlung eine idealere versuchen müssen, und die selbst würde keinen günstigeren Erfolg gehabt haben, weil eine solche Behandlung, wie wir zu beweisen gesucht haben, unmöglich ist. Hinc illae lacrymae! Das Thema war unpoetisch, so konnte die Ausführung unmöglich gelingen, und daß diese nicht gelungen ist, das bleibt uns nach dieser allgemeinen Deduction nun im Speciellen zu beweisen übrig.

Das Werk zerfällt in zwei Theile, in die Begebenheiten, welche der Schlacht von Leuthen zunächst vorangingen, sie motivirten, und in die Schlacht selbst (von S. 29 an). Diese beiden Theile sind merklich, ja wesentlich von einander verschieden. In dem ersteren finden sich wenig dichterische Elemente, wiewohl sich dergleichen gerade hier in dem Seelenzustande Friedrich's dem Dichter reichlich dargeboten hätten, Momente, die er aber nicht ergreifen wollte und durfte, weil er sonst seinem eng begränzten Thema Abbruch gethan, ihm das Interesse geraubt, es in den Schatten gestellt haben würde. So zieht sich eine gewisse prosaische Flauheit und Mattheit durch den ganzen ersten Theil. So wie er aber an den Kampf kommt, ergeht es ihm wie einem zum bürgerlichen Stillleben zurückgekehrten Kriegsroß, das, wenn es die Trompete seiner Ehre hört, nicht mehr am Pfluge zu halten ist, und mit einem Satze mitten im Kampfgewühle steht — er spürt die Sonne von Waterloo und weidet, von ihrer Gluth durchzuckt, in ihren Strahlen.

Der ganze erste Theil folgt dem bekannten Faden der Geschichte, wobei der Dichter sich nicht die Zeit nimmt, auf die einzelnen Begebenheiten näher einzugehen, und sie poetisch mundgerecht zu machen. Die einzelnen Drücker und Kraftworte ersetzen diesen Mangel der charakteristischen Schilderung keineswegs, sondern erregen, unmotivirt wie sie dastehen, nur das Gefühl der Nichtbefriedigung, oft sogar des Widerwillens; z. B. wenn die Franzosen „eine raffinirte Bestie des Abends" (Westens), und der duc de Richelieu „erster

Lump und erster Feldherr des Oberfeldherrn, Madame Pompadour," genannt werden! Das ist grobe Gemeinheit, keine dichterische Charakterisirung! Mit feinerem Humor ist die seltene Siegesfreude der Kaiserin Maria Theresia über die gewonnene Schlacht von Collin mit den Worten ausgedrückt:

> Sie kreuzt und segnet Alles, was mitgeschlagen hat;
> Ein Kreuz dem Ritter, funfzehn Kreuzer dem Soldat. —

Der König geräth nach jener Schlacht in die bedrängteste Lage. Der Dichter schildert diese durch des Königs eigene historische Worte, wie er sich überall auf diese Weise seine Dichteraufgabe leicht macht, und die Geschichte für sich dichten oder wenigstens sprechen läßt — aber aufgewärmte Geschichte, ist das Poesie? Wie diese Manier immer kalt läßt, so fällt sie zuweilen gar in's Lächerliche, wie die Beschlüsse eines löblichen Magistrats der Provinzialstädte, die mit sintemal und alldieweil beginnen und in ihrem abgestandenen Rococostyle wörtlich ihrem ganzen Inhalte nach angeführt werden. Aber ist das Poesie, fragen wir? Und ist es nicht mehr als lächerlich, wenn Magdeburg und Halberstadt sich erbieten, dem Könige aus ihren „Lustgespannen" 4000, sage vier Tausend, Pferde zu stellen? Wie viele Luxuspferde konnte damals wohl die ganze preußische Monarchie aufweisen? —

Bald ermannt sich der König wieder, erscheint Daun gegenüber im Felde und sucht den Fabius Cunctator zu „einem zweiten Collin" aus seiner festen Stellung zu locken. Als das vergebens ist, faßt er den Entschluß, sein Heer zu theilen, um den von allen Seiten in's Innere der Monarchie vordringenden Feinden Einhalt zu thun. Er selbst geht mit einem Theile desselben der Reichsarmee und den Franzosen bei Roßbach entgegen. Nach dieser leicht gewonnenen Schlacht aber bricht neues Unglück über den König herein: Lehwald ist von den Russen geschlagen, Winterfeld ist in Schlesien gefallen, Breslau und Schweidnitz sind vom Feinde eingenommen! Wieder hält der König Kriegsrath, aber seine Helden stehen rathlos um ihn, unter ihnen der „Anhalt-Dessau, der nie aus der Richtung kommt, wie sein alter Lobebär." Was das für eine Bärenart sei, eine ganz neue Gattung, oder ob dieser Bär vielleicht zu der antiken Species der zu Anfange der Nibelungen erwähnten „Heleden lobebaeren" gehöre, das zu ermitteln reichen unsere naturhistorischen Kenntnisse nicht aus — wer diesen Bären angebunden

hat, mag ihn auch lösen! — Als nun Alle rathlos sind, da ermuthigt der König sie durch eine Rede in dem bekannten Sanssouci-Style, der aber von dem Dichter durch die Hinzuthat seiner Verse noch wirksamer und rührender gemacht ist. Nach der Rede fährt der Dichter fort:

— — — — — rings im Chor (?)
Kreisen (?) die großen (?) Frager (?), und ringsum allerwärts
Tritt auf die narbigen Stirnen erröthend (!) vor das Herz.

Ist hier vielleicht ein Druckfehler und Fragen statt Frager zu lesen, was, wenn es auch keine Poesie enthielte, doch einen Sinn gäbe, oder haben wir wieder eine jener Scherenbergischen erhabenen Figuren vor uns, die den gewöhnlichen Dichtern und Menschen unerreichbar ist? Ich glaube das Letztere und beuge mich vor dem Genius, der in so unbegreiflicher Erhabenheit redet. Was kann man doch durch Kühnheit aus der schlichten deutschen Sprache machen; wie kann man den alltäglichsten Gedanken durch sie ätherisiren, ja selbst wo Begriffe fehlen, da kann sie den Mangel ersetzen!

Das Resultat der Berathungen ist der Entschluß zur Schlacht von Leuthen, die Friedrich mit 30,000 gegen 90,000 schlug. Vorher führt der Dichter uns in den Kriegsrath der Oesterreicher, wo es natürlich toll zugeht. Neben vielem Guten und Witzigen treffen wir auch hier wieder auf manches Unverständliche, wozu wir die Stelle rechnen:

Forttummelt das Heißblut (wer? der heiße Lotharingen (s. oben) oder der Adel?) durch seine Fächerstadt
Sich über den Schnee hin wie ein verwehtes Palmenblatt.

Dieses Letztere enthält gewiß wieder ein großartiges Bild, nur Schade, daß seine Größe in der Unverständlichkeit besteht, wenigstens für die, welche die Botanik nicht studirt haben, und nicht wissen, daß die Palmen in dem Schnee der nördlichen Länder (namentlich in der Mark, nach S. 38, wo es heißt: wird die Palme brechen auf märkischem Sand) am besten gedeiht und dort häufig Palmenblätter ein Spiel der Winde auf dem Schnee umherwehend gesehen werden. — Eine Schwierigkeit hätten wir glücklich durch die Hülfe der Wissenschaft gelöst — wer sagt uns nun aber, wer unter dem Bilde des auf dem Schnee wehenden Palmenblattes verstanden ist? Scherenberg sollte doch lieber gleich, wie die Engländer, seine Gedichte mit

erklärenden Noten herausgeben; aber er denkt: Dichten ist meine Sache, Verstehen die Eurige!

Nachdem die Praktici der österreichischen Armee, die Laudone und Consorten, sich unwillig von dem reitenden österreichischen Kriegsrathe entfernt haben, „stecken die Herren der Theorie (die Wiener Kriegsräthe) die Pferdeköpfe (!) zusammen, breiten die Karten zur Session (über den Pferdeköpfen nämlich!) und losmanoeuvert, chefd'oeuvert die graue Schwadron." Dieser Scherenbergische, hoffentlich nicht österreichische, Kriegsrath wird (in Parenthesi bemerkt) im Lager gehalten, nicht etwa vor der Schlacht oder während derselben. Aber bei Herrn Scherenberg ist kein Ding unmöglich: das Ungeheuerliche und Affenschwänzige der Oesterreicher ist eben eine nothwendige patriotische Zugabe des Gedichts.

Und so sind wir nun zu dem Glanzpunkte des Gedichts, zur Darstellung der Schlacht von Leuthen gekommen. Diese ist in ihrer Art ein Meisterstück (bon dans son genre, mais — und dieses mais betone ich mit dem bekannten französischen Hiatus und Pathos — son genre n'est pas bon!). Der Anfang des ganzen Gedichts war, wie gesagt, matt, die Schilderungen farblos, nicht aus der frischen Seele geschöpft, sondern aus Büchern entnommen; auch dauert es lange bis der von der Waterloo-Campagne her müde und steife Pegasus wieder in Gang und Tritt kommt — Spath, Galle, Piephacken, die er dort davongetragen, sind ihm hinderlich! Wie er aber im längeren Laufe warm wird und den ersten Pulverdampf von Leuthen wittert, sehen wir ihn den Kopf emporwerfen, sich bäumen, vor Ungeduld und Ungestüm am ganzen Leibe zittern, ausgreifen, in alter Glorie über ganze österreichische Regimenter hinwegsetzen und sich mit einem Worte an altem Ruhmeshafer so recht pumpsatt fressen. Hier nimmt die Darstellung wirklich den Anstrich eines Gedichts an, trägt aber daneben einen streng kriegswissenschaftlichen Charakter. Es ist als ob man einen in Verse gesetzten, vergeistigten und begeisterten Tempelhof läse. Die ganze Stellung der beiderseitigen Heere wird auf das deutlichste angegeben; jeder bedeutende Punkt mit strategischem Blicke gewürdigt; das ganze Schlachtfeld liegt wie vor unserm Blicke ausgebreitet; die schräge Schlachtordnung, die Friedrich nach der Erfindung und dem Vorgange des alten griechischen Feldherrn Epaminondas mit so viel Kunst, Geschick, Präcision und Ueberraschung der Feinde in dieser

Schlacht anwandte, sehen wir deutlich, wie auf dem Exercierplatze, vor unseren Augen entwickelt; die Bataillonsstufen (échelons) rücken in genau gehaltener Distance eine nach der andern, so daß sie jeden Augenblick einzuschwenken und Front zu machen im Stande sind, mit schwerer Wucht immer vordrängend schräg auf den linken Flügel der Feinde los, dessen ausgedehnte Reihen dem Stoße der concentrirten Massen nicht zu widerstehen vermögen und in sich mit furchtbarer Verwirrung aufgerollt werden — bis es endlich den Oesterreichern gelingt, sich hinter Leuthen gesammelt in Front aufzustellen, nachdem jedoch ihr linker Flügel bereits vernichtet ist. Dort steht die Schlacht und heiß ist der Kampf, und die Preußen, deren letzte Reserven alle schon zum Gefechte herangezogen sind, drohen zu ermatten und es scheint vollends um sie geschehen, als der österreichische Reitergeneral Luchesi, den Vortheil der ausgedehnteren Front der Oesterreicher benutzend, die Preußen überflügelt und ihnen in die Flanke fällt; da, als Alles verloren scheint, bricht der preußische General Driesen, der als alter Träumer bezeichnet wird, mit einigen, bisher hinter dem Berge im Versteck gehaltenen Reiterregimentern seinerseits über Luchesi herein und macht durch seine unerwartete Erscheinung dem Kampfe zu Gunsten der Preußen ein Ende. Dann wildes Fluchtgetümmel, ähnlich dem nach der Schlacht von Waterloo — und als sich die österreichischen Flüchtlinge in der Stadt und Burg von Lissa am späten Abend sicher meinen, da tritt in der Dunkelheit der Decembernacht von Fackelglorie umstrahlt plötzlich der König, wie der verklärte Schlachtengenius, unter sie mit seinem bon soir Messieurs — zu deutsch: Friede sei mit Euch! —

Diese Schilderung der Schlacht würde im Ganzen wie in den einzelnen Zügen vortrefflich sein, ja sie ist noch anschaulicher als die bei Waterloo, und wir wüßten ihr nichts der Art an die Seite zu setzen, wenn, wie gesagt, Waterloo nicht mit ähnlichen Situationen vorangegangen wäre, wodurch das Frische und Pikante verloren geht, wenn Herr Scherenberg allerdings auch sich auszuweichen bemüht gewesen ist und theilweise neue Redensarten und Bilder erfunden hat. Dahin rechnen wir nun freilich das an sich schöne Bild von der Lawine (S. 59) nicht, welches, irren wir nicht, auch schon in Waterloo vorkam. Meisterhaft ist dagegen die Schilderung des eilenden Reiters (S. 71), die mit den treffendsten und subtilsten Zügen seine Bestrebung vorwärts zu kommen malt. Es heißt da:

Und über die schlanken Flanken, Schenkel an Schenkel geklebt,
Helfend mit allen Hülfen, der leichte Reiter schwebt,
Schmächtigend sich und spitzend schier bis zum Verschwind,
Sich in sich verkriechend, zu schneiden den Wind.

Nur eine Bemerkung erlauben wir uns in Beziehung auf den Ausdruck: Schenkel an Schenkel geklebt. Es sind damit ohne Zweifel die Hinterschenkel des Rosses gemeint, die der Reiter beim Vorlehnen auf den Hals des Pferdes berührt. Dieses Berühren aber hätte nicht als ein Kleben bezeichnet werden sollen, welches der Bewegung hinderlich sein würde. — Sehr artig und voll komischer Mimik ist die Bezeichnung Dauns:

Daun schiebt die heilige Mütze, als ob er spürt
Das schauerliche Behagen: Mir wäre das nicht passirt!

So viel von dem Inhalte des Stücks und seiner Entwickelung; jetzt noch einige Worte über Diction und Charaktere, insofern beide nicht schon durch das bisher Gesagte bezeichnet sind.

Was zuerst die Diction betrifft — wenn man ein Rothwälsch Diction nennen kann! — so besteht sie in einem Gemisch von Französisch und Deutsch, zum Theil den altfritzischen Militairstyl affectirend, zum Theil mit neuern technischen militairischen Ausdrücken gespickt — das Ganze im Rococo-Styl, mit einem alterthümlichen, halb nibelungischen, halb hanssächsischen (s. v. v.) Anfluge. Herr Scherenberg hat eine eigene preußische Heldengedichts-Sprache erfunden; und diese mag nothwendig sein für die eigenthümliche Gattung von Gedichten, deren Urheber er ist. Nimmt man aus dieser Diction übrigens den holperigen Vers und die schwerfälligen Reime hinweg, oder ignorirt man sie, so bleibt eine auf Stelzen einherstolpernde Prosa übrig, wie sie etwa die Pythia gesprochen haben mag, ehe ihr Hofpoet die prophetischen Stoßseufzer derselben redigirt hatte. Wie jener Prophetin Aussprüche sind auch die des Hrn. Scherenberg voller Räthsel, und zwar Räthsel, wie sie Apoll selbst schwerlich lösen möchte — wir haben Beispiele davon gegeben und könnten sie leicht vermehren. Diese Gattung der Dichtkunst fehlte bisher noch auf unserm buntscheckigen Parnasse — sie ist jedenfalls eine literarhistorische Merkwürdigkeit, die von dem Urheber selbst in reichlichen Spiritus gesetzt ist — wir meinen, daß das Werk bei allen seinen Schwächen viel geistreiche Stellen habe. — Es sind übrigens im Laufe unseres Inhaltsberichts so viele Proben von der Diction ge-

geben, daß wir uns hier auf einige wenige beschränken dürfen. Zu den betreffenden Stellen rechnen wir S. 35.

— — der Panduran,
Der immer muß saufen, wenn er nicht säbeln kann.

S. 39. Er (Ziethen) sieht mit frommer Rührung, der gottesfürcht'ge Mann,
Mit seinen rothen Raben (Husaren) die weißen Würmer (Mehlwürmer,
Bäcker) an.

S. 60. Auf daß ihr Sturmesflügel nur sicher erst umfaß
— — — — — — —
Den ganzen schlanken Heerleib der Kaiserin Königin.

S. 36. Bauer und Bürger ernähr ꝛc. scheint eine satirische Anspielung auf die Wirksamkeit der ständischen Verfassung zu enthalten. Ei, ei, kann Hr. Scherenberg auch boshaft sein? — Doch ja, wer liest es heraus! — S. 36. Die Vole — soll Whole heißen; das Wort kommt von dem englischen whole, das Ganze, nicht vom französischen voler. Andere Bemerkungen über Satzbildung und Interpunktion, die kleinlich erscheinen möchten, unterdrücken wir.

Was nun zum Schlusse die Charaktere des Gedichts anlangt, so kann eigentlich nur von einem, von Friedrich, die Rede sein; die andern alten preußischen Helden gehen meist ganz leer aus, keiner wenigstens tritt plastisch, so daß man sich ein Bild von ihm zu machen im Stande wäre, hervor — und das ist natürlich, denn ihr Charakter lag mehr oder weniger in der Faust, und eine Faust sieht aus wie die andere! Mehr hervorgehoben sind die Charaktere Dauns und Karls von Lothringen, ohne daß man auch sie plastisch nennen könnte; doch ist Daun mehr charakterisirt als dieser, natürlich, weil er mehr Charakteristisches darbietet. Von Maria Theresia ein ausgeführtes Bild zu geben, wozu sich sehr gute und dem ganzen Gemälde als Contrast vortheilhafte Gelegenheit darbot, hat Herr Scherenberg verschmäht. Sein ganzes Streben ist auf Friedrich gerichtet, der allerdings auch die Hauptperson war, die jedoch durch reichlichere und interessantere Staffage nur noch mehr gehoben sein würde. Aber eben auch Friedrich scheint mir nicht würdig genug behandelt, nicht aus der Tiefe heraus charakterisirt; dazu waren seine bekannten Redensarten nicht ausreichend, eben so wenig die der Geschichte wörtlich entlehnten Züge, die immer ein unbeseeltes, mussivisches oder breccienartiges Flickwerk geben, das die

Leser kalt läßt, oder als Manier zurückstößt. Friedrich mußte aus der Tiefe seiner großen Seele durch eine freiere geistige Schöpfung des Dichters dargestellt, seine Seelenzustände mußten tüchtiger geschildert werden, wozu die ergreifenden Situationen, in denen er sich befand, so reichen Stoff darboten. Aber auf Charakterschilderung ist es in diesem Stücke überall nicht abgesehen, und doch ist die für ein erzählendes Gedicht wesentlich. Da lobe ich mir Rauchs Denkmal; das ist ein Heldengedicht in Erz, voll Charakter und Leben, ein echt und rein deutsch gedachtes Kunstwerk, ohne alle Affectation und Ostentation, ohne französische und italienische Flirren, voll Wahrheit, Kraft und Naivetät, worin das Wesen der deutschen Kunst beruht. Diese Auffassung seines Gegenstandes ohne einen Beigeschmack von Idealität, die hier nicht an ihrem Platze war, ohne alle Manier, die nirgends an ihrem Platze ist, so wie die ganze erfindungsvolle, künstlerischweise Ausführung gereicht dem großen Meister zur unsterblichen Ehre — jeder Zoll ein echt deutsches Kunstwerk, das nirgend seines Gleichen hat! — Wir bedauern, dies von Scherenbergs Leistungen nicht rühmen zu können, scheiden jedoch von ihm mit großer Achtung, die wir ihm schon durch die Beurtheilung seines Werks bewiesen haben, zu der uns keine ephemere Erscheinung der Literatur vermögen kann.

Doch noch Eins, ehe wir für immer scheiden: das Gedicht hätte, unserm Gefühle nach, mit dem: Bon soir, Messieurs, und der königlichen Erscheinung in der Fackelglorie abschließen müssen. Anstatt dessen schwingt sich Herr Scherenberg noch einmal zu guterletzt auf seinen Prachtgaul, genannt Bombastus, und hält von ihm herab einen matten Epilog, der unter andern mit folgenden, in den Annalen der Dichtkunst ewig denkwürdigen Worten geschmückt ist:

> Und wie Nachtgewölke, kann's Sonnen nächt'gen nicht,
> Dienstbar muß prächtigen das unbesiegte Licht,
> Werden alle ihre Schrecken Strahlen seiner Glorie.

Und damit entschwindet das Schlachtroß Bombastus, hinten und vorn „siegesanfanfarend", unseren Blicken, indem es seinen leuchtenden Schweif als Coda hinter Leuthen zurückläßt.

Oldenburg.

E. Greverus.

Geschichte des Sommernachtstraums.

(Schluß.)

Von unserm großen Dichterpaare, Schiller und Göthe, ist es bekannt, welchen außerordentlichen Einfluß Shakspeare auf Beide ausübte. Für die leichten, luftigen Elfennaturen mochte Schiller, ganz auf die Tragödie gerichtet, weniger Sinn haben. Göthe dagegen, Shakspeare darin verwandt, daß er in seinen Dichtungen gern an die Volkssage sich anschloß, wurde auch von der Elfensage tief angezogen und hat im Faust sie benutzt. Schon der Titel, den er seinem Intermezzo giebt „Walpurgisnachtstraum oder Oberon's und Titania's goldene Hochzeit", weist auf den Sommernachtstraum und erinnert an die Wiedervereinigung Oberon's und Titania's nach langem Zwiste. Göthe läßt Oberon, Titania selbst auftreten; aus ihrem Zwiste ziehen sie eine praktisch moralische Tendenz für Eheleute.*) Auch Puck tritt auf und proclamirt sich selbst als den derben Kobold, während Ariel, aus Shakspeare's Sturm entlehnt, der ätherische, musikalische Geist ist. Im Sommernachtstraum singen die Elfen Titania in Schlaf und die Eidechsen, Käfer und ihres Gleichen müssen sich aus dem Gebiet der zarten Elfenkönigin entfernen; in dem Intermezzo des Faust sind Fliegen, Mücken, Frösche, Grillen gerade die Musikanten, die bei Oberon's und Titania's goldener Hochzeit spielen.**) Ein solches Orchester mag denn gut zu dem satirischen Tone

---

*) Oberon: Gatten, die sich vertragen wollen,
Lernen's von uns beiden!
Wenn sich zweie lieben sollen,
Braucht man sie nur zu scheiden.

Titania: Schmollt der Mann und grillt die Frau,
So faßt sie nur behende,
Führt mir nach dem Mittag sie
Und ihn an Nordens Ende.

**) Fliegenschnauz' und Mückennas'
Mit ihren Anverwandten,

stimmen, der in dem ganzen Intermezzo herrscht, das Göthe selbst als eine Fortsetzung der Xenien ansah und in Schillers Musenalmanach von 1798 bringen wollte. Die Satire bezieht sich auf Personen und Ereignisse der Zeit, auf schlechte Dichter, auf Nicolai und Stollberg, Campe und den Kammerherrn A. A. Fr. von Hennings und seinen „Genius der Zeit", auf Lavater, Philosophen und Politiker.*) Ob es glücklich war, daß der Dichter Oberons und Titania's Hochzeit zu einem Rahmen für satirische Bilder machte, müssen wir bezweifeln. Dagegen erscheinen die Elfen in ihrer eigensten und schönsten Natur im zweiten Theile des Faust. In einer anmuthigen Gegend, in der Dämmerung auf blumigen Rasen gebettet, sucht Faust Ruhe; Elfen hausen hier, wie auch in dem Sommernachtstraum die Elfen die anmuthige liebliche Natur lieben; und es ist ganz im Geiste Shakspeare's, wenn die Elfen hier dem Faust durch ihren Gesang Ruhe in die Brust singen, während die Sterne sich im See spiegeln und des Mondes volle Pracht herrscht. Die Elfen sind hier ganz wie bei Shakspeare Naturgeister; im Umgange mit der schönen und lebendigen Natur soll Faust gesunden; in diesem Sinne ruft Ariel den Elfen zu:

> Erst senkt sein Haupt auf's kühle Polster nieder,
> Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth.

Die Natur mit ihrer gütigen Hand soll dem durch Schuld Gequälten den Frieden zurückgeben, wie der Elfenchor singt:

> Wenn sich lau die Lüfte füllen
> Auf dem grünumschränkten Plan,
> Süße Düfte, Nebelhüllen
> Senkt die Dämmerung heran;
> Lispelt leise süßen Frieden,
> Wiegt das Herz in Kindesruh,
> Und den Augen dieses Müden
> Schließt des Tages Pforte zu.

> Frosch im Laub' und Grill' im Gras',
> Das sind die Musikanten.
>
> Seht, da kommt der Dudelsack!
> Es ist die Seifenblase!
> Hört den Schneckeschnickeschnack
> Durch seine stumpfe Nase.

*) Vgl. hierüber die sorgfältige Schrift von H. Düntzer; Göthe's Faust. Leipzig 1850, 1. S. 352—367.

Und wie im Sommernachtstraum die Elfen Bringer der Träume sind, so auch im Faust; denn was die Elfen so köstlich dem Faust zusingen, ist die Bewegung in des schlafenden Faust eigner Brust:

Schon verloschen sind die Stunden,
Hingeschwunden Schmerz und Glück.
Fühl' es vor! Du wirst gesunden,
Traue neuem Tagesblick.
Thäler grünen, Hügel schwellen
Buschen sich zu Schatten-Ruh;
Und in schwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Erndte zu.

Wunsch um Wünsche zu erlangen,
Schaue nach dem Glanze dort!
Leise bist du nur umfangen,
Schlaf ist Schale, wirf sie fort!
Säume nicht, dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

Das tiefzerrissene Gemüth des Faust für ein neues Leben vorzubereiten, sollen die Elfen auf Ariels Geheiß die Vergangenheit des Unseligen in den Strom der Vergessenheit tauchen („Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth"); auch diese Vorstellung finden wir im Sommernachtstraum, indem ja Oberon will, daß Titania wie die Liebenden der Verwirrungen der Nacht nur wie eines seltsamen Traumes gedenken. Vor dem hervorbrechenden Lichte der Sonne verschwinden im Faust die Elfen und schlüpfen zu den Blumenkronen, in die Felsen, unter's Laub, wie sie auch bei Shakspeare vor der anbrechenden Morgenröthe entfliehen. Die Anschauung Shakspeares, daß die Elfen Naturgeister sind, hält Göthe durchweg fest: er giebt ihnen daher ein Verhältniß zur Menschenwelt, wie es die Natur hat; wie die Sonne über Gerechte und Ungerechte scheint, so fragen auch die Elfen, wenn sie den Menschen Hülfe bringen, nicht nach dem moralischen Werthe des Unglücklichen:

Wenn der Blüthen Frühlingsregen
Ueber alle schwebend sinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen winkt,
Kleiner Elfen Geistergröße
Eilet, wo sie helfen kann;
Ob er heilig oder böse,
Jammert sie der Unglücksmann.

In der Sphäre der Elfendichtung finden wir auch Ludwig Tieck. Das ist nicht zu verwundern bei einem Dichter, der für das Geheimnißvolle und Zauberische des Naturlebens einen so tiefen Sinn hat, der die „alte Pracht der wundervollen Märchenwelt" uns wieder aufschloß. Unter seinen kleineren Dichtungen sind „die Elfen" ein reizendes, liebliches Bild, welches näher zu betrachten ich unterlassen muß, da es auf Shakspeare keine Beziehung hat. Dagegen darf die anmuthige Dichtung Tiecks „die Sommernacht" nicht unerwähnt bleiben; diese dramatische Scene ist ein Jugendwerk L. Tiecks, von dem Dichter im J. 1789 in einem Alter von 16 Jahren verfaßt, wie uns Eduard Bülow berichtet, der diese Dichtung in Dräxler-Manfred's rheinischem Taschenbuch für 1851 bekannt gemacht hat. Herr E. Bülow darf auf den Dank aller derer rechnen, welche sich für Poesie und Shakspeare interessiren. Es ist interessant, in dieser Jugenddichtung Tiecks die lebhafte, tiefe Begeisterung kennen zu lernen, welche ein Dichter für einen Dichter hegt. Dieselbe große leidenschaftliche Liebe zu Shakspeare, mit welcher Tieck das herrliche „Fest zu Kenilworth" und „Dichterleben" schrieb, und welcher wir so viele geistvolle Bemerkungen verdanken, herrscht auch in der „Sommernacht": sie hat die innigste Beziehung zum Sommernachtstraum. Der Dichter zeigt uns einen offenen Platz mit Weiden, Birken, Tannen und in der Nähe Gebüsch und Wald; hier erscheint Shakspeare als Knabe aus dem Walde kommend, unfähig den Weg nach Hause zu finden. Ermüdet setzt er sich nieder; die Sonne geht unter, der Mond steht am Himmel; „ein kühler Abendwind weht durch die schlanken Erlen — die Blumen wanken hin und her im leisen Winde" — eine ferne Musik ertönt und der Knabe schläft ein. In der Nähe feiern die Elfen ihre nächtlichen Feste. Puck tritt auf, ganz in dem Charakter des neckenden Muthwillens, wie ihn der Sommernachtstraum gezeichnet hat:

> Ob ich den Wanderer jetzt von seinem Weg verleite?
> Den Durst'gen weiter von dem Bach entferne?
> Auf Frauen, die bei häuslichen Geschäften
> Einnickten, Gold in frühen Träumen schütte,
> Daß sie sich beim Erwachen ärgern? —

Auch Puck's Schnelligkeit ist ganz wie im Sommernachtstraum geschildert. Daß die Elfen die süßen Düfte der Blumen, den Thau von den Rosenblättern für die Elfenkönigin gesammelt haben, daß

Puck Lilien- und Rosenknospen, Lindenblüthen, Gewürze von dem schönen Ceylon gebracht hat, ist Alles von dem Sommernachtstraum vorgezeichnet. Die Erwähnung Ceylons entspricht dem Umstande, daß Titania im Sommernachtstraum mit der Freundin am Strande Indiens spielend sich ergötzt. Oberon und Titania nahen: die Lieder, mit welchen die Elfen die Titania in den Schlaf singen, sind unter dem Einflusse der ähnlichen im Sommernachtstraum entstanden:*)

---

*) Als Oberon und Titania von leiser Musik begleitet kommen, singt der Chor der Feen bei Tieck S. 10:

Verstummet Eulen
Im finstern Wald,
Entweichet Schlangen
Zum fernsten See;
Denn es naht der Feenkönig.

Jetzt schwebe Stille
Und Ruhe nieder.
Steht stille, Winde,
Schweig, lispelnd Laub,
Denn es naht die Feenkönigin.

Kein Heimchen zirpe,
Kein Lüftchen athme.
Ihr süßen Lieder
Der Philomele,
Tönet aus dem nahen Walde.

Als auf die Elfenkönigin der süße Schlummer sich niedersenkt, singen die Feen leise:

Nachtigallen-
Lieder schallen,
Düfte wallen
Um das Haupt der Königin.

Blumen gießen
Hier den süßen
Duft und sprießen
Um das Bett der Königin.

Winde weichen,
Linden neigen
Sich mit Schweigen
Um das Bett der Königin.

Diese Verse sind eine weitere Ausführung der Shakspear'schen im Sommernachtstraum (2, 2):

auch die Worte der Titania „nehmt den Fächer, gewebt aus Rosenblättern und den Fittichen der Schmetterlinge; wehet mir Kühlung zu und Schatten vor des Mondes Silberstrahlen" sind Shakspeare's Dichtung zum Theil entlehnt. Aber Titania kann nicht einschlafen: ein Sterblicher ist in der Nähe; Puck will ihn strafen; obgleich nach des Geisterreichs Gesetzen kein Sterblicher ungestraft den Elfen nahen darf, so will doch Titania, die mit Oberon erst gestern das Versöhnungsfest feierte, nicht, daß Strafe das erste Werk der Eintracht sei; sie verlangt von ihrem Gemahl, daß der holde Knabe, der „den Feenknaben so ähnlich ist, mit schönen Gaben gesegnet werde." Und nun läßt sich Titania von ihren Elfen Blumen bringen; auch Oberon sendet den Puck in einen Tannenwald, ein weißes Blümchen mit einem Tropfen Thaues zu bringen; die Beschreibung, welche Oberon von dem Orte giebt, ist nach dem Vorbilde der köstlichen Stelle entworfen, in welcher Oberon im Sommernachtstraum (2, 1) dem Puck die Entstehung der „Lieb' im Müßiggang" beschreibt; das weiße Blümchen, welches von einem Thautropfen roth gefärbt ist und das nach Oberons Bemerkung die Kraft hat, die stärkste Gluth der Phantasie zu entzünden (Tieck S. 17), ist dieselbe „Lieb' im Müßiggang," welche im Sommernachtstraum Oberon benutzt, um den Zauber der Liebe hervorzubringen.

Daß nun Titania und Oberon und Puck den holden schlafenden Knaben mit ihren Gaben so reich beschenken, daß sie dem Glücklichen die strömende Fülle der Poesie verleihen, das ist der eigenthümlichste und schönste Gedanke in der „Sommernacht" Ludwig Tieck's. Titania giebt ihrem Lieblinge mit dem Blumen- und Veilchendufte die innige Liebe zu der anmuthigen Natur, das tiefe Entzücken, welches in der Einsamkeit monderhellter Nächte, im erwachenden Frühlinge, beim Gesange der Nachtigallen dem empfindenden Menschen, vor allem dem Dichter durch die Seele zieht. Aus dieser tiefen Wahlverwandtschaft Shakspeares zu dem anmuthigen Naturleben, aus diesem Elfenzuge seines Wesens stammen die herrlichen, empfundenen

---

Bunte Schlangen, zweigezüngt!
Igel, Molche, fort von hier!
Daß ihr euren Gift nicht bringt,
In der Königin Revier.

Nachtigall, mit Melodei
Sing in unser Lullabei 2c.

Darstellungen, welche uns im Sommernachtstraum, im Sturm, im Kaufmann von Venedig entzücken, stammen jene friedlichen Idyllenscenen, die wir in „Wie es euch gefällt", im Wintermährchen wehmüthig wie ein Paradies betrachten, aus dem wir vertrieben sind. Aus diesem Elfenzuge Shakspeares stammt das sinnige Verständniß des Blumenlebens, wovon der Sommernachtstraum ein Beispiel giebt, ein Verständniß, das seinen seelenvollsten weiblichen Charakteren, einer Ophelia und Perdita, eine so rührende Tiefe verleiht. Ich wünschte, die gütige Titania in Tieck's Sommernacht hätte ihrem Lieblinge die Liebe zur Musik, die musikalische Seele zum Geschenk gemacht, welche Shakspeare in so hohem Grade besitzt. Es würde dies zu dem Charakter der Titania gut gestimmt haben, da sie wie alle Elfen die Musik über Alles liebt. Es würde zu dem Zuge der träumerischen Liebe zur anmuthigen Natur trefflich gepaßt haben. Daß aber Shakspeare eine tief musikalische Seele hatte, beweisen so bekannte Stellen, wie die im fünften Acte des Kaufmanns von Venedig oder der Anfang von Was ihr wollt, beweist seine Liebe zu dem Volksliede, das ganz Musik ist und in seiner ganzen musikalischen Fülle, Tiefe und Wehmuth bei Shakspeare erklingt, beweisen außer anderen einzelnen Stellen die Verse eines Liedes in Heinrich VIII. und eines Sonnettes.*) Auch das Geschenk einer anspruchslosen Bescheidenheit

---

*) Wir meinen das Lied in Heinrich VIII. (3, 1.):

Orpheus Laute hieß die Wipfel,
Wüster Berge kalte Gipfel
  Niedersteigen, wenn er sang.
Pflanz' und Blüth' und Frühlingssegen
Sproßt, als folgten Sonn' und Regen
  Ewig nur dem Wunderklang.

Alle Wesen, so ihn hörten,
Wogen selbst, die sturmempörten,
  Neigten still ihr Haupt herab.
Solche Macht ward süßen Tönen;
Herzensweh und tödtlich Sehnen
  Wiegten sie in Schlaf und Grab.

Man vergleiche ferner das achte Sonnett (Shakspeare-Almanach von G. Regis. Berlin 1836. S. 12.):

Du selbst Musik und hörst Musik so trübe?
Süßes kämpft nicht mit Süßem, Lust weckt Lust.

empfängt der große Dichter von der Titania der Sommernacht (S. 18):

O sei
Der größte Sänger, den die Vorwelt sah,
Zu dessen Höhe nach Dir keiner sich
Erschwingen wird! Erblicke mit Entzücken
Der Sonne Aufgang und den goldnen Abend;
Durchwandle einsam oft den grünen Hain
Im Mondenschimmer; Deine Brust durchbebe Wonne
Wenn junges Frühlingslaub aus braunen Stämmen quillt.

Liebst Du etwas, damit es Dich betrübe?
Eröffnest freudig Deiner Qual die Brust?
Wenn Dir das Ohr Einklang der rein gesellten,
In Einigkeit vermählten Töne stört,
So scheinen sie nur lieblich Dich zu schelten,
Der Seine Stimm' in Ledigkeit verzehrt.

Horch, wie Ein Klang die Saiten, gleiches Falles,
Wie theure Gatten wechselseits durchdringt;
Wie Vater, Kind und frohe Mutter, alles
In eins, die eine muntre Note singt!
Ein sprachlos Lied, der Vielen Eine Pflicht,
Dir singt es ein: einsam gehst Du zunicht'.

Wie schön auch die Uebersetzung ist, so erreicht sie doch nicht die Worte des Originals:

Mark how one string, sweet husband to another,
Strikes each in each by mutual ordering
Resembling child an sire and happy another,
Who all in one, one pleasing note do sing etc.

Ferner gehört hierher aus dem „verliebten Pilger" (Regis, S. 166) das sechste Gedicht:

Stehn sich Musik und holde Poesie
Wie Schwester und wie Bruder gern zur Seite;
Dann sind wir eins, dann trennen wir uns nie,
Weil Du die Eine liebst und ich die Zweite.
Dein Freund ist Dowland, der zu Hochgewinne
Mit Lautenspiel das Ohr in Zauber taucht:
Der meine Spenser, der mit tiefem Sinne
Den Sinn bemeisternd keinen Anwalt braucht.
Dich lockt der süße Klang, wenn Phöbus Laute,
Der Töne Königin die Herzen zähmt;
Und mich entzückt vor andern, wenn der Traute
Mit eignem Mund zu singen sich bequemt.
Ein Gott ist beider Gott, wie Dichter zeugen,
Ein Mann liebt Beid' und Beide sind dein eigen.

Sei groß und ahne Deine Größe nicht.
Sei milde, nimmer schwelle Deine Brust
Verwegner Stolz; erfahr' es nimmer, daß
Du seist der Erste aller Sterblichen.

Diesen Zug der Bescheidenheit Shakspeare's, von welcher wir früher einen Beweis aus seinen Sonnetten mittheilten, hat L. Tieck im „Dichterleben" mit besonderer, mit zu großer Vorliebe ausgeführt, indem er die stille, anspruchslose Natur des großen Dichters der gährenden dämonischen Wildheit Green's und Marlow's gegenüberstellt. Daß Titania gerade dem geliebten Knaben diese Eigenschaft zum Geschenk macht, ist einer der feinsten Züge in der „Sommernacht". Bei Shakspeare war die dichterische Natur, das Genie so überwiegend, daß er den Umfang derselben so wenig kannte, als die Geheimnisse und Wunder der Natur sich selbst kennen. Wie sehr er auch die Nachtseite des menschlichen Geistes kennen gelernt haben mag, wie ernst gerungen und gekämpft, mit welchem Fleiße er arbeitete, mit welcher Besonnenheit und Einsicht in die Gesetze seiner Kunst, die große Naturanlage war doch in ihm so überaus vorherrschend, daß er nichts mit ängstlicher, keuchender Anstrengung zu erjagen brauchte. Daher ist in seinem Wesen, in seiner Entwickelung nichts Forcirtes, nichts Gewaltsames; wie Natur und Leben die überreichen Schätze der Poesie ihm harmlos freigebig entgegenbringen, so harmlos freigebig theilt er sie wieder mit ohne Stolz auf seine Gaben, „wie man den König an dem Uebermaaß der Gaben kennt, denn ihm muß wenig scheinen, was andern schon Reichthum ist". Dieser selige Genuß des Gebens schließt bei ihm alle Prätension, alle Anmaßung aus, mit welcher die Ben Jonson und Andere von der Bühne herab ihre Stücke als Meisterwerke polemisch proclamiren. Ganz versenkt in den Genuß des poetischen Schaffens und einzig durch ihn befriedigt, mischt er sich nicht in den Lärm des Tages, antwortet er nicht den hämischen Angriffen, mit welchen Ben Jonson die ihm unbegreifliche Größe des glücklichern Rivalen zu verkleinern suchte. Er ist der milde Shakspeare, wie ihn die Titania der „Sommernacht" wünscht; und diese Eigenschaft des großen Dichters lernt man erst recht kennen, wenn man seine Tragödien wie seine Lustspiele mit denen der Zeitgenossen vergleicht. Ben Jonson's Lustspiele sind meistens herbe satirische Angriffe; Fletcher, ein Dichter von großer Schärfe in der Charakteristik, von großer Eleganz in der

Darstellung, streift weit über die Grenze des Maaßes und Anstandes hinaus; er liebt es, „freche Situationen" darzustellen; in seinem „älteren Bruder" ist der Verführungsversuch des Brissac eine solche; ähnliche Zügellosigkeiten finden wir in der „getreuen Schäferin"; in dem „spanischen Pfarrer" ist das falsche Testament des Küsters Diego eine beleidigende Scene; kurz in diesen Lustspielen herrscht nicht der milde Humor und die liebevolle Phantasie, wodurch Shakspeare's Lustspiele so unvergleichlich sind.

Hatte der Knabe Shakspeare von der Titania der „Sommernacht" diese ganze Anmuth, Liebenswürdigkeit und Milde eines schönen Gemüths empfangen, so giebt ihm Oberon die Größe, den Ernst, die Kühnheit und Gewalt:

> Ich schütte diesen zaubervollen Tropfen
> Auf Dich herab, und Deine Brust durchströme
> Die hellste, flammendste Begeist'rung, der
> Gedanken höchster Flug durchbreche Alles,
> Was Dir entgegentritt, wirf Alles nieder
> Und überspringe jede Kluft mit Kühnheit.
> Dein Genius überfliege jede Grenze,
> Dein Geist belausche in der Erde Schlünden
> Der Zauberei Geheimniß, hebe sich
> Zum Himmel auf. Du wirst Dich oft erfreun
> Beim nächtlichen Gewitter, wenn der Sturm
> Die Eichen von den Bergen reißt, in's Thal sie wirft.
> Du wirst mit frohem Muth die Schrecken der Natur
> Anblicken; freudig wird Dein Busen klopfen,
> Wenn Du am jähen Absturz stehst und unter Dir
> Der kochenden Gewässer wildes Brausen
> Verhallt. — O singe, wie vor Dir noch Keiner sang,
> Wie nach Dir nimmer Einer singen wird.
> So glänze Du, der strahlenreichste Diamant,
> So lebe von Jahrtausenden gepriesen.
> Die Ewigkeiten wird Dein Ruhm durchleben
> Mit immer frischer Jugend, und der spät'ste Enkel
> Wird Dich beneiden, mit Entzücken denken:
> Ich möchte Shakespear gewesen sein!

In diesen schönen Versen ist auf die Größe hingedeutet, mit welcher Shakspeare die Erhabenheit, die Furchtbarkeit und das Grausen der Natur im Lear, im Macbeth gezeichnet hat, mit welcher das Geheimnißvolle des Zaubers im Macbeth wie im Sturm, die Geisterscenen in Hamlet dargestellt sind. Die Kühnheit und der Gedanken

höchster Flug, welche Oberon dem Knaben schenkt, drücken im Allgemeinen aus, daß Shakspeare nicht allein die reichste Fülle der Phantasie, sondern auch die schärfste Eindringlichkeit des Denkers besaß. Von dem wühlenden Verstande, von dem verzehrenden Tiefsinn, der mit der Lösung der höchsten Fragen des Lebens unruhig sich abmüht, giebt Hamlet einen Beweis; im tiefen Verständniß der Geschichte und Politik sind die historischen Dramen, vor allen die aus der römischen Geschichte, entworfen; eine große Kunst der Beredtsamkeit beweisen die Reden der Volumnia in Coriolan, des Hamlet an seine Mutter, des Antonius bei der Leiche des Cäsar; mit der Schärfe eines Juristen spricht Heinrich V. über Zurechnung, mit der trügerischen Feinheit eines Sophisten spricht der Cardinal Pandulfo über den Eid im König Johann. Daß Shakspeare der größte Kenner der menschlichen Seele war, daß er die Neigungen und Leidenschaften in ihrem ganzen Umfange und in der zutreffendsten Wahrheit dargestellt hat, ist von jeher anerkannt worden.

Oberon und Titania, als die Morgenröthe sie in den Hain zurückruft, versprechen dem Knaben ihre hülfreiche Nähe: und forderten von ihm als Dank, daß er als Mann der heutigen Nacht sich erinnern und der Nachwelt, was er im Traum gesehn, bezaubernd wiedersingen, und Oberon's Versöhnung mit Titania erzählen möge. Dies ist ein schöner und originaler Gedanke. Auch Puck bittet, daß seiner einst nicht vergessen werde. Auch er scheidet nicht, ohne den Elfenliebling zu beschenken:

— Ich bin ein niedrer Geist,
So schöne Gaben kann ich Dir nicht geben,
Als Oberon und seine Feenkönigin.
Ich schenke eine heitre Laune Dir,
Die Macht, so oft Du willst, aus jeder Brust
Den schwarzen Kummer zu entfernen. Doch
Vergiß zur Dankbarkeit auch mich einst nicht.
Nach Deinem Tode will ich großen Zwist erregen,
Von hundert kleinen Geistern lauten Zank;
Die Mißgunst wird an Deinen Liedern nagen,
Doch desto heller wird Dein Ruhm einst glänzen.

Auch das ist ein trefflicher Gedanke, daß Shakspeare die heitere, scherzende Laune von Puck empfängt. Aber freilich konnte dieser den tiefen Humor nicht verleihen, wo in dem Scherze die Thränen der Wehmuth und des Mitleids und der Ernst der tiefsten Weisheit ver-

borgen sind, ein Humor, durch welchen der Narr in Lear und Feste in „Was ihr wollt" so einzige Gestalten sind. Daß die Mißgunst der kleinen Geister, die an Shakspeare's Größe nagte, als ein schelmischer Muthwille des Puck betrachtet wird, ist vortrefflich und im Sinne Shakspeare's gedacht, der die Angriffe Ben Jonsons u. a. wie eine Schelmerei ertrug, ohne sie zurückzuweisen oder zu erwidern.

Nach Puck's Entfernung erwacht Shakspeare. Er fühlt sich verwandelt. Ein wonniges Gefühl, ein sonderbares Streben, eine tiefe Wehmuth wohnt in seiner Brust. Ein übermenschliches, göttliches Gefühl hebt ihn empor. Mit Anschauungen, die an Göthe's Faust erinnern, spricht er das Kraftgefühl seiner Seele aus:

O könnte ich mit Adlers Fittig durch
Das goldne Morgenroth im frohen Taumel schweben!
O könnt' ich auf dem flatternden Gewölk
Dahin durch's blaue Meer, vom Wind getragen fahren!
Die ersten Sonnenstrahlen sind das Bett
Des Morgensternes, tausend Feuerströme gießen
Sich aus des goldnen Ostens purpurrothen Thoren.
Die Nachtigall singt aus dem fernen Walde,
Die Lerche fliegt in muntern Liedern hoch;
Ein jeder Athemzug in mir ist Wonne,
Ein jedes Glied von meinem Körper ist Gefühl.
Woher? woher? ich kann mich selbst nicht fassen!

Wir sind mit unserer Betrachtung zu Ende. Das Resultat, welches aus derselben für den Sommernachtstraum zu ziehen ist, betrifft die Composition desselben. Man kann in dieser Dichtung insbesondere drei Elemente unterscheiden: ein intriguenhaftes: die Verwickelungen und Verirrungen unter den Liebenden im nächtlichen Walde können als eine Intrigue betrachtet werden; ein realistisches: die Handwerkerscenen gehören zu der handgreiflichsten Wirklichkeit und der aus ihr entspringenden Komik; ein phantastisches: die wunderbare Mährchenpoesie der Elfen ist ein Product des kühnsten Fluges der Phantasie. Diejenigen, welche den Sommernachtstraum benutzten oder nachahmten, haben nur immer eins von diesen drei Elementen sich ausgewählt und zu benutzen verstanden. Das köstliche Erbtheil, welches der Dichter in diesem Traume hinterließ, wurde getheilt. Fletcher nahm die Intrigue, er ahmte die Verwickelungen der nächtlichen Waldscene nach, er übertrieb die Verwik-

kelungen und machte sie noch complicirter. Er genügte sich nicht in der bescheidenen Mäßigung Shakspeare's, indem er auch das Wunderbare übertrieb.

Auf die ausschließliche Darstellung einer Intrigue hat sich Shakspeare ebensowenig eingelassen, als er ein bloßes Charakterlustspiel gedichtet hat. Dadurch unterscheidet er sich von seinen Zeitgenossen zu seinem größten poetischen Vortheile. Sie bleiben entweder bei der Darstellung der Intrigue stehen, wie Fletcher z. B. in den Lustspielen „der spanische Pfarrer" und „der ältere Bruder". Oder sie schildern Charaktere als Träger von Lastern und Gebrechen der Zeit: so Ben Jonson in den beiden früher erwähnten Lustspielen dem „Alchymisten" und „dem dummen Teufel". In dem ersten ist die betrügerische Charlatanerie des Goldmachers herbe gezeichnet und gegeißelt, in dem anderen herrscht die Satire gegen Monopolisten und Projectenmacher vor. Daher lieben es diese Dichter, Laster von so allgemeiner Natur, wie Habsucht und Geiz, darzustellen, welche kein Mittel scheuen, zu ihrem Ziele zu gelangen. Solche Charaktere verhärteter Habsucht sind Mammon in Ben Jonson's Alchymisten, der Advocat Bartolus in Fletchers spanischem Pfarrer, der Wucherer Trughardt (Overreach) in Massinger's „eine neue Weise, alte Schulden zu bezahlen" und Lucas Frugal in Massinger's „Bürgerfrau als Dame". Auch Shakspeare stellte solche Leidenschaften dar. Er hat die Eitelkeit im Malvolio, die Eifersucht im Leontes und Othello, die Habsucht und den Geiz im Shylock mit unübertrefflicher psychologischer Tiefe gezeichnet. Aber man würde irren, wollte man, um nur von Shylock zu reden, den Kaufmann von Venedig für ein bloßes Charakter- oder Intriguenlustspiel halten. Wer sich des unendlichen Reichthums dieses köstlichen Drama's, des überschwenglichen Phantasiegehalts recht bewußt werden will, der vergleiche nur mit demselben Massinger's „eine neue Weise, alte Schulden zu bezahlen". Der Wucherer Trughardt entspricht dem Shylock; Trughardt will seinen Neffen Adlich zu Grunde richten, wie Shylock den Antonio; Adlich wird gerettet von Lady Allwerth, wie Antonio von Portia; Lady Allwerth ist so reich, so in der Fülle des äußeren Glückes wie Portia; Trughardts Tochter wird entführt und vermählt sich, den Vater täuschend, mit Tom Allwerth, wie Shylocks Tochter Jessica mit Lorenzo. Ich will nicht hervorheben, wie milde Shakspeare in der Zeichnung Shylocks erscheint, der mit Trughardt verglichen ein Engel ist, dessen Habsucht und

Geiz nicht gerechtfertigt, aber entschuldigt werden kann mit der Parialage seines Stammes, seiner Person, der ausgestoßen aus der Sphäre der gebildeten Gesellschaft, ohne Theilnahme am Staate in der Befriedigung der Gewinnsucht einzig die Erfüllung seiner Seele sucht; dessen Haß gegen Antonio der Haß des gemißhandelten Juden gegen den bevorzugten fanatischen Christen zugleich ist, der mit schmerzlich rührender Sehnsucht der verstorbenen Gattin gedenkt, — von solchen Motiven und Milderungen ist bei Trughardt keine Spur, der von Habsucht und thörichter Eitelkeit getrieben kein Ohr hat für das Schreien der Wittwen, kein Gefühl für die Thränen der durch ihn verarmten Waisen, der, ein entmenschtes Scheusal, von Tugend und Religion nichts wissen will, und von der Menschheit Haß hienieden, wie von der Furcht, was jenseits ihn treffe, unberührt bleibt; — ich will nur andeuten, daß dem Hasse des Shylock die treue Freundschaft der beiderseits aufopferungsfähigen Antonio und Bassanio, die Liebe Bassanio's und Portia's, Lorenzo's und Jessica's, Gratiano's und Nerissa's, die Treue des Lanzelot gegenüberstehen, daß wir in dieser Fülle sittlich schöner Verhältnisse ein ganz anderes Gegengewicht haben gegen den vernichtenden Haß des Shylock und seines Tubal, als in Lady Allwerths Liebe zu Lovel, Lovels Protection des Allwerth und dessen Liebe zu Trughardts Tochter gegen des letzteren unmenschliche Härte und Grausamkeit; nicht zu gedenken der übrigen Feinheiten, daß die an das Tragische streifende Verwickelung des Antonio nicht von dem Ernste und der Rechtskenntniß eines imposanten Gerichtshofs, sondern durch den treffenden Scharfsinn einer verkleideten Dame gelöst wird, daß das Schicksal, welches über Portia drohend schwebt durch das seltsame Testament des Vaters, glücklich sich löst durch die schöne Menschlichkeit und ächte Bildung Portia's und Basanio's; daß in Lorenzo's und Jessica's Verbindung der Gegensatz von Christen und Judenthum friedlich sich löst, der so scharf sich spannt zwischen Antonio und Shylock; daß alle Dissonanzen in dem köstlichen Schlußaccord des fünften Actes sich auflösen, wo dem unruhigen, gefahrvollen, leidenschaftlichen und wilden Treiben der Welt die friedliche Insel Belmont wie eine liebliche Idylle gegenüberliegt, wo alle Herzen durch den Zauber der Natur und der Töne wie durch die Kraft des guten Gewissens beruhigt — glücklich schlagen. —

Die andere Art, wie man den Sommernachtstraum benutzte, war, daß man den realistischen Theil aussonderte, daß man die

Handwerkerscenen zu einem für sich bestehenden Drama machte. Das geschah schon in England und der deutsche „Peter Squenz“ des A. Gryphius ist davon ein redendes Denkmal. Wie mißverstand man die Kunst des großen Shakspeare! so würde er nie gedichtet haben! Diese realistischen Scenen haben für sich freilich schon ein sehr poetisches Interesse! Das ursprüngliche Behagen, mit welchem die Personen dieser niedern Scenen sich in ihrer Beschränktheit oder in ihrer Dummheit gefallen, die Gesundheit, die kräftige Genußfähigkeit, mit welcher sie sich von der heutigen Blasirtheit so glänzend unterscheiden, machen sie zu Gestalten einer poetischen Welt, die wir mit Freude betrachten. Wie wirkt Zettel, der Alles spielen will, auf der Bühne so trefflich! er muß selbst die olympischen Götter in ein unauslöschliches Gelächter versetzen! Aber Shakspeare stellt neben eine solche derbe, realistische Gesellschaft eine Welt höheren Denkens, feinern Empfindens, wie die meisten seiner Lustspiele beweisen. Es ist eine köstliche Licht- und Schattenvertheilung, wenn im Sommernachtstraum die burlesken Handwerker in die zarte Elfenwelt einschreiten und neben den feinern Gestalten der Liebe und den gebildeten der Hofwelt erscheinen. So stehen auch in den „Irrungen“ die Dormios, in den beiden Veronesern die Lanz und Flink mit ihren handgreiflichen Späßen neben den mannigfaltigen Verhältnissen der Liebe; so greifen in „Was ihr wollt“ die Fäden des Schicksals aus der niedern Welt der Junker Andreas und Tobias, Malvolio und Marie in die höhere der idealen Personen, der Olivia, Sebastian, der Orsino, Viola ein. Was im Sommernachtstraum die Handwerker bedeuten, das bedeutet in Heinrich IV. die Falstaffsgesellschaft den Bewegungen des Staates gegenüber, das bedeuten im „Wintermährchen“ die Hirtenscenen neben den Schicksalen der Könige, im Sturm die Stephano, Trinkulo und Kaliban neben den Verhältnissen der Fürsten, in Wie es Euch gefällt das Schäferleben neben dem Leben des Herzogs und seiner Freunde; wie schlagend und ironisch beleuchtend ist in „Verlorner Liebesmühe“ die niedere Academie des Armado, Holofernes und Nathanael mit Costard und Jaquenette für die höhere derer, die Asketen des Studiums sein wollen und nicht können, oder in „Viel Lärmen um nichts“ die thörichten Nachtwächter gegen die Weisheit der vornehmen Gesellschaft, die so plump getäuscht wird; man betrachte noch die niedere Welt in der Zähmung der Widerspenstigen, in Maaß für Maaß und in Ende gut, Alles gut, im Kaufmann von Venedig,

und man wird dasselbe Gesetz von dem Dichter beobachtet finden, abgesehen davon, daß diese Scenen des niedern Lebens, wie ganz besonders in Maaß für Maaß und in Heinrich IV. zur Charakteristik dienen. Aus solchen Versuchen aber, aus dem bei Shakspeare so eng Zusammengehörigen Theile auszuscheiden, läßt sich recht der Reichthum, die Fülle und künstlerische Weisheit der Shakspeare'schen Composition ermessen.

Aber ebensowenig wie Shakspeare die Handwerkerscenen für sich dargestellt hätte, ebensowenig hätte er die Elfenwelt als eine abgesonderte behandelt, wie Drayton in der Nymphidia that. In dieser Beziehung verstanden die Deutschen den großen Briten am meisten, wie Wieland, Göthe und Tieck beweisen, welche die Elfen mit der Menschenwelt in die lebendigste Beziehung setzen. Auch das zeugt von der tiefen Künstlernatur Shakspeare's, daß er die Elfen nicht wie Ben Jonson zu Masken verbrauchte oder den Glauben an dieselben als werthlosen Aberglauben verspottete. Wie ärmlich ist die Auffassung der Ben Jonson u. A., die diese lieblichen und dabei tiefsinnigen Volksmythen nicht anders zu behandeln wußten, als daß sie dieselben satirisch verspotteten oder vor der Gefährlichkeit solches Aberglaubens tendentiös warnten. Shakspeare begriff den poetischen Gehalt dieser reizenden Sagen; aber sein Kunstverstand tritt darin am meisten hervor, daß er kein Drama schrieb, in welchem nur Elfen aufgetreten wären. Ein solches Drama würde zu wenig Körper gehabt haben, diese Welt hätte sich verflüchtigt. Diese Geister haben nur Bedeutung für und durch die Menschen; eine lebendige Verbindung von Geister- und Sinnenwelt, welche überhaupt das Wesen der Kunst ist, ist in Shakspeare's Mährchenlustspielen vorhanden; und wie im Sommernachtstraum, hat Shakspeare auch im Sturm und im Wintermährchen das Elfenwesen mit der realen Welt in den innigsten Zusammenhang gebracht. Auch in den beiden letztern Dramen sind es wie im Sommernachtstraum drei Sphären, die zu gegenseitiger Beleuchtung mit einander in Verbindung gesetzt sind: eine niedere, die den Handwerkerscenen zu vergleichen ist, die Kaliban, Trinkulo und Stephano im Sturm, die Schäfer im Wintermährchen: eine Sphäre der gebildeten Gesellschaft, die Fürsten und Könige in beiden Dramen; eine Sphäre der Elfen im Sturm, welcher im „Wintermährchen" der mährchenhafte Charakter des ganzen Dramas entspricht.

In der Verbindung nun dieser verschiedenen Elemente sehen wir das Eigenthümliche und Geniale der Shakspeareschen Composition. Und was nicht zu vergessen ist, diese Verbindung ist keine äußerliche: bei aller Verschiedenheit haben diese verbundenen Sphären eine innere Aehnlichkeit mit einander, und die Welt der höher gestellten Personen ist der niedern in Leidenschaft und Willkür verwandt. Diese wirkliche Welt ist dann beherrscht von geheimnißvollen Mächten: sie erscheint uns wie die schöne Landschaft, die von den sanften Strahlen des Mondes magisch beleuchtet ist und in zauberischen Tönen erklingt. Hier ist Irrthum möglich und wir halten wohl den Busch für einen Bären; aber die harten Unterschiede der wirklichen Tageswelt löschen sich aus in dem Dufte des Nebelschleiers. Eine träumerische Stimmung zieht in unser Herz, welches weit wird, um den zudrängenden Strom der Gefühle zu fassen und die Pforte zur Geisterwelt ist eröffnet.

Der Zauber des romantischen Mährchenlustspiels ist in dieser siegreichen hinreißenden Schönheit seit Shakspeare nicht wiedererschienen: nur in der Musik tönen die Saiten Oberons und Titanias noch fort mit magischer Kraft, nur hier wirkt der Zauber und das Wunderbare noch in seiner Allgewalt, und Mozart besaß die musikalische Seele Shakspeare's.

Halberstadt. **Dr. C. C. Hense.**

Zur
englischen Wortbildungslehre.

(Fortsetzung aus Bd. XI, Hft. 3.)

---

3. Ueber lìc und die Bildungssilbe ly.

§. 39.

Zu jenen Adjectiven, welche in Folge ihres häufigen Gebrauchs in Zusammensetzungen allmälig ganz abstract geworden sind, gehören die agſ. auf full, leás, fäst, lìc und sum. Aber nur die beiden letzteren, in der Bedeutung nahe verwandt, treten an Adjectiva, während die ersteren drei auf Substantiva beschränkt sind. Die Ursache dieser Erscheinung liegt jedenfalls in der Natur des Begriffs von lìc und sum selbst. Denn er ist minder sinnlich als der von full, leás und fäst, und an und für sich schon sehr allgemein. Von diesen beiden ist nun lic wiederum allgemeiner als sum, deshalb hat jenes als Ableitungssilbe auch einen weit größeren Umfang als dieses, ja lìc kann selbst noch an Composita mit sum hinzutreten (s. vorhin §. 33.). Sehr oft aber tritt auch sum an denselben Stammworten neben lìc auf, s. Grimm 2, p. 666. In der Bedeutung stehen diese Composita sich natürlich sehr nahe, obgleich sie im Gebrauch davon unterschieden sind. Man vergl. z. B. agſ. longsum und longlìc; ersteres bedeutet langsam, lang dauernd, Langeweile machend, letzteres nur lang (in übertragenem Sinne). Noch im AE. bedeutet longsome langweilig. Da jedoch im Engl. some = agſ. sum nicht mehr als lebendige Bildungssilbe auftritt und die vorhandenen Zusammensetzungen sammt ihrer Bedeutung überkommen sind, so tritt die ursprüngliche Synonymie mit den Adjectiven auf ly, ganz abgesehen von deren geringer Anzahl, in den Hintergrund. Jedoch in einzelnen Fällen bestehen sie neben einander und berühren sich dann in der Bedeutung, z. B. lonely und lonesome.

Während im Nhd. lich häufig mit zur Bezeichnung von Annäherung, Aehnlichkeit, namentlich bei Adjectiven der Farbe und verwandten Begriffes dient, wird im Engl. ish ganz auf dieselbe Weise verwendet (s. oben §. 37.). Man sagt blackish, schwärzlich; bluish, bläulich; brownish, bräunlich; grayish, graulich; greenish, grünlich; reddish, röthlich; swartish, whitish, yellowish u. s. w. Von den Adjectiven der Farbe verbreitete sich dieser Gebrauch von ish auf die des Begriffes von hell und dunkel, wie brightish, darkish, dimmish, palish, wannish, auf die Adjective des Geschmackes, sourish, bitterish, rankish, saltish, sweetish, tartish, des Begriffes kalt und warm und ähnlicher, bleakish, coldish, coolish, trettish, der Gestalt, brondish, smallish, flattish, roundish, squarish, thickish, hardish, und endlich auch auf einzelne andere wie coyish, deedish, poorish, newish, startish, latish u. s. w. aus. Im Allgemeinen hat in diesen Beispielen ish ganz dieselbe Wirkung, wie das -lich im Neuhochdsch. Da nun aber das engl. ly mit dem ags. lic gleichen Werth hat, so wird nie der Fall eintreten, daß Adjectiva auf ly und ish ohne einen sichtbaren Unterschied in der Bedeutung neben einander bestehen. Daher sind z. B. coyly und coyish, sickly und sickish, roundly und roundish, weakly und weakish, youngly und youngish, poorly und poorish u. s. w. hinlänglich geschieden. Nur in wenigen Fällen und zwar besonders dann, wenn die Adjectiva auf ly den Sinn der deutschen auf lich anzunehmen scheinen, entsteht Berührung zwischen den Ableitungen auf ish und ly; dann tritt aber der Sprachgebrauch hindernd dazwischen. Nur greenly und greenish scheinen nicht bloß ganz identisch zu sein, sondern es scheint das ly in greenly ganz dem lich bei Adjectiven der Farbe zu entsprechen. greenish heißt: beinahe grün, subviridis; greenly hingegen ist eine Sache, welche so aussieht als wäre sie grün. Es ist jedoch nicht außer Acht zu lassen, daß in den letzten Paragraphen nur von solchen Adjectiven auf ly, ish, some u. s. w. die Rede ist, welche von Adjectiven gebildet sind; denn für diejenigen, welche aus Substantiven entsprangen, gelten, wie wir bereits nachgewiesen haben, andere Bestimmungen (s. Anmerkg. 13.).

§. 40.

Wir erwähnen nachträglich noch einige Fälle, in denen durch lic ein Adjectivum sowohl vom Substantiv als Adjectiv abgeleitet

wird, oder wenigstens abgeleitet werden kann. Schon oben bemerkten wir, daß das engl. Subst. gecynd, theils natura, Cod. Ex. 221, 4. theils generatio (die Erzeugung) bedeute. Ebenso das einfache cynd, z. B. Boeth. 35, 4. Im Engl. entspricht das Subst. kind. Von diesem Subst. stammt das agſ. Adj. gecyndlîc, 1) naturalis, 2) genitalis, welches dem engl. kindly entspricht. Dieses bedeutet schon im AE. 1) natural, native, z. B. kyndely town, Geburtsstadt, Halliw. p. 494, b. vergl. Flügel s. v. p. 776, a. Außerdem bedeutet aber 2) kindly noch freundlich, sanft, gütig, z. B. a kindly shower ist ein sanfter, milder Regen (diall. heartily, well, s. Halliw. l. c.). In dieser Bedeutung ist kindly Derivat von dem engl. Adjectiv kind, welches sich auf ein agſ. Adjectivum cynde, natural, kind (z. B. Caedm. 167, 26. gecynde, genuinus, naturalis; z. B. him väs lond gecynde, B. 439. svâ him gecynde väs, ib. 5389. Caedm. 216, 8. Grimm 4, p. 930 etc.) gründet. Wie sich nhd. artig zu Art, lat. genuinus, mlt. gentilis verhalten, so das engl. kind, artig, freundlich u. s. w. zu dem agſ. gecynde, cynde. Das agſ. Adjectivum cyndelic (z. B. Cod. Ex. p. 346, 27.), gecyndelîc scheint wegen des inlautenden e Ableitung des Adjectivs zu sein, da es sonst gecyndlîc heißen müßte. Das agſ. faerlîc kann sowohl vom Subst. faer, als vom Adj. faer stammen; ebenso ist es zweifelhaft bei neódlîc, sârlîc, wrâthlîc u. aa. Das engl. fatly ist wahrscheinlicher vom Subst. als vom Adjectiv gebildet. Das ae. fondly ist in der Bedeutung innig, zärtlich, herzlich vom Subst. fond, fund (afrz. fond; cf. anglnorm. fundment = engl. foundation, Halliw. p. 385, b.) abzuleiten. Engl. lively ist in der Bdtg. lebhaft, lebendig, munter, vielleicht Derivat des Adjectivs live, während es in der von: wie im Leben, lebendig, leibhaftig, vom Substantiv stammt.

§. 41.

C) An die Bildungen von Adjectiven schließen sich unmittelbar die von Participien. Im Agſ. bilden sich durch hervortretendes lic Adjectiva theils von den Partic. praet., theils von den Partic. perf. Es stimmt somit zu den hochdeutschen Sprachen, während sich nur im Goth. gar keine Beispiele nachweisen lassen, im AN. aber bloß Zusammensetzungen mit dem Partic. praes. vorkommen. Die Zusammensetzung selbst geschieht wie bei den Adjectiven. Denn

sie werden in diesem Falle nicht als ein Modus des Verbum, sondern als Nomina zu betrachten sein, obgleich ihre verbale Natur überall noch hindurchblickt. Uebrigens sind nur die abstractesten Derivationsmittel fähig mit Participien in Verbindung zu treten, weshalb in den älteren Mundarten auch eine Verbindung mit ahd. lîh, an. ligs, agſ. lîc. statthaben konnte. Von -haft und -bar kann Grimm 2, p. 688. 693. nur einzelne unklare Beispiele aus dem Mhd. namhaft machen. Sonst ist diese Bildung namentlich im Agſ. sehr ausgebreitet und die Ableitungen vom Part. praes. überall viel häufiger als die vom Part. praet. Mit Verweisung auf die reichhaltigen Sammlungen bei Grimm 2, p. 689. geben wir hier bloß einzelne Beispiele, und zwar

1) Ableitungen aus dem Partic. praes.

âgendlîc, proprius; âcumendlîc, tolerabilis, possibilis; âdrëógendlîc, tolerabilis; âberendlîc, id.; âbêgendlîc, flexibilis; âlysendlîc, solutorius; âsecgendlîc, effabilis; âscirigendlîc, disjunctivus; arfaendenlîc, possibile, gl. Rel. Ant. 1, p. 10.; âwendenlîc, detestabilis; âbredenlîc, ablativus, Elfr. Gr. 7, p. 6, 16. Somn.; âraefnendlîc, tolerabilis; âscuniendlîc, abominabilis; bremendlîc, celebrandus, Mone gl. B. 5.; beácniendlîc, allegoricus; bygendlîc, flexibilis; eardigendlîc, habitabilis; deriendlîc, nocivus; forgivendlîc, forgivîus; forhtigendlîc, meticulosus; feallendlîc, likely to fall, ruinosus; freaniendlîc, afflictive, Cod. Ex. 250, 16.; geachtendlîc, aestimabilis; nydhergendlîc, damnabilis; gyrnendlîc, desiderabilis; getâcniendlîc, significativus; gefredendlîc, sensibilis; gewilniendlîc, desiderabilis; gegyrnendlîc, id. (ſ. Bosw.); hyrwendlîc, contemtibilis, gl. Mone B. 6514; hatigendlîc, odiosus; hreosendlîc, caducus, perishable; miltsiendlîc, pardonnable; lufiendlîc, amabilis; myndgiendlîc, hortative, hortatorius; onscuniendlîc, abominabilis; andraedendlîc, terribilis; smeagendlîc, deliberativus, contemplativus (Bosw. p. 335, b.); scînendlîc, lucidus; stirigendlîc, styriendlîc, motabilis, moveable; swimmendlîc, natatilis; trymendlîc, hortatorius; tihtendlîc, hortativus, incentivus; tweogendlîc, dubitans; unâberendlîc, intolerandus, Egb. Conf. 19, p. 351 note 3.; unmiltsiendlîc, Aelfr. praef. in Gen.

p. 17 Leo; unâsecgendlìc, ineffabilis, El. 466.; wêpendlîc, flebilis; wilniendlîc, desiderabilis, thear, fendlìc, bedürfend, Cod. Ex. 128, 11.

2) Ableitungen aus dem Partic. praeteriti.

gedafenlîc, gedafelìc, decens, Grimm 2, p. 42. El. 1168.; gelaedenlîc, ductilis; gecorenlîc, eligibilis; âlyfedlîc, expeditus; âcennedlîc, nativus; âweorpenlîc, damnabilis; forsëwenlîc, contemptibilis; gecwemedlîc, commodus; oferflowedlîc, superfluus; âletlîc, remissibilis; gelyfedlîc, lawful, licitus; genydedlîc, genededlîc, compulsorius, compulsive, coercive; gestrynedlîc, gestrynendlìc, genitivus, possessivus; gedrêfedlîc, turbulentus; rûmedlìc, latus, amplus. Andere Beispiele noch bei Grimm 2, p. 693.

§. 42.

Was die Bedeutung betrifft, so entsprechen sie den lateinischen ebenfalls participialen und verbalen Derivationen auf bilis und ivus, welche im Engl. als (a)ble und ive bestehen. Beispiele bieten die Beispielsammlungen bei Grimm 2, p. 689. 693. und oben §. 41 in Menge. Im Ganzen genommen wird auch hier durch das lic die Bedeutung nicht geändert, ja in manchen Fällen stimmt das Particip mit der Ableitung durch lic vollständig überein, z. B. unâmetende und unâberende bedeuten ganz dasselbe wie unâmetendlic, unâberendlîc; denn lic übt auf die als Adjectiva aufgefaßten Participien ganz dieselbe Wirkung, wie auf andere einfache Adjective; es macht ihre Bedeutung abstracter, oder, man kann auch sagen, es macht die Participia adjectivischer. In der Regel ist zwischen den Ableitungen des Part. praes. und des Part. praet. kein Unterschied bemerkbar, wohl eben nur, weil es uns an einer Anzahl von aus dem lebendigen Zusammenhang der Rede genommenen Beispielen fehlt; bei einzelnen jedoch tritt er schon in den Angaben der Wörterbücher hervor, z. B. âwyrgedlìc heißt malignus, âwyriendlîc detestabilis. Vergl. Grimm 2, p. 698. Sonst kann die Bedeutung sowohl activ als passiv sein. Eine ganz besondere Neigung zeigt sich für die mit der Präposition â zusammengesetzten Verben; ebenso ist die Bedeutung durch ein vorgesetztes un häufig negativ (s. die Wörterbb.).

Da die Bedeutungen der beiden Bildungen so nahe an einander streifen und verschwimmen, so entstehen auch Vermischungen der

Form. Nämlich es bestehen beide Formen völlig gleichbedeutig neben einander, z. B. âwendedlîc, âwendelic, âwendendlîc, moveable, changeable, und, wie dieses Beispiel zeigt, bisweilen selbst verstümmelt; oder sich vermischend mit nominalen Ableitungen, wie frecendlîc und frecenlîc, periculosus u. s. w.

§. 43.

Wie sich schon aus den §. 41. angeführten Beispielen ergiebt, finden sich im Ags. solche Bildungen nur in der Prosa; im Cädmon und dem Beowulf findet sich nach Grimm 2, p. 691. Anm. a. kein Beispiel. Einzelne Fälle bieten die Dichtungen des Codex Exoniensis, z. B. freaniendlîc, p. 250, 16.; ârleáslîce, adv., Cod. Ex. 136, 7.; unâsecgendlîc, El. 466.; thearfendlîc, Cod. Ex. 128, 11.; gedafenlîc, El. 1168.; andweardlîce, adv., El. 1141. und vielleicht noch einige andere. Diese wenigen Stellen finden sich aber nur in solchen poetischen Stücken, welche theils nach lateinischen Mustern gearbeitet sind, theils einer verhältnißmäßig jüngeren Zeit als Cädmon und Beowulf anzugehören scheinen. Nicht zu übersehen dürfte sein, daß die Legende von der heiligen Juliana (Cod. Ex. 250, 16) und das Gedicht von der Kreuzes-Auffindung ein und demselben Dichter, dem Cynewulf (s. Grimm zu Andr. und Elene p. 2 ꝛc. Thorpe zu Cod. Ex. p. 501 etc.; Wright, Biogr. Britt. litt. I. p. 501 — 505.) angehören. Es ist aber deshalb, weil jene Formen noch nicht in der älteren Poesie erscheinen, noch nicht anzunehmen, daß sie auch die Prosa noch nicht gekannt hat. Solche abstracte und schleppende Formen konnten der sinnlichen und klangvollen Sprache der alterthümlichen Poesie unmöglich zusagen. Auch im ahd. Otfried und in der älteren Edda fehlen diese Bildungen gänzlich, obgleich die dem Otfried gleichzeitige, ja sogar ältere Prosa, wie die Beispiele bei Grimm 2, p. 688. lehren, mit denselben vertraut war. Der Heliand bietet natürlich auch keine Beispiele. Jedoch so viel ist sicher, daß in der ältesten Prosa die Beispiele auch nicht so häufig waren, als sie später seit Aelfric erscheinen. Man muß überhaupt annehmen, daß erst durch den Einfluß der an solchen verbalen Ableitungen auf bilis und ivus außerordentlich reichen doctrinären Latinität des Mittelalters viele derartige Bildungen in der angelsächsischen (und ahd.) Büchersprache hervorgerufen worden sind. Aelfric selbst mag durch seine Bearbeitungen lateinischer Werke (s. Wright l. c. p. 486.

Grässe, Allg. Litt. Gesch. II, 1. a. p. 283.) der Schöpfer mancher solcher Formen geworden sein. Ganz deutlich zeigt sich dieses in seiner lateinischen Grammatik (ed. Sonmer) bei der Uebersetzung der lateinischen grammatischen Kunstausdrücke. Als Belege mögen aus letzterem Buch dienen: nemnigendlîc, nominativus; gestrinendlîc, geâgniendlîc, genitivus; clypigendlîc, vocativus; ätbredendlîc, ablativus, bei Elfr. Gr. 7. p. 6, 16.; âscivigendlîc, disjunctivus, ib. 44.; throviendlîc word, verbum passivum, ib. 19, p. 35, 12. waniendlîc, wanigendlîc, deminutivus, ib. 5.; widumetenlîc, comparativus, ib. 5.; gewregendlîc, accusativus, ib. 7.; gecygendlîc, appellativus (Thorpe Anal. Gloss. s. v.); geicendlîc nâma, nomen adjectivum; gefyllendlîc, expletivus ib. 44.; gebicnigendlîc, indicativus; bebeodendlîc, imperativus; forsettendlîc, praepositivus; helpendlîc, auxiliaris; gewiscendlîc gemet, optativus modus; häbbendlîc, lat. habilis, ib. p. 9, 28.; gestrynendlîc, gestrynedlîc, possessivus, ib. p. 7, 17.; forgivendlîc, forgivenlîc, 1) dativus, ib. 7. 2) remissus, forgiving, Matth. 11, 22. u. s. w.

§. 44.

Da im Englischen die Participia auf and bis auf einige wenige Spuren untergegangen sind, so können sich natürlich auch Derivate mit lic nicht mehr vorfinden. Einzelne Beispiele bietet noch das ältere Englisch, z. B. gornandlike, desirable, Halliw. 948, b.; cf. ags. gyrnandlîc (bei Somner und Bosw.), desiderabilis; conandly, adv., knowingly, wisely, ib. p. 267, a. (ags. cunnendlîc); witendly, adv., knowingly, ib. p. 934, b. (im ags. witandlîc); stelendelich, adv., by stealth, King Alis 5082. Halliw. p. 802, b. u. aa. Im NEngl. können von Participien keine ferneren Adjectiva durch ly abgeleitet werden, da dieses hier nie an Adjectiva mit sichtbarer Ableitung zu treten pflegt, s. §. 34. Das von Flügel angeführte wishedly wäre das einzige Beispiel; es ist jedoch auf dasselbe kein Werth zu legen, da es nicht gebräuchlich ist und ganz isolirt dasteht. Uebrigens sind diese Bildungen im Engl. durch Entlehnung der Endungen able und ive aus dem Romanischen ersetzt worden. Viele Participien werden heut zu Tage ganz adjectivisch gebraucht und ersetzen somit auch zu gleicher Zeit die derivirten Adjectiva auf lic.

§. 45.

D) Durch lîc werden auch aus Adverbien Adjectiva erzeugt. Die oben §. 16 ꝛc. behandelten Compositionen gehören theoretisch genommen auch hierher; da jedoch einestheils die Composita unter die Kategorie der Pronomina gehören und anderntheils auch die Form einem eigenthümlichen Processe unterlag, so mußten sie besonders besprochen werden. Auch fand hier die Composition des lîc mit pronominalen Adverbien (goth. hvê, thvê, sva, agſ. thys, thäs) statt, während wir hier zunächst die von Adverbien der Localität und Modalität abgeleiteten Adjectiva zur Sprache bringen wollen. In diesen Derivaten ist die Wirkung des lîc sichtbarer als bei den Adjectiven und Participien, weil es hier und bei den Substantiven zur Erzeugung von Adjectiven dient, während es dort nur Adjectiva aus Adjectiven ableitet. Das lîc läßt sich meist durch: beschaffen, befindlich, geschehend, übersetzen und die Adjectiva in einen einfachen Relativsatz auflösen. Wenn daher im Cod. Ex. 163, 2. steht: in tham uplîcan rodera rîce, so läßt sich dieser ausdrücken durch: in dem himmlischen Reiche welches oben ist. Ferner Andr. 120.: tô tham uplîcan edhelrîce, nach dem Vaterlande, welches oben ist. Schon aus diesen Stellen geht hervor, daß Adjectiva nur dann von Adverbien durch lîc abgeleitet werden, wenn dieselben zugleich in einer übertragenen Bedeutung stehen. Es ist nämlich hier unter uplîc nicht das einfache „oben befindlich", sondern das „oben, im Himmel befindlich" gemeint. Daher läßt sich uplîc sehr gut durch coelestis übersetzen. Ebenso bedeutet nydherlîc nicht das räumlich unten befindliche, sondern in ethischem Sinne, das lat. humilis, niedrig von Stande, demüthig u. s. w. Dadurch sind diese Bildungen mit lîc vollkommen unterschieden von den deutschen Ableitungen aus Partikeln durch die Silbe -ig, Grimm 2. p. 295. 399. z. B. dortig, obig, niedrig, übrig (schon im mhd. überec, Grimm 2, 303), heutig (schon ahd. hintic, Grimm 2. p. 301.), dâsig, hiesig, vorig etc. Außer uplîc, Andr. 120. Cod. Ex. 225, 10. 163, 2. 7, 16. 241, 29. und nydherlîc, s. Bosw. s. v. Grimm, 2, p. 763. lassen sich noch anführen: ûtlîc, extraneus, exterus, äußerlich, Grimm 2. p. 792.; äfterlîc, secundus, Bosw. 670, b. nach Lyn; onlîc, s. oben §. 7.; inlîc, internus, engl. internal, Bosw. 203, c.; oferlîce, adv., carelessly, Bosw. p. 260, a. (ohne Beleg); gelômelîc, gelômlîc, frequens, dürfte hier zu erwähnen

sein, da ein Adjectivum gelôme nicht vorkommt. thaeslîc, ähnlich, passend, angemessen, werth, s. Bosw. p. 497, c., nebst unthaeslic, z. B. Leo. p. 23, 21. gehörten eigentlich zu den §. 22. behandelten Formen. Auch von Zahlwörtern bilden sich bisweilen Adjectiva durch lîc, z. B. nigontinlîc, decennovenalis, Bed. 5, 21.

§. 46.

Im Englischen sind die angeführten Beispiele zum Theil noch vorhanden; daneben haben sich einige Andere neu gebildet, oder lassen sich wenigstens aus den uns zugänglichen ags. Sprachdenkmälern nicht belegen. Hierher gehören: inly, innerlich, adj. und adv.; altengl. outeliche, adv., utterly, entirely, Halliw. 593, a., jetzt ungebräuchlich; towardly, adj. und adv. 1) geneigt, lenksam, gelehrig; bereit, bereitwillig; 2) kühn, Flügel. p. 1464, b.; prosperous; doing well, Halliw. p. 884, a. overly, 1) stight, superficial (bisweilen adv.); 2) oppressively, s. Halliw. p. 595, a. Neu gebildet ist fortherly, forward, early, im Nordengl., ib. p. 374, b. (vom ags. furdhor, adv., prius; jedoch könnte es sich auch von dem Adj. furdhra, der frühere, prior, anterior, ableiten, wie denn überhaupt bei einigen Beispielen über den Ursprung aus Adjectiven oder Adverbien nicht sicher entschieden werden kann). Einige solche Bildungen lassen sich nur als Adverbia belegen, s. unten §. 63. Das englische early gilt als adj. und adv.; es lautet im AE. sehr verschieden, z. B. arely, Halliw. 80, b.; arliche, ib. 83, b.; agrely, 126, a.; ealy, Rel. Ant. II, p. 223, 24. (15. Jahrh.); erley, ib. II. p. 13, 5. v. u. (v. J. 1545); herely, Halliw. 446, a.; erliche, 338, b.; geerly, 951, a.; garly, ib.; gerly, 952, a.; harlyche, 435, a.; yarly (in Lancashire), 943, b.; arly (in östl. Mundart), p. 83, b.; yerly (in Lancashire), p. 946, a. u. s. w. Im Ags. läßt sich nur das Adverbium ärlîce, arlîce, mane, belegen, obgleich an dem Vorkommen des Adjectivs nicht gezweifelt werden kann. Es stammt vom Adverb. ar, aengl. ere, nhd. eher.

§. 47.

Eine besondere Beachtung verdienen noch die Adjectiva easterly, northerly, southerly, westerly, welche auch als Adverbia vorkommen (Flügel führt ein Adverbium southerly nicht an). Ein ein-

faches easter, norther, souther, wester findet sich weder im Engl. noch im Ags. Es ergiebt sich dasselbe auch aus den Adjectiven easter-n, norther-n, wester-n, souther-n. Das engl. Adj. easter scheint nur Schöpfung eines einzigen Schriftstellers und als solche für uns ohne Bedeutung. Ein Adverbium der Himmelsgegenden auf r findet sich in allen übrigen ältern germanischen Mundarten. Nämlich im Ahd. ostar, wëstar, nordar, sundar, Grimm 3, 205.; im Mhd. bis auf ostar und einige Spuren bei Grimm 2, p. 208. rc. untergegangen. Im AN. lautet es austr, vëstr, nordar, sudar, Grimm 3, 207. (nebst den adverbialen Derivaten sunnarla, nordharla, Grimm 3, p. 103.); im Afrs. âster, ostwärts, Richth. p. 613, a.; suther, suder, südwärts, ib. p. 1957, a.; wester, westwärts, ib. p. 1145, a.; dazu abweichend north, nordwärts, ib. 955, a. (norther ist nur adj., nördlich, vergl. engl. easter). Ebenso im Altsächs. wëstar, Hêl. 18, 7. 19, 15. 137, 20.; ostar, 17, 12. 21, 23. cf. Schmeller p. 86, a.; sûthar, im Compositum sûtharliudi, Südländer, Hêl. 93, 11. 136, 17. Schmeller p. 107, b. (cf. ôstarliudi, orientales, Hildbr. 46.); daneben aber north, nordwärts, Hêl. 23, 5. Im Agf. werden diese Formen theils durch das einfache eást, west, north, sûth ersetzt, theils mit wëard und rihte umschrieben. Da nun selbst im Altsächs. jene Formen auf r vorhanden sind, so ist es höchst wahrscheinlich, daß sie einst auch im Agf. vorhanden waren, wenn sie auch vielleicht die westsächsische Schriftsprache bereits aufgegeben hatte. Da sie aber im Englischen wieder erscheinen, so kann man annehmen, daß sie durch nordischen Einfluß erneuert worden sind. Dazu kam noch die Analogie anderer Adverbia auf r, welche in ihren Begriffen correspondiren, wie hinder, nether, ofer, after u. a. m. Wie sich nun von diesen letzteren durch zugetretenes lic Adjectiva formirten, ebenso auch von jenen, daher die Adjective easterly etc. Unsere nhd. Formen südlich, nördlich, westlich, östlich, gehören nicht hierher, denn sie sind von den Substantiven Süd, Nord, West, Ost, abgeleitet. Ueberhaupt hat das Nhd. nichts aufzuweisen, was den Adjectiven auf lic adverbialen Stammes vollkommen entspräche. Denn die schon erwähnten Formen auf ig congruiren nicht und die nhd. Adjective wie äusserlich, innerlich, stammen nicht von den Adverbien ausser, inner, sondern von den Adjectiven der äussere, innere. Die Adj. hinderlich und förderlich sind gar erst aus den Verben hindern und

fördern hervorgegangen, so daß förderlich auf einem anderen Wege als das engl. fortherly entstanden ist.

§. 48.

Die Bildungssilbe ly dient im Engl. nicht bloß zur Ableitung von Adjectiven aus Substantiven, Adjectiven und Adverbien, sondern auch ganz vorzugsweise zur Ableitung von Adverbien aus Adjectiven, oder von sogenannten Adverbien der Qualität. Ehe wir zeigen können, auf welche Weise das engl. ly allmälig zu dieser Function gelangte, müßten wir einige Bemerkungen über die Bildung solcher Qualitätsadverbien in den germanischen Sprachen überhaupt, so wie den sächsischen insbesondere vorausschicken.

Im Allgemeinen zerfallen alle adjectivische Adverbia, sobald man ihren Ursprung in Betracht zieht, 1) in casuelle Adverbia, d. i. solche, welche aus einem adverbial verwendeten Casus eines Adjectives bestehen; 2) in präpositionale, d. i. solche, welche eine Präposition nebst abhängigen Casus umfassen, und 3) in derivirte, welche durch bestimmte und eigenthümliche Derivationsmittel abgeleitet werden. Hier kommt zunächst nur die letzte Klasse in Betracht. Das Gothische leitet Adverbia aus Adjectiven vorzüglich auf zweierlei Weise ab, 1) durch die Endung aba und 2) durch ô, im schwachen Accus. sing. des Neutrum vom Adjectiv. Wie es scheint, herrscht zwischen beiden Ableitungen nicht der geringste Unterschied in der Bedeutung, vergl. raihtaba, abilaba, harduba; sundrô, samaleikô etc. s. Grimm 3, p. 101. 4, p. 921. 3, p. 596. Im Ahd. findet sich als Endung der abgeleiteten Adverbia nur o; der Accusativ der schwachen Neutralform endigt in â, a. Das goth. aba ist ganz verloren gegangen; schon im Goth. selbst scheint es immer mehr dem zur Adverbialendung erstarrten ô zu weichen, bis es dieser Form, welche sich unterdessen im ahd. zu o gekürzt hatte, vollständig den Platz räumen mußte. Da jedoch das Bedürfniß zu einer doppelten Adverbialform, einer casuellen durch den schwachen Acc. neutr. und einer abgeleiteten gefühlt wurde, so erhielt sich im Ahd. das adverbiale goth. ô wenigstens dem Laute nach in der ahd. Adverbialendung o, während die gothische lebendige Casusendung ô im ahd. zu â überging. Schon mit jener Kürzung des ô begann der Prozeß, welcher diese Endung in ihrem Unterschiede von jener Casusform in allen übrigen germanischen Mundarten untergehen ließ. Schon im

Ahd., aber stets im Mhd. erblaßte das o zu e, welches hier nach kurzen Silben auch abfallen konnte, Grimm 3, 114. 4, 922.; im Nhd. ist das Adverb dem Adjectiv völlig gleichlautend geworden. Grimm 3, 116. ꝛc.

§. 49.

Genau wie im Ahd. endigen sich diese Adverbia im Altsächsischen. Mit Uebergehung der abgeleiteten und zusammengesetzten Adjectiva geben wir hier die Beispiele von einfachen, so weit sie im Hêliand vorkommen: adro, mane, 105, 3. Ps. 56, 9.; bittro, amare, 116, 9. 152, 20.; cuscô, reverenter, decenter, 16, 21.; darno, clam, 47, 2. 14. 133, 5.; diopo, deopo, diapo, profunde, 94, 12. 124, 4. 125, 20. 166, 3.; drucno, drocno, sicce, 90, 8.; efno, pariter, simul, 5, 1. 148, 6.; fagaro, pulchre, decorose, 13, 16. 16, 22. 20, 18. 50, 15. 20. 173, 29.; fasto, firmiter valde, s. Schmeller Gl. 32, a. (fronisco, pulchre, bene, 73, 13.); garo, bene, plane, omnino, ib. 42, 6.; gerno, cupide, diligenter, Gloss. p. 44, b.; gevisso, vero, Ps. 54, 24.; grimmo, saeviter, dire, atrociter, Hêl. 166, 2.; hardo, dure, firmiter, valde etc., Gloss. p. 51, a.; hêto, ardenter, flagranter, 103, 13. 17.; hludo, alta voce, 107, 10. 109, 9. 13. 15. 111, 24. 112, 3. 168, 27.; hlutaro, sincere, 29, 5.;. hoho, alte, late, Gl. 58, b.; lango, diu, ib. p. 67, b.; lichto, lucide, 20, 7. 84, 13. 123, 13. 141, 23.; langro, subito, 172, 11. mildo, tenere, 109, 17.; narawo, arcte, anguste, 165, 12.; ôdho, ôtho, facile, forte, 17, 8. 99, 16. Gloss. p. 85, a.; rehto, unrehto, Gloss. p. 88, b.; rûmo, procul, 114, 17. (safto, facile, commode, nur im Comparat. 101, 16); samo, aeque, similiter, Gloss. p. 91, a.; sano, mox, statim, 90, 10. 19. 146, 19.; sero, graviter, valde, 141, 13. 174, 5. 11.; sniumo, confessim, statim, Gl. 100, a.; suâro, grave, graviter, moleste, anxie, 101, 11.; sûbro, munde, pure, cum cura, 10, 16. 78, 19.; stillo, tacite, clam, 62, 4. 137, 1.; suitho, suidho, valde, vehementer, s. Gloss, p. 106.; thicco, confertim, dense, 93, 10. 91.; githiudo, bene, belle, concinne, 20, 9. 25, 15.; tulgo, valde, Gloss. 120, b.; ubilo, male, 164, 24.; giwâro, vere, Ps. 57, 2.; wîdo, late, Gloss. p. 131, b. Bisweilen finden sich neben den Formen auf o auch solche auf a,

welche dann mit dem Acc. sing. neutr. der schwachen Declination identisch sind. Ich habe mir als Belege angemerkt: milda, Hêl. 168, 1.; lichta (Cod. Cotton.) ib. 20, 7.; bittra, 116, 9. (im Cod. Cott.) 159, 8.; diopa, im Cod. Cott. 170, 28.; mislîca, 76, 8.; diurlîca, 137, 24.; fridunsama, 39, 17.; sama, 18, 11. 106, 24. 135, 23. 138, 8.; langa, 11, 13. 31, 20. (s. Anmerk. 14.). Diese Formen können keine dialectische Verschiedenheiten sein, da sie in beiden Hdschr. des Gedichtes vorkommen; eben so wenig dürfen sie aus einer ungenauen Orthographie erklärt werden. Es geschieht zwar häufig im Ags., daß a u. o in den Hdschr. schwanken, dasselbe geschieht selbst bisweilen im Heliand, s. Schmeller p. 183, a., allein wohl nie im Auslaut. Sie sind daher wohl als accusativische Nebenformen zu den oben aufgeführten durch eine Ableitungssilbe gebildeten Adverbien zu nehmen. Es würde auch sonst jene Art von Adverbien im Altsächs. ganz ausgeschlossen sein, während sich doch in allen germanischen Mundarten dergleichen mit Entschiedenheit nachweisen lassen.

§. 50.

Im Altfries. endigen sich die Adverbia theils auf e, theils auf a, theils fallen sie mit dem Thema des Adjectivs zusammen. 1) Adverbia mit e sind: edre, früh, Richth. p. 698, a.; oppenbere, ib. 710, a.; feste, ib. 735, a.; herde, Richth. afries. Rechtsqu. p. 441, 14. 437, 13.; idle, ib. p. 131, 24.; ierne, gerne, Richth. p. 846, b.; evene, efne, ib. p. 856, a.; like, Rechtsqu. p. 153, 4.; Richth. p. 901, b.; longe, lange, p. 912, a.; ofte, p. 659, a.; sere, p. 1007, b.; swithe, p. 1062, b. u. s. w.; außerdem viele auf -like. Daneben 2) ohne auslautendes e: openbeer, fest, hîl (völlig, ganz), Richth. p. 803, b.; iern, Rechtsqu. p. 402, 1.; ivin, even, Richth. p. 858, a.; lik, long, seer u. s. w. Endlich 3) mit auslautendem a, z. B. bisunderga, Richth. p. 648, a.; festa, Rechtsqu. p. 188, 13.; evna, Brosm. p. 173, 6.; ofta, ib. p. 175, 3. cf. 329, 19.; liochtelika, Rechtsqu. p. 483, 3.; Richth. p. 899, a.; nouwelicka, ib. p. 486, 1. 29. Richth. 954, a.; unwerdlika, Rechtsqu. p. 384, 13.; wislika, ib. p. 384, 8. u. s. w. Sobald sie auf e auslauten, stimmen sie mit dem Acc. neutr. des schwachen Adjectivs (blinde); die ohne vocalischen Auslaut haben ihn wie im Nhd. nur abgeworfen; die auf a könnten nun allerdings den ahd. und altſ. Formen auf o entsprechen (cf. ahd. altſ. hano =

afrs. hona) wenn sie nicht vollkommen gleichgültig mit den übrigen Formen in den nach Zeit und Ort verschiedenen Handschriften wechselten. In einzelnen ist vielleicht jenes adverbiale a wirklich anzunehmen, wie z. B. in osta, evna, festa u. a., die übrigen aber sind nur schwache Accusative des Masculinum, welche Casusform im Mhd. und sämmtlichen niederdeutschen Mundarten gewöhnlich ist. Hier endigt die Form überall in: en, während im fries. a für organisches an in der Flexion eintritt (s. Grimm Bd. 1. (2) p. 275.).

§. 51.

Wie nun in der Declination ein altsächsisches auslautendes o z. B. in hano im ags. zu a wird (hana), ebenso würden die altſ. Adverbia auf o im ags. auf a endigen. Es finden sich hier aber nur einige wenige, meist ganz isolirt ohne ein vorhandenes Adjectivum bestehende Adverbien auf a, wie sona, fëla, gêna, gëta, gëara, tëla. Nur neben letzterem existirt ein Adjectivum til, zu den übrigen läßt es sich nur vermuthen. Sonst lauten die ags. Adverbien auf e aus und stimmen somit zu dem Acc. sing. neutr. (wie im Altfries.). Da jedoch der schwache Acc. sing. neutr. im Ags. ursprünglich ebenfalls auf a (anstatt der Abschwächung in e) ausgelautet haben muß, so wäre anzunehmen, daß jene Adverbia auf a entweder die ursprüngliche Form des Adverbialsuffixes oder die ursprüngliche Form des schwachen Acc. neutr. bewahrt hätten. Es ist hier nicht der Ort darüber zu entscheiden; jedoch dünkt uns die erstere Annahme wahrscheinlicher als die zweite. Da nun aber fast alle Adverbia, welche im Ahd. und Altsächs. auf o endigen, im Ags. (und im Altfries.) auf e auslauten, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Ags. Endung nicht als Form des Acc. sing. neutr., sondern vielmehr als eine Abschwächung jenes ahd. und altsächs. o (ags. a) betrachtet werden müsse, welche sich später mit der Casusendung gemischt habe. Es würde sonst der merkwürdige Fall eintreten, daß das Ags. gar nicht die Fähigkeit besäße, Adverbia auf eine andere Weise als durch den Acc. sing neutr. der schwachen Form zu bilden, obgleich gerade die zunächst verwandten Sprachen dieselbe in einem hohen Grade besitzen, und die eigentlichen Casusadverbien (s. Grimm 3, 102. ꝛc.) in verhältnißmäßig geringer Zahl auftreten. Wir nehmen daher an, daß die in §. 48. angeführten altsächs. Formen völlig identisch sind mit den gleich anzuführenden ags. Beispielen. Das Ags. bildete also

seine Adverbien 1) meistentheils durch a, welches dem ahd. o und altsächs. o entspricht, welche Endung sich aber nur noch in einigen wenigen Formen erhalten hat; dieses a schwächte sich, wie auch in vielen andern Fällen, zu e. 2) unter andern auch durch den schwachen Acc. sing. neutr. (blinde), welcher auf e auslautet. Nach Maßgabe der übrigen Mundarten, kann ihre Zahl nicht bedeutend gewesen sein; die wenigen vielleicht vorhandenen Fälle lassen sich wegen Gleichheit der Endung von den mit dem Derivationssuffix e gebildeten nicht mehr unterscheiden.

§. 52.

Die wichtigsten agſ. Beispiele solcher Adverbien von einfachen Adjectiven sind: ädre, illico, statim, confestim, Andr. 189. 643. 401. 110. Cädm. 54, 4. 131, 32. 136, 6. 137, 9. 129, 29. etc. Beow. 705. 153. 6206. u. s. w. vergl. altsächs. adro mane. Hêl. 105, 3. Ps. 56, 9. cf. Schmeller Gloss. p. 3. 121, a. altfries. edre, s. Richth. p. 698, a. cf. Grimm 3. p. 102. 4. p. 669.; ëfne, plane. Grimm 3, 102. Cädm. 154, 11. Cod. Ex. 367, 15. 383, 19. engl. even; éadhe, faciliter, Oros. 3, 4. Cod. Ex. 117, 9. 131, 22. Andr. 933. 1376. Cod. Ex. 348, 26. 397, 14.; ongeathe = uneathe, moleste, difficulter, nach Thorpe zu Cod. Ex. 248, 16. vergl. altengl. u. diall. adj. u. adv. eath, easy, nordengl. Halliw. 328, b. Nares s. v. eeth, ib. p. 329, b. eef, ib. p. 329, b. ethe, ib. 340, b. eyth, p. 344, b. mit engl. easy hat es nichts gemein, als die Bedeutung; yfele, male, yfle, Cod. Ex. 85, 29. altengl. yvle, willy, wickedly, Halliw. 449, b. s. Anmerk. 15.; balde, audenter, Cädm. 228, 11.; bëorhte, clare, Cod. Ex. 199, 26. 238, 4. 234, 24. 44, 11. 56, 21. 58, 16. 237, 18. (beorhtayt, 210, 1.); bitre, amare, Beow. 4656. Cod. Ex. 88, 11. altengl. bittre, bitterly, Halliw. 179, b.; bleádhe, segniter, Cädm. 206, 17.; claene, penitus, Cod. Ex. 136, 36. engl. clean; diope, profunde, Cod. Ex. 291, 29. 135, 18. 183, 7. 137, 6. 135, 18. Cädm. 165, 16. (deopost Cod. Ex. 333, 10.) engl. deep; dimme, obscure, Thorpe, Anall. Gl. s. v.; dygle, deeply, Cädm. 224, 2.; fägere, fägre, pulchre, s. fair, Cod. Ex. 111, 7. 237, 4. 82, 19. 141, 10. 480, 14. 375, 15. 393, 36. 400, 17. altengl. veyre, Rell. Antt. I. p. 183, 6, 7.; fäste, firmiter, Cod. Ex. 287, 13. 23. 297, 10. 296, 8. 351, 29. A. 58.

83. engl. fast; frëcne, periculose, audaciusly, wickedly, Cod. Ex. 113, 23. 97, 32. 401, 23.; fûse, prompte, Thorpe Anall. s. v.; gëarve, prorsus (an. giörva, Cod. Saem. 67, a.), Cod. Ex. 290, 27. 107, 17. 145, 18.; gëorne, diligenter, s. Bosw. p. 144, a. außerdem Cod. Ex. 193, 22. 135, 14. 109, 24. 289, 23. 108, 26. 226, 23. 81, 23. 96, 30. 62, 20. 150. 11. 32. 349, 27. A. 498. Grimm zu Andr. p. 148.; gelôme, crebro, Egb. Conf. c. 5. p. 348. altengl. lome, frequently, Halliw. 527, a. ilome, often, frequently, ib. 473, b.; geneáhhe, satis, Cod. Ex. 289, 31. 4, 5. 244, 7. 60, 30. 145, 7. 379, 13. B. 1559. Cädm. 172, 12. El. 1065. 1158. mehr bei Grimm zu Andr. p. 162.; gläde, laete, B. 116.; grimme, saeviter, hëarde, dure, A. 18. Cod. Ex. 63, 11. 89, 15. Cädm. 61, 15. ahd. harto, altfries. herde, Richth. 810, a.; hâdre, serene, B. 3142.; häste, violenter, Cädm. 84, 11.; hlûde, alta voce, Scôp. V. 105. Cod. Ex. 298, 30. 390, 7. 18. altengl. lude, Aelfr. Prov. 1. p. 184, 18. 182, 20. engl. loud; hlutre, clare, Cod. Ex. 63, 2. 143, 23.; hradhe, hrädhe, cito, A. 341. B. 1475. A. 1520. Cod. Ex. 127, 28. Bosw. p. 190, b.; hrate, strenue, Grimm 3, 102.; lîhte, leohte, engl. light, Cod. Ex. 69, 12.; late, sero, Cod. Ex. 175, 22. engl. late; lytle, paullo, Aedhelst. 34. engl. little; longe, longe, diu, Cod. Ex. 122, 5. 288, 29. 286, 20. engl. long, mnd. langhe, Detm. 1. p. 425, 5. unlanghe, 1. p. 417, 6.; lungre, cito, A. 77, 46. 151. 124. 518. 1472. s. Grimm zu Andr. p. 110.; nearve, anguste, Cod. Ex. 226, 30. 162, 35.; recene, ricene, protinus, subito, cito, Cod. Ex. 337, 9. 246, 15. A. 807. 1511. El. 606. 622. 981. 1162. s. Grimm l. c. p. 117.; rihte, recte, Bosw. 291, a. (unryhte, injuste, Cod. Ex. 35, 19.). Aelfr. dial. p. 6, b. altengl. reghte, Halliw. p. 675, b. engl. right; rûme, late, Bosw. p. 295, a.; same, aeque, Grimm 3, p. 102.; sâre, vehementer, Cod. Ex. 96, 11.; scire, clearly, Cod. Ex. 67, 15. 390, 30.; sîde, late, sîde and vîde, Cod. Ex. 230, 5.; sunde, cito, Grimm 3, p. 102. zu Andr. p. 103. Cod. Ex. 231, 12. 144, 10. (das Adj. steht Cod. Ex. 52, 32.); smale, subtiliter, Grimm 3, p. 102. Bosw.; softe, placide, Cod. Ex. 83, 16. engl. soft; stille, fixe, quiete, Cod. Ex. 210, 13. A. 502. altengl. stille, Aelfr. Provv. Rell. Ant. I. p. 184, 18. stille, quietly, with a low voice,

Halliw. 806, b.; syfre, pure, unsyfre, impure, immunde, Cod. Ex. 90, 34.; sveotule, manifeste, Bosw. p. 370, c. Cod. Ex. 32, 13.; stronge, strongly, Cod. Ex. 369, 22.; svîdhe, valde (nhd. geschwind), Cod. Ex. 166, 5. 172, 6. 178, 9. 181, 2. 129, 18. 136, 17. 299, 31. 371, 16. 129, 18. A. 423. 618. u. s. w. altengl. suithe; vîde, late, Cod. Ex. 293, 23. 299, 31. 230, 5. 134, 14. 390, 3. 346, 3. 392, 20. 401, 24. A. 1235. Scôp. V. 53. engl. wide; torhte, sweetly, Cod. Ex. 390, 9.; thëarle, vehementer, Grimm 3, p. 102. Aedhelst. 23. Aelfr. dial. p. 7, 14. 11, 21. 13, 16. Leo; thrîste, aperte, El. 410. confidenter, A. 1652. Cod. Ex. 378, b. audacter, Cädm. 135, 10.; ädhele, nobiliter, Cod. Ex. 232, 2.; deore, dyre, care, B. 4606. Cod. Ex. 89, 27.; blîdhe, laete, Cod. Ex. 149, 9. altengl. blithe; sneome, subito, Cod. Ex. 358, 7.; snelle, cito, s. Bosw. s. v. sôdhe, vere, Cod. Ex. 95, 2.; stidhe, stydhe, acerbe, dure, rigide; yrre, irate; thicke, 1) dense, 2) frequenter, engl. thick; onhaele, unluckily, Cod. Ex. 396, 19.; trage, invite, El. 667. (s. Grimm ib. p. 149.) u. s. w.

§. 53.

Wie im Neuhochd. so ist auch im Englischen die Scheidewand zwischen Adjectivum und dem Adverbium gebrochen, weil das unterscheidende e des letzteren verloren ging. Im AE. findet sich bisweilen ein auslautendes e, z. B. bittre, lude, stille u. s. w., weil das prosodische Bedürfniß die Beibehaltung nöthig machte. Bloß prosodisch ist das e im neuengl. quite; es hat sich in demselben die ältere Form des Adverbs erhalten, weil man wegen der abgewichenen Bedeutung den Zusammenhang mit dem Adjectivum nicht mehr fühlte. In andern Adverbien, wie wide, sore, late, little, gehört das e auch dem Adjectiv; denn alle Adverbien sind stets völlig gleichlautend mit den Adjectiven. In soweit sie im Engl. noch existiren, stimmen sie 1) theils zu den im §. 51. angeführten angelsächsischen, 2) theils sind sie neugebildet. Aus dem Ags. ererbt sind etwa folgende englische Beispiele: evil, light, little, right, thick, enough, clean, deep, fast, loud, long, soft, wide, fair, even, hard, sore, still, late, und vielleicht noch einige andere. Dazu kommen aus dem AE. noch: swithe, blithe, eathe, bittre, sicker u. aa. Hierzu treten nun im Engl. noch folgende: 1) solche Ad-

verbien, welche im Agſ. zwar als Adjectiva vorhanden ſind, ohne daß ſich das Adverbium belegen ließe, z. B. thin, wrong, quick, broad, new, lief, altengl. iwis. 2) Es iſt im Agſ. zwar das Adjectivum und Adverbium vorhanden, allein das Adverbium bildet ſich auf eine andere Weiſe als die jetzt in Rede ſtehende, z. B. im Engl. iſt nigh Adjectiv und Adverb; im Agſ. iſt zwar neáh ebenfalls Adjectiv und Adverb, in welchem letzteren Falle es aber durch den ſtarken Acc. neutr. vom Adjectiv abgeleitet iſt. Daſſelbe iſt der Fall im engl. enough, agſ. ganôh, ahd. canuac, gnuog, mhd. genuoc, nhd. genug, an. nôg, ſchw. nog, dän. nok, Grimm 3. p. 99. (zu unterſcheiden vom gleichſtammigen geneáhhe). 3) das Adjectivum iſt noch nicht angelſächſiſch, ſondern erſt aus dem Nord. oder Romaniſchen entlehnt. Aus dem Nord. übernommen ſind: ill (ſ. Anmerk. 15.) und low (ſ. Anmerk. 16.); aus dem Romaniſchen, z. B. sure, false, chief, just, quite, sole, very, past, indifferent, according. 4) das Adjectivum iſt ſelbſt erſt wieder aus einem theils nominalen (home, dowe), theils localen Adverb (wie far) entſtanden, ſo daß die heutigen Adverbia home, down, far, nur ſcheinbar Derivate der Adjectiva home, down, far ſind, da eigentlich das Verhältniß umgekehrt iſt. 5) Eine Anzahl ſolcher engliſcher Adverbia, welche mit ihren Adjectiven gleichlauten, ſind Comparative und Superlative, wie last, least, lass, more, most, near, next u. ſ. w. Endlich 6) in einzelnen Fällen findet ſich im Engliſchen eine abgeleitete Form, wo ſich das Agſ. mit einer einfachen begnügt. So das Adjectiv und Adverb engl. ready (gleichſam vom agſ. Adjectiv hrädhig), anſtatt des agſ. Adverbs hradhe (ſ. Anmerk. 17.).

(Fortſetzung folgt.)

D. Piltz.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Der Ursprung der Sprache, im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Eine Darstellung der Ansicht Wilhelm von Humboldts, verglichen mit denen Herders und Hamanns von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten für Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. — *Πάντα θεῖα καὶ ἀνθρώπινα πάντα.* Hippokrates. — Berlin, Ferd. Dümmler's Buchhandlung. 1851. —

Welchen Ursprung hat die Sprache? — Der Herr Verfasser dieser kleinen Schrift, im Allgemeinen mit der Ansicht Wilh. von Humbolts einverstanden, hält es für zeitgemäß, Humboldts Ideen über den Ursprung der Sprache in's rechte Licht zu stellen, und dann weiter zu zeigen, wie die interessante Frage, wofern sie von Humboldt nicht vollkommen genügend beantwortet sei, in Humboldts Sinne und dem gegenwärtigen Bedürfniß der Sprachwissenschaft gemäß müsse beantwortet werden. Zur Lösung dieser Aufgabe verwendet der Herr Verf. jedoch nur etwa ein Drittel seiner Schrift; in den andern zwei Dritteln werden Herders, Hamanns und Monboddos Ansichten über denselben Gegenstand, Ansichten, die eine vermittelnde Stellung zwischen den Anschauungen früherer Jahrhunderte und den Ansichten der Gegenwart einnehmen, ziemlich ausführlich aus den Werken dieser Männer dargestellt „und aus dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft" beurtheilt. Die Ansicht, daß der Mensch um Sprache zu erlangen, einer Anregung von außen her oder eines äußern Vorbildes bedurft hätte, die Ansicht, daß er durch Nachahmung der Naturlaute, oder auch, daß er auf dem Wege des Unterrichts, des Lernens zur Sprache gelangt sei, stellt sich als eben so unhaltbar dar, als die entgegenstehende, welche die Sprache als ein Werk des reflectirenden Verstandes, als eine menschliche Erfindung betrachtet. Herders und Hamanns Ansichten, und die Ansicht Monboddos, die Herder, mit sich selbst im Widerspruch, späterhin zu der seinigen machte, sind als veraltet zu betrachten und durch W. v. Humboldts Ansicht „von dem selbstständigen Hervorbrechen der Sprache" mit Recht an die Seite geschoben. Gleichwol ist die Zusammenstellung der veralteten Anschauungsweisen nicht uninteressant, indem sie uns so manche einander entgegenstehende Bemerkungen jener geistreichen Denker verglichen und aus Einem Gesichtspunkte auffassen läßt.

Der Herr Verfasser legt bei seiner Deduction folgende Sätze zu Grunde, die zum Theil von Wilh. von Humboldt ausgesprochen, zum größern Theil aber aus Humboldts Aussprüchen abgeleitet sind.

„Die Sprache ist kein fertiges ruhendes Ding, sondern etwas in jedem Augenblicke Werdendes, Entstehendes und Vergehendes; sie ist nicht sowol ein todtes Erzeugtes, als eine fortwährend thätige Erzeugung, kein Werk, ergon, sondern eine Wirksamkeit, energeia — kurz Sprache ist nur Sprechen. Will man den Ausdruck scharf nehmen, so läßt sich wol sagen: es giebt keine Sprache, so wenig wie es Geist giebt; aber der Mensch spricht, und der Mensch wirkt geistig. Humboldt konnte sich den Geist nicht anders, denn als geistige Thätigkeit denken, und die Sprache ist ihm die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdrucke des Gedankens zu machen." — „Hiermit ist nun auch schon der andere Punkt ausgesprochen, die Einheit von Geist und Sprache.

Denn ist der Geist bloß Thätigkeit, und liegt auch die Sprache eigentlich in dem Akte ihres wirklichen Hervorbringens durch den Geist, so ist sie eben nur die auf Sprache gerichtete Thätigkeit des Menschen. Sprache ist ein Artbegriff des Gattungsbegriffes Geist, wie der Begriff Rose im Umfange des Begriffes Blume liegt. Sprechen und Denken sind also nicht identisch, so wenig als Lilie und Rose; aber Sprache und Geist sind es, so gewiß, wie Lilie und Blume."

Wir vermissen hier zunächst die genauere Bestimmung der Begriffe Sprache und Geist, die der Herr Verf. für identisch erklärt. Daß die Sprache kein Ding ist, versteht sich von selbst; aber der Herr Verf. versteht unter Sprache bald das Sprechen, als die Verrichtung des Menschen, in welcher er durch articulirte Laute Gedanken ausdrückt, bald aber ein Werdendes, Entstehendes und Vergehendes, also doch ein Erzeugniß, etwas durch die Verrichtung des Sprechens Hervorgebrachtes. Auffallend und unklar aber ist die Definition: Sprache ist die auf Sprache gerichtete geistige Thätigkeit des Menschen. Wenn gesagt wird: der Geist muß als geistige Thätigkeit gedacht werden, und die Sprache ist eine gewisse, näher bestimmte Thätigkeit (Arbeit) des Geistes; so stellt sich in diesem Ausspruch der Begriff Sprache als ein dem Begriffe Geist untergeordneter — eben darum nicht als ein ihm identischer Begriff dar: aber der Begriff Geist ist hier einmal als ein thätiges Wesen, von dem eine Thätigkeit (geistige Thätigkeit d. i. Thätigkeit des Geistes) ausgeht, also im Gegensatze von Materie, dargestellt; dann aber ausdrücklich wieder selbst als Thätigkeit, im Gegensatze zu einem thätigen Wesen, bezeichnet. Der Herr Verf. hält die letztere Erklärung fest: „Der Geist ist bloß Thätigkeit"; die Sprache ist ebenfalls Thätigkeit; beide Thätigkeiten sind Thätigkeiten des — Menschen; aber die Eine Thätigkeit, der Geist, ist eine allgemeinere Thätigkeit, als die Sprache, die Sprache ist eine Art derjenigen Thätigkeit, die der Herr Verf. Geist nennt. Dieses Verhältniß des Begriffes der Art zu dem Begriffe der Gattung bezeichnet der Herr Verf., allem Sprachgebrauch entgegen, als Identität der beiden Begriffe; und behandelt im Laufe der Abhandlung diese nach seiner Erklärung eine dem andern subordinirten, Begriffe auch als wirklich identisch, als gleichgeltend; so S. 26: „Während Humboldt Denk-. und Sprachkraft als gleichförmig individualisirt aus dem einigen Sein des menschlichen Geistes fließen läßt; nehmen wir Sprechen als dasselbe, was der Geist ist." — Faßt nun der Begriff Geist — als menschliche Thätigkeit betrachtet, wie der Herr Verf. es will — mehr in sich, ist er ein weiterer Begriff, als der Begriff Sprache, so frägt sich, welche Thätigkeit des Menschen sprechen oder Sprache genannt werde. Der Herr Verf. selbst antwortet: die Thätigkeit (Arbeit des Geistes), „den articulirten Laut zum Ausdrucke des Gedankens zu machen." Es kommt also, wenn von Sprache die Rede ist, ein Zwiefaches in Betrachtung: das Denken und der Ausdruck des Gedankens; oder: die Sprache hat zwei Seiten, eine innere, die logische, und eine äußere, die phonetische Seite. Aber beide Seiten bilden eine Einheit, und in der Rede vereinigen sich Gedanke und Ausdruck zu einem Ganzen. Da die selbstständige Entwickelung der Einen Seite der Sprache ohne die Entwickelung der andern Seite nicht denkbar ist; da namentlich Sprechen und Denken in ihren Anfängen bei den Individuen nicht geschieden sind; da der Mensch spricht, weil er denkt, aber auch nur denkt in sofern ihm ein Ausdruck des Gedankens zu Gebote steht: so kann man Sprechen und Denken gewissermaßen als Ein und Dasselbe (als identisch) ansehen. Der Herr Verf., der, wie wir gesehen haben, Geist und Sprache für identisch erklärt, spricht sich sehr entschieden gegen die „Identität von Sprechen und Denken" aus, „welche die Aufmerksamkeit von der Sache, der Sprache, ab — und einem fremdartigen Gegenstande, dem Gedankeninhalte, zuwandte", und bei der das Sprechen im Denken so sehr verschwand, „daß für das Eigenthum der Sprache bloß noch der Laut, die Aeußerlichkeit, übrig erschien." Es ist in der That nicht wol einzusehen, welche grammatische Ansicht der Herr Verf. bei dieser Aeußerung im Auge hat; wir kennen keine, die das wirklich trifft, was hier als Vorwurf ausgesprochen ist. Noch weniger können wir einsehen, daß Diejenigen, welche Sprechen und Denken in gewissem Sinne für Ein und Dasselbe halten, auf die Frage, woher es komme, daß der Mensch mit seinen Vorstellungen und Gedanken Laute verbinde, nothwendig antworten

müßten: „der vielerfinderische Mensch habe zum Behufe des Verkehrs auch die Sprache erfunden." Consequenter würden sie antworten, was der Herr Verf. Diejenigen sagen läßt, welche die Sprache unmittelbar von Gott herleiten: „Ohne Sprache ist keine menschliche Vernunft möglich, also kann die Vernunft nicht vor der Sprache gewesen sein, sie gebildet haben", — freilich auch umgekehrt: „Ohne Vernunft ist keine Sprache denkbar: folglich kann die Sprache nicht vor der Vernunft vorhanden gewesen sein und diese gebildet haben. Sprache und Vernunft müssen sich nothwendig gleichzeitig und in natürlicher Uebereinstimmung entwickelt haben; die erste Entwickelung der Sprache kann nichts Anderes sein, als die erste Entwickelung der Vernunft, und umgekehrt.

Der Herr Verf. stellt, indem er seinerseits nach dem Ursprunge der Sprache fragt, W. v. Humboldts Ansicht, daß die Sprache nicht erschaffen sei, sondern sich aus der innersten Natur des Menschen entwickelt habe, in den Vordergrund, weiset aber zugleich vor Allem auf die Bedeutsamkeit der beiden von ihm, dem Verfasser, aufgestellten Sätze hin: „Die Sprache ist bloß lebendiges, gegenwärtiges Sprechen" und „Geist und Sprache sind identisch." Da der Herr Verf. die in diesen Sätzen enthaltenen Begriffe nicht fest bestimmt hat, so gebraucht er dieselben auch nicht immer in ein und derselben Bedeutung, und dieses ist der Grund, daß unterschiedene Sätze, die der Herr Verf. im Laufe seiner Untersuchung besonders betont, theils nicht folgerecht, theils unklar und unverständlich erscheinen.

S. 7. „Woher die Sprache? wird gefragt; Antwort: Sprache ist Sprechen, Spracherzeugung, also bloße Thätigkeit, welche frei in der Tiefe des menschlichen Gemüthes entspringt." — „Mit Hervorhebung dessen, was in dem Worte Ursprung eigentlich ausgedrückt liegt, könnte man sagen, weil die Sprache ihr Dasein ihrem Ursprunge verdankt, darum ist sie unerschaffen; und sie entspringt in jedem Augenblicke neu und ewig jung." S. 10. „Humboldt hat sich bei der Betrachtung der Sprache einen doppelten Widerspruch, der aus ihrer Natur folgt, vorgehalten: erstlich, die Sprache ist bloß Spracherzeugen und hat dennoch auch ein ruhendes Dasein; zweitens, sie ist abhängig von den Völkern, von den äußerlichen und inneren Verhältnissen derselben: die Verschiedenheit der Volksgeister ist der Grund, das reale Erklärungsprinzip der Verschiedenheit der Sprachen — und dennoch ist sie nicht einmal ein Werk der Nationen, ist rein selbstthätig: Insofern aber letzteres der Fall ist, liegt die Sprache jenseits der Menschen, stammt aus Uebermenschlichem." „Diese mit Nothwendigkeit aus dem Wesen der Sprache sich ergebenden Widersprüche lösen heißt den Ursprung der Sprache erklären. Wer behauptet, die Sprache ist entweder menschlich oder göttlich und sich für eines entscheidet, spricht in vorhumboldtscher Weise. Die Sprache ist menschlich und übermenschlich zugleich; denn sie ist in sich frei entspringend und doch an die beschränkte Natur des menschlichen Geistes, wie er in dem bestimmten Volke liegt, gebunden." S. 11. Abgesehen davon, daß die Sprache nur sehr bedingungsweise ein Werk der Nation heißen kann, erzeugt sich hier noch einmal ein Widerspruch, daß die Sprache sowohl nur der Nation, als auch nur dem Einzelnen angehört; und zwar gilt dieß nicht bloß in der geschichtlichen Zeit, sondern auch in der ursprünglichen Sprachschöpfung; denn dieser Widerstreit liegt ebenfalls in dem Wesen der Sprache und ist da, so wie sie gesprochen wird. Dieß ist der Widerstreit von Sprechen und Verstehen." — „Insofern die Sprache dem Volke gehört, ist Verständniß gegeben; aber sie gehört ebensowohl nur dem Individuum an, und so ist Verständniß unmöglich." „Wer es noch nicht gewußt hat, um welche Probleme es sich in der Metaphysik der Sprache handelt, der wird es jetzt wissen; es sind die drei letzten aller menschlichen Fragen: wie steht es um den Gegensatz von Tod und Leben, Allgemeinem und Einzelnem, Menschlichem und Uebermenschlichem." „Wir beginnen mit den beiden ersten Widersprüchen." „Weil in allem Einzelnen, welche zur Gesammtheit eines Volkes gehören, eine und dieselbe eigenthümliche Beschränktheit des menschlichen Willens liegt, weil sie alle an einer und derselben geistigen Substanz Theil haben, weil sie alle von einer gemeinsamen Ideenmasse durchdrungen sind, darum schwindet zwischen ihnen der Gegensatz von Subject und Object." S. 14. „Die Sprache gehört dem allgemeinen Ich; und weil

Jeder in seinem besonderen Ich das allgemeine trägt, spricht und versteht er seine Sprache." Das gegenseitige Verständniß „reicht nicht weiter, als die Gleichheit des Gedankenstoffes an den Einzelgeistern; und die stufenweise Verschiedenheit der Bildung, wie die Verschiedenheit der Richtung der Idee ... erzeugen fortdauernd Mißverständnisse und hindern zwischen gewissen Seiten jede (?) Verständigung. Weil aber ursprünglich die Gleichheit der menschlichen Geister eine absolute gewesen sein muß, so widerstand dem Verständnisse durchaus nichts." — S. 15. Ist „Individualität das Prinzip des menschlichen Daseins, so führt uns die Sprache, indem sie über jene hinaus führt, auch zugleich über die Menschheit hinaus." S. 16. „Bei Humboldt verhalten sich Geist und Sprache gewissermaßen wie Seele und Körper, die aus einem Dritten stammen. Diesen dritten Quellpunkt der Sprache und des Geistes legt zwar Humboldt nicht außerhalb des Menschen; sondern er soll erst das wahre Wesen des menschlichen Geistes sein und im Menschen liegen. Insofern bliebe die Sprache menschlichen Ursprungs. Aber wie soll im Menschen über seinem Geiste noch einmal sein Geist als der Quell des ersteren sein? Dieser, das unergründliche Wesen des menschlichen Geistes, kann nur in Gott liegen rc. S. 19. „Wir behaupten in aller Strenge die Identität der Sprache und des Geistes, wozu Humboldt den Ansatz genommen hatte, derartig, daß weder der Geist die Sprache, noch die Sprache den Geist schafft, sondern daß sie beide zugleich entspringen, weil, indem die Sprache entsteht, eben der Geist es ist, der sich gebildet hat. Sprache ist nicht das Werk, sondern die Geburtsstätte des Geistes, das eigentliche Werden des Menschen; d. h. indem Sprache wird, entsteht menschlicher Geist. Die erste Offenbarungs- und Wirkungsform des Geistes, die Form, in welcher er sich erwirkt, ist Sprache." Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache erhält jetzt die Geltung der psychologischen Aufgabe, die Entstehung des Geistes aus der Natur darzulegen." S. 20. „Wenn wir jetzt die Sprache als menschlich nehmen und die Frage, in wiefern sie göttlich ist, der Metaphysik zuweisen, so gehört doch unserer anthropologischen Sprachwissenschaft durchaus die Frage an, ob die Sprache aus der Natur oder dem Geiste des Menschen stamme. Bekanntlich hat Becker die Sprache als menschlich-organisches Naturproduct mit vieler Folgerichtigkeit und höchst anerkennungswerthem Verdienst entwickelt. Ohne hier über die Wahrheit dieser Ansicht abzurtheilen zu wollen" (aber man dürfte hier doch billiger Weise ein Urtheil über diese wichtige Frage von dem Herrn Verf. erwarten) „müssen wir doch bemerken, daß er darin Unrecht hat, wenn er meint, seine Ansicht mit Humboldts Autorität unterstützen zu können. Denn wenn auch Humboldt die Sprache einen „unmittelbaren Aushauch eines organischen Wesens" nennt, so werden, abgesehen von Humboldts Gesammtanschauung, welche die Sprache durchaus nicht als Naturorganismus zu fassen erlaubt, (?) jene Worte durch eine auffallend übereinstimmende Parallelstelle, gerade wie um Beckers Mißverständniß zu verhüten, erläutert, indem er die Sprache „einen geistigen Aushauch eines nationell individuellen Lebens nennt. Die Sprache ist also (?) nach Humboldt nicht wesentlich ein Organismus, sondern ein geistiges Individuum (?) welches allerdings wie der Mensch, das Volk selbst, eine natürliche Basis hat. Diese ist für die Sprache der Laut."

Wir müssen hier bemerken, daß der Herr Verf. die bezügliche Stelle aus der Abhandlung Wilh. v. Humboldts unvollständig angeführt hat; in ihrer Vollständigkeit, wie auch Becker sie anführt, und im Zusammenhange aufgefaßt, konnte sie nicht mißverstanden, und nicht anders verstanden werden, als Becker sie verstanden hat. Sie lautet: „Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie (die Sprache) darin die Natur alles Organischen, daß Jedes in ihr durch das Andere, und Alles durch die Eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht." Das heißt: Die Sprache ist dem Menschen nicht von Außen her, durch Willkür beigebracht, sondern hat sich aus seiner eigenen Natur, also auf organischem Wege, mit innerer Nothwendigkeit entwickelt. Organische Entwickelung oder Entwickelung besteht in dem unerklärlichen Vorgange, daß Grund und Wirkung der Entwickelung sich gegenseitig erzeugen, wie das Blut die Organe bildet, durch die es hervorgebracht wird, wie es durch dieselbe Kraft, die es aus dem Herzen forttreibt, zu dem Herzen zurückkehrt. Die Sprache hat ihren Grund

in dem geistigen Leben des Menschen, und menschliches Leben konnte sich nur entwickeln, indem es in dem Sprechen, in dem Laute äußerlich wurde. „Die Sprache theilt" darin die Natur alles Organischen, daß Jedes in ihr durch das Andere (so dies äußere leibliche Prinzip — die Thätigkeit der von der Natur gegebenen und eingerichteten Sprachorgane — durch das innere, geistige Prinzip der Sprache, durch die Thätigkeit des Denkvermögens) und Alles durch die Eine, das Ganze (die Sprache) durchdringende Kraft (durch das organische Leben des Menschen, nicht sowol durch das Leben des Individuums, als das Leben der Gattung) besteht."

Der Herr Verf. sagt ferner S. 21 u. f. „Physiologie und Psychologie haben aber nur das embryonische, ideelle Werden der Sprache darzulegen. Es folgt die naturgeschichtliche Betrachtung, welche die wirklichen Sprachen über den ganzen Erdboden verbreitet vorfindet, als ein eigenthümliches Reich, wie es ein Pflanzen- und Thierreich giebt. Jede Sprache zeigt einen eigenthümlichen Bau, wie jede Thier- und Pflanzenart, und es ist also die Verschiedenheit nach ihren wesentlichen Merkmalen zu beschreiben und zu ordnen; die Sprachen sind zu klassificiren. Klassification ist die zweite Bedeutung der Frage nach dem Ursprunge der Sprache." „Denn die Klassification hat die Bestimmung, die verschiedenen Sprachformen der Erde darzustellen als die sich stufenweise bildende Verwirklichung des allgemeinen Sprachzweckes oder der Sprachidee. Sie stellt also, wenn man nicht sagen will, das embryonische, doch das vorhistorische, reale Werden der Sprache dar...." Um ihre hohe und umfassende Bedeutung zu erläutern, möge es genügen, an einen Begriff zu erinnern, den, nachdem er längst gewahrt worden ist, endlich ergriffen zu haben, Humboldts größtes Verdienst um die Sprachwissenschaft ist, wir meinen die innere Sprachform. Sie muß streng von der logischen Form der Gedanken getrennt werden. Die Grammatiker, welche Denken und Sprechen für identisch halten, mußten diese beiden Formen mit einander vermischen" etc. S. 23. „Wegen der Wichtigkeit der inneren Sprachform, und weil Humboldt selbst sie nicht streng genug bestimmt und abgesondert hat, möge es uns gestattet sein, folgende kurze Erläuterung ihres Wesens durch Hinweisung auf das analoge Verhältniß in der Thierwelt zu geben." „Wir unterscheiden in der Thätigkeit des lebendigen Sprechens drei Factoren: 1) den Gedankeninhalt oder die Anschauungen, welche der Gegenstand der Mittheilung sind; 2) den Laut, die Verleiblichung des Gedankens; und 3) die innere Sprachform oder die bestimmte Weise dieser Verleiblichung. Jedes Kunstwerk enthält dieselben drei Elemente: Diese Bildsäule ist Marmor, ist eine Frauengestalt mit Wage und Schwert und ist Darstellung der Gerechtigkeit. Dieselbe Dreifaltigkeit der Momente zeigt nun auch die Betrachtung des thierischen Lebens. Erstlich: die Anatomie entspricht der Laut- und Formenlehre; Verbum z. B. ist ein sprachlos-anatomischer Begriff, wie Lunge ein animalisch-anatomischer. Zweitens: die chemische Verwandlung des Blutes durch den Sauerstoff der Luft ist ein allgemeiner wissenschaftlicher Begriff. Ebenso ist Bewegung oder Werden oder Thätigkeit ein metaphysischer Begriff. Jener chemische Prozeß ist allen Thieren unentbehrlich; aber nicht alle haben Lungen: so hat jede Sprache Ausdrücke für Thätigkeiten, aber nicht jede hat Verba. Drittens aber: wenn die anatomischen Organe andere sind, so wird der allgemeine Begriff, die allgemeine Bedingung des thierischen Lebens in anderer physiologischer Form verwirklicht und erfüllt; also ist auch mit jeder verschiedenen Lautformungsweise eine verschiedene innere Sprachform verknüpft. Die Fliege athmet anders als das Säugethier, und der Frosch wieder anders; wie? das hat die Physiologie, gestützt auf die Anatomie, zu sehen. Ebenso: Wenn der Uramerikaner eine andere Weise der Wortabwandlung hat als der Europäer, so hat seine Sprache auch eine andere innere Form. Daß er Ausdrücke für Thätigkeiten hat, ist gleichgültig, weil von selbst verständlich; aber der Sprachforscher hat zu finden, welche innere Form sich hinter der Lautform der amerikanischen Sprache verbirgt, und damit einen tiefen Blick zu thun in das Gedankenspiel, in den psychologischen Organismus der sie ordnenden Stämme." Aber diese „innere Sprachform" soll keineswegs etwas mit der Form der Gedanken gemein haben. Was ist sie? Form der Sprache d. h. Form des Geistes; denn Geist und Sprache sind identisch.

So basirt der Herr Verf. alle seine Ansichten auf den Satz: Geist und Sprache sind identisch. Aber dieser Satz entbehrt der innern, in der Natur des Gegenstandes liegenden Begründung, ist aus einer schwankenden Begriffsbestimmung hervorgegangen, gewährt keine klare Anschauung, und mußte daher die Widersprüche herbeiführen, die überall in der Abhandlung hervortreten. Die kleine Schrift stellt weder W. v. Humboldts geistreiche Ansicht von dem Ursprunge der Sprache (die Sprache ist Aushauch eines organischen Wesens, und theilt die Natur alles Organischen) in ein neues Licht, noch giebt sie selbst befriedigende Aufschlüsse oder neue Ideen über den interessanten Gegenstand, den sie behandelt. Des Herrn Verf. Ansicht hat im Grunde wenig mit Humboldts Ideen gemein, und stellt sich in wesentlichen Punkten nicht als eine Bestätigung, sondern als eine Widerlegung der Humboldtschen Ansicht dar.

—c.

Alt-schottische und alt-englische Balladen von W. Dönniges. 16. geh. München, liter.-art. Anstalt. 1852.

Durch die literarisch-artistische Anstalt in München sind wir vor Kurzem von Herrn W. Dönniges mit einer Sammlung altschottischer und altenglischer Volksballaden in deutscher Bearbeitung beschenkt worden. Wir sind weit entfernt, wenn diese Gabe etwa als Bekenntniß zu dem in neuer und neuester Zeit als Reaction gegen die kosmopolitische Bewegung der Revolution von 1789 sich wieder geltendmachenden Nationalismus gemeint sein sollte, sie von dieser Seite aus mit besonderer Freundlichkeit zu begrüßen. Und doch müssen wir unbefangen eingestehen, daß der glückliche Ausdruck einer sicheren, nur mit dem unmittelbaren concreten Nachbaren in Widerspruch sich wissenden Nationalität, wie sie in diesen Liedern aus der Barbarei einer Zeit, die jetzt freilich überwunden sein sollte, uns entgegentönt, von entschiedener poetischer Wirkung ist Wir stehen, das ist unser wohlerwogenes literar-historisches Glaubensbekenntniß, am Ende nicht blos der Nationalpoesieen, sondern vielleicht der Poesie überhaupt; die beginnende Weltliteratur begründet das Reich der wahren freieren und edleren Prosa. Aber wenn auch ästhetisch nach dem Gesagten mit dem Bearbeiter vielleicht nicht denselben Standpunkt theilend, insofern die Virtuosität seiner Leistung auch auf ein stoffliches Interesse an seinem Gegenstande bei ihm schließen läßt, so steht es uns doch eben so fest, daß die eigene Sache nur gewinnen kann, je reiner und edler die entgegengesetzte vertreten ist. An einem Gegner, den man nicht achtet, sind keine Lorbeeren zu verdienen, ja man kann eigentlich nicht einmal das Schwert mit Ehren gegen ihn erheben. Bei Herrn Dönniges nun haben wir nicht blos die glückliche Auswahl, die er getroffen, höchlichst zu preisen; — nur von verhältnißmäßig sehr wenigen der mitgetheilten Stücke sind wir unästhetisch berührt worden, — die meisten reihen sich geradezu dem Vollkommensten, was uns bisher in dieser Gattung geboten, ebenbürtig an; — sondern auch seine Bearbeitung, für deren vollkommene Würdigung uns freilich leider die Vergleichung der Originale nicht zu Gebote stand, erscheint uns in ihrer edlen Simplicität und ungesuchten Leichtigkeit höchst erfreulich, wie ihrem Urheber auch die unbefangene Benutzung z. B. Bürgerscher Leistung, wo ihm dieselbe sich darbot, auf seinem Wege zur größten Ehre gereicht. Daß er zuweilen, sei es an Kraft oder an Nachdruck, sei es an Adagio des zarteren Empfindungslautes, wie auch an Wohlklang überhaupt hinter seinen englischen Vorbildern zurückgeblieben ist, gesteht er ohne Affectation ein und fällt dies auch vor dem Richterstuhle unparteiischer Kritik, viel mehr der Sprache, die um die bezeichneten Eigenschaften mit der englischen vergebens um die Palme ringen wird, zur Last als dem Verfasser.

Sehr wohlthuend berührt endlich die unumwundene Pietät gegen den großen Herder, der das glücklichste Zartgefühl für die innerste Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Volksgesanges mit der umfassendsten Humanität so schön verband; — eine Pietät, die sich nicht blos in bestimmten Anerkennungsworten Luft zu machen gedrungen fühlt, sondern entschiedener noch in der Gesammtauffassung des Gegenstan-

des, wie sie namentlich das „Nachwort über den alten Minstrelgesang" so belebend durchathmet, zu erkennen gibt.

Gegenwärtige Anzeige nun, welche die Leser dieser Blätter auf das werthvolle Büchlein, das ihren Gegenstand bildet, aufmerksam machen möchte, glaubt ihren Zweck nicht besser erreichen zu können, als wenn sie, ohne weiter zu wählen, durch eine etwas umfassendere Charakteristik der zehn ersten Stücke von der poetischen Bedeutung auch des Uebrigen eine Probe gäbe, welches dann nur einer kurzen Musterung zu unterwerfen wäre.

1. Hügel der Heide.

Dramatisch. — Mädchen, Hexenweib, Roß und Falke. — Alles agirt mit; der Held freilich, wie so oft, schlummert — nun, den Seinen will der Herr es ja schlafend geben. Das Roß aber, mit der Aussage werden wir entlassen, wird ihn am Ende ja zum Ziele tragen.

Aecht poetisch ist das „Flechten der Haare zu Zweien" während der Ueberlegung des Mädchens, der das mißliche Dilemma gestattet ist, entweder — ihre Mädchenschaft" einzubüßen, oder „meineidig" zu werden. Dies bedächtige, mitunter schmerzliche Schlichten und Theilen des Haares versinnlicht die eigenthümliche Geistesoperation, die der ernsteren Entschlußfassung vorzugehen pflegt, auf das Anschaulichste.

Was das Sachliche betrifft, so ist nicht zu übersehen der „Zaubergrund" Str. 4 — also auch an den schottischen Borders ein eigener classischer Boden für die Zauberei, neben der passim betriebenen her, wie etwa Thessalien den Alten für einen solchen galt. —

2. Das stolze Fräulein Margaret.

Totaleindruck unbehaglich; ein Bruder wird zum Revenant, weil ihm die Schwester zu voreilig über das durch seinen Tod ihr angestorbene Erbe zu disponiren scheint; ohnehin schlußlos. — Aecht volksthümlich ist das Bild von dem „Pfluge," der, als sie im Geist den ihr bestimmten Gatten anerkannt hat, nun „rund um diese Schlösser hier gehen" soll, auf daß „in der Mitte Maienmond die Mähder mögen mähen"; eine süße Aussicht, die der „stolzen Margaret" freilich böse zu Schanden wird.

Die „Aernte im Mai" auch in England darf uns nicht irren; es ist dem Wesen des Volksliedes ganz gemäß, die ausgezeichnetste Thätigkeit des Sommers mit dem nun einmal conventionell metereologisch am meisten ausgezeichneten Zeitpunkt zusammenfallen zu lassen.

Daß endlich grade die „stolze Margaret" ihrem vermeintlichen Freier die Fragen, durch die er sie gewinnen soll, so fabelhaft leicht stellt — ist wieder einer der tausend glücklichen Ausbrüche des spöttischen Humors, in denen sich das Volkslied so gerne Luft macht.

3. Johnie von Breadislee.

Mit so wenig Zügen („er schuf Wasser zu waschen die Händ' — „das Wams nur von Hollands Tuch so fein", „ein Hemde noch von Lincolns bestem Lein") eine solche Frische und Sauberkeit auch in die äußere Erscheinung ihrer Helden zu legen, wie hier z. B., ist freilich nur der Poesie eines Volkes möglich, dem diese Eigenschaften auch in der Wirklichkeit so ausgezeichnet zu eigen sind, als dem englischen. — Und kann der innere Werth des wackern über sein Jagdgebiet mal hinausgetriebenen sächsischen Freimannes knapper und energischer ausgedrückt werden, als mit den Worten des Königlichen und Normannischen ersten Försters geschieht? „Wenn dies ist Johnie von Breadislee, lassen wir ihn gehen"? Wie glücklich ferner, daß es grade der „Schwestersohn" dieses milderen Alten, der untergeordnete, „sechste Förster" sein muß, der den Rath der Gewaltsamkeit geltend macht und so ein neues Interesse — das der Eifersucht — mit zum Spiele kommt. — Daneben die ahnungsvolle, auch der Vogelsprache kundige Mutter, der „wispernde" Botschaft tragende „Staar", die „Bahre von Haselstrauch — Schleedorn hineingeflochten" — bis auf den Sünder von Denuncianten hinab, den der Sänger doch ein „hol ihn die schwere Noth" in der Eile nachdrücklich genug mit auf den Weg

zu geben sich nicht enthalten kann, sind höchst wirksame Züge zur Vollentfaltung unseres Drama. —

4. Kathrin Janfarie.

Schottisch keck; — ein Mädchen dieser Nation umworben von zwei Freiern „Lord Lauderdale von Schottlands Marken, der nicht zu ihrem Vater spricht, noch mit ihrer Sippschaft dort" und „von Englands Marken Lord Lochinmar, der wohl zu ihrem Vater spricht, zur ganzen Sippschaft auch," und mit dem ihr von dieser der Hochzeitstag anberaumt wird; am Morgen desselben aber entführt Ersterer sie und behält sie nach hartem Strauße, wo „das Blut hinabrinnt bei Laddonsberg hinab bei Laddons Ziel"; so daß am Schluß den „Lords von Englands Mark" zugesungen wird, „nie wieder zu kommen zu freien ein Weib aus Furcht vor solchen Streichen. Die warten auf Euch und zieh'n Euch hin (?) bis zu dem Hochzeitsziel. Dann kriegt ihr Frösch anstatt der Fisch und spielt ein böses Spiel.

5. Der „lustige" Edelfalk.
(kluge? wie mags im Englischen lauten?)

Eins der schönsten, wieder schottisch. Lord William, ein Ritter dieser Nation, liebt eine „Maid des Südens" und bestimmt sie durch seinen klugen Falken „nach St. Mariens Kirch" zu sich, wo „er sein Hochzeitbier, sein Hochzeitbrod bereite." Dieselbe List, die jener Julia von Verona zur höchsten Gattinfreude verholfen, kommt auch dem englischen Mädchen zu Gute, eine „grausame Stiefmutter" wirkt noch dazwischen mit „dem glühendem Blei," ohne daß „sie zuckte mit ihrem Fuß," noch zuckte sie mit dem Kinn; dann aber geleiten, wie es mit dem schottenfeindlichen Vater stipulirt war, ihre sieben Brüder sie „auf der Todtenbahre von Eichenholz" an der ersten und „zweiten Kirche mit Meßgesang" vorbei nach „St. Marie," wo „sie blüht auf der Lilie gleich bis die bleiche Farbe zerrann, mit Rosenwang' und Rosenmund lacht sie den Liebsten an" und erbittet sich „ein Stück von seinem Brod von Mylord, ein Glas von seinem Wein, sie hat gefastet drei lange Tag blos um zu werden sein" — den Brüdern aber wird der Weg gewiesen „geht heim und blaset Eur Horn", und der „bösen" Stiefmutter ein herzhafter Wehewunsch nachzurufen nicht unterlassen Das Alles aber hat der „kluge Edelfalk" beschafft.

6. Clerk Saunders.

Das Gedicht verdient gewiß die Vorliebe, mit der der Uebersetzer es behandelt zu haben scheint, in vollem Maaße, nur können wir ihm die Hinzufügung der beiden ersten Strophen nicht gut heißen, durch die es um eine viel raschere und glücklichere Introduction gebracht wird, als es mit derselben bekommt.

Grundton und Ansicht tief tragisch — „solche Liebe, wie schön Margaret dem Clerk Saunders zugetragen, ist Sterblichen nicht beschieden; als er ihr zur Seite durch ihre Brüder den grausamen Tod gefunden, nimmt ihre leidenschaftliche Trauer ihm seine Ruhe im Grabe, und sein Geist läßt sie nicht eher, als bis sie ihm „ihr Liebespfand aus dem Fenster gereicht, aufseufzend tief, als sie's ihm gab." Und sein letztes Gebet an sie ist: „Wenn je Du liebst einen andern Mann, so lieb ihn nicht wie mich" sonst — nämlich — machst Du ihn doch unglücklich. Dabei sind wir mit den simpelsten Worten durch alle Lust, wie durch alle Grausamkeit der Erde und durch die volle Seligkeit des Himmels — „es stehen Betten im Himmel hoch am Fuß vor unsers Herrgottes Knie, bekränzt mit lichten Lilienblumen — in süßer Gesellschaft umweilt" — und durch das ganze Grausen der Gräber hindurch geführt worden — „mein Mund ist kalt, o Margaret, er riecht schon nach dem Erdengrund." Die vielfach „krähenden Hähne" aber „um Mitternacht" und namentlich jener räthselhafte „milchweiße" Schluß „und auch der graue sofort" — (vgl. 11, 9 „den rothrothen und grauen Hahn") ruhen in dem ältesten Aberglauben nicht blos jener Gegend ursprünglich.

7. Anna von Lochryan.

Der Tochter eines Geringen, so möchte ich mir den Inhalt des gegenw. St. zu construiren versuchen, war es beschieden das Herz des Lord Gregory zu rühren, — er war der Sohn der stolzen und zauberkundigen Landeskönigin, welche

die Ihrigen aber nicht fürchten. „Ihr Vater will kleiden ihren Fuß, ihre Mutter ihre Hand, ihre Schwestern gürten das Mieder ihr" — und „der Bruder ihr kämmen das goldene Haar mit dem Kamme von Silber fein", — er läßt sie aber nicht daheim und nicht ohne Hoffahrt trotz ihrer zweideutigen Lage läßt sie sich zurichten „Segel von Seide grün und Taue von Taffet schwer," um Gregory, der sie, wahrscheinlich schon in Folge zauberischer Einwirkungen, verlassen, wieder aufzusuchen und ihm seinen Sohn zuzubringen. „Ein Räuber . . . mit seinen Gesellen" — der sie antrifft auf ihrer Expedition, beschädigt sie nicht, sondern weist sie zurecht, — aber freilich zu ihrem Unglück; denn die Alte weiß den Sohn von Neuem zu einer solchen Härte gegen die Flehende zu bethören, daß sie — jetzt freilich ihren Fürstenstolz in Verzweiflung aufgebend — „hinab hinab den goldnen Mast" nehmen läßt, „ein Holzmast ziemt für mich u. s. w." und nun auch mit ihrem Kinde den Tod in den Wellen findet. Ueber den Sohn scheint seine volle Gewalt der Zauber der Alten nur in der Nacht auszuüben, denn am Morgen beginnen seine Klagen über sie, die zuletzt dann zu ob wirksamern? Verfluchungen sich steigern; sehen wir dagegen freilich unterdessen „das Meer immer höher wachsen und immer lauter brausen — je mehr und je lauter er Anna rief," so möchte es schwer zu entscheiden sein, ob das Volk dieses auf die Zauberwirkung der Alten gedeutet wissen wollte, oder jene Nemesis darunter verstand, die ein allzu heißes Begehren nach jedem der irdischen Güter auch unfehlbar zu strafen weiß.

Die Behandlung ist vortrefflich; das bloße Temperament eines Volkes, das solche Stoffe mit solcher Keuschheit behandelt verlangt und auch zu behandeln weiß, verdient alle Achtung. Einzelne Züge — jenes Kämmen des Bruders, der goldene Mast, das Herumsegeln um den Thurm „dann ist Jew Gregory darin" u. a. m. deuten auf sehr hohes Alterthum.

8. Rose roth und Lilie weiß.

Kaum noch Ballade — fast zur Romanze erweitert, immer wieder aber durch echt dramatische Züge unser volles Interesse in Anspruch nehmend. — Das Volk weiß aber zu seinen Vergnügungen dieser weit sich ausspinnenden Ergötzung nicht minder sich zu freuen, als es sich unter Umständen von grausen Einzelsituationen überwältigt und zum kürzeren, wenn man will, affectvolleren Liede gedrungen fühlt.

Ein böses Weib, mit stief- und schwiegermütterlichem Hasse „Lilie weiß und Rose roth" angefüllt, zugleich Zauberin, ferner diese selber in dem überall sagenmäßigen Gegensatz ihrer Farbenzeichnung, jenes venusbergartige Freudenschloß am Meere; die beiden Brüder und Liebhaber dann, in denen sich männlicher Seits (Kain- und Abel-, — Jakob- und Esau-, — Romulus- und Remus-artig) der Contrast zwischen den beiden weiblichen Charakteren wiederholt; der König mit seiner glänzenden Hofhaltung und dem durch sie gefesselten ritterlichsittigen Arthur im Hintergrunde; das ungebändigte Waldleben des outlaw Braun Robin; die verstellte Dienstbarkeit und der Namenwechsel der beiden Mädchen — als Sweet Willin und Rouge the Raun, der neuen niederen Sphäre wie eingeheimst auch, doch in ihrer Grundeigenthümlichkeit immer noch charakteristisch genug bezeichnet; die waldbewohnermäßige Ueberwältigung der Letzteren, das wunderbare Horn, ihr Waffenkampf mit dem Geliebten; die echt sagenhafte Entbindungsnoth; die genügende Entwickelung endlich durch die Gewinnung des wilden Friedelosen für den Königsdienst, die an die deutsche Ueberlieferung von dem Schenken von Limburg erinnert. Das Alles sind höchst glückliche, anderswo schon in ihren zerstreuten Vereinzeltheiten drastisch genug, hier aber in ihrem gedrängtem Ensemble natürlich noch entschiedenere wirksame Züge unseres umfangreichen Gemäldes.

Bezeichnend für die englische Sage zuletzt ist es, daß auch hier wieder der bösen Stiefmutter die verdiente Strafe angedroht, aber nicht selber an ihr vollzogen wird.

9. Der falsche Foodrage.

Eine vielfach umworbene Schönheit ist einem Könige zu Theil geworden, der ihr schon im vierten Monat ihrer Ehe durch den verrätherischen Mord eines seiner Ritter, des „falschen Foodrage" wieder entrissen wird; gebiert die in enge Haft

Gelegte einen Sohn, so soll auch sie mit diesem der Sicherheit des Mörders zum Opfer fallen, wird es eine Tochter, so soll die Mutter dieser das Leben zu danken haben. — Indessen findet ihre Klugheit einen Ausweg, indem sie den von ihr geborenen Sohn den „Edelfalken" mit der von des weisen William Gemahlin erzeugten Tochter „der Turteltaube" umtauscht. Als aber Jener „das Roß zu führen erlernt" hat, „mit Pfeil und Schwert bekannt" geworden und herangewachsen ist, rächt er seinen Vater nach der Anleitung des „weisen William" durch den Tod des „falschen Foedrage", und ihm fällt so nicht blos die zuständige Königswürde, sondern auch die Turteltaube als „Frau an die rechte Hand," so wie dem weisen Rathgeber und treuen Pfleger „das halbe Land" zu.

Das ist der wirksam in einander sich fügende Verlauf dieser, wie die vorige, romanzenhaft sich dehnenden Erzählung, an welcher Züge wie von Macbeths-Wildheit, und von Genovefen-Zartheit nicht gespart sind.

10. Prinz Robert.

Häusliche Gräuel. — Eine böse Mutter, die in die Vermählung ihres liebeswerthen Sohnes mit der „schönen Ellinor" nicht einwilligen will, setzt einen Becher zauberkräftigen Giftes „an ihre Lippen so rauh und an ihr rauhes Kinn, sie setzt es an ihren grundfalschen Mund, doch ließ sie alles darin" —; die mütterlich credenzte Gabe weiß er nicht abzulehnen und „setzt sie an seine Lippen so schön, und an sein schönes Kinn; er setzt sie an seinen kirschrothen Mund und das starke Gift rann in." Die unglücklich Liebende wird dann unter dem Vorwande der Vermählung durch einen mit schlechter Gabe erkauften Verräther auf das Schloß der gehofften Schwiegermutter gelockt, wo sie vor der sich ihr nun offenbarenden grimmen Kunde, und dem noch grimmern über das Grab des eigenen Sohnes hinausdauernden Hasse der Giftmörderin „rückwärts hinfällt wohl auf den Wall, auf den Stein ihr Angesicht; und vor der Mutter Angesicht schwand hin ihr Lebenslicht." Und der Eine liegt nun in Maria's Kirch, die Andr' in Maria's Chor; aus dem Einen wuchs eine Birke heraus; aus der Andern ein Schleedorn hervor; — Schleedorn und Birk' alldar; und draus mögt ihr erkennen leicht, sie waren ein treu (!) Liebespaar."

Mit dieser rhythmisch ebenso harten, wie empfindungsweichen elegischen Metamorphose, deren Volksmäßigkeit von dem Herausgeber schon richtig hervorgehoben ist und die vielleicht nach hannöverisch aufgeklärt in jener „Kirchhofslinde und ihrem Turteltaubenpaar" bei Hölty nachzittern mag, rundet das Ganze sich wieder höchst befriedigend ab. —

11. Das Weib von Ushers Well. Str. 4 v. u.

Wieder „der rothrothe und der graue Hahn," der an den dito grauen sammt dem „milchweißen" am Schlusse von 6 („Clerk Saunders") erinnert. Der Vermuthung des Herausgebers, daß der Schluß fehle, können wir nicht Raum geben, im Gegentheil scheint uns die letzte Strophe durch die Aufdeckung des eigentlichen Motives der so unglücklich ausschlagenden Entsendung der „drei stolzen und strittlichen Söhne" durch ihre Mutter in Unzufriedenheit dieser mit einem eingegangenen Liebesverhältniß jener das Ganze mit aller Prägnanz der bekannten Balladenkürze nothwendig und völlig abzuschließen.

12. Thomas der Reimer, von Ercildoune.

Sehr wichtig für die Mythologie der Elfen —, deren Reich sich in hadesmäßiger Mittelschlächtigkeit zwischen Himmel und Hölle einordnet; z. B. wie es alle Güter gewährt, das höchste vielleicht unter der irdischen, das der menschlichen Rede seinen Insassen aber grade abschneidet. Aus der deutschen Ueberlieferung bietet hier nur allenfalls der Venusberg mit seinem Tannhäuser Analogieen dar. Auch die behandelten Sagen von Verbindung sterblicher Männer mit Meer- und Fluß-Nixen schlagen hierher, nur daß dem Britten seine Elfen noch viel heimlicher sind, als uns jene Damen, deren Zärtlichkeit ebenso beständig feucht ist, als der Saum an ihren Kleidern. Die jüngste Benutzung eines ähnlichen Motives ist am Ende doch wieder nur unserm Göthe gelungen und seine bekannte Erzählung in Wilhelm Meisters Wanderjahren von dem lustigen Abenteuer mit seinem artigen

Weibchen im Kasten, die den glücklichsten Humor mit allem Respect vor dem nicht grausenlosen phantastischen Stoff so überraschend zu vereinigen weiß.

13. Edom von Gordon.

Der literärische Nachweis des Bearbeiters fixirt die hier besungene Begebenheit nicht bloß historisch, sondern sogar chronologisch auf 1591, wo die Zeit der ächten Ballade im Grunde schon vorüber war. Das „Pistol" in der vierzehnten Strophe gibt der Frau von Rode in der That ein gar zu derb hausfräuliches — halb viragomäßiges Ansehen. In der Hand eine Dorothea während der Gräuel der französischen Revolutionskriege in einem — und zugleich dem einzigen — durch und durch modernen Epos mag dies Instrument wieder zu bewundern sein, in einer Ballade, die sich übrigens ganz auf das alterthümliche Gebiet dieser Dichtung stellt, scheint es uns nicht ohne Anstoß.

14. Die Klage der Grenzer Wit(t)we.

Wieder wunderschön: „Ihr glaubt nicht, wie mein Herz mir war, als ich legte den Staub auf sein goldnes Haar; Ihr glaubt nicht meines Herzens Weh, als ich mich wandte wegzugehen." Kann jener eigenthümliche Bestattungsschmerz, wenn nun die liebe Gestalt der wie Alles aus sich herausgebärenden, so auch Alles wieder unerbittlich zurückfordernden Erde unwiederbringlich verfallen ist, für den, der ihn je empfunden, ergreifender ausgedrückt werden, als in diesen einfachen Wörtern? —

15. Lord Randal's Vergiftung.

Wahrlich nicht geringern Werthes! Jene letalen „Aale" in ihrer Gleichbedeutung für das Volkslied mit den Schlangen sind uns schon aus der Großmutter Schlangenköchin und des Knaben Wunderhorn bekannt; nur daß hier die Stelle der großmütterlichen Lafarge von einer — Geliebten in unheimlichem „Wildwald," aus dem davon zu bleiben dem „jungschönen Mann" freilich besser gewesen wäre, wirksamer vielleicht noch vertreten wird.

16. Die grausame Schwester.

Mit dem Refrain Binnorin, o Binnorin — bekannt; die Uebersetzung des Originals würdig. Vgl. übrigens die erschöpfende Würdigung, die der Werth des Refrains namentlich für den musikalischen Vortrag der Ballade von unserm Verfasser in seinem vortrefflichen „Nachworte" findet, wo noch an die bekannten (sogar ins Idyll übergegangenen) Wiederholungsverse auch des altgriechischen Epos erinnert werden konnte. Wahrscheinlich uralt mythischen Ursprungs endlich ist jener merkwürdige Zug mit der Harfe, die aus dem „Gebein" des unglücklichen Opfers schwesterlicher Eifersucht gebildet ist und „von ihren Goldhaaren die Saiten davon," die „allein zu spielen beginnt" — und „wenn sie erklang, so brachen Herzen von Stein." Vgl. die hellenischen — finnischen &c. &c. Mythen über die Instrumentenbildung

Zweite Abtheilung.

Altenglische Balladen.

1 — 3. Northumberland- und Percy-lieder — kaum noch Balladen, etwa dem entsprechend, was man in der deutschen National-Literatur „historisches Volkslied" zu nennen pflegt; die beiden letzteren fallen auch bis in die Zeiten der Königin Elisabeth hinab und betreffen den Aufstand der nordischen Barone im Sinne der Feudalaristokratie gegen das schon stark von Gottes Gnaden mäßig gefärbte Regiment dieser Königin.

Wir stimmen mit dem vom Bearbeiter dem Originale gespendeten Lobe völlig überein und erlauben uns nur noch die Uebersetzung mit in dasselbe einzuschließen.

4. Lord Thomas und Schön Ellinor. Traurige Geschichte, nicht ohne Verdienst, schließt beinahe zu criminalistisch mit dem gewaltsamen Tode aller drei betheiligten Tode ab.

5. Lord Thomas und Schön Aennchen. (Schott.) — Dasselbe Motiv in weiterer Behandlung — jedenfalls reicher; wir können uns mit dem der vor-

hergehenden englischen vom Bearbeiter zuerkannten Vorzuge nicht unbedingt einstimmig erklären.

6. Klein Musgrave und Lady Barnard. — An beiden Schuldigen blutig gestrafter Ehebruch — verdient so lange Fortdauer im Munde des Volkes durchaus. Die Morgenzeichen — ganz wie in den alten Wächterliedern und Aubaden der Troubadours — dem Geliebten abgeleugnet von der Frau, und dadurch sein Verderben herbeigeführt; bekannt ist die schöne Verwendung dieses Motivs bei Shakespeare. Sehr zum Vortheil gereicht dem Ganzen endlich die am Schluß von dem beleidigten Ehemann nicht verhaltene Reue über seine rasche That, wie auch die demnach der Gemahlin ausdrücklich zugewiesene Oberstelle in dem gemeinsamen Grabe mit Beifügung des Grundes: „Ich schlug den schönsten Ritter todt, der jemals ritt ein Pferd, und ich erschlug die schönste Frau, die je ein Mann verehrt. Ein Grab, Ein Grab, Lord Barnard rief's, das Eins beim Andern ruht, doch legt meine Frau zur obern Hand, sie war von besserm Blut."

7. Der Junker von Elle. Das Original des Junkers „Karl von Eichenhorst" — lippis atque tonsoribus noti!

8. Der graue Bruder. Hier war vom Uebersetzer wieder nicht bloß an den „Bruder Graurock und die Pilgerin" von Bürger und an die der Ophelia in den Mund gelegten Partien dieser schönen Ballade zu erinnern, sondern auch an die weiche und in ihrer Art sehr bemerkenswerthe Behandlung derselben von Goldsmith in seinem Vicar; ja selbst die Vergleichung des ihr Motiv dramatisch enthaltenden kleines Stückes von Göthe würde nicht unpassend sein.

9. König Johann und der Abt von Canterbury — von Bürger in einem nicht minder stattlichen „von St. Gallen" umgeschaffen.

10. Arthurs Tod — allerdings nicht zum Vortheil der Poesie modernisirt.

11 — 17. Robin Hoods-Lieder, — deren England bekanntlich eine große Anzahl besitzt, die freilich der kunstmäßigen Bearbeitung und Zusammenfügung, wenn auch nicht wie sie die Ilions- und Odysseusgesänge der Griechen, so doch wenigstens der spanische Cid erfahren hat, immer noch wartet. Das wäre aber freilich saure Arbeit, denn hoher poetischer Werth ist diesen Liedern, selbst einzeln betrachtet, allerdings nicht zuzusprechen, Behandlung durchgängig picarisch.

Wie glücklich nun vorliegende Sammlung in den Literaturstunden den Schülern als Muster der nordischen Balladengattungen vorgelegt zu werden, sich eignen würde, bedarf wohl keiner weitern Ausführung.

Hamburg. Dr. **E. Meyer.**

Ulysse, Tragédie mêlée de choeurs en trois actes avec un prologue et un épilogue et en vers par F. Ponsard. Musique par Charles Gounod. Paris, Michel Lévy. 1852. 8.

Wieder einmal ist das klassische Repertoir des französischen Theaters um eine Tragödie reicher geworden, wieder einmal ertönen die Namen: Troie, Jupiter, Minerve, Ulysse auf den Brettern des Théâtre Français zu Paris! — Die Wiedererweckung der klassischen Tragödie des siebenzehnten Jahrhunderts, die etwa vor einem Decennium unter wesentlicher Mitwirkung des Dichters des Ulysse vor sich gegangen war, und deren Zeitgemäßheit wir hier nicht untersuchen wollen, hatte zunächst nur das Römerthum wieder zu Ehren gebracht. Auf diesem Boden bewegten sich die Lucrèce Ponsards, die Virginie von Latour de St. Ybars, und selbst die dramatischen Kleinigkeiten von Barthet und demselben Ponsard.*) Durch

*) Le Moineau de Lesbie par Barthet und Horace et Lydie par Ponsard. Von Emile Augier's Ciguë und F. Pyat's Diogène, die eher Parodien als Darstellungen des Alterthums zu nennen sind, kann hier nicht die Rede sein.

seine neueste Tragödie hat aber Ponsard entschieden in jenen Dichtungskreis zurückgegriffen, dem ein Racine, ein Voltaire, ein Crébillon den Stoff, und häufig mehr als die halbe Ausführung ihrer bedeutendsten Meisterwerke entlehnt haben. Er hat sogar sein Vorbild in einer noch weit entfernteren Literaturperiode aufgesucht, als Jene; er hat aus dem ältesten Dichter und dem ältesten Gedicht geschöpft, während Jene nur Dichtungen aus der Zeit der höchsten Blüthe und der weitesten Entfaltung der griechischen Literatur auf die französische Bühne zu verpflanzen suchten; — er hat ein antikes Epos bearbeitet, während Jene den Stoff ihrer Tragödien aus Tragödien entlehnten.

Insofern scheint der von Herrn Ponsard zurückgelegte Weg ein weit längerer zu sein, und der Ulysse vor einer Iphigénie oder Phèdre wenigstens auf den Vorzug größerer Originalität Anspruch machen zu können. Indeß braucht man nur wenige Seiten dieser Tragödie gelesen zu haben, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß es mit dieser anscheinenden Originalität doch nicht so weit her ist. Wenn sich nämlich in den Tragödien Racine's einzelne Scenen finden, die entsprechenden Scenen des Euripides unmittelbar nachgebildet sind, so hat der Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts es doch stets verstanden, neben dem Griechen seine poetische Selbstständigkeit zu wahren, was freilich nicht allen seinen Zeitgenossen, die, wie er, auf den Fußstapfen der Griechen wandeln wollten, gelungen ist.*) Und so ist denn Racine bei der Abfassung seiner antiken Tragödien freilich einen kürzeren Weg als Ponsard, dafür aber auch mit weit mehr selbstbewußter Sicherheit gegangen. Ehe wir aber diese Behauptung näher zu erweisen suchen, dürfte es nicht unangemessen sein, die Frage aufzuwerfen, ob Ponsard überhaupt Recht gethan, than, Stoff zu wählen.

Der Versuch, eine epische Erzählung in ein dramatisches Gewand zu kleiden, muß unter allen Umständen wohl als ein sehr gewagter gelten. Das Wesen des Drama's, welches auch immer sein besonderer Gattungsname sein mag, ist Handlung. Handlung findet sich freilich auch im Epos, allein welch' ein Unterschied zwischen dieser und der dramatischen Handlung. — Odysseus kehrt nach langen Irrfahrten in sein Heimathland Ithaka zurück, und gelangt, nachdem er die übermüthigen Eindringlinge, die sich während seiner Abwesenheit festgesetzt hatten, getödtet, wieder in den Besitz seiner Herrschaft; — Dies ist die Handlung, die in vier und zwanzig Büchern der Odyssee enthalten ist. — Schon der Vergleich der Einfachheit des Stoffes mit der Weitläufigkeit des Gemäldes, zu welchem derselbe ausgedehnt ist, der vielen Tausenden von Versen mit dem so geringen Material, aus welchem dieselben auferbaut sind, muß darauf führen, daß die epische Handlung noch ein anderes Element hat, als die erzählte Begebenheit. Dieses Element besteht bekanntlich in der Schilderung der Sitten und Zustände des Volkes, unter dem die zur Darstellung gebrachte Begebenheit vorgeht, durch welche Schilderung die einzelne Gruppe zu einem großen Wandgemälde erweitert, und mit der Fülle und dem Umfange eines universellen Inhaltes bereichert wird. In diesen Schilderungen liegt der Glanzpunkt des homerischen Epos, sie sind es, die demselben seine hohe Bedeutung für die griechische Nation erwarben, und aus der homerischen Odyssee die Bibel des Griechenthums machten, was weder der bloße Stoff allein, noch auch die auftretenden Persönlichkeiten, die züchtige Penelope, der tugendhafte Telemach u. s. w. je vermocht haben würden. Gerade diese wesentliche Partie des Gedichtes ist es aber, von der, weil sie außerhalb der Gränzen eines bestimmten Raumes und einer bestimmten Zeit liegt, in das Drama fast gar nichts übergehen kann, so daß der dramatische Dichter nur die äußerliche Begebenheit als Grundlage für seine Bearbeitung vorfindet. Somit hat denn auch Ponsard nur die letzten Bücher der Odyssee, und auch diese nur nach mannichfachen Auslassungen und Zusammenziehungen benutzen können.

---

*) Der Verfasser gedenkt diese Scenen, im Vergleich mit der entsprechenden des Euripides, Seneca, und der anderen französischen Dichter, die denselben Stoff bearbeiteten, bald einmal in einer kleinen Arbeit, die den Titel Etudes comparatives sur Racine führen soll, zusammenzustellen.

Wenn wir nun aber die Schilderung der Sitten und Zustände als eine wesentliche Seite der epischen Handlung ansahen, deren Ungeeignetheit für dramatische Zwecke die Bearbeitung eines epischen Stoffes für die Bühne schon allein sehr mißlich macht, so ist auch dasjenige Element des Epos, das im engern und eigentlichen Sinne die Handlung desselben genannt werden kann, durchaus verschieden von Dem, was im Drama mit diesem Namen bezeichnet wird. Sollte es denn auch wohl so ganz ohne Grund sein, daß die älteren Dichter der klassischen Schule in Frankreich nur bis zu Euripides und Sophokles zurückgingen*), und den Homer höchstens nur episodisch benutzten, wie etwa Racine in seiner Iphigénie in dem Streite des Achilles und Agamemnon? Ist es bloßer Zufall, daß Keiner von ihnen es unternommen hat, die Ilias oder die Odyssee zum Mittelpunkte einer Tragödie zu machen, während doch, wenn man unter Handlung nur eine Folge von Veränderungen verstehen will, deren, namentlich in der Ilias, in reichem Maaße vorhanden ist? — Das ist kaum gedenkbar. Vielmehr führt Alles darauf, anzunehmen, daß diese Dichter bei der Wahl ihrer Vorbilder von der richtigen Einsicht in das Wesen der Tragödie geleitet, die Kluft erkannten, welche die epische Handlung, die dem Begriffe des Wortes „Handlung" im alltäglichen Sinne sehr nahe kommt, von Dem, was in der Tragödie diesen Namen führt, scheidet.

Freilich haben wir erst jüngsthin in Frankreich eine dramatische Schule erlebt, die es sich zur Aufgabe gesetzt zu haben scheint, diesen von den Klassikern mit solcher Bestimmtheit festgehaltenen Unterschied der dramatischen Handlung von der Handlung im gewöhnlichen Sinne wieder zu verwischen. Gerade der Mangel an Handlung sollte ein Hauptfehler der Werke ihrer Vorgängerin sein, und nachdem man in einer eigends dieserhalb erfundenen Theorie den Grundsatz aufgestellt hatte, daß das Drama vor allen Dingen die Realität des Lebens zur Anschauung zu bringen habe**), erschienen denn auf den französischen Brettern jene ungeheuerlichen Dramen der romantischen Schule, die, ähnlich der Dantischen göttlichen Komödie, aber auf einem dazu durchaus ungeeigneten Terrain, Himmel und Hölle, Politik und Religion, Staatsverhandlungen und Scenen des bürgerlichen Lebens, Fürsten und Volk, Komödie und Tragödie in einem ungeheuren Urbrei zu vereinigen strebten, und von denen das mit der Theorie zugleich zum Vorschein gekommene, übrigens niemals aufgeführte Drama Cromwell eine ziemlich ausreichende Vorstellung geben kann. Jedem, der noch einen Augenblick darüber zweifelhaft ist, ob für die dramatische Handlung nicht etwa dieselben Bestimmungen gelten, wie für die Handlung im historischen, im epischen Sinne, oder im Sinne des gewöhnlichen Lebens, kann man nur empfehlen, nacheinander eine Racinesche Tragödie und ein Drama von Victor Hugo, oder auch von Alexandre Dumas, wenn er will, zu lesen, um an der unschönen Ueberladung des einen, und an der edlen Simplicität des anderen den tiefgehenden Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen alsbald zu erkennen.***) Hieraus wird es auch erklärlich, wie Racine in anderthalb Zeilen des Sueton den Stoff zu einer fünfactigen Tragödie (Bérénice) finden konnte, während das

*) Wir meinen hiermit die Koryphäen der französischen Tragödie, denn die Dichter zweiten Ranges haben allerdings auch homerische Stoffe, und sogar die Geschichte des Odysseus behandelt; wir werden am Schlusse dieser Abhandlung den Plan einer solchen Tragödie mittheilen.

**) Préface du Cromwell, drame de Victor Hugo. 1827.

***) Es muß uns in der That mit hoher Verehrung vor dem Dichtergenius eines Racine erfüllen, wenn wir sehen, wie derselbe schon bei der Abfassung seiner ersten Tragödie, der Frères ennemis, die er noch als Jüngling und in einer Zeit schrieb, wo die ästhetischen Begriffe noch so wenig geläutert waren, hierüber durchaus die richtigen Ansichten hatte. In einem Briefe nämlich, an einen seiner jugendlichen Freunde M. Le Vasseur, giebt er den Grund an, warum sich die Beendigung seiner Tragödie verzögere. „Pour ce qui regarde les Frères," sagte er, „ils sont avancés. Le quatrième acte était fait, mais je ne goûtais point toutes ces épées tirées. Ainsi, il a fallu les faire rengaîner, et pour

Haupt der romantischen Schule zu dem Drama, mit welchem er debütirte, nach dem eigenen Geständnisse, „hundert Memoiren und eben so viele Original-Dokumente, von denen einige sehr selten, andere sogar bis dahin unedirt waren", durchstudiren mußte. (S. die Note sur les Notes, welch' bezeichnende Ueberschrift schon! am Ende des Cromwell).

Worauf beruht denn nun also das Wesen der dramatischen Handlung, wie es unter den Franzosen zuerst von einem Racine zur Anschauung gebracht worden? Ohne Zweifel nicht auf dem Umfange des reproducirten, oder ganz aus eigener Phantasie geschaffenen Stoffes, sondern auf ganz etwas Anderem; — nämlich auf der Entwickelung des inneren Menschen, der sorgsamen Entfaltung aller seiner geheimen und offenbaren Regungen, seiner Empfindungen und Leidenschaften. Nur wer das verwickelte Gewebe aller jener bunt durcheinanderlaufenden Fäden, von welchen die menschliche Gedanken- und Empfindungswelt durchkreuzt wird, mit eindringendem Blicke zu betrachten vermag, wer eine große Empfänglichkeit und ein reiches Gemüth mit der Fähigkeit und der Neigung, sich selbst als ein Fremdes gegenüberzustehen, vereint, wer aus der Lebhaftigkeit seines Inneren heraus sich seine Existenz gewissermaßen fortwährend zu dramatisiren geneigt ist, wird es wagen dürfen, sich dem Heiligthume der tragischen Muse zu nähern; den Anderen ruft sie das horazische: Procul, procul este profani! mit strengem, abweisendem Tone zu.

Wer wollte der Behauptung widersprechen, daß eine dramatische Schöpfung nicht ohne das Gerüste einer materiellen Handlung sein kann, allein der größere oder geringere Umfang dieser letzteren wird nie den Werth des dramatischen Kunstwerkes bestimmen können, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß eine große Begebenheit in der Regel auch wohl den weitesten Raum für eine bedeutende Characterentwickelung darbietet.

Der Dichter des Ulysse scheint also in derselben Begriffsverwechselung befangen gewesen zu sein, die auch seinen romantischen Zeitgenossen und Nebenbuhlern so verderblich geworden ist. Daß die Begebenheit, die er zur Anschauung bringt, im Vergleich mit jenen Victor Hugo'schen und Dumas'schen Stoffen, sehr enge Gränzen hat, macht die Sache nicht besser, sondern läßt wegen der daraus hervorgehenden Leere und Nüchternheit die mangelnde psychologische Entwickelung nur um so mehr vermissen.

Und so ist denn der Ulysse des Herrn Ponsard, wenn wir ein Element, dessen wir später noch mit ein paar Worten gedenken müssen, die Chöre, abrechnen, im Grunde kaum etwas Anderes, als eine excerptweise Uebertragung der letzten Bücher der Odyssee, in der die kunstreiche Anordnung der homerischen Darstellung durch zahlreiche Auslassungen, Durcheinanderwerfungen und Zusammenziehungen fast gänzlich zerstört ist, um, vermittelst einiger eingeflickter Phrasen, eine Handlung herstellig zu machen, die, als dramatische oder als epische betrachtet, gleich ärmlich und unzulänglich ausgefallen ist.

So haben wir denn gesehen, wie viele Bedenklichkeiten der Versuch, das homerische Epos zu dramatisiren, von vornherein gegen sich hat. Betrachten wir jetzt, auf welche Weise dennoch das gewagte Unternehmen, gut oder schlecht, zu Stande gekommen.

Zuerst bemerken wir, daß die herkömmlichen fünf Akte sich in dieser Tragödie wiederfinden, jedoch in der veränderten Gestalt von drei Akten mit Prolog und Epilog, denn zu fünf regelrechten Akten wollte sich der Stoff nun einmal nicht ausdehnen lassen.*) Nehmen wir einmal den Kern aus seiner Hülle und beginnen unmittelbar mit dem ersten Akte.

---

cela ôter plus de deux cents vers; ce qui n'est pas aisé." Lettres de Racine à ses amis.

*) Zu Voltaire's Zeiten muß dieses Auskunftsmittel wohl noch nicht bekannt gewesen sein, sonst hätte dieser Dichter, der in den Vorreden zu seinen Tragödien,

Der Schauplatz ist die Wohnung des Eumäus, jenes „göttlichen Sauhirten" des Homer, und zwar ist die Scenerie genau nach der Beschreibung dieses Dichters. Odysseus, von der Pallas Athene in einen alten Bettler verwandelt, kommt herbeigeschlichen; bei seinem Anblick will der alte treue Jagdhund Argus, den Eumäus zu sich genommen hat, auf ihn zueilen, und stirbt zu seinen Füßen. Das Herz von Kummer hierüber erfüllt, tritt Odysseus beim Eumäus ein, wird von demselben gastfrei aufgenommen, erzählt ihm, ganz wie beim Homer, Wahrheit und Dichtung durcheinander mischend, von seinen Lebensschicksalen, erforscht und erkennt dessen Anhänglichkeit an seinen abwesenden Herrn, und vernimmt mit Freude, daß Penelope ihm die eheliche Treue unversehrt bewahrt habe. Telemach erscheint, von seiner Reise zurückkehrend, und nachdem sich Eumäus entfernt hat, offenbart sich ihm Odysseus unter dem Beistande der Pallas. Sie überlegen darauf einen Plan zur Vernichtung der Freier, und Odysseus entfernt sich, ohne die Rückkehr des Eumäus abzuwarten. — Der zweite Akt spielt in der Stadt, in den Gemächern der Penelope. Penelope begrüßt ihren lang entbehrten, den Gefahren der See, wie den noch im Hafen von den Freiern drohenden, glücklich entronnenen Sohn. Von diesem angekündigt, erscheint Odysseus, noch immer in seiner Bettlertracht. Er erfährt nun von seiner Gattin selbst die treue Liebe, die sie noch unverändert zu ihm hegt, deutet vorsichtig die Möglichkeit seiner eigenen Rückkehr an, und räth zur Versuchung der Freier den großen Bogen des Odysseus aufzustellen. Unterdeß hat ihn die alte Euryclea, die züchtige Schaffnerin, beim Waschen der Füße, welches in aller Form Rechtens auf der Bühne stattfindet*), als ihren alten Herrn und Pflegling erkannt, ist aber vom Odysseus durch einen Wink zum Schweigen bedeutet worden. Die „übermüthigen" Freier erscheinen in den Zimmern der Penelope (eine Verletzung des antiken Costüms, die der gelehrte Kenner des Alterthums nicht hätte begehen sollen!), die geängstigten Frauen der Penelope vor sich herjagend; Telemach hat die letzten Befehle von seinem Vater empfangen, und die Entscheidung bereitet sich vor. — Der dritte Akt führt uns in den Speisesaal der Freier. Odysseus, noch immer im Bettlergewande, erscheint unter ihnen, wird verhöhnt und beschimpft. Einer der Freier, Amphinomus, scheint seiner warnenden Reden achten zu wollen, doch die Liebe zum Weine hält ihn an der Tafel fest; vergebens warnt auch der Seher Thaoclymenus, und verläßt, um mindestens sich selbst zu retten, den Saal, an dessen Wänden er schon Blutspuren zu erblicken glaubt. Dann erscheint Penelope, und der Bogen des Odysseus wird aufgestellt, doch Keiner vermag ihn zu spannen. Mit allgemeinem Gelächter wird das Verlangen des Bettlers, den Bogen versuchen zu wollen, aufgenommen; doch erhält er denselben auf Vermittelung des Telemach; — er spannt und schießt durch die aufgestellten Ringe. Antinous, der sich bisher gegen den Bettler am Uebermüthigsten gezeigt hat, eilt hinaus, das Gelungene näher in Augenschein zu nehmen; bei seiner Rückkehr trifft ihn ein Pfeil des Odysseus, und er stürzt todt nieder. Die erschrockenen Freier legen sich zuerst auf Bitten; dann kämpfen sie, in Ermangelung von Waffen zu Tischen und Stühlen greifend; unter dem allgemeinen Kampfe der Parteien fällt der Vorhang.

Dies ist denn die ganze Fabel, bei der offenbar von eigentlicher Seelenentwickelung nicht die Rede sein kann. Dieneranhänglichkeit, die sich überdieß auch nur in Worten äußert; kindlicher Gehorsam gegen die Weisungen eines lange entbehrten Vaters; eheliche Treue, die sich weniger in Thaten, als in geduldigem Ausharren bewährt; kluges Ansichhalten und entschlossener Muth, die ihren Endzweck erreichen; und auf der andern Seite übermüthiges Gebahren junger Lüstlinge, leicht-

---

so oft über die Schwierigkeit, „de fournir cette longue carrière de cinque actes" klagt, es gewiß häufig mit Begierde ergriffen.

*) Man darf sich wohl nicht wundern, wenn diese Scene bei den ersten Aufführungen theils spöttisches Kichern, theils lauten Unwillen hervorrief, denn so Etwas auf unsere heutige Bühne zu bringen, beweis't keine Achtung der antiken, wohl aber eine Verachtung der modernen Sitte.

sinnige Hingabe an den Genuß des Augenblicks Seitens des untreuen Theiles der Dienerschaft — das sind die stärksten Momente einer Handlung, die sich eine tragische nennt. Wo ist hier die Tragödie zu suchen, wenn nicht etwa in dem Untergange einiger in einem Handgemenge fallender Menschen, die durch ihren Leichtsinn, Uebermuth und Frevel wahrlich keinen Anspruch auf unser Interesse erlangt haben; sonst könnte jedes Scharmützel eben so gut eine Tragödie genannt werden. Der ganze übrige Verlauf enthält aber nur Situationen, dargestellt in Gesprächen, untermischt mit Erzählungen und einzelnen längeren Reden; was aber die Leidenschaften betrifft, die in Bewegung gesetzt werden, so sind dieselben lange nicht tief und bedeutsam genug, um den Namen von tragischen zu verdienen.

Ueber Prolog und Epilog des Stückes ist besonders zu reden, denn der Dichter hat sich in denselben am Weitesten vom Boden des modernen Drama's entfernt. Der Prolog zeigt uns Odysseus an der Küste von Ithaca, an welche ihn die phäakischen Schiffer ausgesetzt haben, aus tiefem Schlummer erwachend; die Scenerie ist wiederum ganz nach der Beschreibung Homers. Er erkennt die Gegend nicht wieder, glaubt sich von den Schiffern betrogen, und beginnt mißtrauisch die ihm mitgegebenen Schätze zu überzählen. Da tritt Pallas auf in der Gestalt eines Hirten („jedoch prächtig gekleidet", wie es bei der Personenangabe heißt). Bald giebt sie sich ihm als Göttin zu erkennen, macht ihn im Allgemeinen mit der Lage der Dinge auf Ithaka bekannt, flößt ihm Hoffnung ein, und verwandelt ihn, damit er Allen unkenntlich werde, in einen alten Bettler, nachdem sie ihm zuvor bei der Fortschaffung seiner Schätze in die Grotte der Nymphen behülflich gewesen. Die Scene schließt mit einem Gesange der Nymphen. — Die Verwandlung des Odysseus geht auf der Bühne vor; Pallas hebt ihren Wurfspieß über ihm auf, während die Nymphen ihn umringen, und entfernt sich mit ihm gleich nach geschehener Verwandlung. So ist denn für eine scenische Möglichkeit einigermaßen hierbei gesorgt, um so mehr aber fragt es sich, wie es wohl mit der dramatischen Möglichkeit dieser Verwandlung beschaffen sei. Auch in dem Gedichte des Homer findet dieselbe statt, und sogar mehrmals, denn um dem Telemach kenntlich zu werden, giebt Pallas dem Odysseus seine frühere Gestalt zurück, und verwandelt ihn darauf, als Eumäus zurückkehrt, wieder in den alten Bettler. Ponsard hat nur die eine Verwandlung im Prologe, und läßt die Erkennung zwischen Telemach und Odysseus durch das Mittel einer sanften Musik zu Stande kommen, welche symbolisch die Nähe der Pallas andeuten soll, und das Herz des Telemach unwiderstehlich zu seinem Vater zieht. Obgleich also Ponsard, wie wir sehen, beim Gebrauche des Wunderbaren mit der möglichsten Oekonomie zu Werke gegangen, und in dieser Hinsicht nur sehr behutsam auf den Fußstapfen des Homer gewandelt ist, so kann bei unbefangen Urtheilenden doch kaum ein Zweifel darüber vorhanden sein, wem von beiden Dichtern, Homer oder Ponsard, die größere Berechtigung zum Gebrauche desselben zusteht. Nicht etwa, weil wir dem alten Dichter aus den Urzeiten der Menschheit verzeihen, was dem neuern Zeitgenossen nicht nachgesehen werden könnte, oder weil wir seitdem Feinde des Wunderbaren geworden sind (Dante und Ariosto, Ossian und die arabischen Märchen sprechen dafür, daß Dem nicht so ist), sondern weil wir das Wunderbare nur da haben wollen, wo es an seiner Stelle ist. Diese Stelle ist aber im Epos, in der Thierfabel, in der Legende, in der Romanze und Ballade, im Mährchen — in allen Gattungen der epischen Poesie, aber nicht in der dramatischen, am Allerwenigsten in der modernen dramatischen. Aeschylus konnte in seinem gefesselten Prometheus mythologische Wesen aller Art, luftige Gebilde seiner Phantasie, den Felsen des angeketteten Gottmenschen umschweben lassen; Sophokles durfte eine Pallas Athene redend einführen, Euripides die Götter von der Höhe der Wolken herab zu den Menschen sprechen lassen, denn theils war der Glaube an diese Gottheiten damals noch lebendig, theils trug auch die antike Tragödie einen poetisch-religiösen Charakter. Die moderne Tragödie dagegen kennt keinen andern, als einen natürlichen Verlauf der Begebenheiten. Freilich haben Shakespeare, Schiller und Göthe Gespenster und Erscheinungen, aber die symbolische Bedeutung derselben tritt, auch wo ihnen ein großer Antheil an der Handlung eingeräumt wird, wie in Macbeth,

überall so bestimmt hervor, daß kein Zweifel über ihr Verhältniß zu dem wirklichen Verlaufe der Begebenheiten entstehen kann. Die klassischen Dichter der französischen Tragödie, welche mythologische Begebenheiten des Alterthums behandeln, haben daher die Göttererscheinungen, wenn auch nicht gerade zum Vortheile ihrer Tragödien, überall aus ihren Plänen entfernt, und wenn z. B. Racine in seiner Iphigénie und Phèdre derselben doch nicht ganz entrathen kann, so geschieht es nur erzählungsweise, und mit der vorsichtigen Verclausulirung eines on dit, das sich denn in der That oft seltsam genug ausnimmt. Racine hätte überhaupt keine Athene unter seine Personen eingeführt, eine magische Verwandlung auf der Bühne würden sich aber auch die antiken Tragiker, auf ihrem durch die ganze Construction und ihre Weite einem großen Theile der Zuschauer doch lange nicht so nahe gerückten Schauplatze kaum erlaubt haben.

Ganz unbedeutend ist im Grunde der Epilog des Ulysse. Die dramatische Handlung, wenn überhaupt eine solche vorhanden, ist mit dem Untergange der Freier am Schlusse des dritten Aktes vollkommen beendet. Der Epilog führt uns noch das im Grunde sehr mäßige Gemälde des als Herrscher thronenden Odysseus vor, an dessen Seiten, wie zwei Vasallen eines mittelalterlichen Königs, Telemach und Eumäus aufgestellt sind. Odysseus ist in der Ausübung seines Richteramtes an der abtrünnigen Dienerschaft begriffen; man sieht die ungetreuen Mägde fortführen, um den Tod durch den Strang zu erleiden. Dann erscheint, von der Euryclea geführt, Penelope, welche nun erst ihren Gatten in seiner wahren Gestalt erblickt, noch mißtraut, und ihm erst, als er die verfängliche Frage nach der Gestalt ihres ehelichen Gemaches richtig beantwortet, als ihren Gatten begrüßt. Pallas erscheint in den Wolken, Glück und Segen verheißend, und die Scene schließt mit einem Gesange der Hirten.

Ueber diesen und die ähnlichen Chorgesänge, die in nicht unbedeutender Anzahl und Ausdehnung in die Tragödie eingeflochten sind, ist am Schlusse dieser kurzen Skizze des Stückes wohl noch ein Wort zu sagen. Sie sind sehr weit entfernt davon, Chorgesänge im Sinne der alten Tragiker zu sein; der Dichter will sie auch wohl nicht so angesehen wissen, obgleich er dieselben häufig von einem Chorführer sprechen, und durch das Mittel eines solchen Chorführers den Chor wohl auch zu Zeiten an dem Dialoge Theil nehmen läßt. Aber weder stehen diese Gesänge in einem so innigen Zusammenhange mit der Handlung, noch reicht ihr Inhalt auch nur entfernt an den Schwung und die Erhabenheit der antiken Chöre. Manche derselben, besonders die Gesänge der Hirten, erheben sich kaum über das Niveau gutversifizirter Opernchöre, andere, wie z. B. im Prologe der Schlußgesang der Nymphen zur Verherrlichung ihres Grottenlebens, der lascive Gesang der untreuen Mägde im zweiten Aufzuge, der Festgesang der Freier im dritten, sind allerdings bedeutenderen Inhaltes. Aber obgleich der Dichter in ihnen am meisten Originalität, oder doch mindestens Freiheit in der Nachahmung, bewährt hat, und obgleich dieselben, einzeln betrachtet, als Muster eleganter und anmuthiger Diction gelten können, und dichterisch entschieden höher stehen, als, wenige Stellen ausgenommen, der durchgängige Dialog dieser Tragödie, so gereichen dieselben doch dem Ganzen, in das sie verwebt sind, nicht zum Vortheile, weil der horazische und catullische Ton, der in ihnen herrscht, und aus dessen Nachahmung sie entschieden hervorgegangen sind, zu der von dem Dichter selbst in's Extrem getriebenen Einfachheit des homerischen Dialogs in der Handlung nur schlecht passen will.

Ueber die Sprache dieser Tragödie genügt es an einer kurzen Bemerkung, denn bei dem engen Anschlusse an den homerischen Text kann dieselbe wohl nur wenig Hervorstechendes darbieten, und es kann nicht, wie etwa bei der Lucrèce desselben Dichters, viel von Nachahmungen und Reminiscenzen aus ältern französischen Dichtern die Rede sein. Das Wenige, was wir in dieser Hinsicht bemerkt haben, mag hier folgen:

Ah! mon fils, sagt im ersten Akte Ulysse zum Telemach, dem er sich noch nicht zu erkennen gegeben hat,

Ah! mon fils, vous avez et son port et sa voix,
Je reconnais en vous l'Ulysse d'autrefois.

So will Phädra bei Racine in dem jüngern Hippolyt den Theseus wiedererkennen:

> Il avait votre port, vos yeux, votre langage. (Phèdre II., 5.)

> Je viens de le chercher; des bords du Cyparisse
> Aux bords de l'Eurotas je demandais Ulysse;
> Mais, hélas! vainement j'ai traversé les flots,
> Et vu Lacédémone et visité Pylos.

sagt der von der vergeblichen Nachforschung nach seinem Vater zurückkehrende Telemach. Ebenso Théramène beim Racine von der Nachforschung nach dem Theseus:

> J'ai demandé Thésée aux peuples de ces bords
> Où l'on voit l'Achéron se perdre chez les morts;
> J'ai visité l'Elide, et, laissant le Ténare,
> Passé jusqu'à la mer qui vit tomber Icare. (Phèdre I., 1.)

Penelope glaubt im zweiten Akte in dem ihr vorgestellten Bettler eine Aehnlichkeit mit ihrem abwesenden Gemahle zu entdecken. Ulysses, der sie von diesem Gedanken gern abbringen will, sagt:

> C'est que tous vos esprits de lui sont possédés,
> Vous le voyez partout, partout vous l'entendez.

In ähnlicher Weise antwortet Hippolyt der freilich von ganz anderen Gefühlen bewegten Phädra:

> Tout mort qu'il est, Thésée est présent à vos yeux,
> Toujours de son amour votre âme est embrasée. (Phèdre II., 5.)

Stylistische Bemerkungen möchten wir nur einige wenige wagen.

> Nymphes, sur votre autel je jure de répandre
> Le sang quotidien d'un chevreau bondissant.
> (Acte I., pag. 21 der Paris. Ausg.)

Le sang quotidien eine lateinische Construction, deren Zulässigkeit im Französischen man bezweifeln könnte.

> Tel que l'on croyait mort est plein de jours peut-être. (p. 25.)

Man kann wohl sagen: plein de vie, aber auch plein de jours?

> race aux Dieux incrédule.

Das Dictionnaire de l'Académie, éd. 1835, hat keine Beispiele von incrédule mit einem Régime gebraucht. Girault Duvivier. (Grammaire des Grammaires ou Analyse raisonné des meilleurs traités sur la Langue Française, Bruxelles 1843) macht in Bezug auf das Régime der Adjective (p. 94) die Bemerkung: Il ne faut pas donner de complément ou régime à un Adjectif qui n'est pas susceptible d'en recevoir. So habe Voltaire mit Recht Corneille deswegen getadelt, weil er in seinem Menteur II. 1. gesagt habe:

Je cherche à l'arrêter parcequ'il m'est unique. — Aus demselben Grunde habe der Père Bouhours folgende Phrase des Schriftstellers d'Ablancourt incorrect gefunden; „Guillaume, prince d'Orange était doux, affable, populaire, et ambitieux d'autorité."

Ce fut au camp des Grecs, où je campais moi-même (p. 33) ist eine stylistische Nachlässigkeit.

Où courez-vous si tard, ô femmes sans vergogne heißt es zu Anfange des zweiten Aktes. Vergogne erkennt das Dictionnaire nur als familiär an, und die Parodie des Charivari (s. Note 8) hat diesen Ausdruck mit Begierde ergriffen.

So viel denn über Stoff und Ausführung dieses neuesten Werkes der klassischen Richtung in Frankreich. Man wird uns gern die Aufgabe erlassen, in's Einzelne eingehend, und von Rede zu Rede das homerische Gedicht mit der modernen Tragödie zusammenhaltend, Uebereinstimmung und Abweichung nachzuweisen, so viel indeß wird man uns auf's Wort glauben, wenn es nicht schon aus der vorhergehenden Skizze erhellen sollte, daß der alte Homer in diesem neuen französischen Gewande nirgends verschönert, wohl aber in Folge des schon geschilderten homöopathischen Prozesses nicht selten verwässert worden ist. Einen großen Dienst hat Ponsard mit diesem Stücke wohl weder der klassischen Richtung, noch seinem Dichterruhme erzeigt. Von welch' ganz anderem Gehalte ist, trotz mannigfacher Schwächen im Plane und in der Ausführung, doch die Tragödie, die von den Gegnern der Uebertreibungen der romantischen Schule als eine Wiedererweckung des klassischen Jahrhunderts Ludwigs XIV. begrüßt wurde, — Lucrèce. War Agnès de Méranie auch nicht von der Kraft dieses ersten Wurfes, so ist doch das Schicksal dieser Agnès, die die Liebe ihres Gatten zu ihr einem ganzen Volke und dem geliebten Manne selbst zum Verderben werden sieht, und um dieses abzuwenden, sich selbst den Tod giebt, ein hochtragisches zu nennen. Auch in Charlotte Corday treten uns kräftig gezeichnete Figuren entgegen, und die Triumviratsscene zu Anfange des fünften Aktes wird an historischer Kraft und Lebendigkeit der großen politischen Scene im Cinna des Corneille, oder der berühmten Scene der Agrippina und des Nero im Britannicus es in Nichts nachgeben. Wie matt und nüchtern ist dagegen dieser Ulysse, in dem man vergebens nach einem einzigen hervorragenden Gedanken sucht, und auch die dichterischen Schönheiten nur nach langer Bemühung ganz vereinzelt antrifft!

Von der Tages-Journalistik ist der Ulysse im Allgemeinen mit vielem Wohlwollen aufgenommen worden. Manche Blätter, und besonders auch die Illustration, haben sich bemüht, so viel als irgend möglich zu loben; Einzelnes, wie die Erkennungsscene zwischen Telemach und Odysseus, das Gespräch des Odysseus mit der Penelope im zweiten Akte, die Chöre u. s. w. mit jener, an den französischen Scribenten so wohlbekannten, Emphase hervorzuheben, und namentlich auch die Chöre auszuzeichnen. Sie haben dabei offenbar mehr gesagt, als sich mit der einfachen Wahrheit verträgt, namentlich ist der respect religieux du génie d'Homère, den der Constitutionnel rühmt, lange nicht so sorgfältig gewahrt, als man darnach glauben sollte. Dagegen hat das bekannte Witzblatt, der Charivari, die unfreiwillige Ruhe, die ihm in politischen Angelegenheiten geworden ist, dazu benutzt, in ähnlicher Manier, wie es in den Zeiten des allgemeinsten Interesses an der dramatischen Poesie Sitte war, sofort mit einer Parodie des Ulysse hervorzutreten, in der die Schwächen des Werkes auf geschickte Weise ausgebeutet sind.*)

---

*) Charivari du 27 Juin 1852. Ulysse, ou les Porcs vengés. Pièce méli-mélo-tragique; mais nonobstant écrite en vers ou à peu près, et dédiée aux charcutiers, paroles traduites de Ponsard par Huart, Costumes dessinés par Daumier. (Louis Huart, einer der witzigsten Redactoren des Charivari.) Aus der Personenbeschreibung sei es erlaubt, Folgendes hervorzuheben:

Ulysse, — bel homme portant bien ses quarante-cinq ans, — courageux, — aimant à voyager, — profond observateur, — mais un peu trop dissimulé en société.

Télémaque, — Adolescent, — ayant des cheveux blonds frisés retombant en tire-bouchons sur le cou — fils respectueux, obéissant en tout à sa mère et se laissant même coiffer d'un petit casque ridicule.

Eumée, — Intendant fidèle, — sujet rare et précieux.

Antinoüs, — Prétendant à la main de Pénélope, — plus glouton qu'amoureux — fourbe, — mal élevé — passionné pour la viande de porc, — égrillard avec les suivantes, — et ne se faisant pardonner ses vices que par beaucoup de brutalité.

Pénélope, — Femme qui par sa vertu ferait honneur même à Nanterre

Eine eingehende und wissenschaftliche Beurtheilung hat unseres Wissens bis jetzt nur die Revue de deux Mondes (Tom. XV., 1. Livraison du 1er Juillet 1852) geliefert. Der umsichtige und auf literarhistorischem Felde rühmlichst bekannte Verfasser derselben, Gustave Planche, führt in einer klaren Darstellung aus, daß es Aufgabe der heutigen tragischen Poesie der Franzosen sei, zu der psychologischen Wahrheit der Personenschilderung bei Racine die locale und historische Wahrheit des Ortes und der Zeit hinzuzufügen, zu deren entsprechendem Ausdruck die französischen Dichter des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts aus mannigfachen Gründen nicht gelangen konnten; daß diese Aufgabe aber unmöglich so verstanden werden könne, als sollte das faire de la couleur locale, wie es Victor Hugo in der Vorrede zu seinem Cromwell mit trefflicher Bezeichnung nennt, von nun an die ausschließliche Sorge des dramatischen Dichters sein, und das Studium der antiken Mäntel, Waffen und Geräthschaften ihm näher liegen, als das der menschlichen Seele. Das Urtheil, was er, auf diese Begründung gestützt, über den Ulysse fällt, ist freilich hart, aber nicht ungerecht zu nennen.

Von Seiten des Théâtre Français endlich, jenes ersten Theaters von Paris und ganz Frankreich, welches der vergangene Ruhm von zwei Jahrhunderten noch gegenwärtig mit einem Glorienscheine umgiebt, und das, wenn auch nicht mehr auf dem Höhenpunkte seines Glanzes, noch immer eine Schule des guten Geschmackes und der feinen literarischen Bildung genannt zu werden verdient, wie sie vielleicht keine andere Nation aufzuweisen hat, ist das Aeußerste, und vielleicht mehr als mit seiner künstlerischen Würde verträglich ist, geschehen, um dem Ulysse eine glänzende Ausstattung zu verleihen. Kaum ist wohl jemals für ein Stück des klassischen Repertoirs ein solcher Apparat von Costümen und Decorationen aufgewandt worden, am Allerwenigsten für die Tragödien Corneille's und Racine's, die doch in den glänzenden Zeiten Ludwigs XIV. zuerst zur Aufführung kamen. Ein geschickter Componist, Hr. Charles Gounod, hat überdieß die Chöre des Ulysse in Musik gesetzt, und sein Werk wird sehr gerühmt. Auch soll der Ulysse trotz einzelner Ausstellungen mit vielem Beifall in Scene gegangen sein, und wird noch gegenwärtig als die jetzige pièce en vogue auf dem Théâtre Français gegeben, zu welchem Erfolge, neben den äußerlichen Mitteln, ganz besonders auch wohl die meisterhafte Darstellung durch Künstler mitgewirkt hat, die jede ihrer Rollen wie ein dramatisches Problem behandeln.

Als wir vorhin erwähnten, daß keiner der dramatischen Koryphäen der französischen Bühne homerische Stoffe behandelt habe, setzten wir mit gutem Bedacht hinzu, daß Dramatiker zweiten Ranges allerdings auch am „homerischen Flusse geschöpft" hätten, und versprachen am Schlusse unseres Berichtes über den Ulysse eine kurze Skizze eines solchen Stückes zu geben, an der sich, wenn der Dichter auch einen ganz andern Weg eingeschlagen hat, doch die einer Unmöglichkeit fast gleichkommende Schwierigkeit, epische Stoffe dramatisch zu behandeln, gleichfalls zeigen wird. Wir haben zu diesem Ende die Pénélope des Abbé Ch. Claude Genest ausersehen, weil diese mit unserm Ulysse denselben Stoff behandelt. Der Abbé Genest ist ein Zeitgenosse Racine's, seine Pénélope wurde den 22. Januar 1684 zum ersten Male dargestellt, und erlangte in ihrer ersten Saison (gerade wie Racine's Britannicus) nur acht Vorstellungen, wurde aber im August 1722 wieder aufgenommen und errang einen großen Erfolg, der sich noch steigerte, als im Jahre 1747 die berühmte Mlle. Clairon, der auch Voltaire den Erfolg so mancher seiner Tragödien verdankt, die Titelrolle übernahm. Das Stück findet sich im

---

(jener bekannte Ort bei Paris, wo alljährlich das tugendhafteste Mädchen als Rosière bekränzt wird), — bonne épouse, — bonne mère, — excellente femme de ménage, enfin ayant toutes qualités d'une épitaphe en or du Père Lachaise.

Choeur de Gorchers. Gens malpropres et qu'il est bon de n'entendre chanter qu'à distance.

Phémius. Chantre. Personnage muet.

ersten Bande des Théâtre des auteurs du second ordre ou recueil des tragédies et comédies restées au Théâtre Français, Paris 1808, mit einer Notice sur l'Abbé Genest.*) Der große Erfolg, von dem darnach berichtet wird, ist übrigens bei der Lectüre des Stückes kaum zu begreifen, denn wenn es auch an Selbstständigkeit des Planes und der Durchführung das Ponsard'sche Stück bei Weitem übertrifft, so ist Dies doch nur durch eine Freiheit in der Behandlung der homerischen Erzählung möglich geworden, bei der der Stoff selbst fast zur Carrikatur verzerrt worden ist; so wird z. B. Eumäus unter den Personen als ministre d'Ithaque, und Antinous als prince sujet d'Ithaque aufgeführt. Die Scene ist in dem palais d'Ithaque. Dort conspiriren die Freier gegen das Leben des Telemach, nachdem das Haupt derselben, der König Eurymachos von Samos (eine Erfindung des Herrn Genest) der Penelope seine mit Drohungen begleiteten Liebesanträge gemacht hat. Dort erscheint im dritten Akte der todtgeglaubte Ulysse, wie in der Phädra Racine's, die neun Jahre vorher erschienen war, der todtgeglaubte Théśée in seinem Palaste, giebt sich dem Eumäus, und bald darauf auch dem Telemach, dem er von Ersterem Anfangs nur als „illustre étranger" vorgestellt war, zu erkennen, und spricht mit Beiden über die Möglichkeit, die Freier zu bekämpfen, ohne indeß einen festen Plan zu überlegen. Dort hat er denn auch zuletzt eine Zusammenkunft mit Penelope, von der er bisher sorgfältig fern gehalten worden (damit das Stück nicht zu rasch zu Ende gehe!) und giebt sich derselben en passant zu erkennen, wie ihm auch vorher dem Telemach gegenüber sein Geheimniß entfahren war; ein merkwürdiges Exemplar in der That eines viel „vielverschlagenen" Odysseus! Die Katastrophe geht endlich nach guter alter Weise hinter den Coulissen vor, und wird uns dann in einem récit kundgethan. Es ist dabei aber weder vom Bogen des Odysseus, noch von einem Kampfe beim Gastmahle die Rede, sondern Odysseus, den die Freier in dem illustre étranger erkannt haben, soll als conspirateur zum Tode geführt werden, als es ihm durch einige kraftvolle Worte gelingt, unterstützt von Eumäus und Telemach, die „Soldaten" für sich zu gewinnen, und die Freier mit ihrer garde étrangère in die Flucht zu schlagen. Um die Verderbung des homerischen Stoffes vollständig zu machen, ist auch noch eine Iphis unter die Personen geworfen, die eine Tochter des Königs von Samos, den Telemach liebt, sich aber nur dann die Erfüllung ihrer Wünsche versprechen kann, wenn ihres Vaters Bewerbungen um die Penelope mit Erfolg gekrönt werden. Das Alles ist in mittelmäßigen Versen, und in einer jeder Erhebung baaren, mit frostigen Wortspielen angefüllten Sprache vorgetragen, und also durchaus nicht fähig, ästhetisches Interesse zu erregen. Die Danebenhaltung des ponsard'schen Ulysse kann aber zu einem nicht unergiebigen Vergleiche zwischen den Forderungen des klassischen Repertoirs im siebenzehnten Jahrhundert, denen das Genest'sche Stück in seiner äußeren Structur vollkommen entspricht, und den Licenzen desselben Repertoirs im neunzehnten Jahrhunderte dienen.

Hamburg. **M. Maaß,** Dr. phil.

Leitfaden für den ersten grammatischen Unterricht in der deutschen Sprache in zwei streng geschiedenen Cursen. Zum Gebrauch für Volksschulen und die untern Classen höherer Lehranstalten. Von Dr. Adolf Zeising, Professor am Carls-Gymnasium zu Bernburg. Bernburg 1852.

Der durch seine Grammatik der deutschen Sprache auf dem Gebiete der Literatur für den deutschen Sprachunterricht bereits rühmlichst bekannte Verf. hat in

---

*) Im 3. Bande desselben Théâtre findet sich noch eine Didon von Lefranc de Pompignan aus dem Jahre 1734 und im 4. Bande eine Briseïs ou la Colère d'Achille von Poinsinet de Sivry aus dem Jahre 1759.

vorliegendem Schriftchen auf 20 Seiten das Nöthigste aus der Formen- und Satzlehre in übersichtlicher Kürze zusammengefaßt. Wer aus Erfahrung weiß, wie die meisten deutschen Grammatiken, mögen sie nach Becker'scher oder Heise'scher Methode verfaßt sein, sich auf der ersten Stufe des Unterrichts durch den vielen Ballast, den sie mit sich führen, nahezu als unbrauchbar erweisen, und wer von der Wichtigkeit der systematischen Unterweisung in der deutschen Grammatik auch für die untern Classen überzeugt ist, muß dem Verf. für dies alles Ueberflüssige sorgfältig vermeidende Büchelchen im höchsten Grade dankbar sein. Die Brauchbarkeit desselben ist dadurch noch erhöht worden, daß Alles, was für den ersten grammatischen Unterricht als unnöthig und zu schwierig erscheinen könnte, in Form von Zusätzen zu den Paragraphen des ersten Cursus als zweiter Cursus unter den Text gedruckt ist. So findet sich gleich auf der ersten Seite zu §. 9, der von der Eintheilung der Laute nach den Organen handelt, als Zusatz die weitere Eintheilung derselben nach dem Grade ihrer Sprechbarkeit. Seite 7, wo von concreten und abstracten Substantiven die Rede ist, ist die kurze Erklärung dessen, was man darunter versteht, in den zweiten Cursus verwiesen. Während der Text nur im Allgemeinen angiebt, daß man nach der verschiedenen Bildung der Grundformen eine alte und neue Conjugation unterscheidet, sind in den Zusätzen die Unterschiede beider genauer angegeben und die gewöhnlichsten Ableitungen zur Uebersicht gebracht. Besonders reichhaltig werden die Zusätze bei der Satzlehre, die für den ersten Cursus sehr passend auf das nothwendigste beschränkt ist. Die letzten anderthalb Seiten enthalten Stoff zu Uebungen und Aufgaben.

Höheren Lehranstalten, besonders Gymnasien, empfiehlt sich die kleine Schrift noch dadurch, daß sie die alten lateinischen Bezeichnungen der Formen und Redetheile beibehalten hat. Für Volksschulen ist eine besondere Ausgabe mit rein deutscher Terminologie veranstaltet.

Das in dem „Leitfaden" befolgte System stimmt mit dem der größeren Grammatik überein, auf deren Benutzung derselbe vorbereiten soll. Für diejenigen, denen diese nicht bekannt ist, möge die Bemerkung genügen, daß der Verf. der logischen Schule angehört, daß er jedoch, obgleich im Allgemeinen den Theorien Beckers und Herlings sich anschließend, einen selbständigen Gang verfolgt hat.

Dr. **G. Petri.**

Geschichte der deutschen National-Literatur von B. Hüppe. Zweite Auflage. Coesfeld, bei B. Wittneven Sohn.

Obiges Werk, welches mit Proben von Ulfilas bis Gottsched und einem Glossar versehn ist, hat bereits bei seinem ersten Erscheinen die verdiente Beachtung in dieser Zeitschrift gefunden. Ref. beschränkt sich deshalb auf die Bemerkung, daß das Werk einzelne zweckmäßige Erweiterungen und Veränderungen sowohl in dem geschichtlichen Theile als auch in den Proben gefunden hat und dadurch seinen vielen Freunden nicht nur werther geworden ist, sondern sich deren auch neue noch erwerben wird.

Die neuesten Hilfsbücher beim Unterrichte im Französischen und Englischen.

Theoretisch-praktische Grammatik der englischen Sprache von Dr. de Lambert. Durch geeignete Beispiele erläutert, mit zahlreichen Uebungen begleitet und nach einem durch vieljährige Erfahrung bewährten Systeme bearbeitet. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1852.

Wer eine Grammatik seiner Muttersprache schreibt, wie Herr de Lambert, hat vor dem, der eine fremde Sprache bearbeitet, und mag er sie noch so gründlich

und wissenschaftlich durchdrungen haben, und noch so geübt und fertig im praktischen Gebrauche derselben sein, einen gewaltigen Vorsprung voraus. Das Sprachgefühl, wie wir es in der Muttersprache besitzen, ist durch Nichts vollständig zu ersetzen, und eine Sprache, in der wir nicht zuerst denken und die Welt kennen gelernt haben, wird uns stets als eine fremde gegenüberstehen. Es reicht allerdings nicht zur Abfassung einer Sprachlehre aus, dazu muß die Unmittelbarkeit des Gefühls zur Reflexion, zum vermittelten Bewußtsein aufgehoben sein, aber es kömmt dem gelehrten Grammatiker trefflich zu Statten. Wo zu dem Sprachgefühle gründliche, wissenschaftliche Studien sich zugesellen, besonders aber genaue Kenntniß der allgemeinen Grammatik, da kann Großes geleistet werden. Viele aber halten die praktische Fertigkeit und ein sicheres Gefühl schon für befähigend zur Abfassung einer Sprachlehre, oder glauben, daß Kenntniß der Wortarten, der Wortbiegungen, einzelner aus concreten Fällen abstrahirten Gesetze die ganze Theorie einer Sprache ausmache. Es gehört aber mehr dazu, ein allgemein philosophisches, ein sprachlich-historisches, ein literaturgeschichtliches Studium, und wenn eine Sprachlehre auch nur praktische Tendenz hat, oder nur der Schule dienen soll, nicht dem allgemeinen Interesse der Wissenschaft, so muß sie doch die reine Wissenschaft zu ihrem, wenn auch verborgenen Ausgangspunkte, so wie zur innern, versteckt wirkenden Leiterin haben. Strenge Gründlichkeit ist in einer Schulgrammatik hemmend und schädlich, aber es ist ein Unterschied zwischen dem praktischen Schulbuche eines gründlichen, wissenschaftlichen Kenners der Sprache, insbesondere der allgemeinen Grammatik, und dem eines bloßen Praktikers, dessen Theorie, wie gesagt, nur die Kenntniß der Wortarten, der Wortbiegungen und einzelner Spracherscheinungen umfaßt. Die gediegenen französischen und englischen Sprachlehren sind von Deutschen verfaßt, eben weil diese die allgemeine Grammatik mehr cultiviren. England hat freilich bessere Grammatiker aufzuweisen, als die Quarante und die Verfasser der Grammaire nationale, aber viele daselbst gefeierte Namen, wie z. B. Lindley Murray, erheben sich nicht über Bescherelle und Girault-Duvivier. Viele falsche Auffassungen schleichen sich bei uns aus einer Grammatik in die andere, die ihren Ursprung bei Murray haben. Auch für Herrn de Lambert ist dieser eine Hauptquelle, und wenn derselbe die Grammatik von Bothwell zu denen zählt, wodurch das wissenschaftliche Studium der englischen Sprache in Deutschland wesentlich befördert ist, so ergiebt sich damit Herrn de Lambert's eigener wissenschaftlicher Standpunkt. Seine Grammatik trägt die Spuren großen Fleißes, und in ihrem stofflichen Theile weht ein echt englischer Geist. Man sieht, daß Jemand seine Muttersprache behandelt. Es ist das ein großer Vorzug, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Deutsche Verfasser englischer Sprachlehren lassen oft in ihren selbstgeschmiedeten Beispielen die eigentlichen Idiotismen, den Kern der Sprache vermissen, oder, wenn sie aus allen möglichen Autoren Beispiele zusammengelesen haben, fehlt oft die Sichtung zwischen dem Poetischen und Prosaischen, dem hohen und niedern Style, dem Seltenen und Gebräuchlichen, dem Antiken und Modernen, dem Correcten und Incorrecten, oder es fehlt oft ganz die Berücksichtigung des colloquial style, der lebendigen, gegenwärtigen, reichen Conversationssprache. Was aber die Regeln, die Sprachgesetze bei Herrn de Lambert betrifft, so wäre eine größere Genauigkeit und Bestimmtheit zu wünschen. Man trifft zu häufig die schiefen Auffassungen bei ihm wieder, die Einem aus gewissen Grammatiken schon so bekannt sind. Wir wollen die erste beste Partie aus der Syntax herausnehmen.

Beim persönlichen Pron. (S. 332) heißt es, daß, wenn das deutsche „es" die Art und Weise wie eine Handlung geschieht, ausdrückt, es durch „so" wiederzugeben ist. Ist das möglich? bezeichnet unser „es" je eine Art und Weise? Ist es nicht immer ein einfaches Prädicat oder Object in den Fällen, wo der Engländer so dafür setzt? Und als Beispiel, wo „es" eine Art und Weise wie eine Handlung geschieht, ausdrücken soll, steht unter andern the English are an industrious nation and the Dutch are also so. Die Sache ist einfach die: so wird für „es" gesagt, wo dieses entweder Prädicat des Verbs to be ist, oder Object gewisser Verba, wie to do, to hope, to think, to tell, to say, to believe, to

understand. Auf derselben Seite heißt es nachher richtig: Wenn es auf einen nachfolgenden Substantivsatz hinweist, so wird es nicht übersetzt. Aber wie steht es mit Sätzen wie: I think it strange that he should come; I would not have it thence concluded that etc. — §. 53: Das deutsche: „es ist, es sind" wird durch it is ausgedrückt, wenn man das Subject des Satzes auf eine allgemeine unbestimmte Weise bezeichnen will, z. B. Who is there? It is I. Ist denn I ein allgemeines, unbestimmtes Subject? Und wo ist das allgemeine unbestimmte Subject in dem Beispiele it is not always the virtuous who are happy? In der Anmerkung dazu wird gesagt, daß „es ist" durch he is, she is wiederzugeben ist, wenn das Subject des Satzes eine Eigenschaft oder einen Beruf bezeichnet, z. B. Who is that girl? She is a teacher of the harp. Hier ist she Subject, das bezeichnet weder eine Eigenschaft noch einen Beruf, aber der Verf. wird wohl das Prädicat teacher für das Subject halten. Aber hätte er auch „Prädicat" statt „Subject" gesetzt, die Auffassung bleibt doch eine falsche. Wenn ich auf die Frage Who is there? antworte: it is a baker, giebt da das (logische) Subject nicht einen Beruf an? Und doch steht it is. Wie kann man solche Regeln in die Welt setzen, zumal wo die Sache so einfach ist. Um diese zu begreifen, ist nur nöthig, aus der deutschen Grammatik (die ein für Deutsche schreibender Verfasser einer englischen Sprachlehre kennen muß) den Unterschied zwischen „es" als persönlichem Subjecte und zwischen dem unpersönlichen „es" zu kennen. Wenn „es" persönliches Subject ist, d. h. auf einen vorhergehenden Begriff bezogen, so muß es im Engl. mit diesem in Geschlecht und Zahl congruiren. Ist aber „es" unpersönlich, oder bloß grammatisches Subject, worauf das logische noch folgt, so steht auch im Engl. it. — §. 56. „In folgenden Redensarten wird im Engl. das zueignende Fürwort gebraucht, während man im Deutschen das persönliche oder zurückführende Fürwort gebraucht." Bloß in den folgenden Redensarten? Hier fehlt die Bestimmtheit. Die Setzung des pron. poss. findet Statt, wenn Dinge, welche nach dem allgemeinen Bewußtsein zu der ganzen Erscheinung einer Person gehören (Theile des Körpers, Kleider 2c.), im Deutschen nur durch den Artikel angedeutet werden. — §. 59. „Wenn man ein inniges Verhältniß ausdrücken, oder besondern Nachdruck auf das „sich" legen will, muß man im Engl. das persönliche Fürwort mit „self" gebrauchen." Die Sache ist ganz anders. Wenn das Object eines Zeitwortes zugleich dessen Subject ist, so treten die pronouns reflective ein; doch wird nach Präpositionen, wenn dadurch nicht ein Object, sondern eine adverbiale Beziehung angegeben wird, statt des reflexiven Pronomens das persönliche gewöhnlich gesetzt, z. B. he has brought some English books with him. — §. 62. 2. „Which wird auch zuweilen vor das Hauptwort gesetzt, in welchem Falle es auch von Personen gebraucht wird, z. B. I told him which man had been punished." Eine Verwechslung des relativen und interrogativen Pronomens. Ist denn which hier relativ? Das hat aber Lindley Murray auf seinem Gewissen. Seitdem er die Regel ausgesprochen: In one case custom authorises us to use which with respect to persons; and that is when we want to distinguish one person of two, or a particular person among a number of others," schleppt sich diese schülerhafte Verwechslung des relativen und interrogativen Pronomens aus einer Grammatik in die andere. Vgl. Wagner, §. 721, wo als Beispiel steht: The contest was continued betwixt themselves, which of the two should give etc. Hier ist indirecte Frage, und kein Relativsatz, und doch soll das eine Ausnahme von der Regel sein, nach welcher das relative Pronomen which nicht auf Personen geht. Es ist ein ganz anderer Fall, wo das relative which auch von Personen gebraucht wird, nämlich wenn es adjectivisch steht, ein Hauptwort bei sich hat, und dann gleichsam für das demonstrative Pronomen gesetzt ist, zum engeren Anschlusse des Satzes (wie überhaupt die englische Sprache nach Art der lateinischen gern durch das relative Pronomen verbindet, wo wir oft das demonstrative setzen). Wie es bei Fielding heißt: As for Mrs. W., she took the opportunity of the coach which was going to Bath; for which place she set out in company with the two Irish gentlemen, so kann in dieser Verbindung which auch mit Substantiven, die Per-

sonen bezeichnen, gebraucht werden. Doch ein weiterer Commentar ist nicht nöthig, um unsern Wunsch, daß größere Bestimmtheit und Genauigkeit beobachtet wäre, zu rechtfertigen. Wir würden sonst noch die Lehre vom Verb besprechen, wo wir manche Auffassungen, besonders die vom Modus, nicht theilen. Auffallend ist unter andern auch die Regel „über die Stellung des Zeitwortes" (richtiger wäre: „über die Stellung des Subjects und Objects"). Daselbst heißt es ganz allgemein: „Wenn der Satz mit einem der Wörter: „there, here, so, thus, never etc." anfängt und ein Nachdruck darauf (worauf?) gelegt werden soll, so findet Inversion Statt". Mit dem Nachdruck ist es ein eigenes Ding; das ist grade so, als wenn die französischen Grammatiker immer auf le goût und l'oreille als Entscheidungsgrund und oberstes Sprachgesetz hinweisen. Der Verf. hätte dabei unterscheiden sollen zwischen transitiven und intransitiven Zeitwörtern, sodann zwischen einfachen und zusammengesetzten Verbalformen; auch ist es nicht gleichgültig, ob ein Pronomen oder Substantiv Subject ist.

In der Vorrede sagt der Verf., daß folgende Punkte einige der wesentlichen Vorzüge seines Buches bilden: „1. Die systematische Eintheilung und logische Ordnung des ganzen Werkes. 2. Die ungewöhnliche Vollständigkeit sämmtlicher Verzeichnisse. 3. Die sorgfältigste Auswahl erläuternder Beispiele aller angegebenen Regeln. 4. Die für den öffentlichen und Privat-Unterricht entsprechende Anzahl und der geeignete Inhalt englischer und deutscher Uebersetzungsübungen, sowohl für den etymologischen als auch für den syntaktischen Theil. 5. Das so wichtige, und dennoch in ähnlichen Grammatiken so selten vorkommende Capitel: „Ueber die Art wie Wörter in der englischen Sprache von einander abgeleitet werden". 6. Eine höchst interessante Anleitung zum lehrreichen Studium der hauptsächlichsten „lateinischen und griechischen Wurzeln in der englischen Sprache", die dem reiferen, wissenschaftlicheren Schüler sehr willkommen sein dürfte". Wir bemerken zu 1: Die Grammatik enthält als Haupttheile die Etymologie und die Syntax, in beiden Theilen werden die neun Wortarten vom Artikel bis zum Empfindungsworte hinter einander durchgenommen, grade wie in allen andern Grammatiken gewöhnlichen Schlages. Zu 2: Manche Verzeichnisse könnten noch sehr vervollständigt werden, wenn es in einer Schulgrammatik überhaupt aufs Quantum ankäme; bei dem Verzeichniß von Zeitwörtern, welche im Englischen den Accusativ, im Deutschen den Dativ regieren (S. 379) vermissen wir: to abdicate entsagen, to aid helfen, to apland Beifall geben, to become anstehen, to congratulate Glück wünschen, to counteract zuwiderhandeln, to displease mißfallen, und dergl. mehr. Zu 5 und 6: Diese Zugaben sind ein erfreulicher Beweis, daß dem Verf. der Zweck des Sprachunterrichts nicht ein rein materieller ist, das bloße Sprechen- und Schreiben-Lernen, sondern ein höherer; er hätte nur statt roher Materialien ein ordentliches Gebäude dieses genealogischen Theils der Onamatik geben sollen.

Perleberg. **Robolsky.**

Nouveau cours élémentaire et raisonné de langue française, ou l'art d'apprendre cette langue, enseigné en français et en allemand, à l'usage de la jeunesse et des gens du monde. Par Claude Etienne, professeur à l'académie S. R. du génie, chevalier de la légion d'honneur, de l'ordre royal du Christ, etc. Vienne. Chez L. G. Seidel, libraire. 1851.

Daneben der deutsche Titel: „Neues gründliches Elementarbuch zur Erlernung der französischen Sprache" u. s. w.

Dieses auf einen von der Direction der k. k. Ingenieur-Akademie dem Verf. übermittelten höchsten Auftrag angefertigte Werk schließt sich den Grammatiken an, welche, um den Schüler schon durch den grammatischen Unterricht in den practi-

schen Gebrauch der Sprache einzuführen, den Text französisch geben mit daneben stehender deutscher Uebersetzung. Der Verf. geht dabei von der gewiß richtigen Ansicht aus, daß der Unterricht der französischen Sprache nur anfangs durch das Deutsche vermittelt werden dürfe, und daß der Schüler früh angeleitet werden müsse, sich über die grammatischen Verhältnisse der französischen Sprache in dieser auszudrücken; denn nur so werde es ihm gelingen, sich außer dem langage extérieur ou articulé auch den langage intérieur ou mental anzueignen. Ob es aber zu diesem Zwecke nöthig ist, in einem so umfangreichen Buche wie das vorliegende 692 Seiten starke die deutsche Uebersetzung dem französischen Texte bis ans Ende beizugeben, darüber ließe sich wohl streiten. Man sollte meinen, der Schüler, der sich mit Hülfe des Lehrers durch die erste Hälfte des Buches durchgearbeitet und mit den grammatischen Ausdrücken vertraut gemacht hätte, würde von da an der Uebersetzung nicht mehr bedürfen. Was nun den hier gegebenen deutschen Text betrifft, so ist derselbe im Allgemeinen in einer wohl verständlichen richtigen Sprache abgefaßt, obgleich man ihm freilich fast überall ansieht, daß er nur Uebersetzung ist, und an manchen Stellen erst aus der Vergleichung des daneben stehenden Französischen der Sinn deutlich wird. So heißt es bei der Lehre von der Conjugation: „Zur Bildung der Zeitformen ist folgende Unterscheidung unerläßlich: der Name, die Charakteristik, der Bindebuchstabe und die Biegung," wo der Ausdruck Charakteristik nur durch das Französische (la charactéristique, der Kennlaut) verständlich ist.

Der Verf. ist bei der Abfassung seines Werkes von dem Gedanken ausgegangen, daß die Grammatik der fremden Sprache auf die der Muttersprache basirt sein und die Begriffe der allgemeinen Grammatik als bekannt voraussetzen müsse. Wenn er daher das Allgemeine dennoch nicht ausgeschlossen, so habe dies seinen Grund darin, daß keine deutsche Grammatik so allgemeine Geltung habe, um sich auf sie stützen zu können. Durch manche grammatische Bezeichnungen und Eintheilungen wird man an die logische Schule der deutschen Grammatiker erinnert, der der Verf. jedoch bei der Anordnung des Ganzen nicht gefolgt ist. Es finden sich die Ausdrücke mots idéels und formels, verbes subjectifs und objectifs, verbes auxiliaires de mode, eingetheilt nach possibilité und nécessité, und andere, die in französischen Grammatiken bisher nicht üblich waren. Einige ganz neue Wörter hat der Verf. gebraucht, die wenigstens im dictionnaire de l'académie noch keine Aufnahme gefunden haben, die dem g und dem c den Kehllaut gebenden Vocale werden lettres gutturantes, und die andern lettres dégutturantes genannt. Das nach dem g nicht gesprochene u wird u insonore genannt. Die Substantive, die ihrer Form nach männlich oder weiblich sind, heißen, zum Unterschiede von den substantifs masculins et féminins d'après le sens, subst. féminiformes ou masculiformes. Für das in den Superlativ gesetzte Adjectiv findet sich der Ausdruck l'adjectif superlatifié, für pronoms personnels das neue Wort personnatifs, für je vais und je viens de mit dem Infinitiv die Ausdrücke anté-présent und post-présent, wobei jedoch eine Verwechslung stattgefunden zu haben scheint, indem doch wohl je vais écrire das post-présent und je viens d'écrire das anté-présent sein soll. Beim accord des Particips kommt als Gegensatz das Wort inaccord vor.

Die Eintheilung ist die gewöhnliche nach den Redetheilen vom Artikel bis zur Interjection, wobei trotz der Ueberschrift traité de la forme des mots das Syntaktische keineswegs ausgeschlossen ist. Einiges z. B. über die Stellung der Adjective, über die Participien, über den Subjonctiv u. s. w. ist jedoch, man sieht nicht recht ein weshalb, in den Anhang verwiesen. Das Buch enthält im Einzelnen sehr viel Schätzenswerthes, die Regeln sind deutlich und richtig abgefaßt, und durch meist gut gewählte Beispiele erläutert. Sehr vollständig (S. 5 — 105) ist die Aussprache abgehandelt. Der Verf. macht den auch von Andern schon behaupteten Unterschied zwischen dem g und c vor a, o, ou und e und dem sogenannten mouillirten Laute dieser Buchstaben, den sie vor ai, é, i, eu und u haben sollen, und der in einem schwach nachklingenden i bestehen soll, geltend. Es scheint diese Unterscheidung für einen Cours élémentaire zu gesucht zu sein. Vom e heißt es, es habe

vor den lettres dégutturantes den Laut des s in Satan, deutsch gedruckt und mit Loge zusammengestellt. Es war Ref. bisher nicht bekannt, daß man den Fürsten der Hölle in Wien als einen Ausländer betrachtet, indem man seinen Namen mit dem scharfen s spricht! Der Betrachtung der einzelnen Buchstaben geben réflexions sur la parole et l'écriture vorher, in denen der Verf. über die Unvernunft (déraison) der französischen Orthographie klagt. Er redet bei der Gelegenheit dem Sillabirsystem das Wort, weil es einfacher und vernünftiger sei als das Buchstabirsystem. Mit Recht erklärt sich der Verf. gegen die Nachlässigkeit der Aussprache, die das mouillirte l mit dem y vertauscht. Beim Ch findet sich die unrichtige Behauptung, daß das deutsche Sch ein Zeichen für zwei ganz verschiedene Laute sei, indem es vielmehr hätte heißen sollen, daß der französische j Laut im Deutschen nicht vorhanden ist. Um die Aussprache des zwischen zwei Vocalen stehenden y zu erläutern, wird es mit dem i in den Wörtern il lia, il nia, un piano verglichen, die man il li-ia, il ni-ia, un pi-iano aussprechen müsse, wovon man den Grund nicht wohl einsieht. Uebrigens enthält das Buch manche vortreffliche Bemerkung über die Aussprache und besonders eine sehr vollständige Entwicklung der Vokale in Tabellen. Beim Artikel findet sich von den gewöhnlichen französischen Grammatikern abweichend die Bemerkung, daß die Declination der französischen Sprache fehle. Der Gebrauch des Artikels bei den „chorographischen" Namen wird durch die Auslassung eines zu ergänzenden Gemeinnamens erklärt; la Prusse stehe für la contrée appelée Prusse. Aehnlich soll der adverbiale Gebrauch der Adjective haut, bas u. a. durch eine Ellipse zu erklären sein; parler haut werde gesagt für parler d'un ton haut. Der Verfasser liebt es, zur Erläuterung französischer Formen auf das Lateinische zurückzugehen. So wird nuitamment durch die Annahme eines lateinischen Particips noctans erklärt, cardinal von cardo, vingt von viginti hergeleitet. Letzteres soll aus dem lateinischen Worte (?) ginta (10) und aus bis gebildet sein. Eigenthümlich ist die Behauptung, daß cinquante ein vollkommneres Wort sei, als dix und vingt, weil darin cinq der Ziffer 5 und ante, gleichbedeutend (?) mit zéro, der Null entspreche, während man in dieser die beiden Zahlstellen nicht erkennen könne. Die Bildungen soixante-dix, quatre-vingt und quatre-vingt-dix werden barbarische Ausdrücke genannt, und der Verf. bedauert den Verlust der entsprechenden Formen septante, huitante oder octante und nonante, weil sie die eben erwähnte Vollkommenheit des cinquante besitzen. Für eine Grammatik kaum passend, doch aus dem Ursprunge des Buches erklärlich, erscheint eine Warnung vor ungebührlichem Gebrauche des Imperativs: „Untergeordnete und selbst gleichgestellte Personen, die nicht auf sehr vertrautem Fuße stehen, müssen ihn nur vorsichtig gebrauchen, denn der Begriff des Ich, welches befiehlt, kann die angesprochene Person sehr leicht zurückscheuchen. Es ist die rascheste Aussageweise, und jene, welche am geeignetsten ist, die Zuhörerschaft aufzuregen und zu elektrisiren. Im erhabenen Style ist sie an ihrem Platze; die Könige, selbst die Götter werden davon nicht beleidigt. . . . . . . Selbst die Sünder, welche in jenen guten Verhältnissen auferzogen werden, die jede Steifheit und jeden Zwang ferne halten, ... gebrauchen ihn ganz schicklich gegen ihre Eltern." An einer andern Stelle heißt es: „Ein Subaltern, der seine Vorgesetzten in ein Gespräch verwickelt sieht, wird nicht sagen: Messieurs, dînons, on a servi; mit Artigkeit wird er sagen: Veuillez vous mettre à table, le dîner est servi." Bei den Paradigmen der Verben hat der Verf. gegen alles Herkommen das Futur vorangestellt, „weil alle französischen Zeitwörter ihr Futur bilden, indem das Présent des Hilfsverbs avoir zu dem Infinitif des Zeitwortes gesetzt wird, welches man conjugiren will: das Futur muß also dem Definitif näher gerückt werden, und eben mit dem Futur muß man beginnen." Neu ist auch die Ableitung des Praes. Conj. von dem Imperf. Ind., wozu die Uebereinstimmung beider Zeitformen in der ersten und zweiten Person des Plurals die Veranlassung gegeben haben mag.

Diese Bemerkungen werden genügen, um den wissenschaftlichen Charakter des Buches und die Sphäre zu bezeichnen, in der es brauchbar ist.

Dr. **G. Petri.**

Neue Methode zur schnellen und leichten Erlernung der englischen Sprache von W. Peipers. 1. und 2. Cursus. Vierte Aufl. Düsseldorf bei Böttcher. 1852.

Diese beiden Bücher, welche auf eine streng wissenschaftliche Behandlung keinen Anspruch machen, schließen sich in Methode und Ausführung den von dem Verf. im J. 1850 und 1851 herausgegebenen Cursen der franz. Sprache ganz an. Während die erste Abtheilung nur das Nöthigste aus der Grammatik stufenweise vorbringt und den Zweck hat, dem Schüler die nöthige Uebung im Sprechen zu geben, damit der weitere Unterricht in der fremden Sprache selbst ertheilt werden könne, soll ihn der zweite Cursus tiefer in die Grammatik einführen. Da diese Bücher in diesem Blatte bisher gar keine Anzeige gefunden haben, so benutzen wir diese Gelegenheit, um unsern Lesern wenigstens eine Vorstellung von dieser neuen Methode zu geben, die an manchen Orten so schnell in Aufnahme gekommen ist. Sollen wir sie ganz kurz characterisiren, so möchten wir sie bezeichnen als ein verbessertes und mehr vergeistigtes Ollendorff'sches System, damit haben wir denn auch sogleich ihre Vorzüge und ihre Mängel angedeutet. Für den eigentlichen Schulunterricht erscheint sie uns im Ganzen unbrauchbar, obwohl verschiedene Ansichten des Verf. wohl zu beachten und manche seiner Winke zu berücksichtigen sein dürften; für den Privatunterricht giebt es dagegen eine Kategorie von Schülern, die nach Anleitung eines solchen Buches gewiß am leichtesten eine fremde Sprache erlernen können. Ueber die ganze Behandlung des Unterrichtes verbreitet sich der Verf. sehr ausführlich in den Vorreden seiner vier Lehrbücher und wir lassen aus denselben hier das Wesentliche zum Schlusse noch folgen.

„Die Grundsätze, auf denen die Methode beruht, sind:

1. Um eine Sprache mit Geläufigkeit sprechen zu können, muß man in der Sprache selbst denken.

Um dieses zu erreichen, muß der Schüler beim Erlernen neuer Wörter und Ausdrücke nur die Begriffe derselben und nicht das entsprechende deutsche Wort ins Auge fassen, auch von Anfang an alles Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische, so wie aus dem Englischen ins Deutsche sorgfältig vermeiden. Das Deutsche soll nur zur Erklärung der Begriffe dienen; sobald aber die englischen Wörter dem Schüler diese Begriffe mittheilen, sobald er sie versteht, bedarf er des Deutschen nicht mehr.

2. So wie man seine Muttersprache nur durch die häufige Wiederholung ein und desselben Wortes und durch die tägliche Uebung erlernt, so kann man es auch in einer fremden Sprache nur durch Uebung und Wiederholung zu der nöthigen Fertigkeit bringen.

Der Lehrer muß daher neue Ausdrücke und Wendungen der Sprache so lange üben, bis dieselben dem Schüler geläufig werden, auch später durch Wiederholung des bereits Durchgenommenen den Schüler in denselben in beständiger Uebung erhalten.

Der Lehrer spricht jedes neu zu erlernende Wort mehrere Male aus, erklärt den Begriff desselben und läßt es, so oft er es für nöthig erachtet, von den Schülern einzeln nachsprechen. Diese schreiben dann das englische Wort auf, wobei der Lehrer die Aussprache und was er sonst über das Wort zu sagen hat, erklärt. Die Schüler müssen durch Zeichen oder deutsche Buchstaben sich die Aussprache, wo es nöthig, notiren.

Da der Schüler auf diese Weise nur Wörter liest und spricht, die er mehrere Male aussprechen hörte, so wird er sich bald eine richtige Aussprache und Betonung angewöhnen.

Der Lehrer muß das Durchgenommene gleich durch einige auf englisch gestellte Fragen üben, um sich zu überzeugen, daß die Schüler es auch begriffen, und nöthigenfalls seine Erklärungen wiederholen.

Die Schüler lernen nun zu Hause das Aufgeschriebene auswendig, wobei sie, wie bereits gesagt, nur auf die Begriffe, und nicht auf die deutschen Wörter zu achten haben. Nachdem sie es gelernt, lesen sie die Uebungsstücke mehrere Male durch.

Diese muß der Schüler verstehen, ohne sie zu übersetzen, da in denselben nur Wörter vorkommen, die schon vorher da waren. Muß der Schüler, um einen Satz zu verstehen, ihn erst auf Deutsch sagen, (was, ohne ihn verstanden zu haben, nicht möglich ist) theilen ihm die englischen Wörter nicht den Begriff mit, so ist dies ein Zeichen, daß er sie noch nicht hinlänglich gelernt hat.

In der folgenden Stunde fragt nun der Lehrer die in den Uebungen enthaltenen Fragen, worauf der Schüler irgend eine Antwort auf englisch zu geben hat. Die Antworten müssen so gegeben werden, daß der Lehrer sich überzeugen kann, daß der Schüler die Frage ganz richtig verstanden hat.

Zu Hause schreibt der Schüler ähnliche Fragen und Antworten auf, in denen er das Erlernte übt. Hierbei muß er sorgfältig vermeiden, die Sätze erst auf deutsch zu denken, er muß sie gleich englisch niederschreiben und darf sich dabei seines Buches nicht bedienen, da er nur das üben soll, was er weiß. Das zuletzt Durchgenommene soll hauptsächlich geübt werden, das früher Erlernte muß jedoch immer wieder vorkommen. Der Lehrer wird die Schüler auf das, was sie noch besonders üben müssen, aufmerksam machen, damit sie dieses vorzugsweise anbringen.

Der Lehrer corrigirt in der folgenden Stunde die aufgeschriebenen Sätze einiger oder auch aller Schüler, wobei er die Frage laut vorliest und sich von den Schülern abwechselnd eine Antwort geben läßt. Außerdem wiederholt der Lehrer aus dem Vorhergegangenen diejenigen Stellen, in denen die Schüler noch mehr Uebung bedürfen.

Eine Hauptübung besteht ferner darin, die Schüler sich abwechselnd Fragen auf englisch stellen zu lassen, indem der Eine die Frage des Andern beantwortet. Diese Uebung betreiben die Schüler gewöhnlich mit der größten Lust und werden dadurch veranlaßt, sich auch außer der Stunde auf englisch zu unterhalten. u. s. w."

Grammatik der franz. Sprache von Franz Heinrich Strathmann. Bielefeld, August Helmich. 1851.

Bei der großen Menge der Jahr aus Jahr ein auf dem Büchermarkte erscheinenden Bücher, die, ohne die Wissenschaft fördern zu wollen, nur die Erlernung des Französischen durch eine praktische Methode zu erleichtern bestimmt sind, ist es gewiß erfreulich, auch einmal ein Buch anzeigen zu können, das einem solchen sogenannten „Bedürfnisse" nicht genügen will und sich ein etwas höheres Ziel gesteckt hat. Vor Allem verdient es Lob, daß sich der Verf. hier, wie auch in seiner englischen Grammatik, der größten Kürze befleißigt hat und nicht das langweilige und völlig unnütze philosophirende Gewäsch wiederkäuet, was sich in den meisten Grammatiken der Franzosen findet und von ihren deutschen Nachbetern immer wieder abgeleiert wird. Kann man nun auch nicht wohl annehmen, daß sich so leicht ein Lehrer fände, der all das Zeug in den gewöhnlichen grammatischen Büchern mit seinen Schülern durchläse, so ist es doch schon tadelnswerth, daß überhaupt in einem Schulbuche eine Masse unbrauchbaren Materials mitbezahlt werden muß, welches noch dazu den Nachtheil ausübt, daß es die Uebersichtlichkeit bedeutend hindert und dem Schüler allmählich die Ansicht beibringt, in seinem Lehrbuche stehe gar Vieles, das gar nicht für ihn passe und das er überhaupt auch nicht zu studiren brauche. Daher die so häufige Abneigung der Schüler gegen die „langweilige" Grammatik.

Was nun das vorliegende Werk betrifft, so ist der Verf. bemüht gewesen, sowohl die Resultate der neuern Sprachphilosophie zur Anwendung zu bringen, als auch die historische Entwickelung der Sprache unausgesetzt zu berücksichtigen, und wenn gleich Ref. in manchen Punkten von den Ansichten des Verf. abweicht, so spricht er doch gern die Ueberzeugung aus, daß das Werk wohl geeignet ist, die wissenschaftliche Behandlung des franz. Sprachunterrichts in Wahrheit zu fördern. Diese kurze Anzeige möge für jetzt genügen, um vorläufig auf das Werk aufmerksam zu

machen, indem es sich Ref. vorbehält, in Kurzem bei einer allgemeinen Besprechung der neueren besseren franz. Grammatiken auch auf die vorliegende Schrift ausführlich einzugehen.

Album lyrique de la France moderne par Eugène Borel. Stuttgart. E. Hallberger.

Der Herausgeber dieses zierlichen, eleganten Büchleins liefert eine schöne Gabe, welche Ref. zu Festgeschenken angelegentlichst empfehlen kann. Die kleine Sammlung enthält die schönsten Blüthen der modernen franz. Poesie und zeichnet sich durch Decenz, Zartheit und Geschmack in der Wahl wie auch durch eine wahrhaft glänzende Ausstattung rühmlichst aus. Mit Ausnahme von A. Chénier, Gilbert und einiger Anderer, denen man gern begegnet, finden wir nur neue romantische Schöpfungen der beliebtesten Dichter des 19ten Jahrhunderts und es ist zugleich Alles dem deutschen Geschmacke recht entsprechend, so daß das Büchlein sicherlich viele Freunde und besonders Freundinnen sich erwerben wird. Hr. Borel hat zugleich einige eigene Gedichte mit beigefügt, die den Beweis liefern, daß er ganz Recht that, sie mitaufzunehmen.

Study and Recreation. Englische Chrestomathie von Ludwig Gantter. I. Cursus. Zweite Aufl. Stuttgart bei Ebner u. Seubert.

Das Lesebuch des Verf. hat sich so sehr Bahn gebrochen, seitdem es zuerst in diesen Blättern besprochen ward, daß es gegenwärtig der Empfehlung nicht mehr bedarf. In der neuen Auflage nun, von welcher der I. Cursus uns vorliegt, ist das Werk in zwei besondere Abtheilungen zerlegt worden und es ist gewiß als ein besonderer Fortschritt anzusehen, daß der elementare Theil jetzt eine sorgfältigere und völlig ausreichende Berücksichtigung gefunden hat. Der Verf. hat hierbei eine reichlichere Auswahl aus englischen Jugendschriften zusammengestellt, als sie in irgend einem anderen Lesebuche mit Ausnahme des kürzlich von v. Dalen herausgegebenen zu finden ist, und das Einzige was Ref. noch wünschen möchte, ist eine — wenn auch nur geringe Vermehrung der Gedichte, die wir gern an passenden Stellen inmitten der Prosa stehen sähen, wie dieses etwa in den neueren deutschen Lesebüchern mit gutem Grunde geschehen ist.

Französische Vorschule von E. Zandt, Prof. am Lyceum in Karlsruhe. Karlsruhe, bei Th. Groos. 1852.

Diese kleine Fibel, welche für den ersten Anfangsunterricht bestimmt ist, enthält eine kleine Sammlung leichter franz. Sätze mit deutscher Uebersetzung, welche sowohl zum Lesen als auch zum Auswendiglernen bestimmt ist. Es sind anfangs vorzugsweise Beispiele gewählt, die in Wortstellung und Ausdrucksweise dem Deutschen ziemlich gleich sind; erst späterhin finden sich hiervon Abweichungen, welche etwas mehr Schwierigkeiten machen, aber die Kräfte eines Schülers nicht übersteigen, welcher die erste Hälfte tüchtig inne hat. Die ersten Abschnitte bereiten zugleich auf die Grammatik vor, indem sie in den kleinen Sätzen den größten Theil der Formen umschließen, welche nachher im Zusammenhange zu erlernen sind. Ref. glaubt wohl, daß man beim Privatunterricht oder in nicht sehr zahlreichen Klassen dieses Buch nicht ohne Vortheil werde benutzen können.

---

1. Französisches Lesebuch für untere und mittlere Klassen von Dr. H. Lüdecking, Prof. am Realgymnasium in Wiesbaden, 2te Aufl. Mainz, bei C. G. Kunze. 1852.
2. Leçons françaises de Litérature et de Morale par M. M. Noël et de la Place. Zum Schulgebrauch eingerichtet von Dr. P. J. Weckers. 4. Aufl. bearbeitet von Dr. H. Lüdecking. Mainz, bei V. v. Zabern. 1852.

Das treffliche Lesebuch des Herrn L. mußte wohl überall die freundlichste Aufnahme finden, und demnach kann Ref. nicht umhin, seine Freude laut werden zu lassen, daß er schon jetzt eine zweite Auflage des Werkes zu begrüßen hat. Wirft man einen Blick in die Programme der verschiedenen Gymnasien und Realschulen, so findet man häufig eine Menge von Handbüchern in Gebrauch, die sich längst überlebt haben und deren unzweckmäßige und unwissenschaftliche Methode längst constatirt und allgemein anerkannt war; aber es ist, als ob manche Lehrer gar nichts von dem hörten, was um sie her vorgeht, und als ob sie bloße Stundengeber wären, wahre Tagelöhner, die stets in einem und demselben Schlendrian fortleben und sich zu Hause höchstens mit den Correcturen für die Schule beschäftigen. Ja, es ist noch so viel Schund in Gebrauch — besonders für den Unterricht in den neuern Sprachen — und es wird dahin noch immer so vieler neu eingebracht, daß man sich wirklich über jede gute Erscheinung auf diesem Felde freuen muß, noch mehr aber, wenn man sieht, daß sie recht gedeihet. Und das ist bei der Lüdecking'schen Arbeit in vollem Maaße der Fall, welche nicht nur von dem pädagogischen Tacte ihres Verfassers, sondern auch von seiner sinnigen Behandlungsweise und seinem feinen Geschmacke ein recht schönes Zeugniß ablegt. Es ist in dem Buch auch gar nichts Langweiliges, Ledernes und Strohartiges, wie man das in den franz. Lesebüchern gewöhnlich in großer Fülle findet, sondern nur Geistvolles und Erhebendes, Angenehmes und Liebliches, eine Reihe schöner Perlen und Edelsteine, ein klassischer Stoff zur Bildung einer tüchtigen Gesinnung. So erschien dem Ref. das Buch gleich anfangs und je näher er es kennen gelernt, desto mehr hat er sich nebst seinen Schülern damit befreundet. Wir begrüßen deshalb die neue Ausgabe mit der Prophezeiung, daß sie noch leichter ihren Absatz finden wird als die erste. Die getroffenen Aenderungen und Zusätze sind wirkliche Verbesserungen und wir können dasselbe auch von Nro. 2 sagen, welches bekanntlich für die obere Lehrstufe bestimmt ist. Herr L. hat auch hier manche Veränderungen getroffen, welche man nur billigen kann und besonders der poetische Abschnitt des Buches hat gegen früher sehr gewonnen. Auch die Literaturgeschichte ist durch Auszüge aus Péschier weiter geführt worden, und in dem Wörterbuche ist Vieles weit schärfer gefaßt, als dieses früher der Fall war. Daß die Synonymen, welche in dem Wörterbuche offenbar ein hors d'oeuvre waren, weggefallen sind, kann man nur billigen, wir würden aber auch noch viele Wörter aus dem beigegebenen Verzeichniß weggelassen haben (z. B. chaque, chasse, chat, chaud, chez, cher etc.), die denn ein Schüler der oberen Klassen doch wohl wissen sollte; ja noch mehr, wir stimmen für den Wegfall des ganzen kleinen Wörterbuches, denn auf dieser Unterrichtsstufe muß der Zögling ein ordentliches Dictionnaire gebrauchen lernen. Die Ausstattung beider Bücher ist ungeachtet des niedrigen Preises ganz vortrefflich.

---

1. Auswahl von franz. Theaterstücken. I. Thl. le verre d'eau, herausgegeben v. Dr. Joh. Heldmann. Mainz, bei Kupferberg.
2. Juvenile Theatre. 1. Heft Fifty years. 2. Grinding-organ. 3. Dumb Andy. Stuttgart, bei Hallberger.

Die Herausgeber dieser beiden Sammlungen, welche dem Anscheine nach recht vielumfassend werden sollen, halten die Lectüre des heutigen Lustspiels und Dra-

was für ganz besonders zweckmäßig, weil aus ihnen allein die Umgangssprache zu erlernen sei, auf welche es doch bei neueren Sprachen ganz besonders ankomme. Beide Herausgeber erachteten es zugleich für nöthig, die Stücke mit Erklärungen zu begleiten, damit sie den Schülern faßlich und eben darum auch genuß- und fruchtreich werden können. Rücksichtlich der Auswahl scheinen besonders die englischen Stücke für die betr. Unterrichtsstufe recht geeignet; fifty years ist zwar nur eine nach dem Französischen (Un demi siècle) bearbeitete Uebersetzung von Sadler, aber es eignet sich so recht für den ersten Unterricht, wie auch die beiden andern Stücke der Miß Edgeworth, und die gegebenen Noten verrathen guten pädagogischen Tact. Dasselbe läßt sich auch von dem Werkchen des Hr. Heldmann sagen; seine Anmerkungen sind wirklich gute Erklärungen und durch eine zweckmäßig angebrachte deutsche Uebersetzung wird auch auf die Gallicismen gehörige Aufmerksamkeit verwendet.

---

1. Guillaume Tell de Schiller, accompagné de notes par E. Favre. Genève, Kessmann.
2. Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische für die mittleren Gymnasial- und obere Progymnasial- und Realklassen v. C. Meißner. 2. Heft. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.
3. Aufgaben zur Uebung des franz. Stils für die obersten Gymnasialklassen von Dr. K. H. Graf. Erste Abtheilung. Jena, Hochhausen.

Es ist bekannt, daß die sogenannten Anleitungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen noch immer viel zu wünschen übrig lassen, und jeder gute Beitrag zur Förderung dieses Zweiges der Pädagogik muß deshalb doppelt freundlich aufgenommen werden. Von den obengenannten Werken hat nun zwar das erste eine etwas andere Bestimmung: Wilhelm Tell ist gewöhnlich das erste größere Werk, welches man in der Schweiz den Schülern in die Hand giebt beim Unterricht in der deutschen Sprache. Dieses Werk hat natürlich wegen seines Inhaltes, durch die so wahre und echt poetische Darlegung der alten Herzlichkeit und des Heldenmuthes, welcher in jener Zeit die Herzen erfüllte, ganz besonderen Reiz für einen Schweizer, und Hr. Favre hat sich sicherlich ein Verdienst erworben, indem er in seiner Ausgabe der Tragödie einen Commentar beifügte, der über Ort und Ereignisse die nöthigen Aufschlüsse in recht gründlicher Weise giebt und zugleich die Uebersetzung durch Hinzufügung vieler recht guter Notizen sehr erleichtert. Auch auf vielen deutschen Schulen gebraucht man bekanntlich dieses Schillersche Stück zum Uebersetzen in's Französische, und Ref. benutzt deshalb diese Gelegenheit, auf die wirklich gute Bearbeitung des Herrn F. aufmerksam zu machen, die sich auch durch mäßigen Preis und eine wahrhaft glänzende Ausstattung rühmlichst auszeichnet.

Wie Hr. Meißner, der Verf. des zweiten Werkes, dazu gekommen ist, die Unterrichtsstufe des Französischen in einer mittleren Gymnasialklasse derjenigen in einer obern Klasse der Realschulen gleichzustellen, ist uns nicht recht erklärlich. Ref. kennt freilich Realschulen, in denen die meisten Tertianer mehr Französisch verstehen, als manche Primaner eines Gymnasiums, und es ist das auch ziemlich erklärlich. Während die guten Realschulen den neueren Sprachen einen bedeutenden Theil ihrer Kraft widmen, gewährt ihnen das Gymnasium gewöhnlich eine sehr geringe Stundenzahl; an vielen Orten sogar betrachtet man sie als höchst überflüssiges Beiwerk und es erscheint dann auch ziemlich gleichgültig, wer darin unterrichtet und was schließlich geleistet wird. Ist es auch in der letzten Zeit an den Preuß. Gymnasien in dieser Hinsicht etwas besser geworden, so bleibt doch noch immer sehr viel zu thun übrig, daß sie rücksichtlich des Französischen die Stellung erreichen, welche die hannoverschen Gymnasien den Realschulen gegenüber einnehmen müssen, wenn die von Herrn M. getroffene Bezeichnung ganz richtig ist. Man glaube indessen nicht, daß es überhaupt die Absicht des Ref. sei, die Leistungen, welche die Realschulen in Betreff der neueren Sprachen aufzuweisen haben, an die-

ser Stelle zu verherrlichen. Ach nein, es drückt uns da mancher recht trübe Gedanke und wir möchten oft fast verzagen, wenn wir sehen oder lesen, wie man es hie und da treibt; — aber Hr. M. ging doch in seiner Zusammenstellung ein wenig weiter, als daß ein Unparteiischer hätte dazu schweigen können.

Die von Herrn Meißner gegebenen Stücke sind recht gut ausgewählt, und die gegebenen Winke und Anmerkungen verrathen den praktischen Schulmann; Ref. würde es freilich vorziehen, mehr solche Gegenstände zur Uebersetzung zu bringen, welche sich auf das Land und die Geschichte Frankreichs selbst beziehen und dadurch doppeltes Interesse erwecken. In einer Secunda oder Prima wird sich das Buch recht gut gebrauchen; wie aber der Verf. damit in den „mittleren Klassen" fertig werden wird z. B. p. 96: „Die Verschwörung und den Tod Wallensteins nach Schiller," und Anderes übertragen zu lassen, ist uns sehr schwer einzusehen, auch würden wir es für unzweckmäßig halten, wenn man für diese Stufe so weit ausgesponnene Erzählungen 2c. nehmen wollte, wie sie die Schrift des Herrn M. fast ausschließlich enthält. Wir rathen deshalb vor Allem zu einem andern Titel resp. zu einer andern Bestimmung des Buches, und fügen schließlich noch die Bemerkung hinzu, daß es uns übrigens recht brauchbar und empfehlungswerth erscheint. Die Vorrede, welche einige recht gute pädagogische Winke giebt, fordert im Vorbeigehen auch dazu dringend auf, neben den eigentlichen Exercitien doch auch recht viel mündlich übersetzen zu lassen, wozu sich das Buch recht gut eignet. Diese Uebung kommt in vielen Schulen noch gar wenig in Anwendung, man übersetzt gewöhnlich nur mündlich, was später niedergeschrieben werden soll, und es ist das zu bedauern, denn da die Verbesserung dem Fehler gleich auf dem Fuße nachfolgt, so ist diese Art von Uebung den Exercitien noch in mancher Beziehung vorzuziehen, und beide Arten sollten wenigstens neben einander bestehen.

Das Werk des Herrn Graf (Nro. 3) documentirt sich als ein sehr zweckmäßiges Uebungsbuch für die oberste Lehrstufe; der Stoff ist, wie das auch der Verf. ausspricht, an und für sich ansprechend und belehrend und dem Standpunkte, welchen diese Klassen in Bezug auf ihren sonstigen Bildungsgrad einnehmen, völlig angemessen. Stellenweise scheint er uns nur ein wenig zu schwer, und Mehreres — z. B. die Schleiermacherschen Aufsätze — dürfte doch ein wenig zu schwer sein. Da der Verf. ausschließlich für das Gymnasium arbeitete, erlauben wir uns auch den Wunsch auszusprechen, daß doch bei einer zweiten Auflage auch etwas lateinischer Text möchte aufgenommen werden; die Schüler würden gerade bei solchen Uebungen ihre Kräfte recht erproben und stärker lernen, die Vorstellungen der einzelnen Wörter und Redensarten könnten dabei nur an Deutlichkeit gewinnen, und auch in syntaktischer Hinsicht würde der Nutzen nicht unbedeutend sein. Wir bemerken übrigens noch, daß die verschiedenen Gattungen des Stils ziemlich vollständig vertreten sind und auch eine zweckmäßige Stufenfolge von der leichtern historischen Erzählung bis zur Rede und Abhandlung Statt findet. Die Anmerkungen sind mit großem Fleiße und Geschicke gearbeitet, und wir empfehlen schließlich das Buch als außerordentlich brauchbar.

Leichte Uebungsstücke zum Uebersetzen, aus dem Deutschen ins Englische von Dr. A. Riedl. Zürich, bei C. Kiesling 1852.

Für den Unterricht in den oberen Klassen giebt es mehrere Sammlungen von englischen Uebersetzungs-Aufgaben, welche in den Schulen bereits Eingang gefunden haben; der Stoff dieser Bücher läßt sich natürlich auf der unteren Stufe nicht recht wohl benutzen, und da sich Hr. Riedl mit den kleinen Sätzchen der gewöhnlichen Grammatiken nicht begnügen mochte, stellte er in dem vorliegenden Büchlein eine Anzahl leichterer Aufgaben zusammen, welche die vorhandene Lücke ausfüllen. Ref. ist nun zwar der Ansicht, daß man mit dem eigentlichen Uebersetzen aus der Muttersprache und den sogenannten Exercitien nicht gar zu früh anfangen und dies vielmehr erst bis zu der Periode aufschieben sollte, wo die Schüler bereits recht

viel aus der fremden Sprache übersetzt und wo möglich bereits recht viel memorirt haben. Ist es doch gewiß anfangs ganz ausreichend, daß man vielmehr jede gründlich corrigirte deutsche Uebersetzung theils mündlich theils schriftlich rückübersetzen läßt und dabei zugleich eine Anleitung giebt, aus dem gehörig verarbeiteten Stoffe selbstständig Sätze in der fremden Sprache verarbeiten zu lassen; wir verweisen hierbei auf die beachtungswerthen Winke, welche van Dalen in seinem trefflichen Elementarbuche der englischen Sprache kürzlich gegeben hat. Ist nun aber die Zahl der Schüler nicht zu groß und die vergönnte Stundenzahl nicht zu klein, so könnte man vielleicht noch Zeit für den Gebrauch eines besonderen deutschen Aufgabenbuches gewinnen, und für diesen Fall empfehlen wir das Riedl'sche Werk recht gern. Es enthält eine gut ausgewählte Sammlung von kleinen Erzählungen, Anekdoten und Fabeln, und giebt in einem Anhange zugleich einige Uebungen über die gebräuchlichsten unregelmäßigen Verben und einzelne andere Schwierigkeiten der englischen Sprache. Die beigefügten Noten verrathen pädagogischen Tact und wir würden nur für den Wegfall der gegebenen Geschäftsbriefe stimmen, welche als Einleitung für die kaufmännischen Briefe von Flügel und Anderson dienen sollen.

English made easy. Praktischer Lehrgang zur Erlernung der englischen Sprache von Dr. D. Behnsch. 6. Auflage. Breslau, Kern.

Dieses Werk gehört zwar eigentlich nicht zu den Novitäten, sondern es ist vielmehr ein alter guter Bekannter, der sich uns nur in einem etwas neuen und besseren Gewande darstellt. Die neue, gründlich revidirte Ausgabe ist außer vielen Verbesserungen durch eine Uebersicht der regelmäßigen englischen Formenlehre bereichert worden, und wir finden jetzt auch die auf den Wunsch vieler Lehrer gegebene — freilich sehr kurze — Anweisung über die Aussprache, welche für die erste Unterrichtsstufe aber völlig ausreicht.

Französisches Uebungsbuch, vorzüglich für Gymnasien bearbeitet von Fr. Rempel, Professor am Gymnasium in Hamm. Zweite Abtheilung. Essen, bei Baedeker, 1852.

Die erste Abtheilung dieses Buches, welche an dieser Stelle bereits früher angezeigt ward, hat sich manche Freunde erworben, und es ist deshalb recht erfreulich, daß die Fortsetzung so schnell nachgefolgt ist. Der Verf. sagt in der Vorrede, daß er es sich bei dieser Arbeit zur Aufgabe gemacht habe, zwei bisher zu wenig berücksichtigte Vehikel gedeihlichen Erfolges thunlichst anzuwenden, nämlich 1) möglichst vielseitige, selbstfindende Thätigkeit der Lernenden, bei Verarbeitung und Umwandlung des Uebungsstoffes, und 2) möglichste Wiederholung und nachhaltige Einprägung des Dagewesenen (namentlich der Fürwörter); und gewiß wird ein unbefangener Leser dem Verf. gern zugeben, daß es ihm gelungen ist, seine Aufgabe zu lösen. Die gegebenen Regeln sind klar und einfach und für die heuristische Methode finden sich viele und gute Winke; auch die Aufgaben zum Uebersetzen sind praktisch und sinnvoll, und dieser zweite Theil kann demnach als ein würdiger Nachfolger des ersten angesehen werden.

Grammatisch=praktischer Lehrgang der italienischen Sprache zu deren leichter, schneller und gründlicher Erlernung. Für den Schul-, Privat- und Selbstunterricht bearbeitet von Dr. H. A. Manitius. Dresden, Verlag von Adler und Dietze. 1852.

Wenn Rez. seine Zeit opfert, über dieses Buch etwas zu sagen, so geschieht es nur, um besonders die Lehrer vor demselben zu warnen, indem er nicht anders kann, als dasselbe ein trauriges Machwerk zu nennen. Er hat das ganze Buch durchgangen, ist aber immer mehr zu dem Schluß gekommen, daß dem Herrn Verf. die Kenntniß der ital. Sprache fast gänzlich abgeht. Die folgenden Beispiele, zu denen meistens die Ziffer der Aufgabe, wo sie vorkommen, gesetzt ist, mögen genügen, um das Urtheil des Rez. zu rechtfertigen.

Aufg. 63. reggere, f. erigere; le risa, das Lächeln; minestra, die Suppe (Fleischbrühe) also f. Zuppa; Luigi è maggiore di Francesco, größer. 31. camera da mangiare, Speisekammer; f. despensa paniere f. canestrino seco ella bei sich A. 113, weiter 97 heißt es auch per ella a piè pari mit gleichen Füßen (heißt auf deutsch allmälig); gilé-corpetto, Weste; defendere, verhindern, verbieten; also f. vietare, in welchem Sinn es bei guten Schriftstellern nie gebraucht wird; la casa di canto, das Eckhaus; oriuolo da torre, f. oriuolo pubblico; mercato da frutta, Obstmarkt A 169. u. 171; verisimile f. probabile, piuttosto, eher, früher, vielmehr, also più tosto=piuttosto. Herr M., der auch eine franz. Grammatik geschrieben, kennt also auch in dieser Sprache keinen Unterschied zwischen plus tôt u. plutôt; la carta suga, das Fließ- oder Löschpapier, f. carta sugente. E Italiano, Es ist ein Italiener 226. sopratutto f. soprabito (surtout gut übersetzt!); fare a meno, nicht umhin können, pomo, der Apfelbaum (!) und der Apfel; il cólera morbus, st. coléra 245; condottiere elettrico st. des ganz gebräuchlichen parafulmine; opera di legname f. legno; dividersi f. separarsi 269, weiter unten das Beispiel sodamento, Bürgschaft f. cauzione; foggiato, scheinbar, in welchem Sinn es nie vorkommt, f. apparente 277; il bene, das Vermögen, f. i beni; giardino da fiori, armadio da (statt per gli) abeti 82. Ueberall mendichi statt des gebräuchlichen mendici; fanciullo steht fast überall, wo es figliuolo heißen muß. Soll scribere, scribo, scribi, als Druckfehler oder als Unkenntniß des Verfassers betrachtet werden? Solche und ähnliche Druckfehler wie il stornello etc., avremo bel dimani tempo, mangeamon sollten doch wohl wenigstens angegeben werden. Unter den Beispielen kommen unter andern folgende, die theils Sprachfehler, theils gar keinen Sinn enthalten, vor.

I fanciulli vengono a piè pari dalla scuola: gli aghi da cucire sono acuti, statt aguzzi; Le stile si dice propriamente uno strumento acuto. Was soll das heißen? acuto wieder der vorige Fehler; I giudizj (soll wohl giudici heißen) erano nel palazzo della città.

Coll argento, coll'oro e col rame si fabbrica (wird geschlagen) di denaro. Gli scanni degli alberi; sono rotti, wer versteht das? La scure è uno strumento per tagliare il legname, und nicht il legno? Le risa sono sul fronte di Luigia. Io ho la chiave della camera da dormire nella mano. I carri da vapore sono caruti di mercanzie. Il ragazzino ha bevuto un bocchino di vino. Un minuto è la sessanta parte d'un ora. Bisogna dare decuple 91. Che ora fà statt è? Dove ci hai veduto? Questo pejo di scarpe è per Ella medesima. 97. Ciò non dipende da che mi doglio. Quanti fanciulli ha la vostra figlia? Luigi è maggiore (größer) di Francesco.

Il professore parla della mitologia dei Greci, e di Giove, dio del cielo. Ecco un libro troppo pesante per un ragazzo cosi debile. Questo giovinetto col nasone porta un cappellone di feltro non di seta. 82. Die ganze Aufgabe enthält dergleichen Beispiele. Pietro il Grande. Rè di Russia etc. 89. La chirurgia è l'arte di operare colla mano in medicina. Caro nipote, hai tu veduto le loro farfalle o le nostre? Avevi tu un buon padre ed una

buona madre? No, io non aveva un buon padre ed una buona madre. Il bue ha fatto cio colle corna.

Von den gegebenen Regeln wollen wir nur das Folgende anführen, und enthalten uns darüber etwas zu sagen: Alle Hauptwörter **männlichen** sowohl als **weiblichen** Geschlechts bilden die Mehrzahl durch Verwandlung des Endvokals a, e, o, in i; doch sind hiervon die **weiblichen** auf a ausgenommen. — Mehrere Hauptwörter auf o haben außer der gewöhnlichen Pluralform i, eine zweite auf a, welche letztere alsdann weiblich ist. Der Verfasser führt nun einige an, spricht aber nicht von der verschiedenen Bedeutung der Plurale bracci und braccia; corni und corna, bei membri, membra steht einfach Glieder, Mitglieder; legno, legni und legna fehlt. Wie der Herr Verf. selbst den Unterschied kennen mag, geht aus folgendem Beispiel hervor: Parlo dei membri del senato non delle membra di questa società. — Im Kapitel der Fürwörter heißt es S. 76: Von Personen braucht man im Nominativ auch questi; dieser, und quegli, jener. — Und unter den unbestimmten Fürwörtern ist aufgeführt: Altrui, ein Anderer, andere Leute, (nur von Personen und hat keinen Nominativ.) Ferner non nissuno, keiner.

Damit sei es genug. Dem Herrn Verf. wünschen wir, daß er noch etwas lerne, ehe er wieder eine Grammatik der italienischen Sprache herausgibt.

Jakob Schieß,
Lehrer der italienischen und englischen Sprache an der Kantonsschule in Aarau.

Programmenschau.

Ueber Lessings Emilia Galotti, vom Oberlehrer Dr. Hölscher. Programm des Gymn. zu Herford. 1851.

Wenn im Epos die That, die längst gethane, nur noch in der Erinnerung vorhandene That zum Worte, wie in der Lyrik zum Klange wird: so wird im Drama das Wort zur That. Das handelnde Subject hat keinen allseitigeren Ausdruck für Empfindung, Leidenschaft, Willen und für die Ereignisse der inneren Welt überhaupt, als eben das Wort. Im Worte gebiert sich die Persönlichkeit ans Licht der Welt, und in der Berührung oder — um physicalisch zu reden — Reibung verschiedener also ausgesprochener und sich aussprechender Persönlichkeiten reift die gesammte Handlung von Wort zu Wort zur Vollendung heran, d. h. zu dem Puncte, wo sich Schuld und Strafe, Tugend und Lohn berühren, wo Schuld und Tugend und aller endliche Wille und That von dem Einblick in eine ewige Gerechtigkeit gleichsam verschlungen werden. Wie nach einem überstandenen Gewitter dröhnen noch Sturm und Donnerschläge der empörten Leidenschaften in der Seele des Zuschauers nach, aber das innere Auge schaut hinein in die ewige Klarheit des Himmels, die sich wieder auf die Erde gesenkt hat, den Guten ein Trost, den Bösen ein Schrecken.

Diesen allgemeinen Gang der Tragödie, wie er sich in den einzelnen Personen vorbereitet und in ihrem Zusammenwirken sich vollzieht, hat der Verf. an der Emilia Galotti bündig und bestimmt angegeben, die Charactere in wenigen durchsichtigen Umrissen skizzirt und so bei gründlicher Zuziehung der geeigneten Hilfsmittel dem Verständniß und der Würdigung dieses Drama nicht unerheblichen Vorschub geleistet. Daher findet die vorliegende Arbeit ihre Aufgabe vorzugsweise darin, die That aus der handelnden Persönlichkeit zu erklären; eine Auffassung, die, wie bei jedem wirklichen Drama, so ganz besonders hier am Platze war. Denn wenn der Hr. Verf. selbst am Schlusse seiner Abhandlung als den Fortschritt, den das deutsche Drama in Lessing gemacht habe, aufstellt, daß die Tragödie, aus der Sphäre des höfischen Lebens herausgeführt und von der Oberherrschaft des historischen Stoffes befreit, als ihre Hauptaufgabe erkannt habe, „die Leidenschaften vor den Augen des Zuschauers entstehen und ohne Sprung in einer so illusorischen Stätigkeit wachsen zu lassen, daß dieser sympathisiren muß, er mag wollen oder nicht“: so konnte ihm gar nichts näher liegen als die Handlung die Strömungen der Leidenschaft hinauf bis zu ihrem Ursprunge und Quell im Charakter der auftretenden Personen zu verfolgen.

Wenn wir nun auf eine der übrigens durchaus zutreffenden Charakteristiken kurz eingehen, so ist es nur der Mißlichkeit eines Ausdrucks wegen. Dem Odoardo nämlich wird S. 6. eine „alte Römertugend“ zugeschrieben, die sonst auch noch eine „rauhe Tugend“ genannt wird. Rauhheit des äußeren Wesens wird freilich von den mithandelnden Personen selbst schon an Odoardo ausgesetzt; vor allen natürlich vom Prinzen, der ihn auch einen „alten Murrkopf“ nennt. An der rauhen Tugend aber hat ja Claudia selbst ihre Zweifel, wenn sie nach dem ungeduldigen Besuche ihres Gatten in die Worte ausbricht: „O der rauhen Tugend! wenn anders sie diesen Namen verdient.“ Claudia freilich müßte ihre eigne Sicherheit in den Kreisen des verführerischen Hoflebens lasterhaft nennen, wenn sie das unbedenklich Tugend nennen wollte, was den Odoardo ausschließlich bewegt,

diese „Aengstlichkeit, die gleichsam zur Grundlage seiner Erziehung gemacht zu sein scheint." Aber auch dem Unparteiischen leuchtet ein, daß eine Sittlichkeit, die jene Aengstlichkeit zur Grundlage und die Flucht vor Laster und Verführung zum Princip hat, nicht viel von dem Siegesbewußtsein männlicher Tugend besitzen kann. Vielmehr erscheint sie in dieser Passivität als eine beschränkte, frauenhafte Tugend, so sehr auch Appiani seinen Schwiegervater „das Muster aller männlichen Tugend" und Pirro denselben mit Nachdruck „einen Mann", d. h. einen ganzen Mann nennt. Wohl fährt sein Wesen in einzelnen Kraftäußerungen auf, aber wie der Sturm mit seinen heftigsten Stößen den Mantel nicht von der Schulter des Wanderers bringen konnte, was der nachhaltig und allmählig wirkenden Sonne so leicht gelang, so richtet auch Odoardo's Tugend nichts aus; eine Haupttugend der Römer ist aber die constantia. Die That des Virginius wiederholt sich allerdings im Odoardo, aber was bei jenem die That des ruhigen Bewußtseins war, ist hier ein Aufzucken der empfindlich getroffenen Mannes- und Vaterehre, das kaum geschehen auch schon bereut wird. Ganz absehn wollen wir noch davon, daß Virginius den Appius erstach, als er den Dolch in seiner Tochter Busen stieß.

So gründet die Tugend des Odoardo lediglich in dem unsichern Dämmer des Gemüthes, in der Nachtseite des Geistes und steht so in engem Zusammenhange mit einer andern Eigenthümlichkeit dieses Charakters, dem Ahnungsreichen, von dem Hr. Hölscher S. 7. spricht. Mit diesem Ahnungsvermögen wittert Odoardo „den drohenden Abgrund", während Claudia noch nichts als Freude vor sich sieht. Eine Ueberspannung des Ahnungsvermögens ist es aber auch, wenn O. überall das auslangende, schnappende Laster erblickt. Und dieser Charakterzug, so gut wie die Tugend unseres Mannes, führt uns wieder zu einer Vergleichung mit den Frauen, von denen schon die alten Deutschen glaubten nach Tacitus inesse sanctum aliquid providum, welches sich ja in manchen z. B. und vor allen in der Veleda zur Sehergabe erhöhte.

Ganz consequent ist jene passive Tugend, die dem Laster nur auszuweichen trachtet und die wir dem Frauencharakter zugewiesen haben, durchgeführt in der Person der Emilia. Die Bitte um Taubheit, als in der Messe das Wort des Versuchers an ihr Ohr schlägt, ist so gut eine Flucht, wie die, in der sie endlich aus der Kirche eilt und wie der Todesstoß, der ihre Ehre unbefleckt in jene Welt hinüberrettet. Aber fehlt ihr auch die Gewalt über das Fleisch, so besitzt sie doch ein klares, durch eigne Erfahrung gewonnenes Bewußtsein über seine verderbliche warmblütige Natur. Darum muß sie dasselbe vernichten, damit es seine Macht nicht mißbrauche. Bei diesem Punete bemerkt der Verf. unsers Programms, daß Emilia in diesem Mißtrauen in die eigne sittliche Kraft Lessings Ansicht von der menschlichen Natur wiedergiebt.

Deßhalb ist es eine müßige Frage, die ja auch schon aufgeworfen ist, ob Emilia den Prinzen geliebt habe. Mancher meint wohl durch Bejahung dieser Frage das Tragische in Emilia's Todesentschließung zu erhöhen, und bedenkt nicht, daß dadurch die Klarheit und Durchsichtigkeit in den Motiven ohne Noth getrübt wird. Hätte sie wirklich den Prinzen geliebt, so bliebe ihr Tod doch nichts anderes als die Vernichtung der aufrührerischen Sinnlichkeit, denn die Liebe und ihre Seele konnte sie ja doch wohl nicht vermeinen todt zu stechen.

Ebenso müßig und über den Gesichtskreis der Tragödie hinausverlangend ist die Frage, welche Hr. Hölscher S. 21 von Herder erwähnt: ob nämlich der am Schlusse verbannte Marinelli nicht bald zum Fürsten zurückkehren und somit zu wenig bestraft erscheinen könnte. Der Zuschauer mag mit dem Bilde der zerschmetterten, vernichteten Unsittlichkeit getrost nach Hause gehen, und der gunstsüchtige Hofmann Marinelli konnte nicht empfindlicher getroffen werden als durch Verbannung. Wenn freilich der Zuschauer verlangt, daß auch alle möglichen Phantasieen über das fernere Verbleiben der Personen ihm abgeschnitten seien: so giebt es keinen andern Abschluß für das Drama, als den Tod aller einzelnen Persönlichkeiten, und wir sind wieder bei Müllner u. s. w. angelangt.

Da bin ich plötzlich zu einem Abschlusse gekommen, ohne in allem, was ich gesagt, meine Anerkennung für den Verf. der vorliegenden Abhandlung hinreichend

an den Tag gelegt zu haben. Doch hoffe ich, man wird es wohl erkennen, daß darin das größte Lob des Schriftstellers beruht, Andere zum Eingehen in seine Gedanken angeregt zu haben.

A. Steudener.

Ist Schiller oder Goethe der größere Dichter? II. Theil. Vom Rector Köhler. Programm der höhern Bürger- und Stadtschule zu Culm. 1851.

Angst und bange könnte einem werden bei der vorstehenden Frage, über die ein Jeder so vieles Ungescheidte schon gehört und selbst gesagt hat, bei dieser Frage, die in der alltäglichen Unterhaltung gleich nach dem Wetter kam, und über welche es daher vornehme Mode geworden ist die Nase zu rümpfen. Am besten hat schon Goethe in seinem bekannten jovialen Wort die kindisch parteisüchtige Behandlung und einseitige Beantwortung dieser Frage zurückgewiesen, und Leute, die ihn verstanden, haben seitdem den wissenschaftlichen Grund der Frage bloßgelegt und die conträren Richtungen der beiden Dichterformen als neben einander berechtigt dargestellt. Daher ist jene einseitige und kleinliche Auffassung, die nach dem größeren oder geringerem Werthe den einen Dichter über den andern rangiren will, in der gebildeten Welt als vernichtet zu betrachten, namentlich seit die romantische Schule, der Altweibersommer des göthischen Dichterfrühlings, ausgeblüht hat. Nur in den heranwachsenden Jünglingen pflegt die Frage in dieser Form noch lebendig zu sein, und zwar in solcher Verbreitung, daß man sie als eine allgemeine nothwendig zu überwindende Stufe der deutschen Jugendbildung ansehen kann.

Der Herr Rector Köhler nun hat sich auf diesen Standpunct nicht eingelassen, sondern den anerkennenswerthen Grundsatz befolgt, so weit er damit ausreicht, „Schiller über Goethe und Goethen über Schiller reden zu lassen, die einander am besten gekannt haben, und unter denen bei ihren gegenseitigen (?) Vorzügen auch nicht ein Wölkchen von Neid und Mißgunst 2c. das Urtheil getrübt hat. Außerdem werden vorzugsweise W. von Humboldts, Gervinus' und Rosenkranz's Urtheile angezogen, so daß die Abhandlung eine verdienstliche Zusammenstellung des wichtigsten Materials über den wichtigen Gegenstand enthält. Die Betrachtung des Geistes und der Werke Schillers ist schon im Programm vom Jahre 1850 vorangegangen, hier erhalten wir Goethes Charakteristik und den Schluß, der sich mit einiger Vorsicht an die bekannten Gervinusschen Entgegensetzungen anschließt. Goethe selbst ist betrachtet nach der Eigenthümlichkeit seiner geistigen Natur, nach der Verschiedenheit seiner Werke und nach seiner Stellung zur staatlichen, gesellschaftlichen und literarischen Welt. Im Allgemeinen wird ihm eine durch und durch lyrische Natur zugewiesen, und daraus die weiteren Entfaltungen möglichst erklärt. Doch wer Lust hat, lese selbst. —

A. St.

Formen und Gebrauch des bestimmten Artikels bei Hartmann v. d. Aue. Vom Prof. Dr. Hornig. Programm der Saldernschen höheren Bürgerschule zu Brandenburg a. d. H. 1851.

Es sind streng grammatische Studien, die der Hr. Verfasser darbietet, wie er deren eine Probe schon in dem Michaelisprogramme 1847 weiland der Ritterakademie zu Brandenburg über den mhd. Satzartikel daz gegeben hat. Vielleicht sind beide Abhandlungen Vorläufer einer umfassenden mhd. Grammatik, mit der man wenigstens, als Ref. dem Herrn Verf. nahe war, denselben beschäftigt glaubte. Was das vorliegende Programm betrifft, so enthält es gelehrte und umfassende Collecta-

nen zum vorstehenden Gegenstande, deren Material nach den Nüancirungen der Form und des Gebrauchs scharf abgetheilt ist. Der also rubricirte Stoff wird dann zu keinem weiteren allgemeinen Resultate benutzt, so daß die eigentliche Bedeutung dieser Arbeit außerhalb ihrer Grenzen in einem gedachten Ganzen, vielleicht der gehofften Grammatik, liegt.

A. St.

Ueber den Heliand vom Gymnasiallehrer Püning. Programm des Gymnasiums zu Recklinghausen. 1851.

Der Verf. geht in der Einleitung aus von den drei Hauptstämmen der deutschen Sprache in der Periode des Althochdeutschen, dem Althochdeutschen selbst, dem Altsächsischen und dem Angelsächsischen, deren jeder sich eines christl. Epos rühmen kann; — Otfrieds Evangelienharmonie, der Heliand und Cädmons Gesänge. Die beiden ersteren wenigstens schöpfen neben der Bibel auch aus der lat. Uebersetzung von Tatians Evangelienharmonie (*ἓν ἐκ τεσσάρων*). Sodann wird Otfrieds Gedicht, als das jüngere, bei Seite gelassen, zwischen den beiden andern Dichtungen aber und deren Entstehungsweisen eine solche Aehnlichkeit gefunden, daß der Verf. sich zu der Vermuthung berechtigt hält, Cädmons Paraphrase der heil. Schrift sei durch Ludgerus von England in das Münsterland gekommen und daselbst dem Verf. des Heliand als Muster vorgelegt worden. Schmeller und Grimm halten die Sprache des Heliand für die Sprache des Münsterlandes, wo Ludgerus bis 809 Bischof war. Zurückgewiesen wird daher die Bestimmtheit, mit der Vilmar sagt, der Heliand sei 830 entstanden.

Sodann geht der Hr. Verf. auf Inhalt und Form des Gedichts näher ein. Dasselbe zeichnet sich durch objective Ruhe und epische Einfachheit vor Otfrieds Dichtung aus, wie dies von allen Kennern der Literatur, allzu bewundernd von Vilmar, behauptet ist. Die Auffassungen des Dichters sind alle ächt deutsch. Wie in der Aeneide Heinrichs von Veldeke und im Alexanderliede des Pfaffen Lamprecht die plastischen Helden, so müssen hier die Männer und Frauen des Evangeliums sich's gefallen lassen zu Recken, Degen oder mannigfaltigen Maiden gemacht zu sein. Heidnischer Anklänge und Erinnerungen finden sich weniger mehr darin, und keine Verstimmung über den Verlust der alten Götter, worauf man bei Auffindung des Gedichtes mit Bestimmtheit rechnete.

Die Form des Gedichts ist, wie bei allen ältesten, namentlich den heidnischen Resten unserer Literatur, der alliterirende Vers, in welcher Form der Heliand in einer sehr gelungenen Uebersetzung wiedergegeben ist von K. L. Kannegießer in Berlin 1847. Herr Püning theilt nun zunächst in einzelnen Beziehungen und Ausdrücken, sodann aber in Auszügen mit der kannegießerschen Uebersetzung Proben des Gedichtes mit, so daß der Leser zum Schlusse noch wenigstens einen Klang, man könnte sagen: die Tonart der Dichtung mit auf den Weg bekommt. Zwischen das Original und Kannegießers alliterirende Uebersetzung ist als Vermittlung die wörtliche Uebersetzung eingeschoben, so daß auch dem Unkundigen das Verständniß des Wortlautes nicht entgehen kann.

So zeigt die Arbeit sowohl in ihren vorangehenden wissenschaftlichen Untersuchungen, als auch in den mitgetheilten Proben Gediegenheit und Gründlichkeit, neben dem anerkennenswerthen Streben, ihren Gegenstand klar und selbst dem ungeübten Auge erkennbar hinzustellen.

A. St.

Ueber die schriftstellerische Thätigkeit Thomas Abbt's. Von Dr. Geisler. Progr. des kön. Friedr. Wilh. Gymn. zu Breslau. 1852.

Die Abhandlung soll zur Vervollständigung des Aufsatzes von Prutz über Abbt im literarhistor. Taschenbuch 4. Jahrg. dienen, und zeugt von fleißiger Benutzung der Abbtschen Schriften und gewandter Zusammenstellung des Zusammengehörigen. Der Verf. betrachtet Abbt im Verhältniß zu dem größten seiner Zeitgenossen, zu Lessing, zeigt das Interesse, welches Abbt an Lessings Schriften nahm, die Eigenschaften, welche Abbt auszeichneten, besonders seine überwiegende Einbildungskraft, und weist nach, wie diese ihn zum Schwanken im Urtheilen und Entscheiden führten, während sein Sinn für Wahrheit ihn auf Lessings Seite zog. Als Grundrichtung in allen seinen Schriften wird erkannt die Vorliebe für die Betrachtung des Menschen nach seinen Kräften, Pflichten und Verhältnissen, deutlich sichtlich an seiner portugiesischen Geschichte. Der Einfluß seiner Berliner Freunde zeigt sich bei seinen philosophischen Arbeiten; es ist auch ihm besonders zu thun um Klarheit der Begriffe; seine Abhandlung vom Verdienste ist eigentlich nur eine Begriffsbestimmung. Seine Methode ist die, welche wir auch in Lessings ersten Briefen an Mendelssohn bemerken, nämlich durch Beispiele aus der Geschichte oder dem Leben eine Behauptung zu prüfen; in dem Gebrauche der Metapher aber verstößt er oft gegen den Geschmack. Um die Bereicherung der deutschen Sprache durch neue Wortbildungen hat er sich verdient gemacht; viele seiner Bildungen haben sich erhalten. Sein Stil ist im Allgemeinen körnig, auch liebt er die dialogische Form, in beiden zeigt er sich als Schüler Lessings. Am wichtigsten ist seine journalistische Thätigkeit, auf die der Verf. nicht eingeht, da sie von Prutz auseinandergesetzt ist. In Bezug auf seine wichtigste Schrift vom Verdienste verweist Ref. noch auf Schillers Briefw. mit Körner I. 55 fg. **Hölscher.**

Niclasens von Weyl XI. Translation: Proceß des Hieronymus auf dem Concil zu Costnitz. Mit Poggius lateinischem Urterte sowie mit sprachlichen und literarhist. Anmerkungen. Vom Oberlehrer Dr. Niemeyer. Programm der höhern Stadtschule zu Crefeld 1852.

Die Schrift, welche das obige Programm enthält, nimmt in mehrfacher Hinsicht unser Interesse in hohem Grade in Anspruch. Der Gegenstand an sich ist geeignet einen tiefen Eindruck zu machen; dazu ist die Darstellung seines Processes durch Poggius, den Secretär des Papstes Johann XXIII. auf dem Concil zu Costnitz, meisterhaft, die Begeisterung des Hieronymus, seine ausgezeichnete Rednergabe ist auf seinen bewundernden Geschichtsschreiber übergegangen. In der Wahl des Briefes des Poggius zur Uebersetzung zeigt Niclas von Weyl, wie mächtig schon der Geist des classischen Alterthums sich von Italien her in Deutschland Bahn bricht und den ritterlichen Geschmack so wie den Scholasticismus verdrängt; auf der andern Seite hatte er aber auch ein religiöses Interesse; er setzt damit den durch Huß und Hieronymus begonnenen Kampf gegen Aberglauben und geistlichen Fanatismus fort und widmet daher seine Schrift dem empfänglichen Grafen Eberhart von Würtemberg. Außerdem ist Niklas Weyl in sprachlicher Hinsicht wichtig. Er hat die Ausbildung der deutschen Prosa wesentlich gefördert, und zwar durch die Nachahmung der lateinischen Sprache, ohne aber dabei sclavisch zu verfahren, wenngleich die mehrfachen Erscheinungen, z. B. in der ungewöhnlich häufigen Anwendung des Accus. cum Infin., der Wortstellung, dem relativen Anfang der Sätze das römische Colorit besonders stark hervortritt; durch das Anschmiegen an die lateinische Form hat aber die deutsche Sprache sich frei zu entwickeln gelernt. Die Sprache Weyl's ist die der Uebergangszeit, es ist ein Gemisch von Ueberresten des Mhd. und Anfängen des Nhd., die obersächsische Mundart mit Idiotismen,

schweizerischen, schwäbischen und elsaßischen Besonderheiten gemengt. Durch die Betrachtung dieser sprachlichen Seite, die Vergleichung mit dem Mhd. und Nhd., die den größten Theil der Abhandlung einnimmt, S. 12—29, hat sich der Verf. ein wesentliches Verdienst um die Kenntniß nicht blos des Autors, sondern der ganzen Uebergangsperiode erworben. Wenn in dem Vorwort derselbe die Ueberzeugung ausspricht, daß, wenn die deutsche Grammatik auf höheren Lehranstalten betrieben werden soll, dies nur auf historische Grundlage geschehen dürfe, so muß ihm Jeder beistimmen, der weiß, welche Verkehrtheiten durch die gangbare Methode und die gangbaren Lehrbücher in die Köpfe der Knaben gebracht und grade in dieser falschen Wissenschaft der hartnäckigste Feind eines gründlichen Studiums der deutschen Sprache großgezogen wird.

H.

Schiller's Glaube an die Unsterblichkeit der Seele von Dr. J. Bartsch. Programm der Königstädtischen Realschule in Berlin. 1852.

Der Verfasser, bekannt durch seine Biographie des berühmten Berliner Lehrers Carl Seidel (Carl Seidel, sein Leben und Wirken. Plahnsche Buchh. 1844) hat einen Gegenstand von allgemeinem und zeitgemäßem Interesse zur Sprache gebracht, und denselben mit pädagogischem Tacte behandelt. Es lag die Gefahr nahe, die negirende Periode in Schiller vor die Augen der Leser, unter denen auch seine Schüler zu rechnen waren, zu bringen; doch ist er geschickt derselben ausgewichen, indem er jene Zeit der Krisis nur angedeutet hat. Was er uns gegeben, tritt ohne Prätension der Vollständigkeit und des Abschlusses auf; vielmehr bietet es sich nur als ein Resultat aus Zusammenstellung Schiller'scher Gedanken über Unsterblichkeit und früherer Urtheile von Erklärern und Biographen des Dichters dar. Dennoch ist es eine ziemlich vollständige, chronologisch geordnete Sammlung von Beweisstellen, um die sich die Urtheile Andrer und Reflexion des Verfassers als rother Faden windet. Je unscheinbarer die Arbeit ist, desto umfangreicher war die Prüfung der vorhandenen Materialien, wie sich dies aus den Anmerkungen ergiebt. Anknüpfend an ein Motto aus Lessings: Rettungen des Horaz, spricht der Verf. seine unbegränzte Verehrung gegen den unsterblichen Dichter und die innere Berufung aus, ihn gegen die lauten und stillen Feinde zu vertheidigen, die ihm den Glauben an Unsterblichkeit absprechen. Nach einem einleitenden Gemälde der religiösen Entwickelung des jugendlichen Schiller, zu denen Hofmeister und Gustav Schwab die einzelnen Züge geliehen, treten die Gedichte auf, in denen seine subjective Ueberzeugung von dem Dichter ausgesprochen ist; daran schließen sich Beweisstellen aus der Abhdlg. über Zusammenhang der menschl. Natur mit der thierischen, und die Uebergangsgedichte zur Periode der Skepsis. Diese kritische Zeit wird vom Verf. ohne Hehl anerkannt, nur einige mildernde Worte Schillers über seine Aussprüche aus dieser Zeit, und damit übereinstimmende Urtheile Hofmeisters, Schwabs und der Caroline v. Wolzogen werden angeführt. Der innere Zusammenhang des Dichters mit der Kantschen Philosophie, der einer weiteren Ausführung bedurft hätte, wird nur leichthin angedeutet, wahrscheinlich weil der sparsam zugemessene Raum eines Programms nicht mehr gestattete. — Indem der Verf. den Knaben Schiller vor unsern Augen zum Christen und Dichter und Philosophen werden läßt, führt er ihn der zweiten Periode entgegen, in welcher der Philosoph vom Dichter und Dichter und Philosoph endlich vom Christen, vom Menschen zum Glauben an Unsterblichkeit zurückgeleitet wird. Hier begegnen uns außer den tiefsten Aussprüchen in den Dichtungen über das Jenseits, in Briefen und Unterredungen des Dichters die schlagendsten Beweise. Zu den wichtigsten Documenten in dieser Hinsicht rechnen wir den Brief nach des Vaters und der Mutter Tod, und den Brief an seine Braut. — Von den Aeußerungen gegen Vertraute sind besonders die Schlußbemerkungen für des Verf. Zweck von Wichtigkeit. Daß unter den Gedichten: die Hoffnung, den

Schwerpunkt in der Beweisführung einnimmt, versteht sich von selbst; die auch auf demselben Princip, das in den Distichen Columbus ausgesprochen ist, basirt. — Sparsamer hat der Verfasser Stellen aus dem Drama angezogen; und der locus classicus an Don Carlos: Wir müssen uns trennen auf kurze Zeit, Thoren nennen es auf ewig, ist mit Recht als subjective Ueberzeugung des Dichters, der in der Person des Posa auftrete, hingestellt. Es steht zu erwarten, daß der für seinen Clienten so warm fühlende Verfasser auch bald eine ähnliche Sammlung aus den dramatischen und den übrigen Werken Schillers uns bringe, und dabei nachzuweisen suche, was rein subjectiver, oder subjectiv-objectiver, oder rein objectiver Ausdruck sei. — Doch auch ohne dies macht die kleine Arbeit einen befriedigenden, jedem Freunde des Dichters wohlthuenden Eindruck, und wird gewiß bei der Lectüre Schillers dem Lehrer und auch dem Schüler eine willkommene Handhabe sein.

Erfreulich ist es überhaupt, daß ein deutsches Schulprogramm wieder einen deutschen Heroen zum Gegenstande der Betrachtung macht, und zwar einen so allgeliebten, für den auch diejenigen Partei nehmen, die sonst die Programme nicht lesen, die Eltern, die Schüler und auch viele Lehrer.

Versuch einer Grundlage für die Vergleichung des deutschen Bestandtheils der englischen Sprache mit der deutschen Sprache vom Oberlehrer Kleinsorge. Progr. der Friedrich-Wilhelms-Schule zu Stettin. 1852.

Der Verf. dieser höchst beachtungswerthen Schrift ist von dem Wunsche geleitet, daß bei dem Unterrichte in der englischen Sprache die nahe Verwandtschaft der deutschen und der englischen Sprache zum Bewußtsein gebracht werde, und es giebt gewiß nicht zwei andere Sprachen, welche so geeignet wären, ihre tiefere und lebendigere Erfassung gegenseitig zu unterstützen. Die Abhandlung führt für die Nothwendigkeit dieser Verknüpfung die schlagendsten Gründe an und untersucht dann, wie dieselbe zu bewerkstelligen sei. Der Verf. will natürlich, daß diese Verknüpfung nicht gleich von vornherein stattfinde, sondern nur durch die ganze Behandlung jeder der beiden Sprachen für sich vorbereitet werde, und dieses könne nur durch eine wissenschaftliche Behandlung geschehen, die auf sprachgeschichtlicher Grundlage beruhe. „Wenn sich nun auch, so heißt es in der Schrift sehr treffend, — der Einführung des historischen Unterichts in der deutschen Sprache, worunter wir hier nur den Unterricht im Mittelhochdeutschen verstehen, bisher Hindernisse äußerer und innerer Art in den Weg gestellt haben, so sollte doch die neuhochdeutsche Grammatik nur nach dem historischen System und von Lehrern, die eine genügende geschichtliche Kenntniß der deutschen Sprache hätten, gelehrt werden. (!!) Wenn wir dann an die Grammatik und Lehrer der englischen Sprache dieselbe Forderung stellen, — die Forderung der historischen Grundlage — hier also noch bestimmt der Kenntniß des Angelsächsischen, so ergiebt sich, da die historische Grammatik eben in allen deutschen Sprachen denselben Grundriß aufweist, die Vorbereitung für die spätere Verknüpfung beider Sprachen von selbst."

Ref. schließt sich diesen Forderungen um so freudiger an, als er durch manchfache Erfahrungen die Ueberzeugung gewonnen hat, daß noch heutigen Tages vielleicht kein Unterrichtsgegenstand so wenig wissenschaftlich betrieben wird, als gerade das Englische. Da wird — um nur ein Beispiel anzuführen — noch an sehr vielen Orten die Tabelle der unregelmäßigen Verben nach dem A-B-C. förmlich eingepaukt, und man wundert sich dann nachher wohl gar noch, wie es doch komme, daß die Jungen in den obern Classen so sehr verdummen und ungeachtet aller Paukerei nichts sitzen geblieben sei. Doch das sind ja eigentlich allbekannte Dinge und man wiederholt sie nur, damit es doch vielleicht endlich einmal anders werde.

Die Abhandlung zeigt nun in einigen scharfen Zügen, daß und wie die engli-

sche Formlehre nach deutschem Muster behandelt werden müsse, und behauptet dasselbe mit Recht auch von der Wortbildungslehre, besonders in ihrem bedeutsamsten Theile, welcher die aus dem Deutschen stammenden Wörter betrifft. Der Versuch einer solchen etymologischen Vergleichung, wie sich der Verf. sehr bescheiden ausdrückt, wird nun im Folgenden zum Nutzen und Frommen der „Schüler" gegeben und wir möchten wünschen auch recht vieler „Lehrer". Wir erhalten eine sehr ausführliche und gründlich durchgearbeitete Zusammenstellung der Vocale und Consonanten beider Sprachen, und es knüpft sich daran eine Aufstellung der Gesetze, nach der die Vocale und Consonanten der einen Sprache denen der andern entsprechen. Da die Abhandlung bei ihren Lesern die Kenntniß des Angelsächsischen und Mittelhochdeutschen nicht wohl voraussetzen durfte, so konnte natürlich der innere Zusammenhang der Uebergänge — besonders bei den Vocalen — nicht überall genau erklärt, sondern nur durch Beispiele angedeutet werden. Bei den Consonanten, welche eher zu Ruhe gekommen sind als die Vocale, ließen sich die vermittelnden Uebergänge ersichtlicher darlegen, und so finden wir denn, daß die Abhandlung nach genauer Auseinandersetzung der doppelten Eintheilung der Consonanten (nach den Sprachwerkzeugen und dem Stufengange von der Tenuis zur Media, Aspirata und Spirans) in den einzelnen Fällen das Gesetz der Lautverschiebung aufstellt, wonach der englischen Tenuis die deutsche Aspirata, der englischen Media die deutsche Tenuis, der englischen Aspirata die deutsche Media entspricht. Bei dem im Englischen vorhandenen Drange nach Kürze, der sich zum Theil auch in der Vocalisirung der Consonanten befriedigt hat, ist es dann auch sehr dankenswerth, daß die Abhandlung den Zusammenhang der Vocale mit den einzelnen Organen und den von diesen hervorgebrachten Consonanten in verschiedenen Fällen nachweis't. Ref. wird bei einer andern Gelegenheit auf die Resultate dieser großentheils auf Grimm's Grammatik gestützten Studien näher eingehen und fügt deshalb für jetzt zum Schlusse nur noch ein Wort des Verf. an, welches heißt: „Die ganze Art der Behandlung des Unterrichts in den Sprachen wird freilich da keinen Beifall finden, wo man nur dahin strebt, auf dem kürzesten Wege eine Sprache in einem gewissen Umfange und zu bestimmten Zwecken sprechen und schreiben zu lehren. Wahre Bildung giebt aber nur wahre Wissenschaft, und der Unterricht in den Sprachen kann nur da wirklich wissenschaftlich getrieben werden, wo die Muttersprache zum Mittelpunkt gemacht wird."

Vom Gebrauche des Accusativ's im Englischen von Dr. Wegener. Progr. der Löbenichtschen höheren Bürgerschule in Königsberg. 1852.

Nach einer kurzen Auseinandersetzung der Casus im Allgemeinen wird der Accusativ als derjenige Fall angenommen, welcher ursprünglich das Uebergeben auf einen Punkt bezeichne, woraus sich zuerst seine Anwendung bei derjenigen Classe der objectiven Verba erklären lasse, welche man allgemein Verba transitiva nennt. Es werden hierbei die Verba objectiva aufgeführt, welche im Deutschen den Dat., im Englischen aber den Accus. bei sich haben, und die Abhandlung geht sodann auf die große Zahl englischer Verben näher ein, welche bei ein und derselben Form subjective und objective Bedeutung haben. Hierauf wendet sich der Verf. zu den eigentlich subjectiven Verben, die aber einen objectiven — transitiven — Sinn annehmen und zeigt, wie hier theils Substantiva von gleichem etymologischen Stamme, theils auch Accusativa von verwandter Bedeutung beigefügt werden und wie sich allmählig, nachdem man an solche Hinzufügungen gewöhnt war, der Kreis noch weiter ausgedehnt ward und man endlich Redensarten gebrauchen konnte wie z. B. He dreamt relief. I did not sleep a wink u. s. w. Die Verba drücken als Prädicate einen zeitlichen Zustand aus und es kann ihnen deshalb ein Adverb. temp. hinzugefügt und natürlich auch dieses reine Adverb durch adverbiale Begriffe ersetzt werden; wir finden

hierbei die Dauer der Zeit entweder ganz allgemein angegeben (z. B. some days), oder von der Vergangenheit aus bis in die Gegenwart sich erstreckend (wo dann gewöhnlich this oder that dabei steht — das deutsche seit) — oder endlich von der Gegenwart aus in die Zukunft gehend; als verwandt hiermit bezeichnet der Verf. den Accus. zur Angabe der Zeit, während oder innerhalb welcher etwas geschieht.

Der vierte Abschnitt weiset nach, wie der Accus. auch gebraucht wird zur Angabe eines Zeitpunktes, wann ein Zustand oder eine Handlung stattgefunden hat, und zeigt zugleich wie hierbei in den meisten Fällen eine nähere Bestimmung hinzugefügt werde, nämlich 1) der bestimmte Artikel mit einem Adjectiv oder mit einem sich anschließenden Relativsatze, oder einer andern Bestimmung, 2) one, 3) the other, 4) the very, this oder that very, 5) next, the next, 6) last, the last. Eine andere Art der Zeitbestimmung ist dann noch bemerkt, welche die Wiederholung in der Zeit auf die Frage „wie oft" durch den Accus. ausdrückt, und die Abhandlung verfolgt hier den Sprachgebrauch bis in die kleinsten Nüancen. Hierauf wird die Classe der subjectiven Verba ausführlich behandelt, welche eine Bewegung im Raume ausdrücken, und dann der Gebrauch des Accus. bei Angabe des Werthes besprochen, welcher sich auf einen Accus. des Raumes gründet; sehr anschaulich wird es durch die weitere Auseinandersetzung, wie der zeitliche und räumliche Gebrauch des Accus. den Weg bahnte zu dem überhaupt adverbialen Sinne dieses Casus. Nach einer kurzen Betrachtung des scheinbar absolut gebrauchten Accus. bespricht der Verf. die Anwendung eines doppelten Accus. bei verschiedenen Verben und schließt mit einigen Bemerkungen über den Accus. bei Interjectionen und eine Enallage der Casus, indem nämlich zuweilen der Accus. statt des Nomin. gebraucht wird und umgekehrt der Nomin. statt des Accus.

Der Druck der englischen Beispiele ist ziemlich correct, obwohl nicht ganz fehlerfrei, z. B. Seite 1. tho statt the, Seite 11. dayly statt daily u. dergl. mehr; besonders störend ist es aber, daß das J ganz consequent statt des I gebraucht ist.

Etude sur les oeuvres poétiques de Frédéric le Grand. Von Prof. de la Harpe. Progr. des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Berlin. 1852.

Der geschätzte Verf. dieser interessanten Abhandlung ist den Lesern dieser Zeitschrift bereits durch seine Schrift über die philosophischen Schriften des großen Königs bekannt, welche in dem Progr. des Berliner Collège français erschien und hier besprochen worden ist, und ebenso darf man wohl auch annehmen, daß Vielen die Abhandlungen zu Gesichte gekommen sein mögen, welche Herr de la Harpe über die historischen Schriften Friedrichs II. in dem Journal français de Berlin (1847. 43. 44. u. 45.) veröffentlicht hat. Wie die Person großartiger Männer gewöhnlich entweder ganz geliebt oder ganz gehaßt wird, so haben auch die Gedichte Friedrichs des Großen theils enthusiastische Bewunderung, theils den ungemäßigtesten Tadel und Hohn gefunden. Der Verf. unserer Abhandlung, welcher bekanntlich bei der letzten großartigen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen (Berlin bei Decker) sehr thätig gewesen ist, hat es unternommen, der poetischen Abtheilung des Werkes, welche den Schluß des Ganzen ausmacht, eine höchst umsichtige und gründliche Würdigung zu widmen, welche den Freunden der franz. Literatur äußerst willkommen sein wird. In der Einleitung giebt der Verf. zu, daß die Gedichte oft uncorrect und prosaisch seien and an Härten, Barbarismen und Germanismen wie auch an Verstößen gegen die Regeln der Verskunst nicht eben Mangel litten, daß man indessen in den Versen überall den großen Mann wieder finde, den Denker und Monarchen, welcher sein ganzes Jahrhundert beherrschte, daß man immer mehr zu bewundern als zu tadeln habe, und der König offenbare in diesen Versen gerade einen bedeutungsvollen wichtigen Theil seines ganzen Wesens und Seins. Die Abhandlung schildert uns die Vorliebe Friedrichs für literarische Ar-

beiten überhaupt und Verse im Besondern, wie er in dieselben seinen Kummer und seine Schmerzen versenkt, wie er in ihnen seine höchste Freude, seinen besten Genuß gefunden habe. Er äußert hier ohne allen Rückhalt seine innersten Gefühle und läßt uns gleichsam einem Drama beiwohnen, welches sich in der Tiefe seiner großen Seele vor unseren erstaunten Blicken entwickelt. Ist nun freilich auch nicht das Geringste völlig werthlos, was einen solchen Mann näher berührt, so kann man dennoch nicht verkennen, daß seine Schöpfungen nicht alle von gleicher Bedeutung sind und einzelne nur wegen ihres Ursprungs Beachtung verdienen.

Man kann es nur billigen, daß sich die Herausgeber keine Correcturen erlaubt, sondern mit der gewissenhaftesten Treue Alles so wieder gegeben haben, mit allen Mängeln und Seltsamkeiten, wie sie es in den Handschriften vorfanden. Der königliche Dichter hat sich fast in allen Arten der Poesie versucht und wir finden von ihm epische Gedichte, Erzählungen, Epigramme, Satyren, Comödien, philosophische Episteln u. s. w., aber vorherrschend war seine Richtung didaktisch und moralisirend. Die Oden, welche der Zahl nach etwa 20 sind und Malherbe und J. B. Rousseau zum Vorbilde haben, verdienen das geringste Lob. Ihr Inhalt ist großentheils philosophisch oder behandelt in moralischem Tone irgend einen Gegenstand, welcher den König gerade lebhaft beschäftigte, z. B. Kunst und Wissenschaft, das Vaterland, die Freundschaft u. s. w. Der Verf. vorliegender Schrift bemerkt darüber sehr richtig: „L'ode, la forme la plus brillante de la poésie, exige des trésors d'enthousiasme et d'imagination; et ces qualités manquent souvent à Frédéric.“ — Es werden hiervon indessen mehrere Ausnahmen geltend gemacht und namentlich ist der Werth der herrlichen Ode sur le Temps in das richtige Licht gestellt; am Schlusse heißt es dann weiter: „Quant aux Odes, ce qui leur donne du prix, ce ne sont pas tant leurs qualités poétiques que les pensées qu'elles renferment, et la lumière qu'elles répandent sur l'âme de leur auteur. Souvent elles sont froides et traînantes, et l'expression a plus de pompe que d'ampleur et d'enthousiasme. Enfin l'imitation des modèles que nous n'acceptons plus sans réserve s'y fait trop sentir.“

Von den größeren Gedichten erscheint dem Verf. l'Art sur la Guerre als das beachtungswertheste und die Abhandlung legt dar, wie sich hier die Seele und der Geist des Mannes in einem eben so günstigen Lichte zeige, als das Talent des Dichters und die Wissenschaft des vollendeten Taktikers. Der einfache aber großartige Plan des herrlichen Meisterwerks wird bis ins Einzelne anschaulich dargelegt, und man sieht so recht, wie der König von seinem Gegenstande ganz erfüllt war und sich wirklich nirgends in hohlen Phrasen ergeht. Hieran knüpft sich eine kurze Analyse des Palladion, welches der Pucelle von Voltaire nachgebildet war, und ungeachtet seines raschen Rhythmus und stellenweise leichten und lebhaften Styles ist von H. d. l. H. in seiner tadelnden Kritik die leichtfertige Tendenz des Ganzen mit gerechter Strenge beurtheilt. La Guerre des confédérés, welches erst 1771 geschrieben ward, erscheint in der Beurtheilung als das Werk eines älteren Mannes, dem es für seinen Gegenstand an der nöthigen Frische und Munterkeit fehlt und der diese Schrift mehr wegen einer Tendenz als aus eigentlicher Begeisterung abfaßte.

Die Zahl der kleinen Erzählungen und Fabeln, welche im Einzelnen ganz kurz gewürdigt werden, ist nur klein und ihr Werth ebenfalls gering; „on regrette, heißt es, l'absence de deux qualités indispensables du genre, la naïveté et la bonhomie.“ Dasselbe wird auch über die Versuche in der Comödie gesagt, wo es den Charakteren und Situationen an Wahrheit und Natürlichkeit und dem Dialoge an Wärme, Anmuth und Zartheit fehlt.

Ein ganz besonderes Interesse bieten nach der Abhandlung des Herrn de la Harpe die sogenannten poésies intimes, welche so ganz gelegentlich aufgeschrieben wurden und gleich wie Selbstbekenntnisse angesehen werden können. In den Epîtres morales giebt uns der Dichter eine fast vollständige Darlegung der Grundsätze und Theorien, von denen sein Leben die praktische Anwendung war. Die höchst interessanten Episteln werden von unserem Verf. auch einander kurz analysirt,

und man erstaunt über den Reichthum an Ideen, der in diesen Schöpfungen verarbeitet ist; stehen auch die Epîtres familières, zu welchen sich die Abhandlung sodann wendet, in Beziehung auf Ton, Geschmack und Form etwas zurück, so gebührt ihnen doch wie auch den Pièces diverses, den eigentlichen Gelegenheitsgedichten, unsere besondere Theilnahme. Vorzugsweise soll dieses von den Schöpfungen der Jahre 1757 bis 1774 gesagt werden können, welche meistens an nahe Freunde des Königs gerichtet waren. Nach einer kurzen Besprechung der Mélanges littéraires, welche vorzugsweise einen satirischen Charakter haben, faßt die Abhandlung schließlich das Urtheil über den Werth der Gedichte Friedrichs des Großen in folgenden Worten zusammen, welche hier unverkürzt stehen mögen:

Quelle opinion les Poésies du Roi nous donnent-elles de son talent et de lui-même? Et d'abord est-il vraiment poëte? Si l'on ne donne ce nom qu'aux hommes qui réunissent toutes les qualités par lesquelles on peut le mériter, l'imagination brillante, la profondeur et la délicatesse du sentiment, le goût, la grâce, l'expression enfin, il est impossible de dire que Frédéric soit un poëte complet. Effectivement il a de l'imagination, mais elle n'est pas toujours réglée par un goût pur et fin; il a du sentiment, mais la douceur et la tendresse lui manquent. Son idéal poétique est trop près de terre. Cependant il trouve souvent des paroles élevées, énergiques, touchantes même, et, tout rebelle qu'est l'instrument dont il se sert, il y a dans ses Oeuvres bien des endroits où la critique n'a rien à reprendre. L'incontestable facilité avec laquelle il compose, et le besoin qu'il éprouve sans cesse de plier, comme dit André Chénier, ses accents aux douces lois des vers, doivent aussi être pris en considération. On ne saurait donc sans injustice, surtout si l'on se rappelle qu'il n'est pas Français, lui refuser parmi les poëtes un rang honorable encore, et une assez belle place. Mais si Frédéric a, comme écrivain, des égaux et même des supérieurs, comme homme il n'en a pas. Les défauts de sa poésie tiennent à la nature de son esprit, à son éducation, à la langue dont il se sert, tandis que tout ce qu'elle renferme de beau vient de son noble coeur et de sa raison supérieure. Nous retrouvons toujours en lui le monarque juste et humain, le sage et libre penseur, l'homme laborieux, modeste, sensible, disposé à pardonner, fidèle à ses amis et à sa parole; surtout il pratique la religion du devoir et l'abnégation autant qu'il est possible de le faire.

Hg.

Miscellen.

Actual in der Bedeutung „dermalig, gegenwärtig".
(vgl. Archiv VII, 73; IX, 161; X, 172.)

Eine vor Kurzem für Gersdorf's Leipz. Repertorium geschriebene Recension der neuen Ausgabe des Webster brachte mir zufällig eine Streitfrage in's Gedächtniß, an der Hr. Dr. Voigtmann vor einiger Zeit in diesen Blättern, mehr beißend als beweisend, Theil genommen hat.

Unter anderen Fortschritten des trefflichen amerikanischen Werkes erwähnte ich dort die außerordentlich sorgfältige Beachtung des Sprachgebrauches, mit welcher der Verfasser bemüht gewesen ist an tausend Stellen die Lücken zu füllen, welche bei einem lexikalischen Werke unvermeidlich sind. Ein Beispiel hiervon nun findet sich unter dem Worte Actual, bei welchem Webster die früher nicht bemerkte Bedeutung zu den vier bereits vorhandenen in besonderer Rubrik einschaltet: 3. existing at the present time; as, the a c t u a l situation of the country. Diese Entdeckung war mir um so willkommener, als sie den Beweis liefert für die Richtigkeit meiner Voraussetzung*), daß die in Frage stehende Bedeutung des Wortes von den englischen Lexikographen einfach übersehen worden sei; eine Voraussetzung oder vielmehr eine sichere Ueberzeugung, die sich bei mir beiläufig auf Tausende anderer Wörter und Bedeutungen erstreckt. — Ich könnte mich mit diesem Zeugnisse eines englischen Lexikographen begnügen oder auch vielleicht dasselbe nach Hr. Dr. Voigtmann's Weise ausbeuten, um über seine „völlige Unkenntniß" des jetzigen Sprachgebrauchs, sowie der neuern englischen Lexikographie, u. s. w. zu ironisiren, wenn mir an solchem unritterlichen Kampfe das Mindeste läge. —

Nur noch eine Thatsache sei erwähnt, die sich mit Phrasen nicht wird beseitigen lassen, und welche Hrn. Dr. Voigtmann's „völlig falsche Auffassung" eines kurzen englischen Satzes darthut, ohne daß ich daraus in Hrn. Dr. Voigtmann's kühner Folgerungsweise seine „totale Unkenntniß der Sache" oder den „trostlosen Zustand" seiner oder anderer lexikalischen Versuche darthun will.

Im Archiv (VII, 75) war ein Beispiel von mir gegeben worden, dessen Hauptinhalt ich hier kurz wiederholen will: das Athenæum erzählt, daß im Jahre 1847 ein Breslauer Schneider, Hr. Bauer, der zufällig im Besitze eines von Friedrich dem Großen geschriebenen Briefes war, diesen Brief an den jetzigen König (Friedrich Wilhelm IV.) eingesandt habe und statt aller Belohnung „he asked as his reward only an autograph letter of the a c t u a l king"; dieses actual will Hr. Dr. Voigtmann auf Friedrich den Großen beziehen und gesteht selbst in dieser seiner (falschen) Auffassung die Uebersetzung von actual durch jetzig zu. Da aber das Geschichtliche der Sache ist, daß der Schneider einen eigenhändigen Brief von Friedrich Wilhelm IV. gewünscht hat, wird sich Hr. Dr. Voigtmann wohl mit meiner Erklärung begnügen müssen. Ich will ihm vollständig überlassen seinen beleidigenden Ton in das Geständniß umzustimmen, selbst geirrt zu haben, oder auch,

*) Nach Hr. Dr. Voigtmanns Worten (Archiv IX, 165) „d u r f t e" ich nämlich die Voraussetzung nicht wagen, daß Johnson, Webster, Richardson blos v e r s ä u m t hätten, die fragliche Bedeutung in ihre Wörterbücher aufzunehmen!

was sich eher vermuthen läßt, etwa die Behauptung aufzustellen, daß meine „englischen Gewährsmänner" nicht so gut englisch gekonnt haben, als Hr. Dr. Voigtmann selbst, dessen Autorität mir aber mindestens die des Webster und des Burke (denn aus diesem belegt Webster die oben angegebene Bedeutung) für den gegenwärtigen Fall nicht aufwiegt. — Schließlich verweise ich auf die Geschichte einer großen Anzahl englischer Wörter (vgl. Archiv IV, 130—156), die gegenwärtig vollkommenes Bürgerrecht haben, obgleich sie eine Zeit lang ganz anderen Stürmen der englischen Kritik ausgesetzt waren, als der ist, den Hr. Dr. Voigtmann jetzt gegen das arme Wörtchen Actual in seiner Bedeutung „dermalig, gegenwärtig" anzufachen „versucht". Tadel und Satire werden auch hier verrauchen, während die Sprache selbst mit sicherem Tacte das Brauchbare beibehält, das Unnütze ausscheidet (Archiv VII, 147).

Leipzig. Dr. **Felix Flügel.**

Ueber den imperativ in der französischen sprache.

Das präsens des imperativs hat in den indisch (asiatisch)-europäischen sprachen ursprünglich die stammform des verbs, wie dieselbe im präsens des indikativs erscheint, und er unterscheidet sich von dieser tempusform nur durch die personal-endungen.[1]) Eine ausnahme macht jedoch die 1ste person, die eine dem konjunktiv oder let ähnliche form zeigt,[2]) und im zend wirklich als konjunktiv gebraucht wird[3]).

Im neufranzösischen stimmt das präsens des imperativs in der 1sten person plur. und 2ten person sing. und plur. mit dem präsens des indikativs, in der 3ten person sing. und plur. mit dem präsens des konjunktivs genau überein, selbst in betreff der personal-endungen. Die verben être, avoir und vouloir haben auch in der 1sten person plur. und 2ten person sing. und plur. eine dem konjunktiv gleiche form, eine eigenthümlichkeit, die sich auch in andern romanischen sprachen findet.

Sind diese formen nun wirklich imperativen, oder sind sie theils indikativen, theils konjunktiven?

Was die 1te person plur. und die 2te person sing. und plur. betrifft, so kann ich diese, in berücksichtigung der analogie des italienischen und spanischen, nur für imperativen halten. Die personal-endung s erkläre ich, wie bei der 1sten person sing., als euphonischen buchstaben.

Die 3te person sing. und plur. halte ich hingegen für konjunktiven, mit optativischer bedeutung, nicht allein wegen ihrer form, sondern auch weil sie gewöhnlich mit que verbunden sind; auch habe ich sie bereits in meiner grammatik als solche erklärt.

Die 1ste person plur. und 2te person sing. und plur. von être, avoir und vouloir endlich halte ich jetzt, wider meine frühere, in meiner grammatik ausgesprochene ansicht, auch für konjunktiven, weil sois und aie sich nicht mit es und habe vermitteln lassen, und weil vom lat. volere, der bedeutung wegen[4]), kein imperativ gebildet wird.

Dies meine ansicht über einen punkt der französischen grammatik, in welchem wir bis jetzt, wie in vielen andern, ohne weitere erörterung den französischen grammatikern gefolgt sind.

Bielefeld. **Franz H. Strathmann.**

---

[1]) Bopp, vergleichende grammatik, §. 177 u. f. [2]) Ebendaselbst, §. 722. [3]) Ebendaselbst §. 725. [4]) Einige französische grammatiker (s. Girault-Duvivier, ch. V, art. XII, §. III) wollen veuillez auch nicht als imperativ zulassen.

Die Romanze vom Grafen Alarcos.

Das Interesse für die ältere spanische Literatur, das in Deutschland von der romantischen Schule hervorgerufen war, ist zugleich mit ihr erloschen; wenigstens beim nicht speciell literarischen Publicum findet dieselbe trotz der neueren verdienstlichen Bemühungen eines Schack, Huber, Clarus, Wolf, Regis u. s. w. nur noch schwachen Anklang. — Man schwärmt nicht mehr für Rittterehre, Minnedienst und Vasallentreue, man blickt nicht mehr rückwärts ins Sagendunkel der Vergangenheit, sondern vorwärts in die drängende Gegenwart und die dämmernde Zukunft, die der Poesie ganz andere Probleme darbietet, als jene zugleich mit der mittelalterlichen Anschauungsweise überwundenen. — — Wozu denn eine Uebertragung des Conde Alarcos, den schon Friedrich Schlegel zu einem wunderlichen, überkünstelten, seiner Zeit viel verspotteten Drama benutzte? — Die Antwort liegt in der hiermit ausgesprochenen Hoffnung, daß gerade diese, so viel ich weiß, noch nicht ins Deutsche übertragene, von einem Anonymus wahrscheinlich aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende Romanze, eine der ältesten unter den romances caballerescos des romancero, von der Bouterweck und Sismondi nur eine Inhaltsanzeige geben, auch jetzt noch allgemeineres Interesse gewähren könne. — Sie entwirft in volksthümlich naiver, episch geschwätziger, aber zugleich dramatisch erschütternder Weise ein bedeutungsvolles Gemälde ihrer Zeit und das dieselbe beherrschenden Princips. Der so oft in der Poesie des Mittelalters emportauchende Conflict zwischen Vasallentreue und persönlichem Recht ist in ihr zur höchsten tragischen Spitze emporgetrieben. Daß der Monarch die Ermordung seines Weibes als ein Opfer für die königliche Ehre verlangt, ist nach damaliger spanischer Anschauungsweise ganz in der Ordnung, er hat dazu ein traditionelles Recht:

„Denn der Kön'ge Ruf zu retten,
Starben manche schuldlos schon,"

auch daß der Graf ohne Widerspruch dies Opfer bringt, wird Niemanden wundern, der aus spanischen Dramatikern die Religion der Ehre und ihre unabweislichen Gebote kennt.

Was aber dem Gedichte eine höchst eigenthümliche Bedeutung giebt, ist der unerwartete Ausgang desselben, in dem die sich selbst einseitig und willkührlich bestimmende Gerechtigkeit von der göttlichen Strafe ereilt wird. — Er beweist, daß das Volksbewußtsein, als dessen unverkünstelter Ausdruck diese einfache Romanze angesehen werden darf, diesen ethischen Conflict auf andere Weise löst, als die späteren ritterlichen Dichter thaten.

Der Kern dieser Romanze, das wird doch jeder zugeben, ist übrigens ein ächt dramatischer, der trotz Schlegels mißlungenem Versuche einen neueren Dichter reizen könnte.

Obgleich der alte Erzähler im höchsten Grade kunstlos verfährt, Nebendinge weitläuftig behandelt und Wesentliches, selbst die Katastrophe, nur kurz andeutet, so enthält sein Gedicht bei allen seiner Auseinandersetzung bedürfenden Mängeln doch Schönheiten und einzelne, durch Kraft und Naturwahrheit rührende und ergreifende Züge, die vielleicht ein neuerer, bewußtvoll suchender Dichter nicht gefunden hätte, und überragt in der Situationsmalerei die meisten anderen Romanzen dieser Zeit. —

In meiner Nachbildung gab ich so viel wie möglich das Original selbst mit seinen Rohheiten und seiner Unbeholfenheit wieder, ich verwischte, verschönerte und verbesserte Nichts. — Ob es mir jedoch gelang, die kraftvolle Naivetät und populare Einfachheit, die Gefahr der Plattheit dabei vermeidend, ganz wieder zu geben, glaube ich kaum, habe aber um des Verses willen nichts Wesentliches am Texte verändert. — Die Romanze assonirt von Anfang bis zu Ende in ia, eine Eigenthümlichkeit, die sich im Deutschen nicht wohl wiedergeben ließ; man weiß ja wie gezwungen zum Beispiel die U-Assonanz in Tieck's Zeichen im Walde herauskommt. — Ich zog es deshalb vor, statt der Assonanzen, für die nur wenige deutschen Leser ein Ohr haben, den männlichen Reim anzuwenden, der, auf eine

reimlos austönende Zeile folgend, dem an und für sich schon so monotonen trochäischen Vierfüßler etwas mehr Wechsel und Farbe zu geben vermag.

Romanze vom Grafen Alarcos.

Einsam wohnet die Infantin,
Einsam, wie gewohnt sie war,
Doch es bietet kein Genügen
Ihr das stille Leben dar.
Denn sie siehet, wie die Blume
Ihrer Jahre schon verblüht,
Und wie doch sie zu vermählen,
Sich der König nicht bemüht.
Bei sich selber pflegt sie Rathes,
Wem sie sich entdecken kann,
Und beschließet drauf, dem König,
Wie sie es so oft gethan,
Ihr Geheimniß mitzutheilen
Und die Absicht, die sie hegt.
Schnell folgt ihrem Ruf der König,
Den ihr Bote zu ihm trägt,
Und er siehet, wie sie einsam,
Einsam, ohne Freude lebt,
Sieht wie um ihr schönes Antlitz
Mehr, als je die Trauer schwebt.
Doch er sollte bald erfahren
Was der Grund war ihrer Pein:
„Was ist das, o sagt's, Infantin
Was ist das, mein Töchterlein,
Kommt, vertraut mir Euren Kummer,
Gebt nicht hin Euch Eu'rem Leid,
Hab' ichs erst von Euch erfahren,
Hab' ich Hülfe schon bereit." —
„„Noth ists wahrlich, guter König,
Noth, daß Ihr mir Hülfe bringt,
Da Ihr mich von meiner Mutter
Als der Liebe Pfand empfingt.
Schamhaft mag ich nur Euch bitten,
Und mit Freude wahrlich nicht,
Denn die Sorge für die Tochter
War, o König, Eure Pflicht."" —
Als gehört er ihre Bitte,
Er erwiedernd also spricht:
„Jene Schuld, Ihr wißt's, Infantin,
War die Eu're, meine nicht,
Denn zum Gatten war bestimmt Euch
Jüngst der Fürst aus Ungarland,
Doch Ihr ließet nicht die Boten
Vor Euch; die er Euch gesandt.
Wußtet doch, daß hier am Hofe
Euch ein würd'ger Freier fehlt;
Den allein ich könnte nennen,
Graf Alarcos ist vermählt."
„„König, bittet Graf Alarcos,
Daß zu Tisch er Gast Euch sei,
Und mit ihm von mir dann redet,
Wenn die Mahlzeit ist vorbei,
Sagt: er soll des Schwurs gedenken,
Den er mir geschworen hat,
Dessen, was er mir versprochen,
Und warum ich nie ihn bat,
Wie mein Mann er wollte werden,
Wie sein Weib ich sollte sein.
Höchlich war ich drob erfreuet,
Fühlte nicht der Reue Pein.
Nahm die Gräfin er zum Weibe,
So gedenk' er des voll Scham,
Er ist Ursach, daß zum Gatten
Nicht ich Ungarns König nahm;
Nahm die Gräfin er zum Weibe,
So ist sein die Schuld, nicht mein.""
Als der König solches höret,
Scheint er außer sich zu sein
Bis er, ernst in sich gekehret
Zornerfüllt die Worte spricht:
„Solchen Rath, o schlimme Tochter,
Gab Euch Eure Mutter nicht;
Schlecht habt Ihr in Acht genommen
Woran meine Ehre hängt,
Ist es Wahrheit, was Ihr saget,
Ward die Eure schon gekränkt;
Seine Frau könnt Ihr nicht werden,
Nie, so lang die Gräfin lebt,
Ob durch Richterspruch die Heirath,
Ob durch Güte wird erstrebt.
In des Volkes bösem Leumund
Hängt Euch stets ein Makel an,
Zeiget, Tochter, mir den Ausweg,
Den ich selbst nicht finden kann,
Denn schon todt ist Eure Mutter,
Die mir oftmals Rath gebracht." —
„„Guter König, nun so höret
Was ich habe ausgedacht:
Tödten soll der Graf die Gräfin,
So, daß Niemand es erfährt
Und dann sagen, daß in Krankheit
Sich ihr Leben hat verzehrt.
Später geb' ich dann dem Grafen
Im Geheimen meine Hand,
Also bleibt von meiner Ehre
Jeder Makel abgewandt."" —
Drauf von dannen geht der König,
Nicht so fröhlich, wie er kam,
Sondern traurig, voll Gedanken
Ueber das, was er vernahm,
Siehet Graf Alarcos stehen
Der zu ein'gen Rittern spricht:
Lieb' und Dienst den Frauen weihen,
Glaubt mir, lohnt der Mühe nicht,

Denn umsonst sind alle Dienste,
Wenn man Treue nicht gewann,
Aber hört: was hier ich sage
Wendet nicht auf mich es an;
Früh schon hab' ich ihr gedienet,
Die ich liebte, ach, wie sehr!
Doch wie feurig auch die Liebe,
Jetzo lieb' ich sie noch mehr,
Darum paßt auf mich das Sprichwort:
Alte Liebe rostet nicht.
Aber sieh, es kommt der König,
Während noch er solches spricht;
Um ihn höflich zu begrüßen
Tritt Alarcos schnell hervor,
Und der gute König raunet
Eilig ihm dies Wort ins Ohr:
„Graf, ich lüde gern auf morgen
Euch zur Tafel bei mir ein,
Wollt bei freundschaftlichem Mahle
Ihr ein werther Gast mir sein?' —
„Herr, was Eu're Hoheit wünschet,
Bin zu thun ich gern bereit,
Eu're königlichen Hände
Küß ich für die Artigkeit.
Morgen will dr'um hier ich bleiben,
Ob mein Herz auch heim mich treibt,
Denn die Gräfin harret meiner,
Wie der Brief sagt den sie schreibt." —
Nach der Messe setzt der König
Sich zu Tisch am nächsten Tag,
Nicht, daß Eßlust ihn getrieben,
Sondern was im Sinn ihm lag,
Wollt' er jetzt dem Grafen sagen. —
Reichlich war und schön das Mahl,
Wie's dem König ziemt, die andern
Alle gingen aus dem Saal.
An der Tafel mit dem Grafen
Blieb der König noch zur Stund,
Und weshalb er ihn beschieden
Machte er ihm jetzo kund:
„Graf, ich hab' Euch mitzutheilen
Was mir keine Freude macht,
Euer feig', unedles Handeln
Hat mir Kummer viel gebracht.
Ihr versprachet der Infantin
Das, worum sie nie Euch bat,
Zur Gemahlin sie zu nehmen,
Was sie sehr gefreuet hat;
Habt ihr anders Euch besonnen,
Geh' ich, Graf, darauf nicht ein,
Aber etwas sollt Ihr hören,
Was Euch wird betrübend sein:
Tödten sollet Ihr die Gräfin, —
Meine Ehr' ists, die's verlangt, —
Dabei sagen, daß sie plötzlich
Starb, nachdem sie kaum erkrankt.
Drauf mit meiner Tochter sollt Ihr
Heimlich zum Altare gehn,
Denn die Euch so sehr geliebt hat,
Soll nicht ehrlos da mehr stehn." —
Wie er solche Worte höret,
Drauf der Graf erwidernd spricht:
„Was die Tochter Euch erzählt hat,
Leugnen kann ich's leider nicht,
Nein, nur allzuwahr ist Alles,
Wessen sie mich angeklagt.
Euch um ihre Hand zu bitten
Hab' aus Furcht ich nicht gewagt,
Die Infantin heimzuführen
Würde, Herr, mir Freude sein,
Doch die Gräfin umzubringen,
Welche schuldlos, macht mir Pein.
Denn nicht recht ist, daß sie sterbe,
Die da Böses nie gethan." —
„Guter Graf, Ihr müßt sie tödten,
So verlangt's der Ehre Pflicht,
Als es Zeit war, zu bedenken,
Wie bedachtet Ihr es nicht?
Wenn Ihr nicht die Gräfin tödtet,
Dann ist Sterben Euer Lohn,
Denn der Kön'ge Ruf zu retten,
Starben viele schuldlos schon,
Drum wird auch der Tod der Gräfin
Nicht was Unerhörtes sein." —
„Gut, ich will sie tödten, König,
Doch es ist die Schuld nicht mein,
Mögt Ihr Euch vor Gott vertheid'gen,
Wenn der letzte Hauch entschwand,
Ich verspreche Eurer Hoheit, —
Nehmt mein Ritterwort zum Pfand —
Daß Verraths Ihr mich könnt zeihen,
Thu' ich nicht, was ich versprach,
Meine Gattin zu ermorden,
Die, unschuldig, Nichts verbrach.
Guter König, drum erlaubet
Daß ich geh' in kurzer Zeit." —
„Ziehet, guter Graf, von hinnen,
Macht zur Abfahrt Euch bereit."
Weinend zog der Graf von hinnen,
Weinend, nicht mit frohem Sinn,
Denn in Trauer geht sein Denken
Zu drei lieben Kindern hin.
Noch ein Säugling ist das eine,
Das die Gräfin selber stillt,
Denn von seinen dreien Ammen
War es keiner gut gewillt,
Nahrung nahm's nur von der Mutter,
Die dem Kinde schon bekannt,
Klein noch sind die beiden andern,
Haben wenig nur Verstand.
Eh' der Graf zum Schloß gelanget,
So er bei sich selber spricht:
Wer, o Gräfin, könnte glauben,
Säh' er Euer froh Gesicht,

Daß zum letzten Mal entgegen
Ihr mir kommt in süßer Huld,
Ich allein bin der Verbrecher,
Mein allein nur ist die Schuld.
Kaum hat er das Wort gesprochen,
Tritt die Gräfin schon hervor,
Da ein Page ihr gemeldet,
Daß der Graf sich naht dem Thor.
Und die Gräfin sieht wie Trauer
Sein Gesicht umfangen hält,
Wie vom Weinen unterwegens
Seine Augen sind geschwellt,
Denn es liegt ihm schwer im Sinne,
Daß er sie verlieren soll,
Und sie ruft, im Thorweg stehend:
„Seid willkommen, liebevoll.
Doch was habt Ihr, Graf Alarcos,
Warum weinet Ihr so sehr?
Ach, Ihr seid ja ganz verändert,
Ich erkenne kaum Euch mehr,
Weder Antlitz noch Geberde
Zeigt, daß Ihr der Alte seid,
Wie ich Eure Freuden theile,
Laßt mich theilen Euer Leid.
Wenn Ihr mir es offen saget,
So verkürzt Ihr meine Pein.“
„Gräfin, Alles sollt Ihr wissen,
Wenn's dazu die Zeit wird sein.“ —
An der Tafel saß er nieder,
Aber essen konnt' er nicht,
Ihm zur Seite stehn die Kinder,
Lieb ihm wie der Augen Licht,
Und er senkt das Haupt zur Schulter,
Gleich, als ob ihn Schlaf umfängt,
Doch es hat des Auges Thräne
Bald den ganzen Tisch getränkt.
Und die Gräfin, die von allem
Diesem Nichts begreifen kann,
Waget nicht, ihn drum zu fragen,
Blickt ihn nur voll Staunen an.
Drauf erhebt der Graf sich, sagend,
Daß er will im Bette ruhn,
Und die Gräfin ihm erwidert,
Daß sie will ein Gleiches thun.
Doch an's Schlafen dachte keiner,
Wollten ehrlich sie's gestehn,
Und zur Kammer gingen beide,
Wo sie pflegten hinzugehn.
Zwei der Kinder blieben draußen,
Weil's dem Grafen so beliebt,
Nur das eine bleibt bei ihnen,
Dem die Milch die Gräfin giebt.
Und der Graf verschließt die Thüre,
Was sonst nie zu thun er pflegt,
Und beginnt, mit ihr zu reden,
Tief von Angst und Gram bewegt:
„Arme, leidensvolle Gräfin,
Euer Unglück nenn' ich groß,“ —
„Nennt mich, Graf, nicht unglückselig,
Glücklich scheinet mir mein Loos,
Eure Gattin mich zu nennen,
Kann nur Lust und Wonne sein,“ —
„Gräfin, wenn Ihr's recht bedenket,
Ist's die Quelle Eurer Pein,
Wisset, daß in früh'ren Tagen
Meine Dienste ich geweiht
Einer andr'en, der Infantin;
Euch und mir zu großem Leid
Hab ich, was ihr Freude machte,
Ihr versprochen meine Hand.
Jetzt verlangt sie mich zum Manne,
Pocht auf meines Wortes Pfand;
Sie darob zu tadeln wäre
Weder Recht noch Billigkeit;
Mitgetheilt hat mir's ihr Vater,
Den sie darin eingeweiht,
Er verlangt von mir noch andr'es,
Drob mein Herz ist kummervoll,
Er verlangt von mir, o Gräfin,
Daß ich jetzt Euch tödten soll,
Denn er sagt: so lang Ihr lebet,
Ist mit Schmach sein Ruf befleckt.“
Hin zu Boden stürzt die Gräfin,
Von des Grafen Wort erschreckt;
Da die Sinne wiederkehren
Hebt sie so zu reden an;
„Schon bezahlt sind meine Dienste,
Und was ich für Euch gethan?
Doch wenn Ihr mich wollt verschonen,
Rath' ich, daß Ihr so es lenkt:
Sendet fort mich auf die Güter,
Die mein Vater mir geschenkt,
Dort erzieh' ich Eure Kinder
Besser, als es Jemand kann,
Und bewahre meine Keuschheit,
Wie ich stets für Euch gethan.“ —
„Nein, Ihr müsset sterben, Gräfin,
Eh' der Morgen bricht herein.“ —
„Ach, ich fühl' es, Graf Alarcos,
Wie so ganz ich steh' allein.
Denn den Vater drückt das Alter
Und die Mutter Grabesnacht,
Meinen Bruder, Don Garcia,
Hat man auch schon umgebracht.
Weil's der König hat befohlen,
Von der Furcht vor ihm bedrängt.
Nicht mein Tod ist's der mich quälet,
Weil zu sterben mir verhängt;
Doch mich quälen meine Kinder,
Die dann ohne Stütze sind;
Daß ich noch zuletzt sie sehe,
Rufet, Graf, sie her geschwind.“
„Gräfin, nie seht Ihr sie wieder
In des Lebens kurzer Frist,

Kommt, umarmet diesen Kleinen,
Der bald ohne Mutter ist.
Leid empfind' ich Euretwegen,
Wie ich's nur empfinden kann,
Helfen kann ich nicht, Sennora,
Mehr hängt als mein Leben dran.
Thuet was zu thun Euch bleibet,
Lenkt zu Gott die Seele hin."
„Guter Graf, laßt noch mich sprechen
Ein Gebet, das mir im Sinn." —
„Gräfin, eilt Euch, sagt es schleunig,
Eh' erwacht des Morgens Licht." —
„Graf, nicht lange wird es dauern,
Länger als ein Ave nicht." —
Hin zu Boden kniet sie nieder
Himmelwärts den Blick gewandt:
„Herr, ich lege voll Vertrauen
Meine Seel' in Deine Hand,
Richte nicht nach ihrem Maaße
Meiner Sünden Zahl, so groß,
Sondern richte nach der Gnade,
Die bei Dir ist gränzenlos. —
Guter Graf, schon hab' ich betend
Hin zu Gott mein Herz gelenkt,
Euch empfehl' ich jetzt die Kinder,
Die uns beiden Gott geschenkt.
Fleht zu ihm für meine Seele
Während Eurer Lebenszeit,
Eure Pflicht ist's, denn dem Tode
Werde schuldlos ich geweiht.
Gebt, ich bitt' Euch, mir den Kleinen,
Daß ich noch zuletzt ihn still',
Hütet Euch, ihn aufzuwecken,
Da er gerne schlafen will." —
„Aber jetzt vergebt mir, Gräfin,
Seht, schon bricht der Tag herein." —
„Euch, o Graf, vermag ich um der
Liebe Willen zu verzeihn,
Doch verzeih' ich nicht dem König
Und auch der Infantin nicht,
Jene ruft in dreißig Tagen
Gott, der Herr, vor sein Gericht,
Wo anheim sie werden fallen
Strafender Gerechtigkeit." —
Während noch sie solches redet,
Steht zum Mord der Graf bereit,
Ueber Haupt und Busen wirft er
Ihr ein seidenes Gewand,
Zieht es um den Hals zusammen
Mit der Kraft der nerv'gen Hand,
Läßt sie ehr' nicht wieder fahren,
Bis der letzte Odem flieht. —
Wie er so sie, eine Leiche,
Hingestreckt am Boden sieht,
Nimmt er ab ihr die Gewänder
Und die Kleider, die sie trägt,
Schleunig wird aufs Bette
Dann von ihm sie hingelegt,
Drauf entkleidet er sich selber,
Legend sich an ihre Seit',
Aber plötzlich springt er wieder
Aus dem Bett empor und schreit:
„Helft, die Gräfin liegt im Sterben,
Eilt, Ihr Diener, schnell herbei." —
Doch sie finden, als sie kommen,
Daß sie schon erblichen sei. —
Also schmählich starb die Gräfin,
Der Gerechtigkeit zum Hohn,
Aber binnen dreißig Tagen
Starben auch die andr'en schon.
Die Infantin starb am zwölften
Und der König folgt' ihr nach
Schon in fünfundzwanzig Tagen,
Drauf der Graf am fünften Tag.
Mußten Rechenschaft dort geben
Vor dem göttlichen Gericht. —
Möcht' uns allen Gnade werden,
Daß wir schaun des Himmels Licht.

Dr. **Adolph Laun.**

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

C. Forster, The one primeval language traced experimentally through ancient inscriptions in alphabetic characters of lost powers from the four continents. (London.) 21 s.

Lexikographie.

R. A. Fröhlich, Handwörterbuch der illyrischen und deutschen Sprache. 2 Thle. (Wenedikt, Wien.) 3 Thlr.

Literatur.

Gedichte der Troubadours im Versmaß der Urschrift übersetzt von K. L. Kannegießer. (Osiander, Tübingen.) 1½ Thlr.

Goethe's Sprache und ihr Geist von Dr. Lehmann. (Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt.) 1 Thlr. 24 Ngr.

E. J. Saupe, Die Schiller-Goethe'schen Xenien. (Weber, Leipzig.) 1½ Thlr.

Diez, Zwei altromanische Gedichte berichtigt u. erklärt. (Weber, Bonn.) ½ Thlr.

F. H. v. d. Hagen, Nibelungen, zweiundzwanzigste Handschrift. (Dümmler, Berlin.) 6 Ngr.

Heinr. v. Veldecke, Herausg. v. L. Ettmüller. (Dichtungen des deutschen Mittelalters.) (Goeschen, Leipzig.) 1 Thlr.

Wollheim da Fonseca, Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Literatur. (Schuberth, Hamburg.) ⅔ Thlr.

H. Döring, Schiller's Selbstcharakteristik. Nach des Dichters Briefen. (Hallberger, Stuttgart.)

L. Livet, Etudes sur la littérature française à l'époque de Richelieu et de Mazarin. I. Bois-Robert. (Paris, Techener.)

M. Lermontoff's Poetischer Nachlaß, übersetzt von Fr. Bodenstedt. 2 Bände. (Decker, Berlin.) 1 Thlr. 25 Ngr.

Spiers, Etudes des prosateurs anglais de la révolution de 1688 et du règne de la reine Anne. (Paris, Baudry.) 2 f. 50 c.

Grammatik.

K. Roth, Kleine Beiträge zur deutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung. 5. Heft. (Finsterlin, München.) ⅓ Thlr.

Louis de Coeckelberghe-Dutzele, Théorie complète de la prononciation française. 2 vols. (F. Leo, Wien.) 3 Thlr. 10 Sgr.

J. Planche, Vocabulaire des latinismes de la langue française. (Paris, Le Normand.)

B. Precht, Grammatik der spanischen Sprache. (Bremen, Geisler.) 1½ Thlr.

Hilfsbücher.

A. Knüttel, Geschichte der schönen Literatur der Deutschen, mit Beispielen. Für höhere Töchterschulen. (Groß und Barth, Breslau.) 2½ Thlr.

A. Benecke, Französische Grammatik für die unteren Klassen der Gymnasien und Realschulen (Riegel, Potsdam.) 10 Ngr.

J. G. Kitz, Methodisches Lehr- und Lesebuch zu gründlicher Einführung in die französische Sprache. (Vieweg, Braunschweig.) ⅔ Thlr.

Ch. Ploetz, Cours gradué de la langue française. II. Part. (Herbig, Berlin.) ½ Thlr.

Gisch ig, Neue genetische Methode beim franz. Unterr. (Gerold, Wien.) 1⅓ Thlr.

A. Junod, Le guide de la conversation, ou Corrigé des locutions vicieuses journellement en usage dans les salons. (Paris, Didot.)

Untersuchungen über Lessings „Emilia Galotti".

1.

Es verlohnt sich wohl der Mühe, die Einwendungen einer geflissentlicheren Prüfung zu unterwerfen, welche der berühmte Kritiker Engel in dem vierten Briefe über „Emilia Galotti" gegen die Katastrophe des Stückes erhebt. Indem er die Geschichte der Virginia mit der Geschichte der Galotti vergleicht, fällt es ihm auf, daß dort der Bewegungsgrund zu der schrecklichen That des Vaters zwiefach, hier nur einfach sei. Dort wolle nämlich der sittenstrenge Vater sein Kind vor der Entehrung sichern und der freie Römer es der Sclaverei entreißen; hier fürchte Odoardo nur Entehrung. Freilich kam für den römischen Virginius noch das Motiv der Befreiung seiner Tochter aus der Knechtschaft hinzu, welches den Italiener Odoardo nicht bewegen konnte. Denn die moderne Welt kennt eine solche Form der Sclaverei, wie sie über Virginia verhängt wurde, nicht. Eine Beraubung der Freiheit durch Gefangensetzung wäre nur sehr entfernt mit der antiken Sclaverei zu vergleichen und brauchte auch von Odoardo nicht gefürchtet zu werden, denn sie war gar nicht von dem Prinzen beabsichtigt, und wäre sie von dem Prinzen beabsichtigt worden, so wäre der Vater gerade in dem Gedanken an Gefängniß ruhig gewesen. Wenn er auch schnell nach dem Dolche griff, um den Prinzen zu ermorden, als er hörte, daß Emilia in eine besondere Verwahrung gebracht werden sollte, so geschah es nicht deshalb, weil er dabei an Einkerkerung dachte, sondern weil er wußte, daß sie dann der fürstlichen Wollust ausgesetzt war. Der Mord Emilia's scheint sich also zunächst nur aus der Furcht Odoardo's vor ihrer Entehrung zu erklären. Wenn übrigens Engel der Geschichte der Virginia schon deshalb einen unverächtlichen Vortheil zuschreibt, weil hier die gräßliche That mehr Bewegungsgründe habe, von denen einer ebenso dringend sei als der andere, so muß er selbst wenigstens in der Theorie zugeben, daß es auf die Menge der Motive nicht ankommt, sondern daß schon der

einfache Bewegungsgrund, wenn nur sonst die Situation und der Charakter helfen, in einer Intensität auftreten kann, welche ebenso entscheidend wird als zwei dringende Motive zusammen.

Eine genauere Prüfung wird aber erstens ergeben, ob Engel mit Recht in Lessings Stücke einen der Sclaverei Virginia's ganz ähnlichen Zustand Emilia's vermißt und das Befreiungsmotiv des Virginius bei Odoardo läugnet. Zweitens, ob nur Virginius einen völlig entscheidenden Bewegungsgrund zu der That hatte, Odoardo aber nicht.

So viel wollen wir von vornherein zugeben, daß alle Verhältnisse in der Geschichte Virginia's, wie es der Charakter des Alterthums mit sich bringt, einfacher, klarer, verständlicher, so zu sagen handgreiflicher sind; aber dies hindert uns nicht zu behaupten, daß Emilia's Loos sehr ähnlich und für den denkenden Zuschauer nicht minder entschieden als das Virginia's war. Virginia ist von einem Mann zur Sclavin erklärt worden, der die höchste Gewalt im Staate hat. Auch der Prinz ist unumschränkter Fürst, einer von den absoluten Regenten des 17. oder 18. Jahrhunderts. Wenn nun der Stand der Rechtlosigkeit das vorzügliche Kennzeichen der Sclaverei ist, so war in der Theorie Emilia schon dadurch rechtlos, daß sie die Unterthanin eines absoluten Fürsten war, der sein Volk ebenso behandeln darf, wie die Sclaven im Alterthum behandelt wurden. Die bloße Theorie würde freilich von gar keiner Bedeutung sein; etwas Anderes ist es aber, wenn, wie hier, die Theorie verwirklicht wird. Denn der Fürst hat sich Emilia's bemächtigt, sie war in den Händen eines Mannes, der nach Willkür mit ihr verfahren durfte und auch wollte, da ihn eine persönliche Leidenschaft dazu trieb. Der Prinz, welcher Emilien ihrer Freiheit beraubte, stand nach der Regierungsverfassung außer dem Gesetz; er war der höchste Richter im Staate, der an keinen Paragraphen gebunden war. Emilia war in seinen Händen gleichsam in den Händen eines Räubers, der sich ebenfalls außer dem Gesetz hält. Eine Rechtsinstanz gegen die Besitzergreifung Emilia's durch den Prinzen war also ebensowenig vorhanden als bei Virginia: sie war eben der fürstlichen Willkür preisgegeben und zur Sclavin seiner Lüste bestimmt. Ihre Freiheit war ohne Rettung dahin, denn der Fürst mußte, um zum Ziele zu gelangen, von seinem Privilegium Gebrauch machen, welches ihm seine schöne Unterthanin als eine rechtlose Leibeigene zu behandeln gestattete. Sie wird ihrem natürlichen Herrn, dem Va-

ter, entzogen, um der Person eines fremden Herrn zu dienen. Sie wird dem Vater vorenthalten, der sie zu sprechen wünscht; sie soll gegen den Willen des Vaters nach Guestella, von Mutter und Vater getrennt werden, ja sie soll in das verdächtigste Haus der Residenz, in das Haus des Kanzlers Grimaldi, während sie ihr Vater in ein Kloster bringen will. Man sieht also, wie der Prinz ganz eigenmächtig über Emilia verfügt, als ob sie seine Sclavin wäre — ganz natürlich: der Prinz darf ja Alles, was er will; er hat ja kein Gesetz! Ihre Freiheit ist also verloren und an eine Flucht nicht zu denken: sie ist und bleibt in den Händen eines Räubers. Was ferner die Ehre betrifft, so war gewiß von Appius Claudius nicht die geringste Schonung gegen eine Sclavin, nicht die geringste Mäßigung von einem Manne zu erwarten, der sich im Angesichte des ganzen Roms mit so großer Unverschämtheit betragen hatte. Die Unschuld Virginia's, der Sclavin, war der rohen Gewalt ihres Herrn ausgesetzt. Von dem Prinzen war nun zwar Gewalt nicht zu fürchten und Emilia's Unschuld wäre auch über alle Gewalt erhaben gewesen, aber, wie sie selbst eingestehen muß, nicht über alle Verführung, und das Haus der Grimaldi, wohin sie gebracht werden sollte, war eben der Ort, wo die Verführung sie mit tausend Netzen umgarnte. Zudem war der Prinz ein so leidenschaftlicher Wollüstling, daß er nicht eher ruhen konnte, als bis er seine Sucht befriedigt hatte. Aus diesen Betrachtungen ergiebt sich, daß Emilien ein nicht minder schreckliches Loos gefallen war und bevorstand als der römischen Jungfrau und wenn Odoardo unter Anderm in die Worte ausbricht (V, 4): „Wie? — Nimmermehr! — Mir vorschreiben, wo sie hin soll? — Mir sie vorenthalten? — Wer will das? Wer darf das? — Der hier Alles darf, was er will? Gut, gut; so soll er sehen, wie viel auch ich darf, ob ich es schon nicht dürfte! Kurzsichtiger Wüthrich! Mit dir will ich es wohl aufnehmen. Wer kein Gesetz achtet, ist eben so mächtig, als wer kein Gesetz hat. Das weißt du nicht? Komm an! komm an! — —“ — so wird man zugeben, daß der Vater sich seines Befreiungsmotives sehr wohl bewußt war.

Wenn dies zugegeben wird, so muß zweitens die Meinung Engels geprüft werden, daß Odoardo durchaus nicht einen so entscheidenden Bewegungsgrund zu der That habe als Virginius.

„Warum“, heißt es, „hat Odoardo nicht lieber den Prinzen

ermordet? da es doch natürlicher ist, daß der Hirt den Wolf, als daß er das Lamm erschlage? Man sollte meinen, die Hand des Vaters werde wider eben denjenigen gerichtet sein, wider den schon sein Mund getobt hat; er werde lieber fremdes, als eigenes Blut vergießen; lieber den Schuldigen, als die Unschuldige, den Bösewicht als die Tugendhafte ermorden. Dazu kommt, daß dieses natürlichste Rettungsmittel, auf das ihn Noth und Leidenschaft gleich zuerst führen mußte, ihm durch die Beschaffenheit seiner Lage gar nicht unmöglich gemacht wird. Denn der Prinz stand nicht, wie Appius Claudius, inmitten einer Leibgarde, welche ihn schützen konnte; er war vielmehr unbeschützt und nur von seinem feigen Gehülfen begleitet. Odoardo hingegen war mit einem Dolche bewaffnet, Oberst, ein alter Haudegen, der vor keinem Wagestück zurückbebte. Hierauf kann nur entgegnet werden: Der Dichter hat die zwingende Gewalt der Situation, welche den Vater der Emilia zur Ermordung des Prinzen treiben müßte, auf einem eigenthümlichen Wege, nämlich durch die ganze Charakteristik Odoardo's, beseitigt. Freilich war Rache an dem Prinzen unter den gegebenen Umständen ein zu natürliches Mittel, als daß Lessing nicht auch den Vater Emilia's darauf hätte sollen verfallen lassen. Aber er hat ihm auch Charakterzüge gegeben, welche Odoardo die wirkliche Ausübung der Rache erschweren, ja unmöglich machen. In den Momenten der höchsten Wuth, der unaussprechlichsten Beleidigung kann er Rache dürsten. Er beklagt, als er von Orsina die Schändlichkeiten des Prinzen erfährt, daß er ohne Gewehr sei und nimmt dankbar den Dolch an, den ihm die Gräfin aufdringt und mit welchem er sich an dem Schändlichen zu rächen gedenkt. Aber sobald die kochende Hitze einer kälteren Ueberlegung gewichen ist, verwirft er auch den Racheplan wieder. Und hier spricht er subjectiv aus, was auch objectiv mit der ganzen Anlage des Stückes zusammenstimmt: „Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen?“. Denn der Mord des Prinzen, welcher die Rache Orsina's befriedigt hätte, wäre eine Entheiligung der Sache Emilia's gewesen. Später, als er erfährt, daß der Prinz ihm seine Tochter vorenthält und vorschreiben will, wo sie hin soll, ist er in der Hitze gleich wieder bereit, es mit dem kurzsichtigen Wütherich aufzunehmen und gegen ihn kein Gesetz zu achten — aber er selbst beschwichtigt bald den Zorn, der mit dem Verstande wieder davon gerannt ist. Als er

vollends hört, daß Emilia in eine besondere Verwahrung gebracht werden soll, greift er im ersten Momente der Wuth nach dem rächenden Dolche, aber sogleich läßt er ihn auch wieder fallen. Warum? Es war ja der Prinz, den er ermorden wollte. Der Prinz tritt schmeichelhaft auf ihn zu und sucht ihn zu beruhigen. Odoardo selbst fühlt die Unzeitigkeit der Leidenschaft: wie leicht konnte er den Prinzen falsch verstanden haben! Es war am Ende gar nicht so schlimm, was man mit Emilien beabsichtigte? Warum aber rächt er sich nicht, als der Prinz die schändliche Absicht nicht länger verhehlt, Emilien in das Haus der Grimaldi zu bringen? Weil da Odoardo's Hitze schon verraucht ist, und gerade dadurch wird das Wesen der unzeitigen Hitze Odoardo's recht charakterisirt, daß er jetzt, wo die Hitze am Orte wäre, zu reflectiren beginnt. Endlich, als der Prinz mit Marinelli fortgegangen ist, um Emilien zu einer Unterredung mit ihrem Vater zu schicken, taucht noch einmal in dem Monologe der Gedanke der Rache in der Seele Odoardo's auf, aber so flüchtig, daß man es kaum merkt, denn schon hatte der Plan der Ermordung Emilia's tiefe Wurzeln in ihm geschlagen. Auch dieser schwache Funke des noch einmal entzündeten Racheplans wird durch die Abwehr Emilia's erstickt, welche auf einer der Gesinnung des Vaters analogen Gefühlsrichtung beruht. Als er ihr nämlich von der beabsichtigten Rache an dem Prinzen erzählt, wird er von Emilia um des Himmels Willen gebeten, es nicht zu thun, denn „dieses Leben ist Alles, was die Lasterhaften haben". Ueberhaupt mußte Odoardo vermöge der ihm eigenen frommen Denkungsart die Rache verwerfen und sie Gott überlassen. Schon früher tröstete er sich über den Mord Appiani's mit dem Gedanken, daß ein ganz Anderer (Gott) die Sache Appiani's zu der seinigen machen würde, wie es am Ende ein Trost für ihn ist, daß es ein Weltgericht giebt, vor welchem er den Prinzen am jüngsten Tage erwartet. Der Mord des Prinzen wäre Rache gewesen; der Mord Emilia's geschah aus Tugend und ein Charakter wie Odoardo konnte nur aus Tugend morden. Ein Odoardo konnte nur einen Mord begehen, um die Tugend zu schützen, nicht um das Laster zu strafen. Denn wenn man den Umstand, daß der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trifft, dadurch zu erklären sucht, daß Odoardo hier als ein ächter Italiener handle, indem er dem Liebhaber den Gegenstand seiner heißesten Begierde entreiße, so ver-

kennt man seinen Charakter gänzlich und schreibt dem Dichter eine Abscheulichkeit zu, an die er schlechterdings nicht gedacht hat. Früher zwar, als er an den Mord Appiani's durch den Prinzen denkt, ist es ihm eine Genugthuung, daß, wie er glaubt (er glaubt dies, weil er damals seine Tochter lebendig aus den Händen ihres Räubers zu retten hoffte), der Mörder des Grafen die Frucht seines Frevels nicht genießen wird, und er schwelgt in dem Gedanken, daß den Prinzen dies mehr martern werde als das Verbrechen selbst. Aber diesen Triumph konnte er nachher nicht durch den Mord seiner Tochter erkaufen wollen; einer solchen Rachsucht ist ein tugendhafter Vater nicht fähig. Hätte Lessing dies nur im Mindesten beabsichtigt, so würde er wenigstens nach dem Tode Emilia's den Vater in Gegenwart des Prinzen haben triumphiren lassen, daß er ihm die sichre Beute entrissen hätte. Der Dichter hat dies aber nicht gethan, und wenn er den Vater sagen läßt: „Nun da, Prinz! Gefällt sie Ihnen noch? Reizt sie noch Ihre Lüste? Noch, in diesem Blute, das wider Sie um Rache schreiet?", so ist dies nur der bitterste, schmerzlichste Vorwurf, daß des Prinzen Wollust Ursache war, weshalb Emilia den Tod erleiden mußte. Wäre die Entreißung der Beute eine Rache, über welche Odoardo frohlockte, so könnte er nicht sagen, daß Emilia's Blut wider den Prinzen um Rache schreie. Denn dann würde er eine Rache verlangen, die er schon genösse.

Es ist also klar, daß das eine gewaltthätige Mittel, die Ermordung des Räubers, wie in der Geschichte der Virginia durch die Situation, so hier durch den Charakter Odoardo's unmöglich gemacht wird. Freilich ist jene Unmöglichkeit schlagender, evidenter, in die Augen springender als diese, aber ein großer Schauspieler, welcher den Dichter versteht, wird nicht verfehlen die Rolle so zu geben, daß es dem Publicum begreiflich wird, warum ein Mann wie Odoardo unmöglich zu dem an sich natürlichsten Mittel, der Ermordung des Prinzen, schreiten kann.

Eben dadurch wird nun das zweite gewaltthätige Mittel, die Ermordung der Tochter, das an sich unnatürlichste, natürlich.

Engel meint zwar, moralisch unmöglich hätte die Ermordung seines Kindes dem Vater noch eher sein müssen, als die Ermordung des Prinzen. Aber es kostete dem Vater auch Ueberwindung genug, seine Tochter zu ermorden und überdem treten hier noch ganz an=

dere Factoren hinzu, welche die Umstände, unter denen die That des Virginius geschah, vollständig aufwiegen. Er hatte den Vorsatz gefaßt in einem Anfall dumpfer Verzweiflung; er hat nicht das Herz, es sich zu sagen, was er für seine Tochter thun will; er denkt so was; so was, was sich nur denken läßt. Gräßlich dünkt ihm das Mittel, er schaudert zurück vor ihm und will der unnatürlichen That entrinnen. Sein Vaterherz sträubt sich dagegen, das Blut seiner Tochter zu vergießen, er wälzt die Rettung dem Himmel zu, seine Hand soll sich nicht mit dem Blute seiner Tochter beflecken. Nur weil er in der Ankunft Emilia's, welche jetzt eben aus einem prinzlichen Gemache heraustritt, den Wink der Vorsehung zu sehen meint, wird er in dem Vorsatz bestärkt, was bei seiner religiösen Grundrichtung nicht befremden darf. Die Haltung Emilia's erleichtert ihm die That: sie weis't hin auf seine Pflicht als Vater, sie nicht in den Händen des Räubers zu lassen; sie entwickelt eine Herzhaftigkeit, eine Ruhe, die ihm die seinige wiedergiebt, indem sie nicht die Hände in den Schooß gelegt wissen will; indem sie sagt, man dürfe nicht leiden, was man nicht sollte, nicht dulden, was man nicht dürfte. Die männliche Entschlossenheit seiner Tochter, die er bewundert, giebt auch ihm die Ruhe der Thatkraft. Er ist nun gefaßt zu thun, was er für Pflicht hält, was er aus der besten Absicht thun will, und überzeugt sich durch eine Prüfung, daß auch seine Tochter gefaßt ist. Aber er kann es nicht sehen, daß seine Tochter sich selbst ermorden will. Immer noch zaudert er, seiner Tochter den Todesstreich zu geben, trotzdem daß sie klagt, er wollte sie zur Buhlerin machen, er wollte ihre Entehrung dulden, und er hat statt der That nur den schmerzvollen Ausruf „O meine Tochter", aus welchem Emilia errathen soll, was er thun will, aber noch nicht den Muth hat zu thun. Endlich überwindet die Ehrliebe und das inständige Flehen seiner Tochter den zaghaften Muth, das Mitleid mit ihrem Schicksal stählt seine Hand, das Mißtrauen Emilia's in seinen Muth und ihre stachelnde Erinnerung an die heroische That des alten Römers versetzt ihn in Wallung, und in dieser Wallung, wo er sich selbst vergißt, durchsticht er sie. Gleich darauf kommt er zu sich und beklagt seine That auf das schmerzlichste. Wir sehen also, daß ein großer Theil der That auf Rechnung Emilia's fällt; die ungeheure Verantwortung für den Mord trägt der Vater nicht allein: er theilt sie mit seiner Tochter. Nicht aus eigener Machtvollkommenheit begeht

er das Verbrechen: er achtet in der Tochter, wie es dem Vater der modernen Welt zukommt, die freie Selbstbestimmung und ist nur der mitleidige Vollstrecker ihres Willens. Der Heroismus, der zu einer solchen That gehört, ist hier auf Vater und Tochter vertheilt, um ihn wahrscheinlich zu machen, während uns bei dem Römer nicht auffällt, daß er allein die heldenmüthige That verübt.

Engel ist geneigt, die That Odoardo's auch deshalb als eine nicht genug motivirte anzusehen, weil das Schicksal Emilia's nicht so entschieden sei, daß weder dem Vater noch ihr selbst irgend ein anderer Weg zu ihrer Rettung geblieben wäre; Odoardo lasse zu schnell alle Hoffnung fahren. Indessen was war noch zu hoffen von der Mäßigung eines Prinzen, der um Emilia's willen sogar einen Mord hatte geschehen lassen? der einen Teufel wie Marinelli zum Freunde hatte? der den Gegenstand seiner entflammten Begierde in ein Freudenhaus bringen wollte? dessen sinnliche Leidenschaft keinen Widerstand duldete? Was konnte zumal Odoardo hoffen, der so tief überzeugt war von der Verderbtheit der Welt? der immer geneigt war, das Schlimmste zu fürchten und aus einer Kleinigkeit den höchsten Argwohn zu schöpfen? Er war so ganz außer Fassung gebracht durch die raffinirte Büberei des Prinzen und seines teuflischen Helfershelfers, daß er hoffnungslos in den Abgrund blickte, der sich vor ihm aufthat, und über den Gipfel der menschlichen Verdorbenheit den Verstand zu verlieren im Begriff war. Einen Augenblick, wo er sich vergessen hatte, konnte er wähnen, daß, wenn der Prinz Emilien in das Haus der Grimaldi bringen zu wollen erklärte, wenigstens Marinelli bewogen werden könnte, auf Verwahrung im tiefsten Kerker zu dringen. Er bat also in einer Anwandlung von Selbstvergessenheit den Kammerherrn um Schutz — da fiel ihm aber plötzlich der furchtbare Gedanke wieder ein, daß Beide Schurken waren, die das Bubenstück abgekartet und auch die Macht hatten es auszuführen. Denn der Prinz war unumschränkter Herrscher und durch die Gluth verbrecherischer Leidenschaft zu Allem fähig; Marinelli als unentbehrlicher Kuppler der allmächtige Günstling des Fürsten! Dies Bewußtsein hatte auf den rechtschaffenen Mann eine solche Wirkung, daß er an einer Abwendung des Unheils verzweifelte und sich hoffnungslos in die unvermeidliche Nothwendigkeit ergab. Engel verlangt, Odoardo soll Bedenklichkeiten gegen die Verwahrung seiner Tochter im Hause der Grimaldi äußern.

Als ob er das nicht gethan, nicht die Erfolglosigkeit aller Einwendungen dagegen erfahren hätte! Odoardo soll, fordert der Kritiker, darauf dringen, daß die Unglückliche der Aufsicht des Camillo Rota oder irgend eines rechtschaffenen Mannes in Guastella übergeben werde. Mit andern Worten: Odoardo soll bei dem sie verfolgenden Prinzen darauf dringen, daß Emilia vor den Verfolgungen des Prinzen gesichert werde. Wo anders konnte aber die Verfolgte sichrer sein, als in einem Kloster, wohin sie ihr Beschützer zu bringen gedachte? Hatte aber der dahin gehende Antrag des Vaters etwas geholfen? Nein, gerade im Gegentheil: in das Haus der Freude sollte sie gebracht werden. Wenn es ferner in der That eine Freistatt der Tugend sein sollte, wohin Emilia hätte gebracht werden müssen, warum brauchte dann Camillo Rota, ein Fremder, incommodirt zu werden? Warum sollte dann die Tochter nicht den Händen ihres rechtschaffenen Vaters zurückgegeben werden, bei dem die natürlichste und sicherste Zufluchtsstätte ihrer Tugend war? Hätte also Odoardo denken dürfen, daß der Prinz der Unschuld Emilia's einen Schutzort bewilligen würde, so konnte er nur darauf bestehen, daß sie zu ihm zurückgebracht wurde. Da aber Odoardo dies nicht denken durfte, so wäre es eine gewissenlose Selbsttäuschung gewesen, wenn er das Unterbringen Emilia's im Hause des Camillo Rota hätte beantragen wollen, weil dies ihr Schicksal nur aufhalten, nicht verhindern konnte. Denn Emilia blieb dann doch immer in der Gewalt des Prinzen und konnte, wenn der Vater sie einmal aus den Händen gelassen hatte, schon am nächsten Tage, entweder mit oder ohne Vorwand, in das Haus gebracht werden, wo der Prinz am ehesten eine Demoralisation der tugendhaften Jungfrau erwarten durfte.

2.

Ueber den Schluß des Stücks haben sich verschiedenartige Ansichten geltend gemacht. Rötscher glaubt nicht an eine ernstliche Bekehrung des Prinzen und erklärt sich mit der Auffassung Seydelmanns einverstanden, welcher als Marinelli wie ein Getrösteter hinwegging, während Kurnik eine positive, dauernde Besserung des Fürsten und eine ewige Verbannung Marinelli's annimmt und eine Rettung des Staates daraus folgert. Hölscher in seiner sorgfältigen und gehaltvollen Abhandlung zum Programm des Gymnasiums zu Herford nimmt einen mittleren Standpunkt ein: er weis't

die Auffassung Seydelmanns zurück, verwirft den Calcul, ob der Prinz ernstlich bekehrt und Marinelli auf ewig verbannt sei oder nicht, als eine außer den Grenzen des Dramas liegende Frage, sieht in dem Schmerz des Prinzen nur die innerliche Niederlage der im Bunde mit dem schlauen Verstande schrankenlos ihr Ziel verfolgenden niedrigen Leidenschaft gegenüber der Energie des sittlichen Willens und in der Vernichtung jener Gewalten den Triumph der moralischen Weltordnung, und lehnt alle Folgerungen Kurniks für den Staat aus dem Grunde ab, weil Lessing nichts weniger als eine politische Tragödie habe dichten wollen.

„Ist Marinelli bestraft? Ist der Prinz bekehrt?" Will man die beiden Fragen nach theoretischen Grundsätzen beantworten, so fordert die poetische Gerechtigkeit, daß wir am Schlusse den Verbrecher bestraft und den Sünder bekehrt sehen. Wenn man freilich die Sache nach Lessings eigenen Regeln beurtheilt, so ist die poetische Gerechtigkeit nicht absolut nothwendig, denn er sagt in der Dramaturgie: „Ich weiß nicht, woher so viele komische Dichter die Regel genommen haben, daß der Böse nothwendig am Ende des Stückes entweder bestraft werden oder sich bessern müsse. In der Tragödie möchte diese Regel noch eher gelten; sie kann uns da mit dem Schicksale versöhnen und Murren in Mitleid kehren." Man hat oft „Emilia Galotti" als eine praktische Ausführung der in der Dramaturgie ausgesprochenen Principien betrachtet, und hätte Lessing daselbst einen entschiedenen Satz für die poetische Gerechtigkeit in der Tragödie aufgestellt, so wäre freilich dies zuvörderst ausgemacht, daß der Dichter selbst den Schurken von Kammerherrn als moralisch vernichtet und den prinzlichen Wollüstling als bekehrt angesehen wissen wollte. Aber die vorsichtige Fassung der Stelle in der Dramaturgie tritt dieser bequemen Art der Beweisführung hindernd in den Weg. Sie läßt eben eine doppelte Annahme zu: entweder hat der Dichter in dem Stücke die poetische Gerechtigkeit üben wollen oder nicht. Gesetzt die erste Annahme wäre richtig, so könnte man entweder die Einkleidung des citirten Passus bloß als mildernde Form einer positiven Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der poetischen Gerechtigkeit in der Tragödie betrachten, oder die Ansicht hegen, daß der Kritiker in der „Emilia Galotti" gerade einen Beleg der Regel liefern wollte, welche er dessenungeachtet nicht als eine schlechthin gültige ansah; in beiden Fällen würde dann allerdings der Dichter die

poetische Gerechtigkeit befolgt zu haben scheinen wollen. Sollte dies der Fall sein, so wäre es wieder ein neues Beispiel für die Wahrnehmung, daß Lessing oft eine Kunstforderung bloß mechanisch d. h. den Worten oder dem Scheine nach erfüllt, so daß man hinter manchen Stellen den Dichter mit ausgestrecktem Zeigefinger zu erblicken vermeint, als ob er sagen wollte: „Seht Ihr nicht, wie ich hier die und die ästhetische Regel anwende?" Dann wäre die Schlußscene des Stückes eine von den Partieen, wo das berühmte Bekenntniß Lessings „Ich bin kein Dichter" Bestätigung fände. Denn, um es kurz zu sagen, was sogleich bewiesen werden soll, weder ist Marinelli im Ernste bestraft noch der Prinz im Ernste bekehrt. Wir wollen zu dem Ende die letzte Scene einmal kurz analysiren. Odoardo hat seine Tochter erdolcht, weil er die Rose brechen wollte, ehe der Sturm sie entblätterte. Da tritt der Prinz mit Marinelli herein und sieht, als er näher kommt, mit Entsetzen die sterbende Geliebte. Marinelli sagt: „Weh mir!" denn er fürchtet für sich, es ergreift ihn die Furcht vor Rache, das böse Gewissen hält ihm das schreckliche Bild der Strafe vor. Entweder glaubt er, daß der Dolch des fanatischen Vaters sich auch gegen ihn wenden wird, oder er fürchtet die Rache des Prinzen. Möglich auch, daß er sowohl den rasenden Vater als den betrogenen Liebhaber fürchtet. Der Prinz macht dem grausamen Vater Vorwürfe: da erfährt er aus dem Munde Odoardo's, daß Emilia nur gemordet worden, um ihre Unschuld vor ihrem Verfolger sicher zu stellen. Emilia stirbt und der entseelte Leichnam liegt auf dem Boden. Nunmehr dröhnt dem Prinzen die schreckliche Anklage des Vaters, daß das Blut Emilia's wider ihn um Rache schreie, und die Berufung Odoardo's auf das göttliche Weltgericht in die Ohren. Welche Wirkung hat dies? Keine zunächst, als daß der Prinz, nachdem Odoardo fortgegangen ist, stillschweigend den Körper der Gemordeten, nach dem ihm so sehr gelüstet hatte, mit Entsetzen und Verzweiflung betrachtet. Man sollte meinen, daß die zerknirschteste Reue, die verzweifeltste Selbstanklage ihn martern würde. Mit nichten! Sondern er ist so nachsichtig gegen sich selbst, daß sein ganzer Zorn sich gegen Marinelli richtet. Wenn Marinelli vorhin die persönliche Rache Odoardo's gefürchtet hatte, so konnte er jetzt nach dem Verschwinden des drohenden Würgengels wieder aufathmen, denn er hatte es nun bloß noch mit seinem gnädigen Herrn zu thun. Dieser befiehlt ihm, den blutigen Dolch, den Odoardo auf den Bo-

den geschleudert hatte, aufzuheben. Warum? fragen wir. Der schwache Fürst will des Richteramtes über Marinelli gern überhoben sein: er will ihm Gelegenheit geben, sich selbst zu richten. Marinelli aber zaudert, denn theils ist er zu feig, um den Dolch gegen sich zu kehren, theils glaubt er nicht an den Ernst des Prinzen. Dieser fragt zornig: „Nun? Du bedenkst Dich?“ Marinelli zögert noch immer, da nennt ihn der Prinz einen Elenden. Nunmehr hebt Marinelli den Dolch wirklich auf und giebt sich den Anschein, als ob er sich mit dem Dolch erstechen wollte. Dies war zu viel für den Prinzen, er kann es nicht mit ansehen und reißt ihm den Dolch aus der Hand unter dem schicklichen Vorwande, daß sich das Blut Marinelli's nicht mit dem Blute Emilia's vermischen dürfe. Wir sehen, der Paroxismus des moralischen Zornes ist im Fallen begriffen. Während der Fürst vorher das Verbrechen seines Dieners als ein todtwürdiges zu erkennen schien, wenn er auch die Execution nicht selbst vollstrecken wollte, begnadigt er jetzt schon den Günstling zu ewiger Verbannung. Marinelli kann aber auch bei dieser Strafe an den Ernst des Prinzen nicht glauben, bis der Gebieter ihn noch einmal gehen heißt. Er geht nun zwar wirklich, nachdem er gemerkt hat, daß es dem Fürsten Ernst ist, aber er geht mit der tröstlichen Zuversicht, daß es der Prinz bloß für den Augenblick ernstlich meint und daß er ihn bald wieder zu brauchen geruhen werde. Und was thut der zurückbleibende Prinz? Er macht die schwächliche Bemerkung: „Ist es, zum Unglücke so Mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“ Heißt das nicht sehr milde gegen sich sein? Ist es nicht eine Beschönigung, die Wollust als eine Menschlichkeit; nicht eine Bemäntelung, die Sünde als eine Schwachheit zu bezeichnen? Man sieht also, wenn die Bekehrung des Sünders eine ernste war, so konnte sie schon deshalb nicht lange dauern, weil ihr kein tiefgehendes Bewußtsein der Sünde zum Grunde lag. Welche Nachsicht übt der Schwächling gegen sich selbst, daß er seine eigene Menschlichkeit gleichsam beiläufig in einem vorangestellten Nebensatze erwähnt, während er in einem gewichtigen Haupt- und Nachsatze alle Schuld auf den „Teufel“ Marinelli schiebt, der sich in seinen Freund verstellt habe. Hieraus geht der moralische Bankerott des Prinzen unzweideutig hervor und wenn er seinen Freund einen Teufel nennt, so weiß man, wie lockend der Verkehr mit dem Teufel ist: sollte wohl der Prinz lange warten können,

bis er einen neuen Pact mit ihm schließt? Man sage nicht, daß die schreckliche Katastrophe der Ermordung Emilia's, der Anblick der entseelten Geliebten, das Donnerwort Odoardo's einen so furchtbaren Schlag auf das Gemüth des Prinzen geführt habe, daß eine dauernde Besserung herbeigeführt sein müsse. Die schlagartige Wirkung der tragischen Scene reicht nicht weiter, als ein Blitzschlag zu reichen pflegt: in dem Augenblicke, wo das Drama schließt, scheint der Wollüstling bekehrt, aber die Bekehrung ist nur eine momentane Aufwallung des sittlichen Gefühls, welche der sinnlichen Leidenschaft des Schwächlings in kürzester Frist weichen muß. Wer sollte ferner Marinelli für wirklich bestraft halten? Nun ja, er wird von dem Prinzen verbannt, auf ewig verbannt und mochte freilich die Herrschaft über den schwachen Fürsten, den er am Gängelbande führte, ungern einbüßen. Denn welche Mühe hatte er sich gegeben, um jene Herrschaft zu erringen! Aber da die Strafe von dem Prinzen dictirt wurde, so konnte sich Marinelli getrösten, denn er kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß der Sinnenmensch ihn bald wieder als dienstbeflissenen Kuppler vermissen würde. Gesetzt aber auch, die Strafe wäre als eine ernsthafte zu denken: ist ewige Verbannung wohl eine hinreichende Strafe für den schurkischen Mörder? Wahrlich, er kann von Glück sagen, dieser Marinelli: er nimmt eine Bande von Meuchelmördern in Sold, läßt einen verhaßten Nebenbuhler Knall und Fall niederschießen — und wird an dem Galgen vorbei bloß über die Grenze gebracht. Wie tröstlich mußte ihm diese Landesverweisung sein, wodurch er sein theures Leben in Sicherheit brachte! Diese Landesverweisung mit der sichern Aussicht auf baldige Amnestie oder auf Fortsetzung des Kupplerhandwerks unter einem andern Himmelsstriche, wo es höchst wahrscheinlich auch solche Prinzen gab! Es haben übrigens schon zu Lessings Zeit Viele herausgemerkt, daß Marinelli im Grunde nicht bestraft wird, wie uns Nicolai in einem Briefe an Lessing (XIII. 380) berichtet. Der scharfsichtige Freund des Dichters bemerkt über diese vox populi: Hierauf antwortete ich: Es ist genug, wenn Jedermann den Marinelli verabscheut. Und ich leihe Ihnen noch einen Grund: Ich sage, dies ist die lebhafteste Schilderung des Charakters schlechter Prinzen, und zugleich eine treffende Satire auf dieselben. Wenn sie sich von ihren Günstlingen, die ihren Wollüsten fröhnen, Schritt für Schritt verführen lassen, die größten Gewaltthätigkeiten und Schandthaten durch

Zulassung zu begehen: so bestrafen sie den Günstling mit einer Verweisung auf seine Güter, und nehmen einen andern. Denen, die hiermit nicht zufrieden sind, sage ich, daß ich eine komische Oper: Marinelli's Execution, unter der Feder habe, worin der Gerechtigkeit Genüge geschehen soll." Freilich verlangt das moralische Gefühl des Publicums, daß der Teufel Marinelli gerichtet wird und der prinzliche Sünder gebessert ist, aber der unbefangene Leser oder Hörer des Stücks kann sich den Schwächling nicht bekehrt und folglich auch den Günstling nicht ernsthaft bestraft denken. Man sollte nun meinen, daß dasjenige, was der nicht von theoretischen Vorurtheilen erfüllte Leser unbefangen fühlt, auch der gesunde Dichter empfunden haben müsse. Dazu kommt, daß Lessing, wo er eine dramatische Person bekehren will, viel geflissentlicher zu Werke geht und ganze Acte, ja ganze Stücke dazu verwendet: man denke nur an die Bekehrung des Freigeistes, Melleforts, Tellheims!

Es bleibt nur also die zweite Annahme übrig, daß Lessing die berufene Forderung der poetischen Gerechtigkeit nicht hat befriedigen wollen. Und wenn man zugeben muß, das der Gräfin Orsina eine Seherrolle in dem Organismus der Tragödie zuertheilt ist, so kann nicht bezweifelt werden, daß der Prinz nicht als ernsthaft bekehrt dargestellt werden soll, denn der Dichter läßt durch den Mund dieser Prophetin verkündigen, daß der Prinz ebensowenig die Treue gegen Emilia als gegen die Gräfin bewahren, sondern eine Geliebte nach der andern verlassen werde (IV. 7.). Dadurch ist zunächst die gepriesene Consequenz in der Charakteristik des Prinzen, auf welche der Dichter jedenfalls mehr Werth legte, erst wirklich gerettet. Aber auch die Zeitgemäßheit des Stückes ist mit jener Annahme, daß die poetische Gerechtigkeit nicht beabsichtigt worden, gewahrt. Wer nämlich die Schauspiele Lessings genau betrachtet, wird wenigstens die bekanntesten unter ihnen als reinen Spiegel ihrer Entstehungsperiode erkennen. „Die Juden" ist ganz und gar ein Tendenzlustspiel, welches auf eine Emancipation des verachteten Volkes hinarbeitet; „der Freigeist" enthält eine Bekämpfung des aus England eingedrungenen Atheismus; „Minna von Barnhelm" repräsentirt ganz treu den Zeitraum des siebenjährigen Kriegs; „Nathan" ist ein Kind der theologischen Polemik Lessings mit den Orthodoxen. So scheint mir „Emilia Galotti" nirgends den Charakter der Modernität zu verleugnen und besonders darin den kläglichen Zustand des achtzehn-

ten Jahrhunderts zu verrathen, daß der Arm der weltlichen Gerechtigkeit die nichtswürdigen Höflinge nicht erreichen und der Wollust eines Fürsten kein Zügel angelegt werden kann. Freilich ist dieser Eindruck der Schlußscene ein sehr niederschlagender und nicht ohne Abscheu blickt man auf die offene Wunde, aber dennoch darf man dem Dichter nicht vorwerfen, daß er für das bittere Schmerzgefühl, welches der scheinbare Triumph des Bösen erregt, keinen heilenden Balsam in Bereitschaft hielte. Denn, um es mit einem Worte zu sagen, der Trost, mit welchem uns hier der Dramatiker entläßt, liegt in der Sphäre der Religion, die Versöhnung ist für den Gläubigen in dem Hinblick auf ein ausgleichendes Jenseits enthalten. Die Kleinmüthigen aber, welche leicht an der ewigen Gerechtigkeit Gottes verzweifeln, werden von dem Dichter selbst an mehreren Stellen bedeutsam hingewiesen auf die allwaltende Vorsehung, so daß die Absicht Lessings, den Mangel ästhetischer Befriedigung durch die Tröstungen der Religion zu ergänzen, ganz unzweideutig hervorblickt. Dies ist das pädagogische Element des Dramas, welches durchaus nicht verkannt werden darf und mit der tiefgewurzelten Ueberzeugung des Verfassers von der Erziehung des Menschengeschlechts durch die Religion zusammenhängt. Wer freilich für religiöse Motive überhaupt kein Organ hat, der kann eine solche Art der dramatischen Versöhnung bloß nichtig oder unzureichend finden. Daß übrigens die Annahme einer religiösen Versöhnung, auf welche das Stück hinweise, nicht aus der Luft gegriffen ist, beweisen die zahlreichen Fingerzeige des Dichters. Wie innig hängt nicht mit der ganzen religiösen Anlage des Kunstwerks die Figur der Orsina zusammen, deren folgenschweres Erscheinen auf dem prinzlichen Lustschlosse Dosalo trotz ihres von dem Prinzen nicht gelesenen Briefes der Dichter nicht aus dem Gesichtspunkte des Zufalls, sondern als die Folge eines unmittelbaren Eingriffs der Vorsehung betrachtet wissen will. Ja, er läßt diese religiöse Tendenz so bestimmt hervortreten, daß Orsina auf das nachdrücklichste das Wort Zufall als eine Gotteslästerung, als einen Frevel bezeichnet und ihren Glauben an eine allmächtige, allgütige Vorsicht in der leidenschaftlichsten Weise zu erkennen giebt. Wenn ferner diese betrogene Geliebte sich mit dem ganzen Heer der Verlassenen in Furien, in Bacchantinnen verwandelt denkt und den treulosen Liebhaber zu zerfleischen wähnt, so müssen wir zwar diesen wahnsinnigen und heidnischen Durst nach Selbstrache verwerfen, aber, indem wir die

dämonische Vision Orsina's in die christliche Vorstellungsweise übersetzen, bleibt wenigstens der Gedanke an die schreckliche Strafe, welche den verbrecherischen Prinzen dermaleinst erwartet, als eine tröstliche Zuversicht in unserm Gemüthe haften. Nunmehr verzichten wir gern mit Odoardo auf die Rache an dem Mörder Appiani's und theilen mit dem unglücklichen Vater die beruhigende Hoffnung, daß ein ganz Anderer (Gott) die Sache des gemordeten Bräutigams zu der seinigen machen werde. Nunmehr stimmen wir ganz mit der frommen Gefühlsweise Emilia's überein, welche den früher in der Seele Odoardo's aufgetauchten Racheplan gegen Marinelli und den Prinzen verwirft, weil dieses Leben Alles sei, was die Lasterhaften haben, und denken daran, daß der irdische Triumph der Sünder mit der ewigen Höllenqual in einer andern Welt theuer genug erkauft wird. Denn das Blut Emilia's wird nicht vergebens wider den Prinzen um Rache schreien und getrost erwarten wir ihn mit Odoardo dort vor dem Richter unser Aller!

Crefeld. Dr. **Eduard Niemeyer.**

Schiller's Jungfrau von Orleans,

mit Rücksicht auf die neuesten Erklärungen.

Ueber die Jungfrau von Orleans haben wir eine Monographie von Herrn Viehoff, hauptsächlich zum Zweck des Schulunterrichts. Gewiß steht aber Maria Stuart in dramatischer Hinsicht höher, als die Jungfrau von Orleans und verdient daher in der Schule weit mehr Berücksichtigung als diese. Wallenstein, Maria Stuart, Wilhelm Tell sind die gelungensten Dramen des Dichters, die Jungfrau von Orleans und die Braut von Messina bezeichnen Rückschritte in der dramatischen Kunst. Vergl. Immermann in der Vorrede zum Trauerspiel in Tyrol.

S. 83 sagt H. Viehoff, die Aufgabe des Stückes sei, das Verhältniß und den Conflict des Weibes und der Gottesstreiterin darzustellen. Herr V. faßt daher besonders III, 1 in's Auge und versteht unter der Schuld der Jungfrau ihre Liebe zu Lionel. Diese Liebe sucht er im Widerspruch mit den allermeisten Kritikern als hinlänglich motivirt nachzuweisen. Indessen wird es doch wohl bei Platen's Wort sein Bewenden haben:

„Etwas weniger, Freund, Liebschaften! So wärst du beliebt zwar
Weniger, weil ja so sehr Thekla gefallen und Max.
Eins doch find' ich zu stark, daß selbst die begeisterte Jungfrau
Noch sich verliebt furchtbar schnell in den britischen Lord."

Herrn Viehoffs Gründe laufen alle auf eine petitio principii hinaus. Er spricht von der urplötzlich ergreifenden Gewalt der Liebe, von Johanna's reizbarer Phantasie, von Lionel's Schönheit; er meint, die Liebe werde bei ihr, wenn sie einmal den Zutritt gefunden — hic haeret aqua — in ganz ungewöhnlicher Gestalt auftreten u. dgl. Aber die Liebe hat vor ihrem Zusammentreffen mit Lionel keinen nachweisbaren Anknüpfungspunkt in ihrem Wesen, der Dichter

darf uns nicht so plötzlich mit einer Liebesscene überraschen. Die ungewöhnliche Gestalt, in der die Liebe bei Johanna nach Herrn V. auftreten soll, kann doch nicht in der plötzlichen Liebe zum Feind ihres Volks bestehen? Herr V. meint, „wenn einmal ein Augenblick unschlüssigen Zauderns erklärt sei, so sei die Schwierigkeit gehoben. Nach einem solchen Augenblick noch mit schon kälterem Blute das Opfer zu tödten, wäre wohl mehr, als alles Andere, was wir bisher die Kriegerin in ihrem schrecklichen Berufe ausüben sahen." Hier streift Herr V. an die richtige Auffassung, kehrt aber den wahren Sachverhalt um. Nicht die Liebe ist das Erste und das Zaudern das Zweite, sondern das Zaudern ist das Erste und die Liebe das Zweite. Ihre Hauptschuld ist nicht die Liebe, sondern das Zaudern. Ihre Liebe ist durch das Zaudern motivirt, aber nicht genügend, weil das Zaudern, das Herausgehen aus der Unmittelbarkeit nicht zur nöthigen dramatischen Darstellung kommt, ein überwiegend innerlicher Act ist.

Mit II, 8 beginnt Johanna's Schuld. Hier tritt sie zuerst aus ihrer göttlichen Blindheit, ihrer naiven Unmittelbarkeit und reflectirt. Sie ist allein, sie bleibt in einiger Entfernung von Montgomery's Leichnam gedankenvoll stehen, sie gesteht sich, daß ihr Herz dem Mitleid nicht ganz fremd sei: „In Mitleid schmilzt die Seele und die Hand erbebt" u. s. w. Die frische Farbe der Entschlossenheit hat während ihres Dialogs mit dem Walliser schon gelitten. Mitleid mit einem dem Tode verfallenen Jüngling kann aber noch nicht Liebe heißen. Die Hingabe an die himmlische Maria siegt nun zwar über die Reflexion, aber einen Stoß hat ihre Naivetät doch bekommen. Johanna ist eine Jungfrau, eine Schäferin, des Schwertes ungewohnt; giebt sie sich nun einen Augenblick dem Zaudern hin, so ist das Menschliche an die Stelle des Göttlichen getreten; soll ihre irdische Schwäche nicht hervortreten, so muß sie fortwährend vom Geiste der himmlischen Maria durchdrungen sein. Ganz falsch sagt Biese, deutsche Lit. Geschichte II, 473: „Schon früher in dem Zusammentreffen mit Montgomery hatte sie sich im Fanatismus des Blutvergießens verhärtet gezeigt gegen die menschliche Empfindung, ohne zu ahnen, welch ein übermächtiger Feind ihr in derselben erwachsen werde." Also darin bestände hier die Schuld der Jungfrau, daß sie den Walliser umbringt, anstatt ihn zu verschonen! Eine bodenlose Ansicht, die durch die klarsten Worte der Jungfrau im Monolog am Schluß des Prologs, so wie im Dialog mit Montgomery selbst wi-

derlegt wird. Weit richtiger sagt Herr Viehoff S. 77: „Der Dichter wollte uns zeigen, daß ihr Gemüth Stärke genug besaß, die milderen weiblichen Regungen dem Gefühl ihrer Pflicht unterzuordnen.“ Doch ist dieß nicht erschöpfend.

Die zweite Stufe ihrer Schuld zeigt sich in der Scene mit dem schwarzen Ritter III, 9. Johanna befindet sich in einer andern öden Gegend des Schlachtfeldes, wohin sie der Ritter durch verstellte Flucht gelockt hat. Der Ritter will durch seine scheinbar gutgemeinten Worte den sichern Blick der Jungfrau verwirren, ihr klares Bewußtsein trüben, und dadurch, daß sie von Zweifeln, trüben Ahnungen erfüllt wird, ihren Untergang herbeiführen. Das Schwankende, Unbestimmte, das der Ritter in seinem ganzen Erscheinen hat, soll in die Jungfrau gleichfalls Zweifel und Schwanken bringen. Sie fühlt, daß ihr das Unglück an der Seite steht. Bedeutsam ist hier wieder die Einsamkeit. Schon vor ihrem öffentlichen Auftreten liebte sie öde Berge, nächtliche Stille. Hier reifte ihr Geist, hier erschien ihr die heilige Jungfrau. Aber diese Intuition war noch nicht reflectirt, mit Zweifeln versetzt, von Eindrücken der äußern Welt erschüttert. Sie war damals noch „das Götterkind der heiligen Natur“ III, 1, vgl. V, 4: „Ich kenne alle Kräuter“ u. s. f. V, 11: „Hätt' er mein Auge“ u. s. f. I, 10: „Ehrwürdger Herr, Johanna nennt man mich“ u. s. w. endlich den ganzen Prolog. Ihre Aufgabe ist nur die, diese Unmittelbarkeit auch im Kampf der Welt zu bewahren. In der Welt ist ihr die Einsamkeit gefährlich, hier soll sie lediglich handeln, (vgl. auch III, 4 am Schluß: „Befiehl, daß man die Kriegsdrommete blase!“ u. s. f.). Ein Augenblick sinnenden Stillestehens kann ihr hier gefährlich werden. Bedeutsam ist ferner, daß der schwarze Ritter der Geist des als Atheist gestorbenen Talbot ist. Talbot ist ein Engländer. Auch in unserm Stück sind die Engländer vorzugsweise Verstandesmenschen, Frankreich dagegen ist das Land der Ritterlichkeit, der Romantik, der religiösen Begeisterung. Talbot heißt im Prolog: „Der himmelstürmend hunderthändige“ — freilich nimmt sich diese mythologische Bezeichnung im Munde der christlichen Schäferin sonderbar aus. So verwirrt denn in unserer Scene der ungläubige Engländer das Herz der gläubigen Französin. Die Erscheinung des Ritters thut, obgleich Johanna sich für den Augenblick wieder sammelt, doch sogleich ihre Wirkung. Der folgende Auftritt zeigt uns Lionel. Hier ist es allerdings das Aeußerste pragmatisirender Verständlichkeit, zu

sagen, die ganze Katastrophe hänge einzig und allein von der mehr oder minder befestigten Schnalle an Lionels Helm ab. (Kotzebue kam auf diesen geistreichen Gedanken.) Man sieht ja mit dem Geist. Wäre Johanna noch dieselbe, die sie war, so würde ihr auch der Anblick Lionel's nicht schaden; aber ihr Inneres war verändert.

> „Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
> Unglückliche! ein blindes Werkzeug fordert Gott;
> Mit blinden Augen mußtest du's vollbringen;
> Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild,
> Ergriffen dich der Hölle Schlingen."

Das Erste ist also hier die Reflexion, dieß, daß die Jungfrau den rechten Augenblick zur Tödtung Lionel's nicht ersieht und dieser rechte Augenblick ist der erste.

Die Gunst des Augenblicks, des mächtigsten von allen Herrschern, ist eine Lieblingsidee Schiller's. Daß Johanna überhaupt ihren Gegner anschaut, ist schon eine Schuld; nur die Folge davon ist die freilich äußerlich auffälligere Schuld der Liebe zu Lionel, dem Feinde ihres Volkes.

Ganz falsch sagt Huhn S. 436: „Johanna lehnt auf dem Gipfel ihres Ruhmes die Bewerbungen der französischen Heerführer mit zu großer Sicherheit ab, und wird dann plötzlich von Liebe zu dem feindlichen Feldherrn ergriffen." Der Gegensatz wäre schön, leider aber ist er nicht wahr. Er hat nirgends, namentlich nicht IV, 1 einen Anhaltspunkt. Wo steht denn in der Tragödie eine Silbe davon, daß jene Bewerbungen je den mindesten Eindruck auf die Jungfrau gemacht hätten?

Nun erscheint ihre Liebe zu Lionel in einem anderen Licht. Sie ist unmotivirt, weil vorher von der Liebe nicht die Rede ist; motivirt, weil diese Liebe aus der Schuld der Reflexion, der verlornen Unmittelbarkeit, göttlichen Blindheit hervorgeht. Aber diese Motivirung ist deswegen zu tadeln, weil der Uebergang zur Reflexion nicht genug zur Erscheinung und Darstellung kommt, von Theaterpomp, Scenenwechsel, räthselhaften Erscheinungen beinahe erdrückt wird. Daher ist und bleibt ihre Liebe zu Lionel ein Sprung. Begreiflicher wäre diese Liebe, wenn Johanna durch den Ritter erschüttert, alle Gedanken an Kampf aufgäbe, dem Lionel gegenüber gleich im Anfang sinnend dastände u. s. w. Dieß ist aber nicht der

Fall. Man glaubt die Versuchung überwunden — und siehe, sie wirkt nach.

Wir sprachen von einer Schuld der Jungfrau. Da ihr aber die Freiheit fehlt, so kann ihre Schuld nur darin bestehen, daß sie die Hölle den Sieg gewinnen läßt. Zwei Mächte streiten sich um sie, der Himmel und die Hölle. Dieß erinnert an Wallenstein, aber im Wallenstein schwanken diese Mächte zwischen objectiver und subjectiver Haltung. Hier aber hatte Schiller einen mittelalterlichen, „romantischen" Stoff; hier glaubte er seiner Phantasie freien Lauf lassen und Alles wagen zu dürfen, was sonst undramatisch wäre. Hier kam ja die Zeitferne, der Glaube jener Zeit, der überschwängliche, geheimnißvolle Charakter seiner Heldin — dieß Alles kam ihm von selbst entgegen. Daher finden wir in der Johanna von Orleans zwei Reiche: ein himmlisches, dem die Jungfrau, und ein unterirdisches, dem der schwarze Ritter angehört. Zwischen beiden steht Johanna in der Mitte, ihr Herz ist gleichsam das Schlachtfeld der feindlichen Mächte. Man wird wohl nicht einwenden, die Himmelsjungfrau erscheine ja nicht persönlich. Hat der schwarze Ritter objective Wirklichkeit, so auch die Jungfrau Maria. Johanna's Sendung, der schwarze Ritter, der Donner, dieß Alles zeigt klar, daß die objecive Schicksalsmacht hier keineswegs in die Subjectivität der Heldin zurückgeschlungen ist. Auch sonst kommt Geheimnißvolles vor. Das Bohemerweib (= Zigeunerin) und die sonderbaren Erzählungen und Anklagen Thibaut's im Prolog und zu Rheims nehmen sich wie eine hinter den Vorhängen gesponnene, geheimnißvolle Intrigue der Hölle aus.

Johanna nimmt IV, 1 ihr Schicksal nicht rein auf sich. Bald nennt sie sich schuldig, bald unschuldig. Dieß ist bezeichnend. Sie steht allerdings unter dem Einflusse der Nothwendigkeit, aber ein Analogon von Freiheit hat sie immerhin. Im Versteck lauert die Hölle und die Schuld der Jungfrau besteht eben darin, daß sie die Hölle den Sieg gewinnen läßt, indem sie aus der reinen Passivität, aus der absoluten Abhängigkeit vom Himmel heraustritt.

Worin besteht nun ihre Buße? Im Dome zu Rheims schweigt sie zu den Anklagen ihres Vaters, wie zu den Donnerschlägen. K. Grün findet dieß Stillschweigen unverzeihlich. Die Sache ist aber diese: Der Donner soll nur das Gefühl der Abhängigkeit von einer höhern Macht in der Jungfrau wecken. Es ist als spräche der

Himmel zu ihr: Erkennst du, wer dich verlockt hat? wer durch deine Schuld von der Hölle besiegt wurde? Willst du wieder werden, wie du warst, ganz hingegeben an die himmlischen Mächte? Und Johanna antwortet durch bejahendes Stillschweigen. Sie läßt nun in reiner Passivität Alles über sich ergehen, sie schweigt zu den Anklagen ihres Vaters, ja sie sieht in dem ungerechten Volksurtheil ein gerechtes Gottesurtheil über ihre wahre Schuld. Dieser Zug könnte an Maria Stuart erinnern, wo sich ebenfalls in dem ungerechten Urtheil der Richter die göttliche Gerechtigkeit offenbart. Der Unterschied ist aber, daß Maria Stuart ihre Schuld und Buße offen vor andern ausspricht, während Niemand die Jungfrau versteht. Auch Raimond erfährt nur, daß sie an dem Vergehen, dessen man sie beschuldige, unschuldig sei; aber von ihrem wirklichen Vergehen erfährt er nichts.

Die Beschuldigung ihres Vaters ist indessen nicht ohne Bedeutung. Johanna hat wirklich sich durch den schwarzen Ritter von der Hölle besiegen lassen, wenn sie auch nie ein Bündniß mit ihr geschlossen hat. Auch hier trifft in gewisser Weise der Spruch zu: Per quod quis peccat, per idem punitur et idem.

Ihre Buße ist ebenso innerlich, mystisch-geheimnißvoll, kommt ebensowenig zu rechter Darstellung, wie die Schuld. Nennt Hegel romantisch die überwiegende Innerlichkeit, die keinen adäquaten Ausdruck findet, so ist Schuld und Buße der Jungfrau nur zu romantisch.

In der freien Natur, in der Oede, kommt Johanna zu sich; der Sturm in der Natur hat sie gereinigt. Zum viertenmale haben wir hier die Einsamkeit in der Natur, dießmal in der nämlichen Bedeutung, wie das Erstemal. Johanna wird wieder, was sie war, das Kind der heiligen Natur.

Das Heraustreten aus der Naivetät hat Johanna gebüßt; sie ist wieder ein passives Werkzeug des Himmels. Ihre Liebe zu Lionel war ein Vergehen in doppelter Hinsicht, als Liebe und als Liebe zu dem Feinde ihres Volks. Die Liebe findet in ihrem Wesen einen Anknüpfungspunkt mehr, nicht die Liebe zu Raimond und noch viel weniger die zu Lionel, dem Feinde; sie weist seine Liebe zurück. Nun zeigt sie auch keine Spur mehr von unschlüssigem Zaudern, von sinnendem Weilen; im rechten Augenblick stellt sie die Schlacht wieder her. Biese sagt, Johanna büße die irdische Liebe durch irdischen Tod. Aber gebüßt hat sie ja schon vorher, die Liebe zum Feinde ihres Volks durch den Haß und die Verstoßung von Seiten ihres

Volks. Nach glücklicher Beendigung der entscheidenden Schlacht hat die Jungfrau ihre Aufgabe auf Erden erfüllt und kehrt zur himmlischen Jungfrau zurück; sie ist für die Erde zu gut; sie kann nicht länger auf ihr weilen. Ihr Ende ist daher beinahe mehr eine Himmelfahrt, das Ende einer verklärten Siegerin, als ein tragischer Untergang

Also: naive Unmittelbarkeit erhebt sich bei ihr zum Heroismus, in der Reflexion und der daraus entspringenden Liebe besteht ihre Schuld, nach tief innerer Läuterung kehrt sie zur naiven Passivität und zum Heroismus zurück. Dieß scheinen die Momente ihrer Entwickelung. Und hat der Dichter damit nicht Selbsterlebtes, die Momente seiner eignen Entwickelung dargestellt? Wie oft klagt er über den Kampf zwischen Poesie und Philosophie in seinem Innern! Wie sehnte er sich aus den düstern Nebeln der Reflexion nach den ewig grünen Hügeln naiver Poesie! Wie erscheint ihm der Dichter so unendlich höher, als der Philosoph! Naivetät ist ihm in der Abhandlung über naive und sentimentale Poesie, wo er der letztern eine Stelle neben jener zu erobern sucht, das Wesen des poetischen Genius und — des Weibes. Der schlimmste Feind der Naivetät ist die Reflexion, die Sentimentalität, diese ist namentlich dem modernen Dichter so gefährlich. Dieser muß die Stimmung, die dem Dichter naiver Zeitalter habituell ist, so oft erhaschen, und hier handelt es sich um einen Augenblick, wo die Reflexion den Dichter überfällt und die Kraft des poetischen Schaffens lähmt. Der mächtigste von allen Herrschern ist der Augenblick. Ewig wahr, wenn auch nicht in Mephistopheles Sinn, bleibt der Spruch: „Der den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann". Wer auf dem Boden des naiven Bewußtseins steht, der sehe wohl zu, daß er nicht falle, daß „der Gott in seinem Busen nicht irre".

> „Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
> Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt.
> — Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin."

Diese Naivetät erscheint als eine unmittelbare Bestimmtheit, als Abhängigkeit von einem Gotte, als objectives Bewußtsein. Den besten Commentar geben Schiller's Sänger der Vorwelt, das Glück, der Genius.

Johanna hat ihre Naivetät auf ihrer heroischen Laufbahn zu bewahren. Aehnlich ist Schiller heroischer, politischer Dichter und

soll hier die Gefahr, in Rhetorik und Tendenzwesen zu verfallen, überwinden. In wie weit ihm dieß gelungen, darüber vgl. Vischer, kritische Gänge II, 245: „Bei Schiller zeigen sich auf der Sonnenhöhe seiner Poesie Nebelflecken der prosaischen Reflexion und mitten im siegreichen Kampfe gegen diese rief ihn der Tod ab."

Johanna ist keine festbegrenzte Persönlichkeit, sie ist ein psychologisches Problem, sie fällt in zwei Hälften auseinander. Wenn der dramatische Dichter den Kampf zwischen Verstand und Gefühl sonst an mehrere Personen vertheilt, so sind diese Gegensätze hier in ihrer ganzen Schärfe, fast ohne alle Vermittlung, auf ein Individuum übergetragen. Ebenso wird man nicht leicht einen Dichter finden, in dessen Wesen Poesie und Philosophie so innig vereinigt waren, und sich so sehr befehdeten, als dieß bei Schiller der Fall war. — Die Jungfrau soll nach Schiller's Darstellung von Haus aus naiv sein: aber diese Naivetät ist nicht durchaus bei ihr zu finden. Ihre blühende Rhetorik, ihre Kenntnisse in der Mythologie kann man nicht sehr naiv finden. Ein naives Mädchen hätte vor dem Könige nicht gesagt: „Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter," sondern einfach: „Ich bin die Tochter eines Hirten." Und so ist auch Schiller, obwohl Dichter, schon von Haus aus mit dem Gegensatz zwischen naiver Poesie und subjectivem Räsonnement behaftet.

Gervinus nennt die Jungfrau eine Somnambule. Diese Vergleichung ist höchst treffend. Sie wandelt auf schwindelnder Höhe sicher dahin; wer sie aber zum Stillstehen bringt, der verwirrt ihr den geraden Weg, und stürzt sie in die Tiefe. Uebrigens ist Johanna's reine Passivität, das katholisch verbrämte Fatum, unter dem sie steht, nicht im Wesen des Weibes begründet; Göthes Iphigenie vereinigt beides, Anerkennung der Abhängigkeit von höhern Mächten, Lauschen auf ihre Offenbarung in der Tiefe des Herzens und freie Selbstbestimmung auf's Schönste.

In Betreff ihrer Liebe citiren wir eine Stelle aus der Augsburger allgemeinen Zeitung (Juli 1847):

„Wo Jugend, Schönheit und heldenmüthige Hingebung sich in göttlichem Strahle auf der Stirn eines weiblichen Wesens vereinen, da fühlt sich die Seele zu menschlicher Theilnahme hingerissen, und der Märtyrertod steigert sie zur Vergötterung. Unser Herz bewundert, was Vernunft und Rechtsgefühl nicht rechtfertigen können. Das ist die Geschichte Charlotte Corday's; aber ihre That gehört dem Epos

an, nicht dem Drama. Bleibt sie in der höhern Sphäre der innern dämonischen Begeisterung, des politischen, ja frommen Fanatismus, so fehlen ihrer Einfachheit alle Fäden, die zu einem dramatischen Knoten und zu einer überraschenden Lösung unerläßlich sind. Wird sie durch eine Fiction in das Bereich menschlicher Leidenschaften und menschlicher Rührung herabgezogen, so muß sie von ihrer Höhe herabsteigen und den Heiligenschein zerstören, den der Volksglaube um sie verbreitet hat. Das kann sie nicht ungestraft; wir haben es an der keuschesten Liebe der Jungfrau von Orleans erlebt; was die göttliche Hand Schiller's nicht vermocht, wer möchte es nach ihm versuchen? Bei Charlotte Corday kam vielleicht selbst die thatsächliche Wahrheit dieser Einkleidung zu Hülfe; aber was vermag die Wahrheit auf der Bühne gegen die vergötternde Sage, was Geschichte gegen den Mythus, dem der Volksglaube Altäre gebaut hat? Es ist mehr als wahrscheinlich, daß menschliche Liebe und ein gebrochenes Herz an dem Dolchstoße, der Marat getödtet, einen größern Antheil gehabt haben, als irgend ein anderer Beweggrund der Vaterlandsliebe und heldenmüthigen Hingebung, die darum nicht weggeläugnet zu werden brauchen; aber der Zuschauer eines Dramas, das ihm die Heldin in einem andern Gewand vorführt, als in dem seiner traditionellen Gewohnheit, wird kalt bleiben, wenn nicht gar sich verletzt fühlen." Indem wir diese Stelle aus der Recension eines französischen Dramas: Charlotte Corday gerne unterschreiben, müssen wir fragen, ob sich vielleicht die Katastrophe anders begründen ließ. Huhn und Vilmar meinen, sie hätte sich dadurch begründen lassen, daß Johanna sich durch den Glanz der weltlichen Ehre verleiten ließ, ihre himmlische Bestimmung zu überschreiten. Aber dieß wäre ja mit dem Charakter, den die Jungfrau in der Geschichte und Sage trägt, ganz unvereinbar; der Dichter würde ja in diesem Falle das Band zwischen Geschichte und Poesie noch mehr verletzen, als er es durch die Liebe der Jungfrau thut; denn die Liebe liegt doch im weiblichen Wesen überhaupt, also auch in dem der Jungfrau, Ehrsucht aber würde einen schlechthin störenden Zug in das Gemälde ihres Charakters bringen. Das Wahre ist, daß sich der Stoff überhaupt nicht zum Drama, sondern zum Epos eignet. — Daß Schiller die Jungfrau ihr Schwert mit Blut beflecken läßt, wird von Huhn als ein ungeschichtlicher Zug getadelt. Aber Ehrsucht wäre noch ungeschichtlicher, noch unweiblicher, als dieser Zug.

An dem Schlusse des Stückes nimmt Schwenk unnöthigen Anstoß, weil er der Geschichte nicht entspreche. Indessen ist ja das Lebensende der Jungfrau noch nicht aufgehellt und ihr ganzes Auftreten gehört zum großen Theil der Sage an. Ihr Ende bei Schiller ist die poetische Anticipation ihrer spätern Ehrenrettung und Verherrlichung.

Beim Schulgebrauch verbinde man mit dieser Tragödie Schillers Vorrede zu Vertots Geschichte des Malteserordens, so wie die „Johanniter" und „das Mädchen von Orleans," namentlich im Schluß: „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben." Das Lob, das Schiller den Johannitern spendet, („Sie fochten für ein Phantom mit Begeisterung") verdient die Jungfrau in höherem Grade; denn ihre Begeisterung gilt einer wahren Idee — der der Freiheit und Nationalität, und eben darin liegt das allgemein Menschliche der Tragödie. Hier fragt es sich freilich: wie verhält es sich mit den Wundern im Stück? Mehrere Wunder lassen sich subjectiv erklären, zwei errinnern an das Hellsehen, das Kettenzerreißen ist durch Johanna's heißes Gebet in der höchsten Noth vorbereitet, ganz eigenthümlich aber bleiben der schwarze Ritter und der Donner im Dome zu Rheims. Mag man auch über die andern Wunder urtheilen, wie man will, diese zwei in aller Objectivität hingestellten Wunder sind schlechthin undramatisch. Die Berufung auf die Geistererscheinungen in Hamlet und sonst beweisen nichts. Denn diese Geister sind allgemein angenommene mythische Gestalten, die uns nur gewisse Vorgänge in der Menschenwelt erklären sollen. Sodann ist ihre Erscheinung immer vorbereitet, sie ist aus dem heißblutigen, aufgeregten Wesen eines Macbeth oder Hamlet erklärbar, in der Jungfrau von Orleans überraschen uns die Wunder nicht selten, wir können uns namentlich das Auftreten des schwarzen Ritters nicht erklären, weil es nur undeutlich vorbereitet ist.

Einen stark mittelalterlichen Beigeschmack hat auch die Lobpreisung der Jungfrauschaft als solcher: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden" I, 10. Im Ganzen steht das Stück tief unter Wallenstein und M. Stuart. Die Jungfrau von Orleans und die Braut von Messina sind großartige Versuche, die romantische Anschauung des Mittelalters und das antike Drama neu zu beleben. Schiller hat zwar in der Jungfrau das Herz als Quelle

großer Thaten zum Mittelpunkt des Stücks gemacht, aber es treten zu viele romantische Ueberschwenglichkeiten auf störende Weise hervor. Das Ganze ist ein Prachtstück, eine geniale Abenteuerlichkeit, ein blendendes Feuerwerk mit den gehörigen Knalleffecten, eine undramatische Darstellung des seinem ganzen Wesen nach undramatischen Mittelalters. Je weniger sich bei uns, wie Herr Hiecke in seiner schätzbaren Schrift über den Unterricht in der Muttersprache bemerkt, im Gebiete des Drama ein bestimmter, allgemein anerkannter Typus festgesetzt hat, desto mehr thut es noth, diejenigen Stücke, die zwischen Drama und Epos ungewiß hin- und herschwanken, einem reiferen Alter vorzubehalten. — Im Uebrigen verweisen wir auf Herrn Viehoffs Monographie; unsere Absicht war nicht, eine erschöpfende Erklärung zu geben, sondern nur den Grundgedanken und die allgemeine Entwickelung des Dramas zu finden.

Nachträgliche Bemerkungen.

1) Zu der Blindheit der Jungfrau vergleiche die Stelle im Glück:
„Ihrer (der Götter) Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut."

2) Das Mittelalter strahlt uns in der Jungfrau in vollem Glanze entgegen; in M. Stuart gleicht es der untergehenden Sonne. Der Gegensatz zwischen irdischer und himmlischer Liebe ist in der J. v. O. viel schneidender, als in M. St.; denn die irdische Liebe ist in der J. v. O. an und für sich mit einem himmlischen Bewußtsein unvereinbar. In der M. St. sind auch die Schattenseiten des Katholicismus hervorgehoben, in der J. v. O. nicht. In der J. v. O. sind die Engländer blinde Heiden, Talbot ist Atheist; in M. St. ist der edelste Charakter ein Engländer.

3) In politischer Hinsicht wird das absolute Königthum gepriesen: „Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt verschwinden?" fragt Johanna im Prolog. Merkwürdig, daß Schiller, der der französischen Republik keine lange Dauer prophezeihte und das Auftreten Napoleon's vorher ahnte, Frankreich in zwei Dramen als das Land der Romantik und des absoluten Königthums dargestellt hat. Zu ernstlich darf man freilich dieses absolute Königthum nicht nehmen. Denn in der Wirklichkeit ist dieser ideale, absolute König als Karl VII. gar schwach, und nicht er ist es, der das Land errettet, sondern eine Tochter des Volks, eine Schäferin.

4) Soph. Philokt. 814. 815.
„Ueberall herrscht der Augenblick und
Erntet den Sieg, der vor den Füßen liegt."

G. Hauff.

Beitrag zur Kenntniß der ältesten Gestalt

von

Schillers Piccolomini und Wallensteins Tod.

Im siebenten Bande dieser Zeitschrift, vom Jahre 1850 sind von mir „Einige Lesarten zu Schillers Piccolomini und Wallensteins Tod" gegeben worden. Ich schöpfte sie aus einem Büchlein, welches die Lesefrüchte meines Vaters enthielt.

Ich bin nicht müßig gewesen für die dort angegebenen Abweichungen vom Text noch weitere Gewähr zu suchen, und erlaube mir in den nachfolgenden Zeilen Mittheilung zu machen von dem, was ich als Ausbeute meiner Bestrebungen davongetragen habe.

In der Bibliothek der Königlichen Hofbühne zu Berlin werden drei ältere Exemplare aufbewahrt, eines der Piccolomini und zwei von Wallensteins Tod. Von diesen dreien ist die unter Nr. 252 sichtlich die älteste. Sie ist in Quart, wie auch die beiden anderen, von schöner gerader sächsischer Hand geschrieben, und enthält in acht, nur in sich verhefteten, nicht unter einander verbundenen, mit den Buchstaben A—H bezeichneten Lagen, durchschnittlich zu drei Bogen, W a l l e n s t e i n s Tod. Die Zahl der Seiten mit Text beträgt 176, dazu kommen noch 8 Seiten, die zum Theil leer, zum Theil mit dem Titel und den Personen beschrieben sind. Das feste und starke Papier hat auf dem ersten Folio des Bogens als Wasserzeichen eine Krone über einem Wappenschild mit einer französischen Lilie; unter dem Schilde steht Plauen, und auf Folio 2. zeigt sich der Name des Fabrikanten C. F. (oder E.) Geipel; andere Bogen zeigen auf Fol. I. bloß die Lilie, und unter derselben ein P., auf Fol. II. dagegen ein bloßes G. Die Blätter selbst und namentlich die ersten und letzten, sind am untern Rande sehr zerfasert und lösen sich wie von Motten zerfressene oder wie verschabte Wolle auf; die Handschrift ist wahrscheinlich wiederholentlich naß geworden oder hat eine

Zeit lang naß gestanden, auch davon finden sich die Spuren im Papier. Sie führt die alte Aufschrift: Wallenstein, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen und enthält sehr wenige Correcturen, welche theils von derselben Hand herrühren, die das Uebrige geschrieben, theils von einer fremden späteren Hand gemacht sind; endlich sind durch verticale Bleistiftstriche die Scenen zwischen Thekla und Scherfenberg, und Thekla und Herzogin im 4. Acte getilgt.

Diese sämmtlichen Correcturen und Auslassungen sind in eine zweite Handschrift übergegangen, welche ebenfalls in quarto auf 258 Seiten Wallensteins Tod enthält, diese ist in blau-graue Pappe gebunden und trägt auf dem Rücken die Zahl 328 und auf dem Titel Wallensteins Tod, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Herrn Schiller. Fortsetzung des Schauspiels: Die Piccolomini. Aber schon dieser Titel ist überarbeitet, denn fremde Hand (dieselbe, welche den Titel der 3. Handschrift auf deren Deckel geschrieben) hat zu Wallenstein das s Tod und Fortsetzung u. s. f. gesetzt, so daß auch der Titel dieser Handschrift ursprünglich mit dem der ersten übereinstimmte. Hinter den Personen auf Seite 3 und 4, und noch vor Seite 5 sind $5^1/_2$ Bogen eingeklebt, auf denen als erster Aufzug von Wallensteins Tod die Scenen 1, 2 und 3 aus dem jetzigen 2. Acte des Druckes stehen, und ich erinnere mich selbst, daß ich den Wallenstein auf der Berliner Bühne noch habe anfangen hören mit den Worten: Mir meldet er aus Linz u. s. f., ein Anfang, der wohl diesem Exemplare, aber weder dem Druck noch auch der ältesten Acteintheilung entspricht, die ja auch sonst in dieser 2. Handschrift bewahrt ist, da Seite 5 noch ein Mal: Erster Aufzug, erster Auftritt folgt, ganz so wie es in der ersten Handschrift gehalten ist. Die scenischen Anweisungen und Einrichtungen sind in beiden Exemplaren, die Personen in dem letzteren mit rother Dinte unterstrichen. Mit Bleistift ist Vieles eingeklammert, Anderes, was in den Aufführungen ausgelassen werden sollte, ist lose mit Papierstreifen überklebt.

Die dritte Handschrift hat in ihrem Einband, dem Ausschnitt des auf den Vorderdeckel geklebten Titelschildes die größeste Aehnlichkeit mit der letzterwähnten. Sie ist auf dem Rücken mit der Zahl 93 bezeichnet, und enthält auf dem Etiquette des Deckels: Dirig: Buch von: die Piccolomini. Copirt 1806. Das alte ist fortgeschickt. (von der Dir: nach Mannheim). Die eingeklammerten Worte stehen eingeklammert schon unter dem Etiquette,

auf dem blaugrauen Deckel des Buches. Die Handschrift trägt in den vielen Bleistiftsnotizen und Strichen die sichern Zeichen oftmaligen Gebrauchs und mannigfacher Abänderungen in der Darstellung, denn ältere Striche sind wieder mit Gummi oder mit der Beischrift: „bleibt" getilgt.

In dieser Handschrift, obschon sie anscheinend keine Lücken hat, ist manches ausgelassen, von dem Einiges allerdings schon in einer älteren Handschrift der Piccolomini gefehlt haben kann, weil Schiller, als er eine neue Actvertheilung zwischen den Piccolomini und Wallenstein vornahm und auf Kosten des Letzteren die ersteren verkürzte, noch manches zudichten konnte, was deshalb in einer ältesten Handschrift der Piccolomini fehlen durfte. Anderes aber hat in einem ältesten Exemplar sicherlich gestanden, wie sich dies aus meines Vaters Büchlein beweisen läßt; und wenn dies hier fehlt, so ist es als für den Bühnengebrauch unnöthig von der Direction in einem früheren Exemplare gestrichen, und deshalb in dieses von dem Abschreiber nicht mit hinübergenommen worden. Daß dem so sei, läßt sich mit Sicherheit schließen aus der von meinem Vater copirten Rede der Gräfin (Seite 232 der Octavausgabe von 1835: Vertrauen, Neigung u. s. f.), welche in der Handschrift fehlt, aus den stehengebliebenen Redeanfängen und Enden, die aus Halbverse oft unvermittelt bleiben mit den vorhergehenden oder nachfolgenden Versen, und endlich aus der Analogie mit der 2. Handschrift des Wallenstein, welche ja auch dasjenige, was in der ersten gestrichen ist, nicht aufgenommen hat.

Die Handschrift der Piccolomini hat folgende Auslassungen:

In Act. I. S. 66 der großen 8⁰ Ausgabe in 12 Bänden bei Cotta 1835—1836 fehlt die ganze Rede Isolans von Ja, ja — wie er kann.

Seite 72 fehlen Buttlers 2 Verse:

Der Kaiser wär nicht arm u. s. f.

Auf Seite 75 ist die Rede des Illo:

Doch wären wir, wofür der Hof uns nimmt,
Gefährlich war's, die Freiheit uns zu geben,

in der Handschrift dem Buttler in den Mund gelegt. Da nun nach Questenbergs Gegenrede von Zeile 9 an bis Seite 77, Zeile 13 Alles weggefallen ist, so beziehen sich Octavio's Worte:

Die Kühnheit dieses würd'gen Offiziers u. s. f.

nur auf die oben angeführten Worte und es scheint, daß das Lob

Wallensteins im Munde Buttlers erst von Schiller nachgedichtet sei, als er die Piccolomini um die beiden ersten Acte Wallensteins verkürzte, oder daß diese Veränderung zu den von Schiller selbst unternommenen gehöre, durch welche er seinem Drama eine bühnengerechtere Gestalt geben wollte.

Seite 79, Zeile 2 von unten bis S. 80, Z. 1 fehlen 3 Verse in Questenbergs Rede.

Seite 85 fehlt ganz bis S. 86, Zeile 4: von:

Und eine Lust ist's — als wo's recht flach ist.

Seite 90 scheint in Marens Rede eine Zusammenziehung stattgefunden zu haben. Es heißt in der Handschrift:

Dem Fürsten macht Ihr's Leben schwer, verschwärzt
Ihn, macht ihn zum Empörer, und Gott weiß
Zu was noch mehr, weil er die Sachsen schont u. s. f.

Seite 105 fehlen in Wallensteins Rede 3 Zeilen:

Mich soll das Reich — niedersetzen.

Seite 109, Zeile 14 ist ausgefallen:

Des Kaisers Dienst.

Seite 110 fehlt Illo's Rede:

Bedenke, was Du thust u s. f.

und Wallensteins Antwort bis „beschließt".

Seite 113 schließt die 11. Scene mit Wallensteins Worten:

Laß sie kommen.

Von Terzky's Frage an:

Willst Du, daß alle Chefs zugegen sein,

ist bis zum Schluß des Auftrittes Alles ausgefallen.

Seite 115. Gewiß für den theatralischen Gebrauch gestrichen ist in Questenbergs Rede von:

Ein neuer Geist verkündigte u. s. f.

über Wallensteins kurze Gegenrede hinaus bis zu den Worten:

Das gern beim Lob verweilt.

Seite 117. Ebendeshalb ist wohl auch mit größerer Auslassung bis Z. 23 S. 118 hin Questenbergs Rede so zusammengezogen:

Ja, am Oderstrome endlich
Rechtfertigte der Fürst den alten Ruhm u. s. f.

hierdurch ist denn in der ersten Zeile der ganze rhythmische Klang verwischt, und dies eben ein Beweis dafür, daß diese Veränderung nicht vom Dichter selber herrühre.

Seite 119, Z. 17 fehlen die Worte:

Drückt
Des Kaisers Länder mit des Kaisers Heer.

Sie scheinen mir wirklich zu größerer Klarheit erst später zugesetzt, zumal da mit: Winterlager der Vers richtiger abschließt, welcher durch den Zusatz des Wortes drückt zu einem Senar wird.

Seite 124 fehlen die Zeilen 7 und 8:

Wär der Gedank' — nennen.

Act II., Seite 130. Vielleicht in einer ältesten Handschrift fehlte schon des Illo und die derselben folgende Rede des Terzky:

Wenn's hier unten nur geschieht. — Das Heer uns zuzuführen.

Des Illo Rede:

Kommt, wir müssen u. s. f.

schließt sich dann durch den Hinweis auf die Sterne genauer und inniger an die Worte Terzky's, in denen er erzählt, wie Wallenstein in der bevorstehenden Nacht den Himmel observiren wolle. Die im Mscr. fehlende Rede könnte füglich später erst hinzugedichtet sein.

Seite 135 fehlt in Marens Rede:

So müßt' es einem — wiederkehrte.

Seite 136 fehlt die ganze Rede Marens:

Wo aber bleibt sie denn — Glücklichen;

und die folgenden Worte der Gräfin schließen sich als letzte Zeile an die der Lücke vorhergehenden derselben an. Wahrscheinlich hat ein Dirigentenstrich jene Rede aus dem Mscr. entfernt.

Seite 141 fehlen Zeile 3—7:

Auf meiner Insel — von meinem Himmel.

Sie haben aber sicherlich in der ältesten Handschrift gestanden und sind nur aus Gründen der Darstellung gestrichen worden. Die Worte finden sich als dem 2. Act der Piccolomini entnommen in meines Vaters Büchlein, sogar mit der alten Schreibweise:

Auf einer Insul u. s. f.

Seite 142 fehlen Zeile 3—15:

Er fragte mich — flüchtig umgesehen.

Von der Hand eines Dirigenten, von welcher auch die Aufschrift auf dem Etiquette herrührt, ist aber hineingeschrieben: Dazwischen bleibt eine Rede der Thekla, eine der Gräfin; und auf der letzten Seite findet sich von derselben Hand das Fehlende nachgetragen, dessen Abweichungen ich seines Orts geben werde.

Seite 142, Z. 26 — Seite 143, Z. 7 fehlen und Zeile 8 schließt sich dann an Zeile 25 der vorigen Seite so an:

Und in der Mitte strahlte silberhell
Ein heitrer Gott von königlichem Ansehn;

Das sei der Jupiter, des Vaters Stern,
Und Mond und Sonne glänzten ihm zur Seite.

Seite 143, Z. 21 — 25:

Die heitre Welt — selig wiegt;

und ebenda Z. 29 — Seite 144, Z. 17:

Die alten Fabelwesen — verletzen;

und ebenda Z. 29 — Seite 145, Z. 13:

Er hat zu Gitschin — Winternächten

fehlen in der Handschrift. Dagegen schließt sich an Zeile 28 die Seite 144:

Da kann er fürstlich jedes Würdige beschützen,
Und alle schönen Friedenskünste pflegen.

Ob diese Verkürzung zu der oben erwähnten Schiller'schen zu rechnen ist?

Seite 145 in der letzten Zeile fehlen die 3 Worte:

Heft'gen Streit und.

Seite 146 fehlt der Vers:

Was hätten sie davon, uns Hoffnungen.

Seite 147 fehlen Z. 13—16:

Ist's denn — setzen.

Seite 148 fehlen Z. 11—18:

Wir haben — uns zu thun.

Seite 150 der siebente Auftritt, der Gesang der Thekla, fehlt ganz, sicherlich nur um des scenischen Bedürfniß willen, denn mein Vater hat aus dem ältesten Mscr. jenes Lied copirt in all seinen 4 Versen, wie es heut als: Des Mädchens Klage in der Gedichtsammlung steht. Seine Abschrift stimmt in der typischen Anordnung der Strophen mit dem Druck des Gedichtes in der Gedichtsammlung der Ausgabe von 1835, nicht aber mit der auch jetzt noch beibehaltenen Weise in den Piccolomini.

Aus dem 8. Auftritt von Seite 151 an ist für die Bühne in der Handschrift Vieles gestrichen, zuerst von Seite 152, Z. 3 — Seite 154, Z. 22:

Das wird nicht nöthig sein — und nicht das Schicksal,

so daß auf die Rede der Gräfin, welche mit den Worten endet: mit seiner Hand, Thekla anhebt: Des Schicksals Stimme ist das Herz.

Ferner fehlt Seite 154 von Z. 29 — Seite 155, Z. 7:

Ich will auch von mir — Alles setzen,

und auf eben der Seite von Z. 15—20:

Er soll in mir — wagen;

und endlich wieder auf derselben Seite von Z. 28 — Seite 156, Z. 6:

Wird sich die Stimme — Feuerblick der Sonne.

Seite 165, Z. 3—8 fehlen:

Wie Scheidemünze — sich bleibend einzubürgern.

Act III, Scene 1, Seite 187, Z. 10 — S. 188, Z. 9:

Was mit dem Blatte — zu stürzen

fehlt im Mscr. und Octavio schließt dann seine Rede mit:

Nein, hier darf u. s. f.

an die Worte an:

Man wolle zu nichts Gutem uns verbinden.

Seite 188, Z. 22 u. 23:

Und an der Spitze — wolle,

fehlen. Daß diese Verse von der Theaterdirection gestrichen seien, dafür spricht, daß man Marens Worte:

Er ist heftig,

stehen ließ, den Ausgang eines Verses, dessen Anfang man wegschnitt.

Act IV. (Act I von Wallenstein.) Im dritten Auftritt fehlen im Mscr. 2 Verse, Z. 5 und 6 der Seite 210:

Bis, wenn — zusammenbricht,

und Seite 211, Z. 10 und 11:

Wenn's nur — büßen müssen,

und Z. 20 das nicht in der Frage:

Warum nicht?

Seite 213 fehlt Zeile 4:

In dem Gedanken bloß gefiel ich mir.

In der fünften Scene zwischen Wallenstein und Wrangel fehlen in der Handschrift sowohl einzelne Worte, als ganze Reden. So sagt Wrangel nur:

Vom Regimente Südermannland.

Seite 216, Z. 9—6 von unten:

Den Admiralshut — setzen,

und Seite 220, Z. 13—23:

Und dieses böhmische Land — Behandlung,

endlich die Worte Wallensteins Seite 223, Z. 21 und 22:

Wohl wählte sich — können,

sind im Mscr. weggelassen.

Im 6. Auftritt fehlt die ganze Seite 226 des Druckes:

Wie war's mit jenem — wird die Welt regiert,

gestrichen sicherlich nur wegen des Bühnenbedürfnisses.

Die letzte Scene dieses Actes scheint für das Bedürfniß der Aufführung sehr zusammengestrichen zu sein, denn nicht läßt sich annehmen, daß was der Druck bietet, auch in einem ältesten Manuscripte gefehlt habe, weil in dem Buche meines Vaters manche Stellen dieser Scene, die in unserer Handschrift fehlen, gelesen werden, und dies sogar in einer Fassung, die nach dem Alter des Buches älter ist als der erste Druck. In dem Bühnenmanuscript fehlen Seite 228, Z. 3—13:

Nur in Entwürfen — verlieren?

Seite 229, Z. 2 von unten — Seite 230, Z. 14:

Ich seh', wie Alles — an sein Ende scheinen.

Seite 231, Z. 13—19:

Du bist des Hochverraths — entschuldigt?

und ebenda Z. 1 von unten — Seite 232, Z. 11:

Du hattest jeden Stand — ausgesöhnt,

und endlich Seite 232, Z. 10 — Seite 233, Z. 9:

Vertrauen, Neigung? — nicht betrogen.

Act V. (Act II v. Wallenstein), Seite 246, Z. 4:

Er taugt — ihm,

und Seite 247, Z. 7—11 die zwei Verse Illo's und Wallensteins fehlen. Ebenso fehlt die ganze Scene zwischen Octavio und den Adjudanten im Manuscript, und der 4. Auftritt ist dann der des Isolani und Octavio in einem Zimmer in Piccolomini's Wohnung, der im Drucke als der 5. geht. In dieser Scene fehlt dann Seite 252, Z. 15—20 Octavio's und Isolans Rede:

So? nennt mir doch — gehorchen.

In der Scene zwischen Octavio und Buttler liest die Handschrift Seite 259, Z. 19:

Steckt ein! Sagt ruhig, wie es damals ging. Ich will
Genugthuung Euch nachher nicht verweigern.

Buttler.

Mag alle Welt doch um die Schwachheit wissen,
Die ich mir selber nimmer kann verzeihn.
Doch nicht verdient' ich, sie so hart zu büßen,
Nicht für der Thorheit leicht verzieh'ne Schuld
In allen Mannestiefen schwer zu leiden.
Versagen konnte man's. Warum den treu bewährten Diener
Mit schwerem Hohn zermalmen, weil er sich

In schwachem Augenblick vergaß, so rauh
An seine niedrige Geburt ihn mahnen!
Doch einen Stachel gab Natur dem Wurm,
Den Willkühr übermüthig spielend tritt. —

In Buttlers Versen erkenne ich die Reste einer alten Fassung, die nur dadurch noch mehr von dem Drucke abweicht, weil für das Bedürfniß der Bühne Streichungen stattgefunden haben. So fiel aus:

Ja, Generallieutenant — Es war Thorheit!

und jener überlange sechste Vers entstand dadurch, daß die Dirigentenfeder von: Warum mit Streichung des folgenden Verses zu dem Schlusse des dritten übersprang, diesen an jenes Warum anschloß und dadurch jenen monströsen Jambus zu Tage brachte, gegen welchen die Natur Schillers sich gesträubt haben würde.

Wenn die eben erwähnten Auslassungen und Zusammenziehungen nur ein Eigenthum der dritten Handschrift, der der Piccolomini sind, so können dagegen zur Charakteristik aller 3 von mir verglichenen Handschriften noch folgende Notizen dienen. Alle drei geben sie für den Schauspieler mehr Nachweise, als heute sich in unseren Drucken finden. Sein Verständniß wird auf das Richtige und auf die eigentliche Intention des Dichters hingeleitet durch Unterstreichung von viel mehr Wörtern als in unsern Ausgaben gesperrt gedruckt sind. Ich habe davon nur Notiz genommen, wo die Betonung des Manuscripts wirklich von der des Druckes abwich. Auch geben die Handschriften mehr scenische Anweisungen, die zum Theil in Klammern zu den Namen der redenden Personen gesetzt sind, zum Theil mit größerer Ausführlichkeit beschreiben, was dem Auge des Zuschauers sich darbieten soll. Allgemeineres will ich hier gar nicht erwähnen, wie etwa, daß für die im Druck der Nachweise vorkommenden Pronomina die Namen selbst vorkommen in der Handschrift, daß ferner bei auftretenden Personen, deren Namen bloß der Druck angiebt, das Wort kommt steht, daß endlich andere kleine Redactionsänderungen hie und da stattgefunden haben. Ich führe nur Folgendes an, was der Druck verschweigt: Aus den Piccolomini: S. 65 Illo (beim Hereintreten). S. 99 Prinzessin Thekla (reich mit Brillanten geschmückt). S. 127 hinter Kolalto's Rede steht: Alle drei zugleich, aber nicht schreiend. S. 132 Gräfin (Für sich, indem sie vorwärts kommt). S. 141 fehlt das: abbrechen u. s. f. S. 147, Z. 8 steht Thekla (fällt ihm um den Hals). S. 155 steht hinter dem Verse der Gräfin: Wenn er es anders nun mit Dir beschlossen? (Thekla schweigt still.

Sie fährt fort:) und S. 157 mitten im Monolog: (man hört von fern die Tafelmusik, aber schwach). S. 158 hinter: mit sechs Gästen besetzt sind. (Die offenstehende Mittelthüre öffnet den Prospect noch auf eine vierte, gleich stark besetzte Tafel). S. 160 schließt die Scene: Beide gehen an die 3. Tafel. S. 163 steht für ernsthaft: Buttler, mit einem stolzen Blick. S. 175 Tiefenbach (hebt sich vom Stuhl). S. 179, Z. 25 Isolani nicht: zu einem der Generale, sondern (zu Kolalto). S. 192, Z. 19 Max (wirft das Blatt weg).

S. 205. Vierter Aufzug. [Ein Zimmer zu astrologischen Arbeiten eingerichtet und mit Weltcharten, Himmelsgloben, Quadranten u. s. f. und anderm mathematischem Geräth versehen. Im Hintergrunde, der einen Halbkreis bildet, stehen sieben kolossale Göttergestalten, die sieben Planeten der damaligen Zeit vorstellend, jede mit einem transparenten Stern auf dem Haupt, alles so, wie's im vierten Auftritt des zweiten Aufzuges beschrieben wird. Ein Vorhang, der nach dem fünften Auftritt wieder geöffnet werden muß, entzieht die Bilder dem Aug des Zuschauers, sobald die erste Scene vorbei ist]. Erster Auftritt. Wallenstein [vor einer schwarzen Tafel, worauf ein speculum astrologicum mit Kreide gezeichnet ist], Seni [in einem Zimmer über ihm, ungesehen, observirt].

S. 207. Erst nach Terzky's erster Rede im 2. Auftrit heißt es: Seni ab. S. 213, Z. 15 (Er bleibt tiefsinnend stehen). S. 234, Z. 5 fehlt: aufstehend. Z. 23 steht (indem sie auf die Gegenstände im Zimmer deutet). S. 249, Z. 21 Wallenstein (mit erhobenem Finger). S. 263 theilt die Handschrift nach dem Abgange Buttlers eine sechste Scene ab. Octavio klingelt, Bedienter bringt ein Billet. S. 267 steht Octavio (außer Fassung). Es fehlt: zitternd.

Im Wallenstein: S. 269 steht: [Beide letztern an einem Tisch mit weiblichen Arbeiten beschäftigt]. Gräfin [auf der entgegengesetzten Seite sie beobachtend] und nach der vierten Zeile ihrer Rede: [Da Thekla schweigt, steht sie auf und tritt näher]. S. 279 Illo geht ab; Wallenstein wendet sich zu den Frauen. S. 281 steht nach Thekla's Worten: O mein Gott — wie kann ich — [das Orchester fängt an. Während des Ritornells zeigt Thekla den heftigsten Kampf und im Augenblick, da sie anfangen soll zu singen, schaudert sie zusammen, wirft das Instrument weg und geht schnell ab] und S. 288 hinter: Und Terzky's Grenadiere aufziehn. [Illo will gehn].

S. 297 Terzky und Illo (zugleich, rasch). S. 299 Gräfin Terzky [kommt aus dem Seitenzimmer]

Nein! ich kann's länger nicht —
[sich umschauend]
Wo sind sie? Alles ꝛc.

S. 301 steht hinter: ihrer Tochter. Indem Thekla um Hilfe ruft, fällt der Vorhang.

S. 303 Wallenstein [Er nimmt den Hut ab und bedeckt sich gleich wieder]. S. 307 hinter Zeile 3 (einfach und ehrlich). S. 309 steht vor: Ihr seid gerührt: [Die Kuirassiere gerathen in Bewegung].

S. 311 Gefreiter (zu den Kuirassieren rasch). S. 316 Max (ruhig). S. 318 letzte Zeile und 319, Z. 2 fehlen.

S. 330 hinter Thekla's Worten: Doch wir gehören nicht zu unserm Hause, steht mit fremder Hand in langen schrägliegenden Zügen: [ihn forttreibend mit einer schwärmerischen Heftigkeit]. Die Schrift hat Aehnlichkeit mit dem Facsimile Schillers. S. 330 steht von derselben Hand: [Buttler versagt ihm seine Hand].

S. 335. [Der Vorhang fällt. Die Musik wird rauschend und geht in einen völligen Marsch über, in den auch das Orchester einfällt und durch den Zwischenact fortsetzt].

S. 347 in der fünften Scene unten steht bei Terzky (dringend), bei Wallenstein (zugleich) und auf Seite 348 hinter: der sie geführt [Wallenstein schrickt zusammen und wird bleich]. Dann spricht Wallenstein (nach einer Pause mit leiser Stimme), dann Illo und Terzky (zugleich), dann Wallenstein und Terzky (schnell, zugleich), dann die Neubrunn (zugleich).

S. 352 steht: Buttler (eine Schrift hervorlangend). Ebenso lautet es in der Ausgabe von 1806; dagegen liest die von 1835 *seine* Schrift. S. 360 steht hinter: Und sterben muß er, oder — (heftig ihn bei der Hand fassend). Auf S. 384 fehlt: nach einer Pause, ebenso S. 364, Z. 9 (zu Wallenstein). S. 368, Z. 4 von unten (gerührt) nnd S. 392, Z. 3 v. u. (Pause).

Dagegen steht 366, Z. 10. Herzogin (zu Thekla, welche schnell zusammenfuhr). S. 401, einmal: Seni (mit steigendem Ton) und dann: Seni (noch dringender). S. 403, Z. 11. Gordon (mit Mühe sich verbergend und mit steigendem Affect). S. 405 ist zweimal bemerkt, daß Buttler ungesehen spricht. S. 409, Z. 12 steht: Macdonald und Devereur (rufen), darauf: Gordon: Gott! Gott! (er

stürzt hinaus). Buttler (ihm nachrufend). S. 412, Z. 11. Der Herzog? (sie stürzt dem Gange zu). Ebenda ist in der 8. (im Druck 10. Scene) die Rolle eines Pagen einem Bedienten zugewiesen, und als er spricht, heißt es: (herauskommend, zu gleicher Zeit) und S. 413, Z. 7 (Gräfin bleibt erstarrt, wie eine Bildsäule stehen) und ebenda Z. 8 für Kammerfrau: Weibliche Bediente, für Erster und Zweiter Bedienter: Bediente und andere Bediente, dann: Stimmen hinter der Scene; Platz dem Generallieutenant!

Für den Laien möchte allerdings diese Angabe von scenischen Anordnungen unbedeutend und darum unnütz erscheinen. Wer sich aber nur einigermaßen in Schiller hineingelebt hat, möchte sie gewiß nicht gern entbehren. Für die Charakteristik gerade dieses Dichters ist es mir immer besonders bedeutsam erschienen, diese in Klammern gedruckten Beifügungen zu vergleichen. Sie sind oft auf der Bühne nicht ausführbar, wie wenn es in Fiesko heißt: er ergreift ihre kalte Hand u. dergl. Aber gerade solche Bemerkungen erheben dieselben auch wieder über das Genre der bloß scenischen Anweisungen, und es bricht in ihnen die ganze dichterische Natur, die lebendige Phantasie des Poeten hindurch, die, während des Dichtens in dem Kreis der räumlichen und zeitlichen Vorstellungen, in die sie hineinzudichten hat, befangen, mit unendlicher Frische und Lebendigkeit das dramatische Gedicht mit epischer Zuthat ganz abrunden und vollenden möchte. Seiner Tragödie weiß Schiller für den Leser wenigstens einen so epischen Charakter zu geben, daß durch denselben das Lesen selbst zu einem Zuschauen und Mitdurchleben des Ereignisses wird. Bringe man nur die letzten Nachweisungen, etwa von S. 409 an, in den Text, und man wird der Vorstellung sich nicht entschlagen können, sich selbst in dem mächtig vorwärts arbeitenden Gange des Ereignisses zu befinden und mit stockendem Athem den endlichen Ausgang, nicht der Tragödie, sondern der geschichtlichen That, zu erwarten. Diese historische Vorstelligkeit, die Fähigkeit, sich ganz und gar an den geschichtlichen Stoff hinzugeben, und in demselben aufzugehen, das ist, wie dies auch aus anderen Merkmalen sich als Schillers Charakter ergiebt, auch hieraus als seine Eigennatur besonders zu erkennen. Darum denn nehme man auch diese Excerpte nicht als eine Curiosität auf, sondern als das, was sie sind, als die Vorstellungen des Dichters, welche die dramatischen Gruppen zu der Einheit eines breiten und großen Gemäldes an einanderschlossen.

Ehe ich nun aber zu der Aufzeichnung der Textvarianten übergehe, möchte ich mit wenigen Worten nur noch auf einige Eigenthümlichkeiten aufmerksam machen, welche die von mir verglichenen Handschriften und das Büchlein meines Vaters gemeinsam haben.

Zu diesen gehört 1) die von der heutigen vielfach abweichende Schreibweise einzelner Wörter. Da ich nicht ermitteln kann, in wie weit sie besonders Schillerisch ist, oder im Allgemeinen der Zeit und den Abschreibern angehört, so werde ich die nachfolgenden Varianten in derselben nicht geben, sondern nur bemerken, daß die verglichenen Bücher zum Theil: Insul, Orakul, Reuter, Reitze, Greiffen, Hofnung, glückseelig, Vestung, veste und dergleichen schreiben.

Bedeutsamer erscheint mir aber 2), daß in den verglichenen Handschriften und übereinstimmend in dem Büchlein meines Vaters viel weniger Apostrophe sich finden, als im Druck. Schiller scheint mir darum wirklich die in der Aussprache allerdings zu tilgenden Sylben geschrieben zu haben. Dadurch wäre denn sein Vers, weil er zum Theil in Auflösungen einhergeht, noch mannigfaltiger geworden. Ein durchgehendes Princip vermisse ich aber auch hier und kann nicht sagen, daß er nie Sylben, oder nur eine gewisse Art nicht elidirte. Willkür scheint gewaltet zu haben, denn auch wo der Druck eine unbetonte Sylbe giebt, ist dieselbe öfters wieder in den Exemplaren ausgelassen. So geben die Exemplare in den Piccolomini S. 66: Brücke herab, S. 80: der Bauer in Waffen, S. 83: beschäftigt, wie ich sehe? Ich will u. s. f. S. 84: Wie eine feste Säule, an die man sich [ebenso mein Vater]. S. 86: Wenn er sich zeiget (ebenso m. V.). S. 98: Ein Ungewitter ziehe sich über Ihnen. S. 102, Z. 13: Habe Mutter, S. 107, Z. 20: Du findest sie in der Stimmung, S. 113, Z. 1: Um die centralische Sonne, S. 115: Zur Sache, wenn es beliebt, S. 116: Ließ der schwedische König, S. 117, Z. 8: In diesem Augenblicke, S. 137, Z. 24: Daß ich heute, S. 175, Z. 20: Von Jude und Christ, S. 186, Z. 20: Isolani, S. 205, Z. 2 v. u.: Erdennähe, S. 264, Z. 7 v. u.: Folgest. Im Wallenstein steht S. 290, Z. 4 v. u.: Verdachte, S. 303: Ich kenne Dich wohl, S. 317, Z. 23: Und stellte ihn, S. 319, Z. 4: Im Pragischen Winterlager. Dagegen S. 343, Z. 3 v. u.: Eine Kirch, dann wieder, S. 346, Z. 2 v. u.: Das schwedische Lager, S. 347, Z. 7: Zu Frauenberg, S. 348, Z. 8: Seyen auf dem Platz geblieben, S. 376, Z. 6: Unter den Hufschlag, wie bei m.

Vater, S. 394, Z. 5: Die gewaltigen Stunden, S. 418, Z. 17: Muthigen Tod. — Die Mehrzahl dieser Beispiele setzt freilich das aus den Adjectivendungen elidirte i, sowie das Endungs-e der Zeitwörter. Möge man aber nicht glauben, daß dies in allen Fällen geschehe, denn viele Beispiele existiren, wie sich jeder selbst an dem gedruckten Exemplar überzeugen kann, wo die Elision dennoch ihre Anwendung gefunden hat und kein Apostroph den Ausfall eines unbetonten Vocals anzeigt.

Daß endlich die Handschriften manche Schreibfehler aufzuweisen haben, versteht sich wohl von selbst. Doch hat die Handschrift des Wallenstein fast keine, mehr die der Piccolomini. Als solche erkenne ich an, wenn S. 66, Z. 10 steht: Die Obersten schon zusammengefunden, und S. 68: Er schenkte Land und Blut an die Soldaten, oder S. 98, Z. 18: Nie, wofür mein Vater richtig nicht, und ebenda Z. 25 das Wort: Heeres ausgelassen ist, wenn es S. 90 heißt: Wenn dann auch sich eine Thür, und Seite 115 für: Dem schwedischen Heer, dem schwed. Kaiser, wenn S. 132 von dem vorgespielten, nicht vorgespiegelten Verlöbniß gesprochen und S. 139 die letzte Zeile: Wie drängte mich's in diesem Augenblick ausgelassen ist. Als Schreibfehler ist es wohl anzusehen, daß S. 314 in den Worten der Gräfin: O Nichte, dann ist er nicht weit! Das nicht fehlt.

Daß die Handschriften übrigens die alte Act- und Sceneneintheilung bewahren, habe ich oben schon gesagt und konnte auch bereits aus den einzelnen Citaten erkannt werden. Sie giebt sich in den Piccolomini folgendermaßen: Act I umfaßt 12 Auftritte, also den ganzen zweiten Act des Druckes mit. Act II umfaßt den dritten und vierten Act des Druckes in 14 Auftritten. Act III ist dem fünften Act des Druckes gleich. Act IV war der jetzige erste, und Act V der jetzige zweite Act von Wallensteins Tod.

Wallenstein begann demnach mit dem 3. Act des Druckes, und sein Act I umfaßte Scene 1—12, Act II war gleich 3, 13—23 in 11 Scenen. Der Act III entsprach in neun Scenen dem vierten Acte, Scene 1—8, Act IV umfaßte 5, 1 und 2. 4, 9—14 in 8 Scenen, und Act V begann bei 5, 3 und reichte bis zum Ende in 10 Auftritten.

Die Abweichungen im Texte, welche ich zu bieten habe, möchten sich am geeignetsten in drei verschiedene Arten theilen und auch nach

3 Kategorien ordnen lassen. Es bestehen nämlich die Varianten theils in Vertauschungen einzelner Ausdrücke, theils in Umstellungen der Worte, innerhalb eines oder mehrere Verse, theils in Zusätzen und Erweiterungen des Gedankes, die in der heutigen Ausgabe getilgt sind. Wenn ich aber nach diesen Kategorien die abweichenden Lesarten nicht gebe, sondern sie unter einandergemischt nach der Reihenfolge der Scenen aufführe, so denke ich für den Leser übersichtlicher zu verfahren, und ihm das Geschäft der Vergleichung mit dem Druck dadurch, daß ich ihn nicht hin- und wiederschlagen lasse, zu erleichtern. Im Uebrigen mache ich noch einmal darauf aufmerksam, daß ich bei Anführung der Seitenzahl der Octavausgabe von 1835 folge, und mit derselben auch an einigen Stellen: Schillers Theater, Tübingen, Cotta 1806. 8° vergleiche, dessen dritter Theil die Trilogie des Wallenstein und die Braut von Messina enthält. Bei der Angabe der Zeilen zähle ich natürlich auch die mit, welche bloß durch den Namen der redenden Person gebildet werden.

Abweichende Lesearten in den Piccolomini.

In dem Piccolomini-Personenverzeichnisse ist zu merken, daß hinter Kriegsrath von Questenberg, Oberst Wrangel, von den Schweden gesendet, steht. Buttler ist besonders noch ein Irländer genannt, und die letzten Personen stehen in folgender Ordnung: Mehrere Obersten und Generale. Friedländische Pagen und Bediente. Terzkysche Bediente und Hoboisten. Kellermeister beim Grafen Terzky. Kammerdiener des Grafen Piccolomini.

Act I, Scene 1: Isolani fragt S. 66, Z. 21

Max Piccolomini?

Es fehlt das hier.

S. 68, Z. 7:

Noch fehlt mir die Bestätigung vom Kaiser.

S. 69, Z. 7:

Von seinem Recht gewißlich nicht.

Scene 2, S. 69:

Octavio (noch in der Entfernung).
Ei, ei, noch immer mehr der neuen Gäste!
(zu Questenberg:)
Gestehn Sie, Freund! kein Kriegeslager hat
So viele Heldenhäupter noch vereinigt.
(indem sie näher treten:)
Graf Isolan willkommen!

Isolani.

Eben angelangt,
Herr Bruder, wäre sonst meine Pflicht gewesen —

Octavio.

Und Oberst Buttler — Mich erfreut's, mit einem
Verdienten Mann Bekanntschaft zu erneuern.
Sieh, sieh! Da hätten wir ja gleich die Summa
Des ganzen Krieges-Handwerks vor den Augen.
(an Questenbergen, Buttlern und Isolani präsentirend:)
Es ist die Stärke und Geschwindigkeit.

Questenberg (zu Octavio).

Und zwischen beiden die erfahrne Klugheit.

Octavio.

(Questenbergen an jene vorstellend:)
Den Kammerherrn und Kriegsrath Questenberg u. s. f.

S. 71, Z. 9:

Offen stand
Das Baierland dem Feind u. s. f.

Z. 22:

Damalen galt es, Böhmen
Aus Feindes Hand zu reißen; heute bin ich
Geschickt, das unglückselge Land von seinen
Vertheidigern und Freunden zu erlösen.

S. 72, Z. 3:

Muß der arme Landmann
Von Freund und Feindes Geißel gleich befreit sein.

S. 73:

Buttler.

Und diese Landschmarutzer, die die Füße
Beständig unterm Tisch des Kaisers haben,
Wie freche Fliegen sich auf jeden Honig setzen,
Nach allen Beneſizen hungrig schnappen,
Die wollen dem Soldaten, der vor dem Feind liegt,
Das Brod vorschneiden und die Rechnung streichen.

S. 74, Z. 12:

Wollte man's erpassen,
Bis sie zu Wien aus vier und zwanzig Uebeln
Das kleinste ausgewählt, man paßte lange:
Das Schlimmste immer ist, daß man just fühlt:
Frisch mitten u. s. f.

und gleich darauf:

Verstehen sich auf's Flickeln und auf's Stickeln.

Scene 3, S. 78, Z. 4 von unten:

Um dieses zu bewahren? —

S. 80, Z. 15:

Das drohend uns umgiebt von allen Enden?

S. 80, Z. 19:

Der Bauer in Waffen — alle Stände schwierig —

S. 82, Z. 1:

wo mit einem Mal
Sein Herz mir anfging, sein Vertrauen sich
Mit jedem Tage wachsend an mich schloß.
Es war der Morgen u. s. w.

Z. 17:

Questenberg.

Wie? Er ist des Kaisers Liebling, hängt
An ihm mit leidenschaftlicher Verehrung,
Und keine Warnung wollen Sie ihm geben,
In welcher schlimmen Hand er sich befinde?

Octavio.

Ich muß ihn seiner Unschuld anvertrauen.
Verstellung ist der offnen Seele fremd.
Unwissenheit allein kann ihm
Den unbefangnen Sinn, die Geistesfreiheit
Bewahren, die den Herzog sicher macht u. s. f.

S. 84, Z. 12:

Allein versteht? Herr, daran thut er wohl, u. s. f.
(ebenso bei meinem Vater).

S. 86, Z. 20 liest die Abschrift meines Vaters und das Theaterexemplar:

Nicht modrigte Papiere soll er fragen.

Octavio.

Mein Sohn, laß uns die alten engen Ordnungen
Gering nicht achten! unschätzbare, theure
Gewichte sind's u. s. f.

S. 87, Z. 6:

Des Eigenthumes heilge Gränzen ehrend u. s. f.
(ebenso bei meinem Vater).

S. 88, Z. 14 lesen mein Vater und das Theaterexemplar:

O das Leben, Vater!
Hat Reize, die wir nie gekannt.
Nur seine öde Küste haben wir u. s. f. bis
Auf unserm Wanderschiff uns nichts erschienen.

S. 89, Z. 10:

Viel lerntest Du auf kurzem Weg, mein Sohn!

Scene 6, S. 93 und folgende. Die sechste Scene des ersten Actes in den Piccolomini wird gebildet durch den ersten Auftritt des

zweiten Actes im Druck. Die Handschrift hat hier manches anders. Sie giebt die Reden der Bedienten in prosaischer Fassung, und nur die des Seni in Versen; die Gravität des italienischen Doctors wird durch den Contrast der Rede in ein um so helleres Licht gestellt, je gewöhnlicher auch die Wendungen sind, in denen sich das Gespräch der Bedienten ergeht. Uebereinstimmend hiemit ist, daß auch in dem Bedientenverkehr bei dem Terzkyschen Gastmahl die handelnden Personen sich der prosaischen Rede bedienen, und bei Abfassung derselben scheint denn doch der Dichter von einer Kunstansicht geleitet zu sein, die er vielleicht dem Studium des Shakspeare verdankte, bei dem der Wechsel der poetischen und prosaischen Rede psychologisch begründet erscheint. Da aber auch in der vorliegenden Scene der Piccolomini manches Andere sich anders stellt, so will ich die Scene aus dem Manuscript hie hersetzen.

Sechster Auftritt.

(Ein großer Saal beim Herzog von Friedland. — Vier Bediente sind beschäftigt, den Saal zu reinigen, Fußteppiche zu legen, Tische und Stühle zurecht zu setzen. — Seni — wie ein alter italienischer Doctor, schwarz und etwas phantastisch gekleidet. Er führt ein weißes Stäbchen, womit er die Himmelsgegenden bezeichnet).

Erster Bedienter.

(Mit einem Rauchfaß herumgehend.)

Greift an! Macht, daß ein Ende wird. Ich höre die Wache in's Gewehr rufen. Sie werden den Augenblick da sein.

Zweiter Bedienter.

Warum sagte man uns aber auch nicht eher, daß die Audienz hier sein sollte. Es war auch gar nichts darauf eingerichtet.

Dritter Bedienter.

Ja, warum ist denn die Erkerstube kontermandirt worden, die mit der großen Tapete. Die sieht doch nach was aus.

Erster Bedienter.

Das frag den Mathematikus! Der sagt, es sei ein unglückliches Zimmer.

Zweiter Bedienter.

Ei, Narrenspossen! Das heißt die Leute scheeren. Saal ist Saal. Was kann der Ort viel bei der Sach bedeuten?

Seni (mit Gravität).

Mein Sohn! Nichts in der Welt ist unbedeutend.
Das Erste aber und Hauptsächlichste
Bei allem irdischen Ding ist Ort und Stunde.

Erster Bedienter.

Laß Dich mit dem nicht ein, Nathanael! Muß ihm der Herr doch selbst seinen Willen lassen.

Seni.

(Zählt die Stühle halb laut, halb leise bis zu Eilf, das er wiederholt.)

Eilf! Eine böse Zahl! Zwölf Stühle setzt!
Zwölf Zeichen hat der Thierkreis; fünf und sieben,
Die heilgen Zahlen liegen in der Zwölfe.

Zweiter Bedienter.

Was habt Ihr gegen Eilf? Das laßt mich wissen!

Seni.

Eilf ist — die Sünde. Eilfe überschreitet
Die zehn Gebote.

Zweiter Bedienter.

So? Und warum nennt Ihr die Fünfe eine heilige Zahl?

Seni.

Fünf ist des Menschen Seele! Wie der Mensch
Aus Gutem und aus Bösem ist gemischt,
So ist die Fünf die erste Zahl aus Grade
Und Ungerade.

Erster Bedienter.

Sieh! das läßt sich hören.

Dritter Bedienter.

Hinweg! Sie kommen.

Zweiter Bedienter.

Da, zur Seitenthür hinaus!

(Sie eilen fort. Seni folgt langsam. Ein Kammerdiener bringt den Kommandostab auf einem rothen Kissen, und legt ihn auf den Tisch neben des Herzogs Armsessel. Außen wird präsentirt, und die Zimmerflügel geöffnet).

Siebenter Auftritt.

Wallenstein. Herzogin.

Wallenstein.

Nun, Herzogin? Sie kamen über Wien?
Und zeigten sich der Königin von Ungarn?

S. 95 in derselben Scene sagt die Herzogin:

Ich that nach Ihrem Auftrag, führte an,
Sie hätten über unser Kind bestimmt
Und möchten gern, eh Sie zu Felde gehn,
Dem künftgen Gatten die Verlobte zeigen.

S. 96, Z. 8:

O mein Gemahl! — Es ist nicht Alles mehr,
Wie sonst — Es ist eine Veränderung vorgegangen.

Z. 4 v. u.:

Zu sprechen die erbitterten Gemüther.

S. 97, Z. 2:

Etwas Unglückliches, Unersetzliches ist u. s. f.

Scene 9, S. 102, Z. 1:

Und wie das glückliche Gestirn des Morgens u. s. f.

Z. 11:

Mein Fürst! Du eiltest sehr, sie abzutragen.

Z. 20:

Ich's vorschnell nahm, und Dir schon volles Herzens.

Scene 11, S. 107, Z. 21:

Sie wissen nun des Kaisers Forderungen.

S. 108, Z. 19:

Lehre Du
Mich meine Leute kennen. Sechzehnmal
Bin ich zu Feld gezogen mit dem Alten,
Hab' Fröhliches und Trauriges mit ihm
Getheilt. — Zu dem — ich hab' sein Horoskop —
Wir sind geboren u. s. w.

S. 109, Z. 1:

Du darfst das Regiment nicht niederlegen u. s. f.

Z. 20:

Ich habe einen Einfall. — Giebt uns Terzky
Nicht ein Bankett heute Abend?

S. 111, Z. 24:

Wird nüchtern, wenn er sich allein sieht, u. s. w.
(ebenso bei meinem Vater.)

S. 112, Z. 10:

Vertrauen zu Dir selbst, Entschließung, das
Ist Deine Venus, u. s. f. wie bei meinem Vater.

Z. 25:

Und bildet im Abyssus der Natur u. s. f.

S. 113, Z. 2:

Die sieht das Auge nur, der entsiegelte Blick u. s. f.

Scene 12, S. 114 beginnt:

Ich hab' den Inhalt Eurer Sendung zwar u. s. f.

S. 116, Z. 4 v. u.:

Nach Böheim floh, von Kriegesschauplatz schwand,
Indeß der junge Weimarische Held
Dem schwedischen Heer ein zweiter Gustav ward,
In's Frankenland unaufgehalten drang u. s. f.

floh liest übrigens auch die Ausgabe von 1806.

S. 119, Z. 3:

Entließ der Fürst den Erzfeind seinen Kaisers.

Z. 10:

Daß ich um ein Spektakel sie betrüge.

S. 120, Z. 20 giebt das Mscr. richtiger im Verse:

Im ganzen Reiche.

und Z. 21 unrichtiger:

Kein Nam' gefeiert, wie der Meine.

S. 122, Z. 2:

Des Festes reine Feier nicht beflecke.

Wallenstein.

Kann das geschehen, meine Generals?
Heischt man das Mögliche von uns?

S. 123, S. 24:

Ein König aber, einer der es wirklich ist.

S. 127 endet der erste Act der Piccolomini.

Wallenstein.

Hier der Feldmarschall weiß um meinen Willen.
(geht ab).

Illo (zu den Kommandeurs).

Kommt, kommt! Heut' Nacht bei Tisch besprechen wir's.
(indem sie gehen, fällt der Vorhang).

Act II, Scene 1 des Manuscripts. (S. 129, Z. 18:)

Illo.

Und dann — so liegt mir auch so viel nicht dran, wie weit
Wir damit langen bei den Generalen.
Genug, wenn wir's dem Herrn nur überreden.

Scene 2, S. 133, Z. 7:

Den Kopf recht anfüllst, was zu denken giebst.

Scene 3, S. 134:

Gräfin.

Sehen Sie nur recht
In jene Ecke, ob sie hinterm Schirm vielleicht
Versteckt ist —

Max.

Da liegen ihre Handschuh.

S. 137, Z. 22:

Schwer lag auf mir die Bangigkeit des Scheidens.

S. 138, Z. 22:

Was sie im ersten Augenblick.

Ich glaube hier nicht an ein Versehen des Abschreibers, der das diesem ausgelassen, sondern vielmehr daran, daß Schiller von dem nachfolgenden Septenar:

Des überraschten Herzens — Nun — Spart Euch die Mühe, Tante!

einen Theil des Anfanges noch mit hinübergelesen wissen wollte in den vorhergehenden Vers.

Scene 4, S. 139, Z. 8:

Was ließen Sie mir sagen, Tante Terzky!

S. 140, Z. 17:

Ihr, Tante, habt ihn mir so schwer gemacht und traurig.

S. 141, Z. 12:

Zu meinem schönen Eigenthum zurück.

Z. 29: Ein hagrer alter Mann mit weißen Haaren.

S. 142, Z. 14:

Wie fandest Du es denn in jenem Thurm?
Ich hab' mich drin nur flüchtig umgesehn.

S. 142, Z. 18:

Vom vollen Tageslichte schnell hineintrat.

Z. 20:

Von seltsamer Beleuchtung schnell erhellt.

Dieses schnell für schwach könnte ein Schreibfehler sein.

Z. 23:

Und auf dem Haupt
Trug jede einen Stern, ja, alles Licht
Im Thurm schien von den Sternen mir zu kommen.

Die grammatische Beziehung auf Königsbilder verlangt jedes. Der Dichter mag aber auf ein anderes Substantivum bezogen haben, was ihm im Gedanken lag, etwa auf Göttergestalten, wie er in der scenischen Anordnung zu den Piccol. IV, 1. (Wallenst. I, 1.) diese Königsbilder nennt, und dann hätten wir hier einen wohl zu rechtfertigenden Anakoluth.

Scene 5, S. 147, Z. 5:

Er soll mein Glück entscheiden; er ist wahr.

Z. 27:

Laß uns nicht zu viel an die Menschen glauben.

S. 148, Z. 5:

Nicht Dein? — In meinem Herzen lebt
Ein hoher Muth, die Liebe giebt ihn mir.

wenn die Lesart richtig ist, so wäre erst später die schöne Antithese hineingekommen. Für natürlicher und einfacher halte ich die Weise des Mscr.

Z. 1 v. u.:

Fort, geschwind! für: trennt Euch!

Scene 8, S. 155, Z. 23:

Er hätte jedes Hinderniß besiegt,
So viele Pfade mühevoll geebnet,
Und in dem eignen u. s. w.

S. 156, Z. 9:

Noch weiß ich seinen Willen nicht —

und am Schluß der Rede:

Wegwerfest an den Mann, der, wenn ihn je
Der Lohn erwartet, mit dem höchsten Opfer,
Das Liebe bringt, dafür bezahlen soll!

Der nachfolgende Monolog Thekla's gilt in der Handschrift nicht als selbständige Scene. Durch den scenischen Nachweis wird er eingeleitet: Thekla, die während der Rede der Gräfin sinnend dagestanden. Folgende Abweichungen vom Drucke sind zu merken: In der 2. Zeile steht Ahndung. Die fünfte lautet als Clausel:

Nichts als uns selbst.
Auf harte Kämpfe müssen wir bereit sein.
Du, Liebe, gieb uns Kraft u. s. w.

S. 157, Z. 4:

Nur dumpfes Kriegsgetöse rauschet hier.

Z. 10:

Ein heftig Wollen muß die Seele blenden.

Z. 13: Es zieht mich fort mit göttlicher Gewalt,
Ich möchte gern und kann nicht widerstreben

und endlich Z. 18:

Aus unterirdschen Klüften fahren Flammen.

Die drei letzterwähnten Varianten giebt auch meines Vaters Büchlein.

Scene 8, S. 159. In der von Max verlesenen Eidesformel ist auch die eingeklammerte Bemerkung enthalten: „Die unterstrichenen Worte werden von Isolani nachgesprochen." Die Zahl der unterstrichenen Worte ist aber viel größer, als der gesperrte Druck in unseren Exemplaren anzeigt. Folgende Worte sind außer den gesperrt gedruckten unterstrichen: Kränkungen, gemeint gewesen, verbleiben, jeder für sich insbesondere, getreu zu halten, zu trennen, so daß in den ersten Aufführungen wohl auch diese von Isolani mochten nachgesprochen werden. In der Fassung selbst setzt die Handschrift hinter Blutstropfen unaufgespart aufzusetzen. Dagegen fehlen S. 160 die Zeilen 3—8:

Wie wir denn auch — sein wollen.

S. 160, Z. 16 sagt Terzky:

Laß gut sein, bis nach der Tafel.

Scene 11, S. 163, Z. 25:

Stoßt Euch an meiner Rede nicht.

S. 165, Z. 15:

Nichts ist so hoch, wonach der Starke nicht
Befugniß hätt' die Leiter anzusetzen.

(Schluß im nächsten Bande.)

Englische Mundarten.

Westlich von Somerset, nördlich von Dorset, liegt

Wiltshire,

dessen Mundart der von Somerset sehr nahe steht.

Quellen: John Yonge Akerman a glossary of provincial words and phrases in use in Wiltshire. London 1842. X. u. 165 S. 12. Die Sammlung ist nicht ohne Urtheil gemacht, aber ziemlich unvollständig. Kenntniß des Angelsächsischen scheint bei A. nur im geringen Maße, Kenntniß des Altfranzösischen gar nicht vorhanden zu sein.

Sprachproben in Wiltshire-Mundart von demselben bei Halliwell dictionary I. XXXI.

Als Probe der Wiltshire-Mundart im 15. Jahrhundert haben wir noch zu erwähnen das Chronicon Vilodunense sive de vita et miraculis Sanctae Edithae regis Edgari filiae carmen vetus Anglicum e codice unico Cottoniano in Museo Brit. asservato nunc demum in lucem editum cura G. H. Black. London 1830. fol. (Geschrieben wahrscheinlich um 1420 von einem Kaplan von Wilton Abbey.)

Die Wörtersammlungen von Boitton u. A. sind unbedeutend.

Ueber die Eigenthümlichkeiten der Wiltshire-Mundart können wir uns sehr kurz fassen, da dieselbe mit den Mundarten von Somerset und Dorset fast durchweg übereinstimmt: a vor r statt o, ĕ statt ĭ (zeng, theng), wi statt oi, uo statt ô (huome oder whoam, tuoad oder twoad), ĭá statt â (nĭāme, shiarp); auch iow statt ow: bliow, kniow = blow, know; aw wird á-aw lā-āw, clā-āw. Verhärtung der tonlosen Endsilbe ow zu er, ur (hollur = hollow). — v statt f, z statt s, d anlautend häufig statt th, Versetzung von sp zu ps sk zu x, häufige Versetzung des r u. dergl. mehr gerade wie in Somerset und Dorset.

In Bezug auf die Formenlehre gleichfalls Uebereinstimmung;

häufige Plurale auf en; a und he = he, un = him, it. um = they und them, e = you. thuck, thuck there, dieser, auch thisum. Konjugation: I axes, gets = I ask, get, you gets; wur = was. hod Präter. von hide, lod Präter. von lead, scrope von scrape.

Wir begnügen uns, die von Halliwell am a. O. mitgetheilten Proben hieher zu setzen:

The harnet and the bittle[1]).

A harnet zet in a hollur tree —
A proper spiteful twoad was he;
And a merrily zung while he did zet
His stinge as shiarp as a bagganet[2]):
Oh! whoso vine and bowld as I,
I vears not bee, nor wapse nor vly!

A bittle up thuck tree did clim
And scarnvully did look at him;
Zays he, „Zur harnet, who giv thee
A right to zet in thuck there tree?
Vor ale you zengs so nation[3]) vine
I tell e tis a house o mine.

The harnets conscience velt a twinge[4])
But grän in bowld wi his long stinge
Zays he „Possession's the best lā-āw
Zo here th'shasnt put a clā-āw!
Be off and leave the tree to me
The mixen's[5]) good enough var thee!"

Just then a yuckel[6]), passin by
Was axed by them the cause to try:
„Ha! ha! I zee how 'tis" zays he
„They'll make a vamous nunch[7]) var me!"
His bill was shiarp, his stomach lear[8]),
Zo up a shapped the caddlin[9]) pair.

Ale you as be to lā-aw inclined
This leetle stwory bear in mind;
Var if to lā-aw you aims to gwo
You'll vind they'll allus zar e zo:
You'll meet the vate o these here two,
They'll take your cuoat and carcass too.

---

[1]) beetle. [2]) bayonet. [3]) nation auch tarnation, in Suffolk dânation, ein in vielen Mundarten sehr gewöhnlicher Ausdruck für sehr, wie unser „verdammt" oder „verteufelt". [4]) Zwicken, Stechen. [5]) dunghill. [6]) woodpeckes. [7]) luncheon. [8]) empty, leer. [9]) zankend, streitend.

The genuine remains of William Little, a Wiltshire man.

I've allus bin as vlush[10]) o money as a twoad is o veathers; but if ever I gets rich, I'll put it ale in Ziszeter Bank, and not do as owld Smith, the miller, did, comin whoam (huome) vrom market one nite. Martal[11]) avraid o thieves a was, zo a puts his pound-bills and ale th' money a'd got about un in a hole in the wall and the next marnin a coudnt remember whereabouts twas and had to pull purty nigh a mile o wall down avore a could vind it. Stoopid owld wosbird[12])!

Owld Jan Wilkins used to zay he allus cut's stakes, when a went ahedgin, too bang, becaze a coud easily cut em sharter if a wanted, but a coudnt make em longer if em was too shart. Zo zays I; zo I axes allus vor more than I wants. Iv I gets that well and good; but iv I axes vor little and gets less, its martal akkerd[13]) to ax a second time, dye kneow!

Piple zay as how they gied th'niame o moonrakers to us Wiltshire vauk becaze a passel o stupid, bodies one night tried to rake the shadow o th' moon out o th' brook and tuk't vor a thin cheese. But that's the wrong ind o the stwory. The chaps az was doin o this was smugglers and they was avishin up zome kegs o sperrits and only purtended to rake out a cheese! Zo the exciseman as axed em had his grin at em; but they had a good laugh at he, when em got huome the stuff.

Owld Molly Sannel axed Molly Dafter to gie her a drap o barm one day. „I hant a got narn", says she, „bezides I do want un meself to bake wi.

Measter Goddin used to zay as how childern costed a sight o money to breng em up and 'twas all very well whilst um was leetle and zucked th' mother but when um began to zuck the vather, 'twas nation akkerd.

Measter Cuss and his zon Etherd went to Lonnun a leetle time zence and when um got to their journey's ind, Measter Cuss missed a girt passel a carr'd wi un to th' cwoach. Lard, vather, zays Etherd, I zeed un drap out at Vize".

North Wiltshire eloquence.

„Now, do'e plaze[14]) to walk in a bit, zur and rest'e and dwont'e mind my measter up agin the chimley carner. Poor zowl on hin, he've abin despert[15]) ill ever zence t'other night, when a wur tuk ter'ble bad wi'th' rheumatiz in's legs and stummick. He're abin and tuk dree bottles o doctor's stuff, but I'll be whipped if a do simbly[16]) the better var't. Lawk! zur but I be main[17]) scrow[18]) to be ail in zich a caddel[19]) ail along o they

---

[10]) eigtl. flügge; dann voll, reich. [11]) excessively. [12]) eigtl. whore's bird, Hurensohn, gewöhnliches Schimpfwort. [13]) extremely awkward; mortal wird in sehr vielen Mundarten als verstärkendes Adverbium „sehr" gebraucht. [14]) please. [15]) eigtl. desperately; d. h. very. [16]) semble, verstellen, erscheinen, simulare. [17]) very eigtl. Substant. [18]) ungehalten, verdrießlich. [19]) Unruhe, Verwirrung.

childern. They've abin aleasin[20]) and when um coomed whoame, they ail tuk and drowed the carn ail amang th' virestuff and zo here we be ail in a muggle[21]) like. And you be lookin middlinish[22]), zur, and ail as if e was shrammed[23]). I'll take and bleow up the vire a mossel; but what be them bellises[24]) at? here they be stat atwo! and heres my yeppurn[25]) they've abin and scarched and I've agot narra nother gin zunday besepts[26]) thisum.

Aus dem Chronicon Vilodunense.

Strophe 315. So falle hit by this mayden Seynte Ede
That mekenes and lowenes dud hur so encresse[1])
That in hurre lyff as we don rede
Great miracles he[2]) dud thore Godes grace.

316. Of the whyche on y chull yow now telle
The sothe as y fynd in story y write
The cas every dele ryght as hit fell
To yow that lustenyth[3]) hit to wete[4]).

317. A mayde he hadde in a tyme in her servyse
That kepte hurr clothes hurr chamber also,
The whiche had brought that abbay into great deseysse[5])
Nad[6]) God hymself take hede that tyme[7]) therto.

318. For in a nyght hit fell that tyme by casse[8])
That the cerge[9]) that stode bryngning that auter by[10])
This mayde toke hit tho from that place
And blewe out the lyght anon sodanly[11]).

319. Bot the weke[12]) hulte[13]) styll the shytte[14])
This mayde heygede[15]) full fast tho away
And todenlyche in to that wyche[16]) hit putte
Wherenne Seynt Edys clothys tho lay.

320. The shotte fast brend the clothys caught hete[17])
And begonne to brenne full fast
This mayde layde herr doune to slepe
Bot sone after he rosse up sore agast.

---

[20]) Aehren lesen. [21]) muggle erklärt von Halliwell einmal als in Unruhe sein, und dann als von Regen triefen. Hier ist wohl gemeint, daß, weil die Kinder das Korn in's Feuer geworfen haben, sie sich alle in diesem Qualm befinden. [22]) auch middling, unwohl. [23]) benumbed with cold. [24]) bellows. [25]) apron. [26]) except.

[1]) increase. [2]) she. [3]) lust, gelüsten, begehren. [4]) know. [5]) disease, Noth. [6]) Ne — had, hätte Gott nicht. [7]) damals; to take hede therto, darauf Acht haben. [8]) zufällig st. cas. [9]) waxtaper, Kerze. [10]) neben dem Altar. [11]) suddenly. [12]) wick, Docht. [13]) held. [14]) shuff, Schnuppe. [15]) hied. [16]) basket. [17]) Hitze, Glut.

Strophe 321. For when he begon to slombre and slepe
The flavour of that feyr he tastede sone
And up he starte and began to crye and wepe
The ladies weron aslepe tho[18]) everichon.

322. The feyr about the auter gon brenne
Ale the clothus full sone away
This mayde to the wyche dud fast renne
There as Seynt Edys clothys tho lay.

323. The ladyes awokon and reson[19]) up fast
The feys wox[20]) ever more and more
The ladyes weron all full sore agast
For drede leste they weron forlore.

324. The besedon[21]) hem fast the feyr to quenche
Every lady with all hur myght;
Bot ever to God cryede that wenche
To stanche that fyre that was so lyght.

325. The wyche was not brende never a dell
Bot the feyr brend fast all aboute
Seynt Ede hurrself he stod fall styll
And of Godes help he nad no doute.

326. Saying with the prophet on this manere
But gif God himselff kepe the cyte[22]) well
Cyte and keperus[23]) and all yffere[24])
To nought shall falle every dell[25]).

327. And sayde Lord God, gyff[26]) hit be thy wyll
Staunche this feyre lord Jhesu, y prey nowe the,
At thyn owne lust[27]), for that is skylle[28])
That alle thing ever ydo be.

328. The feyre staunchede[29]) tho after anon
Thorow the grace of Goddus mygt
And more harme it nath not don
Bot stanchede anon tho and left his lygt.

1132. Bot when Willibam Rufus was thus forthe agonne
And in the newe forest hadde lost thus his lyve,
Harry his brother was made kyng tho efter him anon
And regnede here thretty wyntre and fyve.

---

18) then. 19) rose agſ. rison. 20) wuchs. 21) applied themselves, busie themselves. 22) city. 23) keepers. 24) all together, everything. 25) part, Theil. 26) if. 27) pleasure. 28) reason, denn das ist selbstverstanden. 29) ceased.

Strophe 1133. And in his tyme hit fell by case
That the Archebysshop of Gorke went to Jerusalem on pilgrimage
And upon the grete see in suche a tempest forsothe he was
That he wende to han be lest[30]) and all his men, yomon and page.

1134. That tempest was so hoge[31]) there tho, y wys[32]),
And raynede and blew the wynd so spitusly
That he set not by his lyff a rysshe[33])
Ne by none of his mennes lyfes, the whiche stoden him by.

1135. Bot tho in to his help he clepte[34]) that blessud mayde Seynte Ede
And preygede hurre of hurre help and of harre grace
That he wolde fouchesave to be his help in that gret nede
And he wold mekelyche[35]) on pylgrimage visete hurre place.

1136. Bot as sone as the Bysshop had thus his preyours made
That blessede virgun Seynte Ede stode fast him by
And sayde, Syre Bysshop, have ye no dradde
For thu shall come home save and sounde securly[36]).

1137. And went forthe bodilyche upon the see, the Bysshop before
Rygt as he dude somme tyme byfore Kyng Knowde[37])
And the wynde stonchede and blew no more
And the meyst turde[38]) in a brygt cloude.

1138. And woxse in to so fayre and so brygt a day
That iche mon mygt se all the see aboute
And this blessed virgyn vanyshede tho away
For tho they neron[39]) in nomore doute.

1139. Bot past home withoute ony drede or fer
And come to Wyltone anon on pylgrimage
And prechede ther that miracle that ichemon dud here
Knygt, squier, yomon and page.

1140. A Jhesu! that this blessed virgyn was ever bysy
To help everyche mon in his gret nede, ferr or nye[40])
For there was nomon, that askede hurr ony thyng herthy
That he hit nadde gif he hit askede resnably.

---

[30]) lest st. lost he thought himself lost. [31]) huge. [32]) I know, fürwahr. [33]) rush. [34]) called, rief er. [35]) meekly. [36]) surely. [37]) Canute. [38]) turned [39]) = ne weron, waren nicht. [40]) far or nigh.

1141. And to alle hurre sustren so gret conforde was he
And upperede oft to hem bothe day and nygt
Not onlyche in swenyng[41]) they dude hurre se
Bot also they sye[42]) hur bodiliche with hurr hyge sygt.

Sehr ähnlich der Mundart von Wiltshire ist die von

Hampshire.

Die Quellen über diese Mundart sind ziemlich spärlich. Ein sehr dürftiges Wörterverzeichniß findet sich in Warner's collections for Hampshire. London 1795. III. 37. Außerdem hat Halliwell Dictionary p. XVIII. u. ff. einen Brief in Hampshire-Mundart mitgetheilt, der, wenn er auch die Mundart nicht rein wiederzugeben und vielmehr in einem Gemisch von schriftmäßiger und mundartlicher Sprache geschrieben zu sein scheint, doch das Verhältniß hinreichend erkennen läßt, in dem die Mundart von Hampshire zu den übrigen westlichen Mundarten steht. Wir begnügen uns, den Brief mit den nöthigen Erläuterungen hier abdrucken zu lassen.

A letter to the Editor of the Times, from a poor man at Andover, on the Union Workhouse.

Sir! — Hunger as I've heerd say, breaks through stone walls; but yet I shodnt have thought of letting you know about my poor Missus' death, but all my neibours say tell it out and it can't do you no harm and may do others good, specially as Parliament is to meet soon when the Gentlefoke wile be talking about the working foke.

I be but a farmers working man and was married to my Missus 26 years agone and have three childern living with me, one ten, another seven and t'other three. I be subject to bad rumatiz, and never earth no more, as you may judge than to pay rent and keep our bodies and souls together, when we be all well. I was tended by Mr. Westlake when he was Union Doctor, but when the guardians turned him out, it was a bad job for all the poor and a precious bad job for me and mine.

Mr. Payne when he come to be our Union doctor tended upon me up to almost the end of last April, but when I send up to the Union house as usual, Mr. Broad, the releving officer, send back word, there was nothing for me and Mr. Payne wodnt come no more. I was too bad to work and had not vittals for me the missus and the young ones, so I was forced to sell off the bed, bedstead and farniture of the young ones, to by vittals with, and then I and Missus and the young ones had only one bed for all

---

41) dreaming. 42) saw.

of us. Missus was very bad, to, then, bat as we knowd twere no use to ask the union for nothing eyt we'd go all into the Workhouse, and which missus coudnt abear, as she'd bin parted from the childern, she sends down to tell Mr. Westlake how bad we was adoing off, and he comes to us directly, and tends upon us oat of charity and gives Missus mutton and things, which he said, and we knowd too well, she wanted of, and he gives this out of his own pocket.

Missus complaint growd upon her and she got so very bad, and Mr. Westlake says to us, I do think, the guardians woudnt let your wife lay here and starve, but would do something for you, if they knowed how bad you wanted things and so, says he, I'll give you a sartificate for some mutton and things and you take it to Mr. Broad, the releving officer. Well I does this and he tells me that hed give it to the guardians and let me know what they said. I sees him again and O says he, I gived that sartificate to the guardians but they chucked it a one side and said the wouldnt tend to no such thing, nor give you nothing nor even if Missus was dying, if you had anything to do with Mr. Westlake, as they had turned him off.

I told my Missus this and then says she we must try to get their union doctor, Mr. Payne, as we cant go on for ever taking things from Mr. Westlake's pocket, and he turned out o place and so good to many poor fokes besides us. So we gets Mr. Payne after a bit to come down; and he says to Missus, youre very bad and I shall order the Union to send you mutton and other things. Next week Mr. Payne calls again and asks Missus did she have the things he'd ordered for her to have? She says I've had a shillingsworth of mutton, Sir. Why says he, you wants other things besides mutton and I ordered them for you in the Union book and you ought to have them in your bad state. This goes on for 5 or 6 weeks, only a shillings worth of mutton a week being allowed her and then one week a little gin was allowed and after that as Missus couldnt get out of bed a woman was sent to nurse and help her.

I didnt ask Mr. Payne to order these ere things, tho bad enof God knows they was wanted; but in the first week in last November I was served with a summons to tend afore our Mayor and Justicer under the vagrance act. I think they said twas cause I had not found these things for Missus myself, but the Union doctor had ordered em of the Guardians on his sponsability. Well I attends afore the Justices and there was nothing against me and so they puts it off and orders me to tend afore em next week, which I does, and then there warnt enof for em to send me to gaol as the guardians wanted, for a month, and they puts it off again for another week and says I must come afore em again, and which I does; and they tells me theres nothing proved that I could afford to pay for the things, and I mite go about my business.

I just loses three days' work or pretty handy, by this and that made bad a good bit worse. Next day Mr. Payne comes again and Missus was so outdacious bad, she says cant you give me something to do me good

and ease me a bit; says Mr. Payne, I dont see you be much worse. Yes I be, says Missus and I wish you'd be so good as to let me send for Mr. Westlake as I thinks he knows what'd make me easier and cure the bad pains I do suffer. Mr. Payne abused my poor Missus and dared her to do anything of that sort and so we were feared to do it, lest I should be pulled up again before the Justices and lose more days work and pshaps get sent to gaob. Eight days after this Mr. Payne never having come nist us, and the Union having lowd us nothing at all, my poor missus dies and dies from want and in agonies of pain and as bad off as if shed been a savage, for she could only have dud for want of them things which she wanted and I couldnt buy if sheel been in a foreign land, were there no passons and people as I've heard tell be treated as bad as dogs.

Jears agone, if any body had been half so bad as my missus and no body else would have tended to her, there'd been the clergymen of the parish at all events, whod have prayed with her and seen too that she didnt die of starvation, but our parson is in favor of this here new law and as he gets 60 L. a year from the guardians, he arnt agoing to quarrel with his bread and cheese for the likes of we, and so he didnt come to us. Altho he must have knowed how ill Missus was; and she poor creature, went out of this here world without any spirital consilation whatsomever the poor man's church.

We'd but one bed as Ive telled you and only one bedroom and it was very bad to be all in the same room and bed with poor missus after she were dead; and as I'd no money to pay for a coffin, I goes to Mr. Broad, then to Mr. Majer, one of the guardians and then to the overseecrs and axes of em to find a coffin, but twere no use and so not knowing what in the world to do, off I goes to tell Mr. Westlake of it and he was soon down at the house and blamed me much for not letting he know afore missus died and finding we'd no food nor fire, nothing for a shrowd, cept we would wash up something, and that we'd no soap to do that with, he gives us something to get these ere things and tells me to go again to the releving officer and tothers and try and get a coffin, and to tell un Missus ought to be burried as soon as possible else twould make us all ill. This I does as afore, but get nothing and then Mr. Westlake give me an order where to get a coffin and if he had not stood a friend to me and mine, I cant think what would have become of em, as twas sad at nights to see the poor little things pretty nigh break their hearts when they seed their poor dead mother by their side upon the bed.

My troubles wasnt to end even here, for strange to tell the registrer for deaths for this district dont live in this the largest parish with about 5000 inhabitants, but at a little village of not more than 400 people and 5 miles off, so I had to walk there and back 10 miles which is very hard upon us poor folk and what is worse when I got there the registrer wasnt up; and when he got up he wouldnt tend to me afore he'd had his breakfast and I was aforced to wait about until he'd had done breakfast

and it seemed as twas a very long time for a poor chap like me to be kept awaiting, whilst a man who is paid for doing what I wanted wont do such little work as that afore here made himself comfortable, tho I telled him how bad I wanted to get back and that I should lose a day by his keeping me waiting about.

That this is mostly the fault of the guardians rather than anybody else is my firm belief, tho if Mr. Payne had done his duty hed abeen with Missus many times afore she died and not have left her as he did, when he knowed she was so bad and he'd a made un give her what she wanted; but then he must do, he says, just what the guardians wishes and that arnt to attend much on the poor and the releving officer is docked if what he gives by even the doctors orders arnt proved of by the guardians aterward and he had to pay for the little gin the doctor ordered out of his own pocket and as the newspaper says for the nurse, as this was put in our paper by I dont know who, but I believes tis true, last week.

And now Sir I shall leave it to you to judge, whether the poor can be treated anywhere so bad, as they be in the Andover union.

Zu Hampshire mag die Insel Wight gerechnet werden, deren Mundart indessen vielfach abweicht von der der übrigen westlichen Grafschaften. „The accent“, sagt Halliwell dictionary p. XX. „is rather mincing than broad and has little of the vulgar character of the West country dialects. The tendency to insert y in the middle of words may be remarked and the substitution of v for f is not uncommon among the peasantry but by no means general. The pronunciation may generally be correctly represented by the duplication of the vowels.“ Aus diesem Wenigen wird Niemand eine Anschauung der Mundart der Insel Wight gewinnen können; etwas klarer wird sie durch ein kleines Gespräch, das Halliwell mittheilt, aus dem wir hinsichtlich der Lautlehre Folgendes entnehmen.

Die Neigung zur Dipthongisirung ist auch dieser Mundart eigen. Wir finden njame (name), mjade, keeas (case), mjaster (master). Die Schreibung neyam, meyad, meyastur ist wenigstens kaum anders zu erklären, nur daß wahrscheinlicherweise das a selbst kurz gesprochen wird, also: niăm. Ebenso finden wir spooas für suppose, whooam für home. Ferner findet sich in der erwähnten Probe aa für das Niederdeutsche â z. B. craalin = crawling, caal (call); die Aussprache scheint hier crá-ăl, cá-al zu sein; laay = E. lay scheint ähnlich wie lâ-y̆ in Dorset zu klingen.

Hinsichtlich der Konsonanten scheinen auch hier die gewöhnlichen Uebergänge beobachtet zu werden, das f zu v, das s zu z. Die folgende Probe wird dem Leser noch manche andere Aehnlichkeit mit den westlichen Mundarten zeigen.

Jan. What's[1] got there you.

Will. A blastnashun[2] straddlebob[3] craalun about in the nammut[4] bag.

Jan. Straddlebob! where dedst leyarn to caaln by that neyam?

Will. Why, what choud e caaln? tes the right neyam esnut?[5]

Jan. Right neyam, no! why ye gurt zote[6] vool, casnt zee tes a dumbledore.

Will. I know tes, but var aal that Straddlebob's zo right a neyam corn as dumbledore es.

Jan. Come I'll be deyand if I doant laay thee a quart o that[7].

Will. Done! and I'll ax meyaster to night when I goos whooam, bee't how't wool[8].

Accordingly meyaster was applied to by Will, who made his decision known to Jan the next morning.

Will. I zay, Jan! I axed meyastur about that are last night.

Jan. Well! what ded' ur zay?

Will. Why a zed one neyam ez jest zo vittun vorn as tother and he louz[9] a ben caald Straddlebob ever zunse the island was vast meyad.

Jan. The deovul a hav! if that's the keeas I spooas[10] I lost the quart.

Will. That thee hast lucky and we'll goo down to Arverton to the Pred Lion and drink un ater we done work.

Zum Gebiete der westlichen Mundarten gehören endlich noch Theile der anstoßenden Grafschaften, so der westliche Theil von Sussex und die südlichen von Berkshire und Gloucestershire. Wir werden von Sussex bei den östlichen von Berkshire, bei den Midland-Mundarten sprechen. Gloucestershire aber ziehen wir gleich mit in den Kreis der westlichen Mundarten, weil es sich überhaupt bei weitem enger an diese als an die der Midland Counties anschließt. Die Quellen über die Mundart von

Gloucestershire

sind sehr dürftig und beschränken sich auf die in Halliwells Wörter-

---

1) what has statt what have. Die Mundart der Insel Wight konjugirt ebenfalls wie Wiltshire und Hampshire: I has, he have, you has. 2) blastnashun wahrscheinlich unser „ein verdammter". 3) blackbutle. 4) luncheon. 5) is it not? 6) frz. sot, närrisch. 7) wenn ich dir nicht die Wette um ein Quart anbiete. 8) sei dem wie ihm wolle. 9) wohl allows him to be called, gesteht ihm zu, daß er u. s. w. 10) suppose.

buche mitgetheilten Wörter und eine kurze Sprachprobe, ebendaselbst S. XVIII. der Einleitung. Die dort angenommene Schreibart verweis't uns wieder auf das Feld der Vermuthungen.

aa wohl reines á + ă quaar E. quarre, braag E. brag.

ĭá = langes a oder deutsches ê, plĭace, auch bĭāss statt bass. Doch findet sich auch statt make geschrieben meauk, wie greauve statt grave und reauzon statt reason. Es kann unmöglich angenommen werden, daß hier mĕ-auk, rĕ-auzon, grĕ-auve zu trennen sei, sondern mea-uk oder mee ăk, ree-ăzon, gree-ăv. Halliwell giebt auch in der kurzen Einleitung an, daß das lange e (= deutschem ì) sich in ua verwandele.

Englischem o wird häufig ein ŭ vorgestoßen, wie in Dorset und anderen westlichen Mundarten; stuon = stone, muother = mother, gwo = go, cŭoat = coat; auch pwoot findet sich statt pot; avoore, therevoore = afore und therefore sind wohl auch fast diphthongisch zu lesen = avú-er.

au oder Niederdeutsches a für Engl. o: auwn (= å-ŭn) für own, auver = over.

oi für ai, moid.

ĕ für ĭ, zeng, theng, thetter, drenk.

Die gewöhnlichen Konsonanzänderungen der westlichen Mundarten z für s, v für f, d für th sind auch hier gewöhnlich; ebenso das Vorstoßen von y vor Vokalen, yead (head) yeal (ale).

In Beziehung auf die Formenlehre ist zu bemerken, daß der Plural der Substantive sich häufig auf en endigt, daß thee für thoa und nach Halliwell auch für you steht, wie her für she und umgekehrt she für her und I für me; ou vertritt he, she, it.

Wir lassen die Sprachprobe folgen:

George Ridler's Oven.

The stwons that built George Ridlers Oven
And thauy[1]) geum[2]) from the Bleakeney's quaar;
And George he war a jolly old mon
And his yead it grawd above his yare[3]).

One thing of George Ridler I must commend
And that wur not a notable theng;

---

[1]) they. [2]) came vom agf. quiman kommen; geum scheint = cwjum zu sprechen. [3]) year.

He mead[4]) his braags avoore he died,
Wi any dree brothers his zons z'shoud zeng.

Theres Dick the treble[5]) and John the mean[5])
Let every mon zing in his auwn pleace;
And George he wur the elder brother
And therevoore he would zing the beass.

Mine hostess' moid (and her neaum twur Nell)
A pretty wench, and I lov'd her well
I lov'd her well, good reauzon why
Because she lov'd my dog and I.

My dog is good to catch a hen,
A duck or goose is vood for men
And where good company I spy
O thether gwoes my dog and I.

My mwother told I when I wur young
If I did vollow the strong-beer pwoot[6]);
That drenk would pruv[7]) my auverdrow
And meauk me wear a thzreadbare cwoat.

My dog has gotten zitch a trick
To visit moids when thauy be zick;
When thauy be zick and like to die
O thether gwoes my dog and I.

When I have dree zispences under my thumb
O then I be welcome wherever I come;
But when I have none, O then I pass by
Tis poverty pearts good company.

If I should die, as it may hap
My greauve shall be under the good yeal-tap;
In vouled earms there wool us[8]) lie
Cheek by jowl my dog and I.

Somit hätten wir die Reihe der westlichen Mundarten durchlaufen und es ist Zeit, uns Dasjenige zusammenzustellen, was die einzelnen Mundarten Gemeinsames und Besonderes haben. Es ist dies um so nothwendiger, als erst die Vergleichung uns über einzelne Lautverhältnisse, die für sich betrachtet wunderbar und unwahrschein-

[4]) made. [5]) treble und mean, musikalische Ausdrücke, ersteres Diskant, letzteres Tenor bezeichnend. [6]) pot. [7]) prove. [8]) we.

lich erscheinen, Licht verschaffen wird. Bei der Unklarheit in der uns die Bearbeiter engl. Mundarten gewöhnlich über die Laute lassen, ist eben die Vergleichung oft das einzige Mittel, sich aus dem Gewirre von Bezeichnungen zurecht zu finden.

Unter den westlichen Mundarten treten als Hauptverschiedenheiten sich die Mundarten von Somerset und Dorset entgegen; mit der ersteren stimmt die von Devonshire, mit der letzteren die von Wiltshire am meisten überein, die wichtigsten Verschiedenheiten sind hier folgende:

Das lange engl. a in name behält in Somerset und Devonshire seinen Laut, erweitert sich aber in Dorset und Wiltshire zu ĭā, nĭāme, bĭāke u. s. w. Auf der Insel Wight scheint dieses i konsonantische Geltung zu verlangen und neyam dürfte nijäm zu sprechen sein; daneben findet sich auch einfache Verlängerung des ĭ zu î in kuäs statt case. Die Verkürzung des Endvokals ist Folge der Verlängerung und Betonung des eingeschobenen ĭ. Mit der Aussprache des kuas stimmt die von mea-uk, grea-uv = make, grave in Gloucester überein; doch kommt dort auch einfache Einschiebung des kurzen ĭ vor in plĭāce. — Dieselbe Vorschiebung eines kurzen ĭ findet sich auch vor anderen Lauten des a, z. B. shiarp, auch vor ow, blĭow, knĭow.

In Somerset verdrängt das reine deutsche a häufig das niederdeutsche a aus seiner Stelle; in Dorset dagegen weicht sowohl reines als niederdeutsches a häufig dem langen englischen a. Während also fall, stalk, half, father auf gleiche Weise in Somerset den reinen Laut des a haben, lauten sie in Dorset fale, stake, hafe, faither.

In Somerset bleibt die Verbindung o vor r unverändert oder das r weicht, wie in hoss, coander = horse, corner; auch engl. ar geht öfter in or über, hord, dork. In Dorset dagegen wird or fast immer zu ar: carner, starm, archet = corner, storm, orchard u. s. w.

ai, ay, auch ei und ey, werden namentlich auslautend in Somerset meist zu â, in Dorset und Wiltshire dagegen zu âi; mâ, dâ Somerset; mây, dây, mâiden Dorset. In Dorset weicht auch oi häufig dem âĭ: nâise, vâice.

Langes ô mit dem Laute des deutschen o wird in Somerset zu aw, d. h. zu einem Doppellaute âŭ, rawze, awld lauten wie rá-ŭze, á-uld. In Devonshire wird das a weniger hervorgehoben und es entsteht der deutsche Doppellaut au: ould, tould, could = old, told,

cold. In Dorset und Wiltshire dagegen wird das o nur durch vorgeschobenes u verstärkt, ruoze, cuold, muose, woak, cwoat u. s. w. = rose, cold, more, oak, coat; ebenso in Gloucester, wo jedoch auch schon ein Wechsel des Tones sich findet, der auf das vorgestoßene u fällt, wodurch denn das o verkürzt wird und in a übergeht: whooam, spooas = home, suppose.

Im Uebrigen stimmen die Vokalverhältnisse der westlichen Mundarten bis auf einzelne Abweichungen von geringerem Belange meist überein. Namentlich ist überall ziemlich häufig ee (deutsch î) für î (deutsch ei), meend, leek Devonshire, cheem, sheen Dorset. ĕ für ĭ ist noch allgemeiner; auch umgekehrt vom Uebergang des ĭ zu e finden sich in allen westlichen Mundarten Beispiele. oi wird fast überall zu wĭ (spr. ŭei), spwile, bwile = spoil, boil.

Zu Lautspaltungen sind, wie Mundarten überhaupt, die westlichen Mundarten sehr geneigt; jede einzelne Mundart hat hier noch ihre Eigenthümlichkeiten, die wir bei der allgemeinen Uebersicht nicht zu wiederholen brauchen. Einsilbige Wörter werden auch öfters zu zweisilbigen: show-er für sure, Somerset, vi-er für fire u. s. w.

In Bezug auf die Konsonanten herrscht größere Uebereinstimmung; die Uebergänge von f zu v und s zu z finden sich in allen westlichen Mundarten, aber in keiner so streng als in Somerset durchgeführt. Der Uebergang von th zu d ist weniger durchgängig, und selbst in Somerset, wo er am häufigsten ist, fast nur auf den Anlaut beschränkt; Dorset hat diesen Uebergang nicht, läßt dagegen im Anlaute sehr vieler Wörter das weichere th statt des harten eintreten. Nach n und nach l, doch nach letzterem seltener, pflegen die Mundarten von Somerset und Dorset d abzuwerfen; die anderen Mundarten zeigen diese Eigenthümlichkeit wenig oder gar nicht. Nach n werfen dagegen fast alle westlichen Mundarten und namentlich Somerset, Devonshire, Dorset und Wiltshire folgendes g ab, wofern das g nicht zum Stamme gehört, wie in thing. Das r weicht in Somerset und Dorset häufig ganz, seltener in Devonshire, in den anderen Mundarten scheint es dagegen durchgängig gehört zu werden; auch die Versetzung des r ist den obigen drei Mundarten am geläufigsten, in den Uebrigen findet sie sich selten. Durchgängig dagegen scheint die Verbindung ps für sp in allen westlichen Mundarten vorzukommen. Die Verstärkung eines anlautenden Vokals durch vorgeschobenes y ist ebenfalls allen Mundarten mehr oder minder eigen.

Ueber die Formenlehre ist nicht viel zu bemerken. Der Plural der Hauptwörter endet namentlich in Somerset, Devonshire und Dorset häufig auf en. Die gewöhnlichen Formen des persönlichen Fürworts sind folgende:

	1. Sing.	2. Sing.
Nom.	Ise Som., us Dors., es Dev. In Zusammenzieh. Ch.	thee.
Acc.	Ma, mit Nachdruck I.	thee, tha.

3. Sing.

	Männl.	Weibl.	Sächl.
Nom.	a, er, ur, he.	her (she).	het, et, auch das masc. steht häufig für's neutr.
Acc.	he, en, un.	she, her.	het, et, un, en.

	1. Plur.	2. Plur.	3. Plur.
Nom.	us, we.	ya, ye.	thâ, thê, them, thauy.
Acc.	us, nachdrücklich we.	ya, ye.	min, mun, um, em.

Hinzeigendes Fürwort.

theeaze Som., theeze, Dev., theeas oder thēōs Dorf. = this.
theazam, theazammy Som., thēosum Dorf., thisum Dev. = these.
thick, verstärkt thicky, Som., theck Dev., thuck Wilts. = that, daneben aber auch noch das zugleich relative thate.
them, themmy = those, Som.

Konjugation. Wie im Fürwort die Formen des Nominativs und Akkusativs beständig verwechselt werden, so im Präsens der Zeitwörter die Personalendungen: die erste Person hat meistens die Flexion der dritten, während die dritte flexionslos ist. Auch die erste und dritte Person der Mehrheit, seltener die zweite, endigen sich in den östlichen Theilen des Westens meist auf es. Somerset scheint von diesem Gebrauche am meisten frei zu sein.

Alle westlichen Mundarten stimmen darin überein, daß sie eine Masse starker Zeitwörter schwach konjugiren. see, give, know, grow, throw, swear, blow, run (hirn), burst, draw sind die gewöhnlichsten unter diesen.

Der Infinitiv endet in Somerset, Devonshire und Dorset häufig auf y. Das Participium hat fast durchgängig noch a oder y vor sich, das deutsche ge. Die Formen des Verbi substantivi to be sind folgende:

I be Som. Dev. Dorf. u. s. w. Daneben H. am Dev. Dorf.
Thee bist oder beest. He is; arnt = is not Hampsh.

We be in Som. auch we'm; you be in Som. auch you'm.
They be in Som. auch thâ'm.
Imperf. I wer, war, wur, seltener was; thee wert, he we, you, they wer.
Part. ben, bin.

Hinsichtlich der Wortbildung ist nur wenig zu bemerken. Für das Hauptwort finden sich manche interessante Bildungen auf et, t und th, sonst fast nichts Eigenthümliches. Eigenschaftswörter, die den Stoff anzeigen, werden ganz gewöhnlich mit en gebildet, wie im Deutschen; auch kommen wie im Deutschen einzeln ern für en vor.

Edwin Guest ist der Meinung, daß die Mundart des westlichen Englands früher auch im Osten gesprochen wurde; sie lasse sich in Kent und sogar bis in die Vorstädte von London nachweisen. Zum Beweise für Kent wird das Ms. Arundel. 57 im Britischen Museum, enthaltend ein geistliches Buch: „Ayenbyte of Inwyt" (Gewissensbisse), das zu Canterbury im Jahre 1340 geschrieben ist, angeführt. Wir werden bei Kent Proben davon mittheilen und begnügen uns hier mit der Bemerkung, daß die trefflichen Hauptübergänge von f zu v und von s zu z sich ungemein häufig in dieser Handschrift finden. Für Essex wird Gammer Gurton's needle, ein um 1560 geschriebenes Lustspiel, angefürth, das uns im Augenblicke nicht zur Hand ist; für Middlessex und London Sir Thomas More in der story of Tenterden staple und Shakespeare, welcher Letzterer bekanntlich auch zuweilen Ise, das in Devonshire und Somerset für I gebräuchlich ist, anwendet. Weiteres Eingehen in diese Untersuchungen würde uns hier zu weit führen. An die Stelle der westlichen Mundart ist im Südosten Englands nach Guest's Meinung die der Midland Counties getreten.

Hg.

Studien über die französischen Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts.

II.

Jean Calvin.

Es kann kein zufälliges Zusammentreffen sein, daß gerade die beiden größten Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts, Luther und Calvin, zugleich auch in sprachlicher Beziehung den größten Einfluß auf ihre Zeit ausgeübt haben. Das fast gleichzeitige Eintreten der Reformation und der sogenannten Wiedergeburt der Wissenschaften deutet schon den innigen Zusammenhang dieser verschiedenen geistigen Richtungen an, und so kann es in der That nicht befremden, daß die beiden Männer, welche im umfassendsten Sinne das ganze geistige Leben ihrer Nationen zu verjüngen berufen waren, zugleich auch als Reformatoren auf dem Gebiete der Sprache auftreten mußten.

Eine eigentliche Parallele Luthers und Calvins in sprachlicher Beziehung würde uns hier zu weit führen, und wir beschränken uns deßhalb hier nur darauf, zu bemerken, daß während der höher begabte, sprudelndere, phantasiereichere Luther den gesammten Umfang der deutschen Sprache durchdrang und gewissermaßen damit eine neue Sprache schuf, Calvin mehr nur das logische Element des Französischen, namentlich die consequente Satzgliederung, fixirte. Daher finden wir bei Calvin weder die Fülle neuer Wortbildungen, noch überhaupt die zahllosen Spuren der genialen Schöpfungskraft, die wir auch in sprachlicher Beziehung bei Luther bewundern. Immerhin aber ist der Einfluß, welchen Calvin auf seine Muttersprache ausgeübt hat, so gewaltig und nachhaltig, daß selbst katholische Literaturhistoriker in ihm den eigentlichen Begründer der neuern französischen Prosa, namentlich was ihre streng logische, starre Construc-

tion betrifft, anerkannt haben. So sagt unter Andern, um nur einige ältere Zeugnisse anzuführen, Pasquier (Recherches L. VIII, chap. 55.): car aussi était-il (Calvin) homme bien écrivant, tant en latin que français et auquel notre langue française est grandement redevable pour l'avoir enrichie d'une infinité de beaux traits. Et à la mienne volonté que c'eût été en meilleur sujet, und Bossuet bemerkt: Calvin doit son triomphe à l'étude; sa plume est correcte, son style est triste, suivi et chatié.... il excelle à parler la langue de son pays... sa véhémence est extraordinaire...

Wey sagt mit Recht, daß Calvin den philosophischen Stil in Frankreich geschaffen habe. In dieser Beziehung ist besonders der Werth seiner Institution de la réligion chrétienne, die ursprünglich in lateinischer Sprache geschrieben, von Calvin selbst in seine Muttersprache übersetzt wurde, nicht hoch genug anzuschlagen. Es ist dies das erste, nach einem systematischen Plane und in einem wahrhaft wissenschaftlichen Geiste durchgeführte Werk, welches die französische Literatur aufzuweisen hatte. Dazu kommt, daß dieser Schrift durch die Reinheit der wissenschaftlichen Sprache, so wie durch die planmäßige Gliederung der ganzen Composition ein wahrhaft literarisches Gepräge aufgedrückt ist, welches ihm eine unvergängliche Stelle in der französischen Nationalliteratur gesichert hat. Die Klarheit des Ausdruckes und die gleich bewunderungswürdige Durchsichtigkeit des Gedankens in diesem Werke, durch das sich Calvin weit über die anderen gelehrten Schriftsteller seiner Zeit gestellt hat, könnten noch jetzt den theologischen Gelehrten zur Nacheiferung empfohlen werden.

Nicht minder groß, ja vielleicht noch bedeutender steht Calvin als Schriftsteller auf dem Gebiete der Polemik da. Nicht mit Unrecht nannte ihn ein geistreicher Literaturhistoriker „la dissertation personnifiée." In den zahlreichen Flug- und Streitschriften, zu denen Calvin durch die Angriffe seiner Gegner, so wie durch seine ganze Parteistellung überhaupt fortwährend veranlaßt wurde, entfaltet sich die ganze Schärfe und Strenge seines Geistes. Diese kleinen Aufsätze, welche der Reinheit und Präcision ihrer Sprache einen unvergänglichen literarischen Werth verdanken, sind unübertroffene Muster des polemischen Genres und zugleich das treueste, alle Charakterzüge abspiegelnde Bild des großen Reformators. Im Allgemeinen zwar sind diese Streitschriften in einem nüchternen, scharfen, einschneidenden

Stile geschrieben, wie er der wissenschaftlichen Polemik am angemessensten ist; aber bisweilen macht sich doch die leidenschaftliche Erregtheit, die Calvin im Allgemeinen in starrer Selbstbeherrschung niederzuhalten wußte, in ihnen Luft. Dann wird der so schmucklose, strenge Stil blühend und phantasiereich und gewinnt einen beredten Schwung, welcher an die bewunderungswürdig schön geschriebene Dedication der Institution de la religion chrétienne erinnert. Es ist falsch, wenn der oben citirte Wey sagt, Calvin habe wohl den Verstand, aber nicht das Herz zu erregen verstanden; wenngleich man zugeben muß, daß die strenge Richtung seines ganzen Wesens ihn die Einwirkung auf die Regungen der Phantasie meistens verschmähen ließ.

Auch in seinen Predigten, von denen nur der bei weitem geringste Theil in Druck erschienen ist, zeigen sich solche Spuren höherer Beredtsamkeit, obgleich er auch hier auf eine klare, präcise Entwickelung des Begriffs einen größern Werth zu legen pflegte, als auf den Glanz und Prunk der Rede, wohinter sich nur zu oft die Unklarheit oder die Armuth des Gedankens verbirgt. Wenn man die gedruckten Predigten Calvins mit denen der gerühmtesten Kanzelredner seiner Zeit oder mit den Proben seiner Vorgänger im fünfzehnten Jahrhundert, z. B. eines Menot, Maillard, Raulin u. s. w. vergleicht, so wird man auch hier seine hohe literarische Ueberlegenheit nicht verkennen können.

Das literarische Bild Calvins wird erst vollständig gezeichnet werden können, wenn die umfangsreiche Correspondenz Calvins, welche in den Archiven der Schweiz und an andern Orten vergraben liegt, und die nach Geruſez's Behauptung dreißig Foliobände füllen würde, zu Tage gefördert sein wird. Was jetzt von Calvin'schen Briefen gedruckt ist, gehört meist der polemischen oder abhandelnden Gattung an und trägt in literarischer Beziehung dasselbe Gepräge, welches seinen Streitschriften und Dissertationen eigenthümlich ist.

Welchen hohen Werth übrigens Calvin selbst auf die Wahl des passenden Ausdruckes, die wir als charakteristisch für seine literarischen Leistungen bereits bezeichnet haben, legt, erkennt man recht deutlich aus einem bei Wey angeführten Beispiele. Ein ihm befreundeter Theologe Sébastien Chastillon hatte eine französische Uebersetzung des Neuen Testamentes geliefert, die Calvin im Allgemeinen des gebührenden Lobes würdigt. Nur rügt er einen unpassenden Ausdruck, dessen sich Chastillon schuldig gemacht hat und meint, dieser

eine Mißgriff könne ihm die ganze Uebersetzung verleiden. Wir lassen die hierauf bezügliche Aeußerung Calvins aus einem seiner Briefe folgen: „toutefois, pour vous faire entendre combien il est fidèle expositeur, en s'estudiant à changer les mots communs, il a corrompu plussieurs passages. J'en allégueray un, là où il y a: — l'esprit de Dieu qui habite en nous; il a mis: qui hante. Or, hanter signifie fréquenter et venir parfois, non pas, — avoir demeurance. Ceste seule faute, si puérile, seroit pour deshonorer toute la translation.

* * *

Wir haben bei diesen kurzen Andeutungen, welche als Einleitung zu den nachfolgenden sprachlichen Notizen dienen sollen, von einer Biographie Calvins gänzlich absehen zu können geglaubt, da das Leben des großen Reformators der Weltgeschichte angehört. Wir enthalten uns ebenso auch, eine Aufzählung der einzelnen gedruckten Schriften Calvins zu geben, weil seine Hauptwerke, welche in sprachlicher Beziehung am meisten berücksichtigt zu werden verdienen, schon in allgemein zugänglichen Werken verzeichnet sind. Wer indessen eine vollständigere Aufzählung auch der kleineren Schriften, welche er in französischer Sprache geschrieben hat, verlangt, möge sich auf die literarische Einleitung, welche Paul L. Jacob in seinen „Oeuvres françaises de Calvin, Paris 1842.“ gegeben hat, verweisen lassen. Wir bemerken schließlich noch, daß wir bei unsern nachfolgenden Citaten die oben angeführte Sammlung vor Augen gehabt haben, und daß die Zahlen die Seiten dieser Ausgabe bezeichnen.

A.
Grammatische Bemerkungen.

1. Der bestimmte Artikel fehlt oft, wo er jetzt stehen müßte, z. B. sans que charité soit en rien blessée, 28; que paradis écherra au brigand, 61; besonders wird bei mehrern aufeinander folgenden Substantiven der Artikel nur einmal gesetzt; pour l'honneur et service de Dieu, 212; une règle et définition, 217; auch der Partitiv fällt sehr oft aus: qui comme roseaux sont poussés à tout vent, 29; par évidents témoignages de l'Écriture, 33; les âmes des morts crient et robes blanches leur sont données, 59. Bemerkenswerth ist die partitive Form: abandonnés à

des faux dieux, p. 216, wo man à de setzen würde, wenn man nicht faux dieux als einen Begriff auffassen will.

2. Bemerkenswerth ist der sehr ausgedehnte substantivische Gebrauch von Infinitiven mit nähern Bestimmungen, der an griechische und spanische Bildungen erinnert, z. B. de ce dormir des âmes dedans leurs coeurs, 28; ferner die Steigerung des substantivisch gebrauchten peu durch bien: encore un bien peu de temps, 59 (vgl. das bei vielen Zeitgenossen vorkommende un très homme de bien). Force wird schon in ähnlicher Weise gebraucht wie jetzt: a substitué force cérémonies, 203.

Was die Genusabweichungen anbetrifft, so wird erreur bei Calvin, wie überhaupt bei den Schriftstellern des sechzehnten Jahrhunderts noch als Masculinum gebraucht: duquel erreur, 39; contre tous erreurs, 133; le second erreur, 199; dagegen kommt fanfare, das von Pasquier und vielen Anderen des sechzehnten Jahrhunderts noch als Masculinum gebraucht wird, schon als Femininum vor: de grandes fanfares; amour ist bei Calvin auch im Singular Femininum: pour une amour gratuite, 286.

3. In Betreff der Adjectiven bemerken wir den bekannten Gebrauch von vieil und fol vor Wörtern, welche mit einem Consonanten anfangen: du vieil Testament, 81; un vieil cheval, 310; tous fols désirs, 249; das völlig adjectivisch gebrauchte quant: je ne sais quantes épines, 149; ein adverbialisch gesetztes profond: ce maraud n'y regarde pas si profond, 323; die einmalige Anwendung des plus, wenn mehrere aufeinander folgende Adjectiva gesteigert werden sollen: sa majesté n'a point de plus loyaux ni obéissants et paisibles sujets que nous lui sommes, 332; und daß Calvin, wenn zwei Adjectiva sich auf ein Substantiv beziehen, sehr gern das eine dem Substantivum vor und das andere demselben nachtreten läßt, z. B.: un souverain repos et bienheureux, 96; pour le tenir en bonne garde et sûre, 207; en ses hauts secrets et admirables, 110; d'une bonne science et approuvée, 129.

4. Bei den Numeralien sind nur folgende alterthümliche Formen zu notiren: tiercement, 114; quartement, 181; du psaume octante-septième, 213; au psaume septante-huitième, 286; âgé de septante ans, 306.

5. Das persönliche Pronomen fällt sehr oft aus, wie in: et ai cette confiance, 42; il est nécessaire que soyons en

merveilleux trouble, 184; afin que lui rendions telle confession, 188. Bei mehreren zusammentreffenden Objectspronomen schwankte Calvin noch in der Stellung (vgl. Pasquier), z. B. il le nous représente, mais aussi nous le présente, 187; mais le nous mettent devant les yeux, 284. Die Verbindung des absoluten Pronomen mit dem Verbum: il faut que moi et eux passions condamnation, 221. Soi steht wie bei allen Zeitgenossen fast überall, wo wir jetzt lui u. s. w. setzen würden: il délibère en soi-même, 37; saint Augustin s'expose soi-même, 83; il a ses maux devant soi, 103.

6. Das Possessivum steht, ebenso wie der Artikel, bei mehrern aufeinander folgenden Substantiven meist nur einmal: à leur sens et intelligence, 30; pour juger de leur office, propriété et vertu, 110; son état et condition, 190; endlich wird auch sien noch als verbundene Form gebraucht: un sien peigne, 180.

7. Bei dem Demonstrativum treten noch folgende alte Formen auf: nos oreilles doivent être ouvertes à icelle seule, 29; ce qu'icelui nous enseignera, 31; à l'image d'icelui, 42; und das bei Calvin sehr beliebte c'est ci statt des einfachen c'est: c'est ci un fort bon moyen, 32; que ce soit ci une vraie narration, 44; c'est ci notre confession, 53; c'est ci notre foi, 97; und selbst getrennt: c'est donc ci le sein d'Abraham, 47. Endlich fehlt ce oft vor qui (vgl. Pasquier), wo es jetzt nicht ausgelassen werden könnte: et à la fin qui est le comble du mal, 30; voici donc que dit leur Esdras, 43; voici que dit le prophète, 69; mais ils ont résolu qu'il le fallait adorer. qui est une doctrine diabolique, 147; mais il ne dit point qu'il est devenu, 147.

8. Beim Relativum fällt zunächst der schon bei Pasquier bemerkte lateinische Gebrauch, das Relativum des engern Anschlusses wegen statt des Demonstrativums zu setzen, auf: auquel erreur Chrysostôme même est tombé, 36; une partie duquel erreur, 39; pour lequel éviter ils sont prêts, 68; pour laquelle raison il est nommé le lieu d'icelle, 192; ferner das an seine Etymologie (de unde) erinnernde dont: la poudre (poussière) retourne en la terre dont elle était, 43; und dont il s'ensuit, 293.

9. Chacun wird nicht nur sehr häufig als verbundene Form gesetzt, sondern erhält zuweilen außerdem noch den unbestimmten Artikel, z. B. un chacun mot du chapitre, 63.

10. Bei den Verben notiren wir die alten Formen: tu ne

lairras (für laisseras), 51; Jésus a prins (für pris) notre humanité en terre, 201; à qui elle die (von dire), 69; déchet für déchoit: il dit que l'homme déchet et périt, 91. Renvoyer et voir bilden das Futurum meist noch regelmäßig: je renvoyerai tels enquêteurs à la règle générale, 228; quand ils voiront le temps opportun, 244. Apparaître wird meist in der reflexiven Form gebraucht: quand il s'apparut à lui sur les bords de la mer, 156; quand il s'est apparu à quelques-uns depuis son ascension, 157. Bemerkenswerth ist auch, daß favoriser immer mit à oder dem Dativ des persönlichen Pronomens construirt wird: lesquels semblent favoriser à ce somne, 64; il ne favorise nullement à leur erreur, 74; tant s'en faut que ce passage leur favorise, 126. Vgl. vous leur favorisez bei Rabelais, und favorisans aux vivans bei Pasquier.

11. In der Rubrik der Adverbien bemerken wir wieder zunächst die alten Formen: le Seigneur a mandé bénédiction illec (ici oder ici-bas) et vie à tout jamais, 95; le corps voirement est mort, 53; ils ont imaginé qu'il se faisait ainsi adonc (für alors), 161; petit für peu sehr häufig: et quelque petit à Saint-Salvador, 145; il y a un petit plus d'apparence à son bourdon, 167; ils colorent un petit leur abomination, 198; en si petit de temps, 207, und petit à petit für peu à peu, was auch jetzt wieder mehr in Aufnahme kommt: mais petit à petit a pris son accroissement, 197. Das veraltete adverbiale quand et quand für en même temps ist bei Calvin sehr häufig: car il serait quand et quand facile, 54; qu'on ne le puisse penser si quand et quand on ne le sent, 68. Bemerkenswerth ist auch das substantivisch gebrauchte longtemps in: ayant été assoupie un bien longtemps, 37; davantage bei Aufzählungen für puis: davantage, nous savons, 35; rien plus: que ce soit un blasphème si lourd et si énorme que rien plus, 222; endlich steht comme zuweilen für das fragende comment: comme pourrons nous faire accorder ces choses?, 93.

12. Bei den Präpositionen bemerken wir zunächst das Schwankende in: le mot esprit, 34 und ce mot de vent, 91; ferner die alten Formen: il recommande ès mains de son Père, 41; und maugré für malgré: maugré toutes les fâcheries, 273; maugré Satan, 274; ce confesse maugré moi, 323; devant

für avant: devant la création du monde, 291; devant ce jour, 61; si nous sommes bien heureux devant la resurrection, 85; dedans für das bloße dans: qu'ils ne tombent toujours dans de mêmes filets, 45; se plonger dedans mille abîmes, 68; und vers für envers oder eigentlich für auprès: les malveillants blâment faussement et à tort vers notre sacrée Majesté la religion que nous suivons, 332; nous désirons être en bonne réputation vers votre Majesté, 333; einigermaßen bemerkenswerth scheint auch folgendes entre: nous savons aussi que le mot esprit, entre les Latins, signifie souffle et vent, 34; après in dem Satze: nous mettons tout notre désir après l'été, 103; und sur in: refuse d'être consolée sur eux, 102. Quant wird noch bei Calvin, wie bei vielen Zeitgenossen, mit dem Genitiv construirt: quant est du suaire für quant au suaire, 152; quant est de la seconde espèce, 158; quant est de la chasuble, 167; quant est du premier article, 182; ebenso auch das präpositionale touchant: touchant de lui, 170.

13. Bei den Negationen zunächst das jetzt nur ganz familiäre nenni, 130; ferner aucun (für quelque) und du tout (für entièrement) ohne negative Bedeutung: j'ai aperçu aucunes choses un peu aigrement, 28; il déclare ouvertement que le péché est du tout aboli, 70; que nous sommes du tout à Dieu, 82; und den Satz: quelle fiance donc peut-on avoir ni des unes ni des autres, 149.

14. Unter den veralteten Conjunctionen treten vorzüglich hervor: combien que für quoique, worauf dann sehr häufig an der Spitze des nächsten Satzgliedes das schon bei Pasquier erwähnte pleonastische si folgt: combien donc que l'une des excuses me soit à demi ôtée par ces avertissements, si est-ce qu'il m'en reste encore la moitié, 26; combien, à proprement parler, que l'un ne se puisse faire sans l'autre, 186; ferner jà soit oder açoit que gleichfalls für quoique: que jà soit que bien souvent et quasi toujours la séparation de cette vie soit signifiée pour la mort, 94; jaçoit qu'ils doivent tenir pour certain, 206; cependant que für tant que oder pendant que: cependant que nous sommes en cette vie, 57; cependant qu'il attend le terrible jugement, 63; même cependant qu'on imprimait ce livret, 179; devant que und avant que: devant que nous fussions

nés, 335; mais avant que passer plus outre, 33; pource que für parceque: pource que l'homme a quelque chose de semblable avec Dieu, 36; quand et für en même temps que: lesquels disent que l'âme mourait quand et le corps, 27; que für lorsque: après la destruction de Jérusalem, que tout était changé au pays de Judée, 145. Endlich führen wir noch die schon bei Pasquier (p. 14.) bemerkte Häufung der Conjunction car an: car cela n'est point nouveau ou étrange ès Ecritures que la robe blanche signifie gloire, plaisance et joie, car le Seigneur apparut en robe blanche à Daniel, 60.

15. Der Kürze wegen führen wir ohne weitere Bemerkungen noch folgende Sätze aus Calvin als besonders auffällige Constructionen an: ce que l'apôtre aux Hébreux dit, 35; car leur office serait de ne permettre point aux pauvres sujets être ainsi séduits, 141; si cela n'est se moquer de la saint Vierge, je n'entends points que c'est de moquerie, 161; et le corps leur fut adjugé par sentence définitive, présent l'ambassadeur de France, 171; voilà que c'est d'avoir le bruit d'être mauvais, 174; les fidèles laisseront reposer le corps où qu'il soit, 175; c'est à bon droit que nous reconnaissons un tel fruit nous en venir, 185; en tant qu'en eux est, 212 und 223; que la plupart de ceux qui se disent fidèles ne cherchât point je ne sais quelles subtilités, 214.

B.

Glossarium.

A.

accointance, ein veraltetes Wort, das jetzt nur höchstens familiär gebraucht werden kann: n'auront nulle accointance (keine Gemeinschaft) aux idoles, 216; häufig bei Marot und Montaigne.

accomparer, ein mit der im sechzehnten Jahrhunderte sehr beliebten Vorsilbe a gebildetes comparer: il l'accompare à la divination et idolâtrie, 132; telles gens pourraient être accomparés à ceux qui... 228.

admonester, jetzt nur in der Gerichtssprache (admonéter): après avoir été admonestés par tant d'exemples, 30.

advis für avis: il me semble advis, 157.

affermer für affirmer (vgl. Pasquier und Fail): ils affermaient le contraire, 39; saint Paul afferme ceci, 58.

ahaner (vgl. Pasquier und Fail): ils y travaillent et ahannent 307; vgl. Je sue, par la mort boeuf, d'ahan, Rabelais, Pantagr. III

36; Sénèque sue d'ahan pour se roidir et s'assurer contre la mort, Montaigne, Ess. III, 12. und ahan est une voix qui sort sans art du profond des bûcherons, ou autres manoeuvres, quand avec toute force de bras et de corps ils employent leurs coignées à couper quelques pièces de bois, montrant par cette voix qu'ils poussent de tout leur reste; mot que nous avons mis en usage pour dénoter une grande peine et travail de corps et ahanner pour travailler. Pasquier, Recherches, VIII, 6.

aheurtement, auch jetzt allenfalls noch für entêtement: tant de scandales et aheurtements de notre foi, 30; vgl. aheurté in dem Sinne von obstiné bei Pasquier: combien chacun est aujourd'hui aheurté und monseigneur qui la voit aheurtée en ceste opinion, Cent nouv. Nouv. 17.

amuse-fous, eine hübsche, auch jetzt noch zulässige Bildung: qui ne servent que d'amuse-fous, 133; ses cautèles ne sont que momerie ou jeux de farce et amuse-fols, 267.

anglet für coin, jetzt nur in der Baukunst gebräuchlich: tous les anglets du monde sont pleins des images de la vierge Maria, 162; aimer mieux un petit anglet au seuil du temple de Dieu, 279.

apertement, ein jetzt mehr veraltetes Adverb (für évidemment): il enseigne apertement, 70.

arraisonner (siehe Fail): soit qu'elle étudie, ou médite, ou s'arraisonne, 74.

arondelle für hirondelle (vgl. die jetzt noch familiär gebräuchlichen arondeau, arondelet, arondelat und das ganz veraltete aronde): les passereaux et arondelles trouvent bien à faire leurs nids, 256. In den Epithètes von de la Porte (1571) kommt das Diminutiv arondille vor.

arguer, jetzt als actives Verbum mehr veraltet und höchstens nur in der Gerichtssprache: ceux qui arguënt de nouveauté la parole de Dieu, 29.

avenir, adjectivisch für future oder statt à venir: au siècle avenir, 62.

B.

baguenaudier, noch jetzt im familiären Stile für Possenreißer: quelques rêveries qu'apportent ici les philosophes ou les baguenaudiers, 37; vgl. c'est à nous à rêver et à baguenauder; Montaigne.

bailler = donner (vgl. Pasquier): quand il baille loi à Satan, 79.

ballade, die sprüchwörtliche, noch jetzt gebräuchliche Redensart c'est le refrain de la ballade: ils retournent encore au refrain de leur ballade, 223.

barbe, en barbe sprüchwörtlich für à la barbe: je leur résiste en barbe, comme on dit, 26.

battre, die sprüchwörtliche Redensart: battre l'air à clos yeux, 26.

bavereau für bavard: un tas de bavereaux, 25.

b é l i t r e, noch jetzt familiär für Lump: un certain bélitre, 313; anfänglich hatte das Wort noch keine schlechte Bedeutung; Montaigne (III, 10.) hat das Femininum bélitresse gebildet.

b l a s o n n e r (vgl. Pasquier und Fail): un désir de reprendre, mordre et blasonner, 27.

b r a v e, im Sinne von geputzt, stolz, noch jetzt familiär: voilà comment on le fait brave après la mort, pour le récompenser de la pauvreté qu'il a eu sa vie durant, 166; les braves et orgueilleux de ce monde, 266.

b r o c a r d e r, noch jetzt: sans un appétit de brocarder et médire, 27.

b r o u i l l a s s e r, wahrscheinlich im Sinne von beschmieren: quand il eut brouillassé encore une demi-feuille de papier, 319.

b r u t i f: ce n'est pas une chose morte ni brutive que bonne affection envers Dieu, 325.

C.

c a l e r, im Sinn von einräumen, zugeben: et leur semble qu'on leur doit caler cela, 227; vgl. caler la voile à la tempête, Pasquier, Rech. I, 7; und ceste superbe vertu eust-elle calé au plus fort de sa montre, Montaigne, III, 12.

c a n i v e t, jetzt nur familiär: le saint cannivet dont l'hostie de Paris fut piquée par un Juif, 156.

c a u t è r e, figürlich gebraucht: ceux qui ont été quelquefois piqués du cautère de la conscience, 68.

c a v i l l e r (davon das noch gebräuchliche cavillation: plaisanter par cavillations, répugnances et tergiversations, 32) bei Calvin sehr häufig für plaisanter, railler: pour le caviller, 45; je n'ignore pas la réplique qu'ils ont pour caviller cela, 122; vgl. encore sera-il cavillé, Pasquier Interpret. des Instit. p. 128.

c h a l v i r im Futurum: il ne leur chaudra guère de leur office, 272.

c h a r t r e (von carcer) für prison, jetzt veraltet: il appelle leur attente prison ou chartre, 42.

c h a s s i e u x, bildlich: quand les yeux de notre entendement ... ne seront plus chassieux, 81.

c h o p p e r: les faisant non seulement chopper, mais en la fin se rompre le cou du tout, 118; vgl. mes conceptions et mon jugement ne marchent qu'à tastons, chancelant, bronchant et choppant, Montaigne, I, 25.

c i r c u i r e, jetzt ganz veraltet: quand nous aurons bien circui partout pour chercher cà et là, 329.

c l e r c, in dem Sprüchworte: mais il en parlent comme clercs d'armes, 125.

c l o c h u r e: on ne lui fera jamais trouver une telle clochure bonne, 225.

comment, substantivisch: mais cela doit être aussi certain qu'un des comments des Chroniques de Mélusine, 158.

competer, nur noch in der Gerichtssprache vorkommend, doit montrer que ce titre lui compète, 222.

concupiscence, im theologischen Sinne, bei Calvin sehr oft: quand ils auront dépouillé la chair et la concupiscence, 46.

confermer für confirmer (vgl. Fail), wie affermer für affirmer: pour nous conserver et confermer en icelle, 182.

congé: et l'homme mortel se donnera congé de falsifier le baptême, 219; un cheveu ne nous sera point arraché de la tête que par son congé, 245.

contaminer, mehr veraltet: qu'on ne se contamine et pollue quand et quand de quelque superstition, 137.

contemnement = Verachtung (vgl. Pasquier und Fail): ils ne seraient abreuvés du contemnement de Dieu, 75.

contregarder: il nous faut bien contregarder, 190.

convenance: autant de convenance qu'entre le feu et l'eau, 323; il y a quelque convenance entre les étoiles ou planètes et la disposition des corps humains, 112; et en cela ils n'ont rien de convenance avec Jésus-Christ, 109.

coquille, in der sprüchwörtlichen Redensart: qu'ils vendent leurs coquilles en plein midi, 45.

coulpe: rejetant la coulpe sur Dieu, 294.

couppet = Berg, Gipfel (Kuppe): Sion et Moria, qui étaient deux couppets prochains l'un de l'autre, 287.

courbe, figürlich: mais l'âme qui est triste à cause de la grandeur du mal et qui chemine courbe et faible, 99.

coutumièrement, veraltetes Adverb: comme sont coutumièrement les esprits des hommes, 32; vgl. je fay coutumièrement entier ce que je fay et marche tout d'une pièce. Montaigne.

couverture = Vorwand: contre toute raison et sans couverture aucune, 160.

D.

déchasser, jetzt nur im beschränkten Sinne gebräuchlich: de se voir déchassé de Dieu en apparence, 258.

décoller (von cou) für décapiter: après avoir été décollé, 163.

defaillir, im Futurum und Conditionnel nicht mehr gebräuchlich: et quand encore l'interprétation de Jésus-Christ nous défaudrait, 90; vgl. pour pain trouver et guarder rien ne lui défaudrait, Rabelais.

définement: ce n'est autre chose qu'un définement de la chair, 71.

déhonté für éhonté: combien ils sont impudents et du tout déhontés, 105; vgl. je dis que les Parthes étaient eux-mêmes bien deshontés. Amyot. Das veraltete Wort ist neuerdings wieder von Dichtern versucht worden, z. B. von Delille: voyez cet homme déhonté.

délecter, mehr veraltet: je me délecte à en faire un long récit, 206.

démérite: selon nos démérites, 237.

dépecer: les Chrétiens l'ont dépecée pour l'adorer, 149.

dépendre (vgl. despendre bei Fail) für dépenser: après avoir dépendu son argent, 273; d'y avoir trop dépendu, 281; après avoir beaucoup despendu d'argent, 170.

déplaisance: une ferme déplaisance et haine de tous vices, 193.

dépriser: je le pourrai aisément dépriser, 324.

déroguer statt déroger (derogare): l'homme mortel usurpe l'office de Dieu et dérogue à sa majesté, 309.

déshonnête: qui déjà de son temps exercaient foire vilaine et déshonnête, 135; ces chansons déshonnêtes, 329.

détourber, veraltet, (vgl. Pasquier und Fail) für troubler oder hier vielmehr geradezu für détourner: s'ils me veulent ici détourber de mon propos, 100.

dextre: de la dextre glorieuse du Père, 53.

dévaller, als actives Verbum (wie descendre) jetzt nur beschränkt: comme ceux lesquels on dévalle au sépulcre, 93.

disceptation: de mettre fin à cette malheureuse disceptation, 209.

dispenser (se), nicht wie jetzt gebraucht, sondern statt se permettre, se donner licence (vgl. Pasquier): qui se dispensent pour venir seulement à quinzaine, 261.

droitement: pour entendre droitement cette utilité, 189.

E.

ébattement: par forme d'ébattement, 100.

échappatoire, jetzt nur familiär: afin qu'ils aient quelque échappatoire, 44.

efficace, jetzt noch in der theologischen Sprache gebräuchlich (vgl. Pasquier): telles phrases hébraïques contiennent une grande efficace, 34; d'une telle efficace, 108; faire sentir l'efficace à notre salut, 343.

efforcement, als Substantiv selbst im sechzehnten Jahrhundert selten: ne relâche jamais tellement son efforcement, 55.

éjouir, ganz veraltet, statt réjouir: Jacob aussi s'éjouit de ce qu'il attend le salutaire du Seigneur, 96; vgl. qu'il en use avec ses compagnons de manière que ceux-ci s'éjouissent du même passe-temps que luy. Amyot. Lafontaine hat das Wort, das schon in der zweiten Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie fehlt, noch gebraucht (Fabl. liv. IV, fabl. 21.):

> On l'emporte, on la sale, on en fait maint repas
> Dont maint voisin s'éjouit d'être.

élourdir, wofür jetzt alourdir: c'est bien raison aussi qu'il les élourdisse et prive de toute raison, 109; vgl. il nous faut souvent

tromper, afin que nous ne nous trompions, et siller nostre vue, eslourdir nostre entendement pour redresser et amender. Montaigne, III, 10.

empoigner: vous n'en empoignerez qu'une, 54.

endormition, ebenso wie auch endormissement veraltet, für assoupissement: une paresse ou endormition, 46 ; ceux-là les ensevelissent en endormition d'ivrognerie et profonde oisiveté, 55.

enflamber = enflammer: qu'ils n'enflambent la rage des malins contre eux, 212; nous soyons enflambés de suivre Dieu, 233; ne doit-elle pas bien enflamber à nous offrir à Dieu, 237; vgl. si furent tout enflambés d'ire. Froissart.

engarder, veraltet: ni si bien munie de forteresse qu'elle les engarde d'approcher, 26.

enrouler für enrôler: Dieu fera les montres des peuples et les enroulera, 291; ebendaselbst auch l'enroulement für enrôlement.

enserrer: où il était enserré, 246.

ensuivre, jetzt nur als reflexives Zeitwort gebräuchlich: pourvu que nous l'ensuivissions, 29; qu'ils ensuivent en ceci Chrysostome, 45.

ententif = appliqué: lequel étant trop ententif aux étoiles, 117.

entr'écouter: la patience de s'entr'écouter, 209.

entreheurter: Capricorne et le Mouton et le Taureau s'entreheurtent tellement des Cornes, 116.

entrerompre: pourquoi entrerompent-ils la vie par la mort, 54.

entresembler: pour voir comment ils s'entresemblent, 160.

envieillir für vieillir: tous s'envieilliront comme le drap, 104.

erratique, jetzt nur auf Medicin und Naturwissenschaft beschränkt: cette astrologie erratique, 133.

étroitement: nier que Dieu n'ait aussi étroitement défendu l'idolâtrie, 221.

F.

falourdier (vgl. die alten falourder, falourdeur): les messes qui se disent tant par les falourdiers que par les chanoines et chapelains, 223.

fantaisie: la première qui leur vient en fantaisie, 33.

faribole: je leur laisse telle faribole, 102.

fatras: chemises, ceintures, bonnets et semblables fatras, 135.

fiance, veraltet für assurance, confiance: notre fiance aux hommes, 90; la fiance que nous devons avoir en Dieu, 134; nous concevions droite fiance de salut, 183.

ficher: ayons les yeux fichés incessamment sur sa parole, 30.

forcenerie: je ne sais comment on doit nommer une telle forcenerie et rage, 235.

forclore (vgl. Fail): de laquelle se voyant forclos, 43.

fourrager, auch jetzt wohl in diesem Sinne noch: chacun craindra bien d'être fourragé par les guerres, 256.

frustratoire, jetzt nur im Juristischen gebräuchlich: car ce ne sont point figures vaines ou frustratoires, 343; ce mystère n'est point frustratoire, 351.

G.

galant: sinon que je réfute publiquement le sot babil de ces galants, 26.

garenne: si verrait-on encore de merveilleuses garennes, 140.

gaudir, jetzt nur familiär: qui ne font que gaudir et rire, 86; auch se gaudir: on pensera que je me gaudisse, 162; vgl.

Il eût mieux fait, certes, le pauvre sire,
De se gaudir avec sa Margoton. Voltaire.

gaudisseur: que tous les gaudisseurs se déportent de donner leurs coups de bec, 229.

gazouiller: n'ont-ils pas bien ici de quoi gazouiller, 41; il ne gazouillerait pas ainsi lourdement, 58.

géhenne: en la géhenne de feu, 41.

gergon, statt jargon: au propre gergon du pays, 230.

gergonner, schwatzen, schmähen: c'est de gergonner contre le maître céleste, 229; vgl. jargonner bei Fail.

gibier, figürlich: ce n'est pas leur gibier que de la sainte Ecriture, 126.

grief: une griève punition, 248.

H.

heaume, veraltet, aber noch in der Wappenkunde vorkommend: au heaume de son fils, 147.

I.

idoine (idoneus), allenfalls noch in der Gerichtssprache gebräuchlich (vgl. Pasquier): si les ordres du pape conférés à un moine le rendent idoine à faire office de pasteur, 226; nul autre témoin propre et idoine, 333.

illation, noch als wissenschaftlicher Ausdruck anwendbar: de faire une telle illation, 66.

imaginatif, wovon nur das substantivische imaginative (vgl. Pasquier VIII, 8): il y a beaucoup de chrétiens imaginatifs qui se moquent de ceux, 212; ces chrétiens imaginatifs, 253.

impollu (vgl. Pasquier): se conservant impollus et entiers au service de Dieu, 342.

impropriété: en usant de quelque impropriété, 207.

impugner für disputer, noch in der Gerichtssprache und in der Dialektik vorkommend: pour impugner les contredisants, 209.

incorruption, jetzt nur für Unverdaulichkeit, Unverweslichkeit: que l'homme a fait en incorruption, 38.

influxion für influence (in der Medicin jetzt noch influx): que les corps d'ici-bas prennent quelque influxion de la lune, 112.

ingerer: qu'il punira l'outrecuidance de ceux qui se sont ingérés de ce faire, 121.

inique, sehr häufig bei Calvin substantivisch, voyant les iniques être les plus forts, 239; et que les iniques aient la vogue, Ebd.

iniquité: qui est le royaume d'iniquité, 336.

innumérable, für innombrable (vgl. Pasquier): il forme des rêveries innumérables, 294; vgl. il fallait effacer la trace de cette diversité innumérable d'opinions, Mont. III, 13.

ire für colère (vgl. Pasquier und Fail): l'ire de Dieu et réjection, 94; l'ire de Dieu, 184.

item, substantivisch: pour un item, il y en a la troisième portion en la Sainte-Chapelle à Paris, 148.

J.

joyeuseté, nur noch familiär: dire quelque chose par joyeuseté, 100.

juifverie = jüdisches Wesen, jüdischer Gebrauch: la messe est une forme de juifverie, 205.

L.

labeur, nur noch beschränkten Gebrauchs: mon labeur pourra être grandement utile, 26.

langage für langue: en langage hébraïque, 299.

licite (auch illicite: chose illicite, 304): comme s'il ne m'était semblablement licite, 66.

liesse, nur noch in der familiären Redensart vivre en joi et en liesse gebräuchlich: que le Père a oint son Christ d'huile de liesse, 50. Marmontel sagt von diesem Worte: quel terme remplacera liesse pour exprimer une douce joie et la volupté du bonheur?

liquider: si on voulait liquider la vérité, 174.

loager (vgl. louager bei Fail): et ne s'en fallait pas beaucoup qu'ils ne fussent comme bannis ou bien comme loagers, 87.

los (von laus), schon zur Zeit von Ménage veraltet (ce mot était un beau mot; je souhaiterais fort qu'on le remît en usage): il porte son prix et son los, 330; vgl. attribuant au rang le los qui appartenait au mérite; Montaigne, I, 3.

loyer (von locarium), eigentlich Miethzins, dann überhaupt Preis, Lohn, Strafe (vgl. bei Nicod: recevoir le loyer de sa folie: pretium ob stultitiam ferre): mais les morts ne connaissent plus rien et n'ont plus aucun loyer, 75; par lequel un chacun recevra son loyer, 76; lequel est ailleurs appelé salut, loyer et gloire, 77; elles n'ont point encore reçu la gloire ou le loyer, 82; chacun recevra son loyer selon qu'il aura fait, 302; vgl. pour loyer de tes rimes sincères. Voltaire.

M.

macquerellage, für maquerellage, hatte z. B. bei Montaigne noch nicht ganz den schlechten Sinn wie heute: faire un macquerellage, 107.

magnifier, veraltet (vgl. Pasquier): si la bonne volonté de Dieu est qu'il soit magnifié en nos corps par la vie, 89; vgl. il commença le louer et magnifier premièrement de sa vertu. Rabelais. Vaugelas bedauerte schon den Verlust dieses Wortes.

malheurté für malheur: cette malheurté est survenue depuis, 137; quelque malheurté que nous ayons, 185.

manigance, jetzt nur familiär: de s'amuser à telles manigances, 160; vgl. über die Etymologie dieses Wortes La Monnoye im Glossarium zu seinen Noëls: la main est l'instrument de l'action, de main on a fait manier, de manier maniance, et, y insérant un g, manigance.

marmonner, jetzt nur in der gemeinen Sprache: car je n'avais encore entendu parler d'eux, ains seulement marmonner quelque chose en confus, 25; vgl. il marmonnait toutes ses kyrielles, Rabelais.

mater: moyennant que nous captivions et mations tous nos sens et désirs, 238.

maudisson, jetzt mehr veraltet für malédiction: prisons, banissements, maudissons, 237.

messatier = Anhänger, Vertheidiger der Messe: les messatiers allèguent cet exemple, 204.

métier für besoin (vgl. Pasquier und Fail): il n'est jà métier de déchiffrer par le menu la vie de la plupart, 108; combien qu'il n'est jà métier de faire longue dispute, 136; qui aurait métier de probation, 141.

moleste, veraltetes Substantiv: de souffrir dommages, molestes et ennuis, 256; vgl. le vieillard, allégé de ses premiers molestes, Ronsard; plus endurer ne peut tant de molestes, Marot.

N.

noiseux, von noise, zänkisch, streitsüchtig (querelleur): les autres mutins et noiseux, 263; vgl. Abaillard ne pouvant être oiseux était naturellement noiseux, Pasquier, Recherches V, 19.

nombrer: ils seront bien aise d'être nombrés avec le peuple de Dieu, 288.

O.

occire für tuer, veraltet, bei Calvin oft, auch figürlich: que l'âme voirement est occise pour le présent, 41; être occis comme eux, 59; s'il sera occis ou s'il mourra de maladie, 115; s'il permet aux tyrans de nous occire, 246.

ost (vgl. Pasquier): desquels je ne connaissais encore ni l'ost, ni les armes, ni les embûches, 25.

oubliance für oubli, veraltet: cette léthargie et oubliance de toutes choses, 57.

P.

paillarder: de mal fait de paillarder avec sa maîtresse, 220.

parachever, verſtärktes achever (vgl. Pasquier): laquelle elle avait parachevée, 88.

parfaire: celui qui . . . la parfera, 58.

partement, veraltet für départ: l'astre qui règne à mon partement, 116; vgl. il suffit de l'accompagner à son partement, Montaigne.

pensement, veraltet für pensée, réflexion: de tout pensement de Dieu, 58; vgl. comment est-il possible qu'on se puisse deffaire du pensement de la mort, Montaigne.

perpétrer, jetzt faſt nur im Juriſtiſchen: qui confesseront qu'ils ont perpétré et commis grandes offenses contre Dieu, 297.

perspicuité: une simple perspicuité, 32.

plat: tout à plat für entièrement oder tout-à-fait: qui non seulement niaient tout à plat la résurrection, 59.

pleige, mehr veraltet: vu que vous avez Dieu pour pleige, 62.

plenier, jetzt nur in gewiſſen Verbindungen (vgl. Pasqier): la rédemption ne serait point plenière, 338.

poindre, als Activum für piquer, jetzt faſt nur noch in der ſprüchwörtlichen Redensart vignez vilain, il vous poindra u. ſ. w.: pour nous poindre plus au vif, 189; qu'est-ce qu'a la mort pour nous poindre, 70; vgl. les vices me poignent, ils s'accrochent à moy, Montaigne, III, 5; ce qui poind, touche et esveille mieux que ce qui plaist, Ebd. III, 8.

pollution: toute pollution du monde, 264.

poste für goût (vgl. Pasquier): il leur était aussi facile d'attribuer à la vierge Marie des vêtements à leur poste, 161; vivre à leur poste, 272; chacun à sa poste, 340.

potence, für Krücke (vgl. Faiſ): comme des potences ou bâtons pour nous soutenir, 259.

poudre: la poudre retourne en la terre dont elle était, 43.

pourmener (promener), herumführen (vgl. Faiſ): à l'entour desquelles il fut pourmené allant à la mort, 154.

pourtraire: par une vision pourtrait au vif, 67.

pourtraiture: qu'il y eût aucune pourtraiture miraculeuse, 152.

préallégué, auch jetzt noch: au chapitre préallégué, 300.

préfix (vgl. Faiſ): la mère n'a pas toujours terme préfix pour enfanter, 112.

présupposer: il présuppose que Dieu a fait l'homme malicieux, 299; c'est qu'on a présupposé qu'il y a un purgatoire, 338.

purger (vgl. Faiſ): je ne sais comment je me pourrai purger de trahison envers la vérité de Dieu, 26.

puantise: que ce leur est une puantise, 221.

puanteur: rempli de toute corruption et puanteur, 294.

Q.

quainmanderie: car il lui fait mal de n'avoir trouvé bourse ouverte pour le nourrir en sa quainmanderie, 317.

R.

rebecquer (se), sich auflehnen, auch jetzt noch im ähnlichen Sinne familiär: plusieurs ne se peuvent tenir de se rebecquer contre Dieu, 238.

reboucher: ils dardent d'autres flèches, mais elles sont rebouchées et ne blessent point, 105; vgl. les empereurs ayant à reboucher la pointe des Allemands qui affligeaient journellement les Gaules, s'habituèrent à Paris de fois à autre, Pasquier, Lettr. X, 11.

rechigner: je sais bien que la chair rechigne, 238.

réclamer, für wiederholt anrufen: ceux qui auront réclamé son nom, 264.

récordation, jetzt ungebräuchlich: il a eu recordation qu'ils sont chair, 90; vgl. les susdits hauts faits d'armes et autres matières de récordation, Monstrelet.

récorder, jetzt nur beschränkter Gebrauch: recordons cette leçon, 275.

rédarguer, jetzt ziemlich veraltet: car la vérité de l'Ecriture rédargue leur vanité, 48.

regimber: ils regimbent contre lui comme des chevaux trop grassement nourris, 255; devons-nous regimber contre l'éperon, 257.

reliquat, jetzt eigentlich nur in der Finanzsprache: qui a toujours quelque reliquat de péché en soi, 298; et y a encore du reliquat de mort, 306.

rembarrer = repousser vigoureusement: je ne m'amuserai pas à rembarrer les mensonges, 315; vgl. vous alliez lors rembarrer le Lorrain, Lafontaine.

remembrance, jetzt ganz veraltet: le monde le forge toujours de fausses remembrances de Dieu, 265; nous n'entendons point que ce soit une simple figure ou remembrance, 347.

remparer: il n'y a à grand' peine ville en toute l'Europe qui n'en soit remparée, 175, wo es wohl heißen soll: vollgestopft.

rétorquer: comme si on ne pouvait rétorquer cela même contre eux, 88.

rogaton (rogatum): se complaignant d'aucuns porteurs de rogatons, 135; vgl. il avait reçu sur ce sujet mille rogatons qui ne valaient rien, Mad. de Sévigné; und vous savez comme j'aime à ramasser des rogatons (nouvelles) pour vous divertir, Ebd.

rogne, bildlich: sa rogne lui cuit toujours, 318.

rondeur: de l'adorer lui seul en rondeur et simplicité, 212; qu'il n'y ait que vérité et rondeur, 257.

ruffien (auch rufian bei Fail) für rufien: affronteur et ruffien notoire, 317.

ruminer: il médite et rumine là-dessus, 265.

S.

sapience, nur noch auf sprüchwörtliche und biblische Beziehungen beschränkt: et n'ajoutons rien ou ne mêlons rien du nôtre avec sa sapience, 31.

saupiquet, figürlich gebraucht: qui sert de saupiquet pour donner goût au reste, 324.

semblance, jetzt ganz ungebräuchlich für ressemblance (vgl. auch sembler für ressembler bei Pasquier und Fail): de le former à son image et semblance, 36; transformés en sa semblance comme dit saint Paul, 262; il a fait l'homme à son image et semblance, 296.

senestre: qui seront à la senestre, 76.

sensualité: il n'entend pas que l'âme bataille contre la chair, ou la raison contre la sensualité, 35.

similitude, jetzt nur in der rhetorischen Sprache: doivent avoir quelque similitude avec la chose spirituelle, 200; une belle similitude dont use le même prophète, 253; si les sacrements n'avaient quelque similitude avec les choses lesquelles ils signifient, 351.

simplesse (für simplicité), höchstens noch familiär: ils se fussent moqués de la simplesse de ces trois serviteurs de Dieu, 217; vgl. si ne faut-il point imaginer la simplesse si plombue qu'elle soit du tout sans sentiment, Montaigne II, 12; la moins dédaignable condition des gens me semble estre celle qui, par simplesse, tient le dernier rang, Montaigne II, 17. Nodier sagt über das Wort simplesse: mot charmant et nécessaire auquel nos meilleurs poètes du genre gracieux ont donné le droit de cité.

sivé = Aufheben, Geschrei (vom lat. sive): puisqu'ils font si grand sivé de ce mot de signes, 123.

somne für sommeil: elle se reveillera de son somne, 32.

soudre (vgl. resoudre): la question sera tantôt solue, 321.

sourdre = sortir, jaillir (surgere), (vgl. Pasquier): de là sourdent tant de schismes, 30.

soutènement, jetzt nur in der Bau- und Gerichtssprache für soutien, appui: cette âme baille agitation et soutènement à la pésanteur du corps, 65.

stylé, im jetzt ganz ungebräuchlichen Sinne: qu'ils soient stylés tant qu'ils voudront à renverser ou obscurcir le droit, 229.

superabondant, ganz veraltet: et encore, de superabondant, la peau de saint Barthélemy, 168; elle n'a gagné de superabondant qu'une tête, 175.

superfluité: c'est une superfluité, 206; sans superfluité ni pompe, 228.

sustenter und substanter: pour nous sustenter donc en cette vie, 182; tout ainsi que l'homme est sustenté et entretenu selon le corps en mangeant du pain, 200.

T.

tempêter, als Reflexivum jetzt nicht mehr gebräuchlich: pourquoi te troubles-tu et te tempêtes devant moi, 250.

terrien (vgl. Pasquier und Fail): l'habitation terrienne, 57; toutes affections terriennes, 249.

testifier, ungebräuchlich für témoigner: comme lui-même le testifie, 173.

testonner, im Sinne von peigner les cheveux allenfalls noch gebräuchlich: même ils ont voulu faire accroire à la sainte Vierge qu'elle était fort curieuse à se parer et testonner, car ils montrent deux de ses peignes, 161; vgl. bei Lafontaine (I, 17):

Ces deux veuves en badinant
L'allaient quelquefois testonnant,
C'est-à-dire ajustant sa tête.

Ce fait estoit habillé, pîgné, testonné, accaustré et parfumé, Rabelais; un empereur mourut de l'égratigneure d'un peigne en se testonnant, Montaigne.

théologastre: ces beaux théologastres, 46.

touche, etwa für pierre de touche: car la persécution est une vraie touche par laquelle Dieu découvre quels sont les siens, 243.

transmuer: pour être transmué en or, 155.

transpercer: cela transperce le coeur, 329.

U.

usurper, ohne schlechte Bedeutung, gewissermaßen für employer: laquelle figure est tant de fois usurpée en l'Ecriture, 73.

V.

vautrer, figürlich gebraucht: est-ce le moyen d'entrer au royaume céleste de Dieu de nous vautrer au bordeau de Satan, 219.

véniel, noch jetzt theologischer Ausdruck: qu'on estimât tel acte quasi un péché veniel, 217.

vergogne, veraltet: aura encore quelle vergogne de s'abandonner à tous venants, 223; vgl. vergogner und vergogneux bei Montaigne.

vérisimilitude = vraisemblance (vgl. Fail): s'il y a quelque vérisimilitude, 116; nulle apparence de vérisimilitude, 196.

vertu, für Kraft (z. B. virtus herbarum): en laquelle réside la vertu de penser et entendre, 39.

vessie, in folgenden zwei sprüchwörtlichen Phrasen: en leur faisant

accroire que vessies de beliers sont lanternes, comme dit le proverbe, 141; und cuide persuader que vessies sont nuées, 322.

vitupérer und das Substantivum le vitupère, beide veraltet für blâmer und blâme: aucunes fois il vitupère tout, 299 und le vitupère et opprobre des hommes, 247. Schon zur Zeit von Ménage war das Wort alt, siehe seine Bemerkung zu einer Stelle von Malherbe: M. de Vaugelas n'admet le mot que dans la raillerie et dans le style bas. Il est fort vieux et presque décrépit; mais cependant il peut quelquefois trouver place dans le style sublime et dans le sérieux et particulièrement lorsqu'il est relevé, comme en cet endroit, par quelque épithète. Indessen findet sich das Substantivum noch im Dict. de l'Acad. in der Ausgabe von 1762.

Bernburg. **G. J. Günther.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Shakespeare's Dramen für weitere Kreise bearbeitet von E. W. Sievers. Leipzig, W. Engelmann. 1851—52.

„Das Unternehmen, die Grundidee jedes Shakespeareschen Drama's näher zu bestimmen, kann immer nur ein Versuch sein wollen. Jedes folgende Zeitalter wird eine größere Fülle der Beziehungen auf den Mittelpunkt des Ganzen entdecken, weil eben jedes Kunstwerk zugleich den ganzen Reichthum des Lebens in sich trägt." So spricht sich Ulrici in seiner Kritik der Shakespeareschen Dramen S. 344 über seinen eigenen kritischen Versuch aus, indem er die erschöpfende Behandlung der einzelnen Stücke mit der Bemerkung abweis't, daß jedes Stück ein eignes Buch erfordert haben würde.

Nachdem nun so viele Bücher über Shakespeare geschrieben sind, welche viele nicht erschöpfende Versuche enthalten, so könnte man es wohl gerechtfertigt finden, daß einmal ein jedes einzelne Stück ein eignes Buch in Anspruch nimmt. Die Dramen Shakespeare's würden dazu eben so berechtigt sein als die Geliebten Göthe's. So hat denn schon Rötscher sich nicht gescheut, längere Reproduktionen von Romeo und Julie und dem Kaufmann von Venedig zu geben. Andere wie Gervinus haben mit bloßen Versuchen zu erschöpfen geglaubt, Vehse hat nicht einmal den Versuch gemacht, seine gelegentlichen Gedanken in einer nur einigermaßen lesbaren Form von sich zu geben.

Die auf der Hegelschen Schule beruhende Kunstanschauung, wie sie Vischer am vernünftigsten und geschmackvollsten auf Shakespeare angewandt hat, mußte nach dem Werke von Gervinus, da sie die relativ „größte Fülle der Beziehungen auf den Mittelpunkt des Ganzen" hat, noch einmal ihre Stimme erheben. Sie hat es gethan in den sehr ausführlichen Monographien von Sievers und „die Fülle der Beziehungen" nicht bloß auf den Mittelpunkt jedes Stückes, sondern auf den Mittelpunkt des Lebens und der Geschichte, ist darin zur vollen Geltung gelangt.

Früher begnügte man sich, die Schönheit eines Kunstwerks von Seiten der Technik zu würdigen. So verächtlich jetzt zum Theil von der philosophischen Schule auf dergleichen Kritiken herabgesehen wird, so gern man sie mit den Namen „subjective Kritik, Räsonnement" abweis't, so werthvoll erscheint dieselbe in einer Zeit, wo vor Allem der Künstler lernen, nicht bloß der Denker sich glücklich fühlen will. Daher kommt es, daß in der Lessingschen Dramaturgie, in einigen Bänden von Coleridge für den Laien und Künstler noch immer mehr Nahrung zu finden ist, als in sämmtlichen Werken der philosophischen Schule.

Denn diese setzt ihren Triumph zunächst darin, den allgemeinen Gedanken des Kunstwerks so allgemein und umfassend wie möglich auszusprechen, nach diesem Alles zu bemessen und zu beziehen. Je allgemeiner dieser Gedanke ausgesprochen, je mehr er, mit andern Worten aus der sinnlichen Vorstellung der Kunst in die kältere Region des Begriffs emporgezogen ist, desto herrlicher erscheint den Kunstphilosophen ihre Arbeit, desto tiefer wird das Kunstwerk, desto energischer die Bewunderung. Zum Beispiel: Galt früher bei Göthe, dem räsonnirenden Kritiker, der Hamlet als die Darstellung eines Gemüthes, in welches eine über seine Kräfte hinausgehende Aufgabe vom Geschick gelegt war, so heißt es bei Hegel, daß nicht bloß die Schwäche seines Temperaments, sondern Hamlet's schöne Gewissenhaftigkeit ihn nicht zum Handeln kommen lasse. Rötscher und Andre mit ihm gehen einen Schritt weiter. Es ist, heißt es, die Natur der Reflexion, daß sie nicht handeln

kann, die ewige Natur der Reflexion ist dargestellt. Deutschland ist solche Natur, Hamlet ist Deutschland, ist das Symbol einer ganzen Richtung der Menschheit. Sievers, damit noch nicht zufrieden, geht einen Schritt weiter: Hamlet, sagt er, ist der Kampf der Freiheit und Nothwendigkeit und zwar, nicht bloß in der Person Hamlet's, sondern auch im Könige u. s. w. dargestellt.

Dies ist der Weg, auf welchem man auch sagen kann: Lear, Othello, Romeo, ist der Kampf der Freiheit und Nothwendigkeit. In der Kunst zuerst offenbart sich so eine Art von petitio principii, welche in aller Philosophie liegt. Die Aesthetik kehrt in Sievers zu ihrem Anfang zurück, darin liegt seine große Bedeutung. Das Ende der ganzen philosophischen Kunstbetrachtung ist mit aller Anstrengung von ihm an den einzelnen Dramen bewiesen. Anstatt einfach zu schauen, daß Freiheit und Nothwendigkeit zwei Formen sind, unter denen uns das Walten der Geschichte erscheint, daß folglich wenn die Kunst Darstellung des Lebens ist, jedes Kunstwerk auch die Darstellung von jenen beiden Formen bietet, hält Sievers es für einen Hauptgewinn seiner Abhandlung, daß der Grundgedanke des Hamlet als der der Freiheit und Nothwendigkeit, und des Kampfs beider Mächte bestimmt sei. Allerdings lag ein solches Verfahren nahe. Das Individuelle, die Situation war schon von Göthe übersehen. Weil seine Zeit im Temperament und Lavaterscher Physiognomik schwärmte, ward der große Fund gepriesen, daß Hamlet's Temperament ihn tragisch mache. Als nachher die Reflexion aufkam und die Einbildung, daß Deutschland wegen tiefen Denkens — o Jammer! — nicht zum Handeln kommen könne, da erschien Hamlet als die Darstellung der Natur aller Reflexion. Hegel in seinem feinen Taktsinn erkannte wohl, daß die Situation von Göthe übersehen sei; daß der Geist ein Teufel sein könne, dieses Bedenken des religiösen Hamlet ward Hegel ein nothwendiger Zug; wie der große Meister denn überhaupt sich wohl hütete, unbedingt überall seine Abstraktionen an Kunstwerke heranzubringen.

Indem Sievers nun, vielleicht wieder durch die Richtung der Zeit, wie frühere Erklärer, in die Strömung des politischen Begriffs getrieben, auf den Kampf der Freiheit und Nothwendigkeit als das letzte Resultat seiner Forschungen über Hamlet hinauskommt, ist er zu dem Anfang philosophischer Lebensauffassung zurückgekommen, welcher kein andrer ist, als daß die ewigen Pole, zwischen welchen das Leben ringt, Geist und Natur, Freiheit und Nothwendigkeit, Wille und Geschick, Temperament und Moralgesetz, oder wie man diesen Gegensatz bestimmen will, aus ihrem Kampf die Geschichte des Einzelnen, wie der Völker erzeugen.

Daß bei einer solchen Ausdehnung des allgemeinen Gedankencentrums, wie sie Sievers mit Shakespeare's Dramen vornimmt, die Beziehungen viel reicher ausfallen, als bei einer geringern Ausdehnung desselben, versteht sich von selbst. Denn die Wege von den einzelnen Charakteren zum Mittelpunkte sind viel weiter und das Verfahren gewinnt an Umständlichkeit nur zu sehr. Des Beweisens ist kein Ende, des Gegenbeweisens würde auch kein Ende sein. In Sachen der Kunstkritik entscheidet zuletzt außer einigen einmal feststehenden Gesetzen, welche sich nach der Natur des menschlichen Genusses und seines moralischen Bedürfnisses richten und die schon von Aristoteles her unumstößlich sind, in letzter Instanz das Gefühl der Gebildeten und der gesunde Menschenverstand. An diese müssen wir appelliren.

Damit wir uns auf den Inhalt der einzelnen Monographien ungestört einlassen können, wollen wir vorher über die Form dreierlei sagen. Einmal ist die Hegelsche Terminologie nicht ganz vermieden. Ein Lieblingsausdruck des Verfassers ist: „sich mit sich zusammenschließen." Wir geben zu, daß Worte wie Subject und Object nicht zu vermeiden sind, obwohl sie nicht viel besagen, allein für weitere Kreise müssen sie selbst auf Kosten dessen, was sie besagen, vermieden werden. Der zweite Tadel erstreckt sich auf den Mangel an Frische. Endlich ist eine gekünstelte Frische nicht überall vermieden.

Gekünstelte Frische möchten wir z. B. der Schilderung des ersten Akts von Hamlet Schuld geben. S. 18. „Es ist Nacht, blaß schimmert der Mond, feurig leuchten die Sterne, ein dünner durchsichtiger Duft liegt über der Landschaft. Alles verkündigt den nordischen Himmel." Dann paßt in diese landschaftliche Schilderung vielleicht nicht ganz die geographische Bemerkung, die sich in folgender

Stelle findet: „Oede Stille herrscht, nur unterbrochen durch das Wogen des nahen Meeres, das Dänemark und Schweden trennt.

1. Hamlet.

Hamlet ist von Sievers in Herrig's Archiv 4. Jahrg. VI. ꝛc. und in Rötschers Jahrbüchern besprochen worden. Die Hauptresultate dieser Aufsätze sind in der Monographie enthalten. Wir heben nur Einiges hervor, worin sich Sievers von den andern Auslegern unterscheidet. Daß der Verfasser den Grundgedanken selbst nicht als dem Hamlet eigenthümlich ansieht, spricht sein Wort in seinem Lear S. 145 klar aus, indem er sagt: „als Tragödie, wissen wir, hat es (das Drama Lear) den Kampf des Einzelnen mit der Welt, den Kampf der Freiheit und Nothwendigkeit vor unsre Anschauung herzustellen.“ Wir lassen deshalb dies Gebiet unberührt und halten es durch unsre obigen Worte für erledigt.

Der Verfasser führte schon in Rötscher's Jahrbüchern als Hauptmotiv zu Hamlet's Leiden und Handlungslosigkeit den Inhalt der Enthüllung des Geistes an. Die Gewißheit, in der Pestluft solcher Verbrechen zu athmen, läßt ihn die Welt zerschlagen und damit ist der Nerv der Handlung gelähmt. Dies ist gewiß richtiger, als die bisherige Ansicht, daß das Temperament, die Schwäche Hamlet's, ja selbst die Natur der Reflexion der Handlung widerstehe. Es ist doch wahrlich keine Kleinigkeit und fähig den Stärksten zu zerschmettern, wenn ich erfahre, daß mein Vater ermordet, durch meinen Ohm ermordet sei und dies vom Geiste des Vaters selbst unter allen Zeichen der treusten Wahrheit mir bestätigt wird. Es ist, um aus allen Fugen zu gehen für jeden sittlich nicht Verwahrlosten, wenn man seine Mutter zwei Monat nach dem Tode des besten Gemahls zu einer Ehe mit dessen häßlichem, schuftigem Bruder schreiten sieht. Hamlet selbst spricht durchaus nicht von einer besondern Schwächlichkeit seines Temperamentes vor der Enthüllung des Geistes: denn daß er sich dem Herkules sehr unähnlich nennt, bezieht sich auf sein Aeußeres, das besonders jugendlich kindlich, weich gedacht werden muß. Daraus folgt aber keineswegs, daß wenn er auch ein Herkules an Körper gewesen, er nicht auch in die alleräußerste Rathlosigkeit versetzt wäre, wenn er jene schrecklichen Dinge erfahren hätte. Diejenigen Schauspieler — und fast alle begehen diesen Fehler, die Hamlet als kraftlosen Phlegmatiker darstellen, haben nicht eine Ader von Hamlet. Daß Hamlet später seine Trägheit schilt, seinen Taubenmuth, rührt nicht aus wirklicher Schwäche her, ebenso wenig, wie die Schonung, welche er gegen den König ausübt. Es ist dies vielmehr der natürliche Ausdruck der Elasticität, der Kindlichkeit seines Gemüths. Sich selber anzuklagen, gegenüber der ungestraften Schurkerei, ist wohl edler, als sich selber zu entschuldigen mit der allgemeinen Schlechtigkeit der Welt. Diese Selbstanklagen sind auch in der Scene zwischen Hamlet und Ophelia Folge einmal der kindlichen Religiosität und andrerseits der Weltzerstörung, welche Hamlet überall wahrnimmt. Den König nicht zu tödten, weil der Vorsatz der Vergeltung nicht befriedigt wird durch diesen Mord, weil die Rache „nicht vollgenügend weit“ genug ist, wird Hamlet's immer beweglicher Gedanke in einem Augenblicke vorziehn, im andern wird er aus demselben Grunde der Beweglichkeit und blitzartigen Flüchtigkeit seines außer sich gebrachten Gefühls einen Stoß durch die Tapete thun und wenn er den König damit umbkächte. Das Geistesleben geräth durch den gemeinen moralischen Stoß in quecksilberschnelle Bewegungen, während es sich in Ruhe mit dem vollen Gewicht „höchst königlich“ bewährt, ganz Handlung, bewußtes, besonnenes Handeln ist. Hineingesteckt in den unabsehbaren Schmutz vom Greueln, innerlich vom Gefühl und der Sehnsucht nach Reinheit aufgefordert mit dem Schmutz sich einlassen zu müssen, dabei von Ekel und Grausen gefoltert zu sein, das ist ein Loos, in dem das Geistesleben sich in den wunderlich rührendsten Zuckungen verzehrt, bald sich nicht rein, bald nicht unrein genug ist, bald sich zu feig, bald zu rasch sich vorkommt, boshaft, raffinirt, witzig moralisch, frivol, thatkräftig, unthätig ist, ein Meer fluthender Empfindungen, sämmtlicher Aeußerungen, deren der Mensch fähig ist.

In einer kleinen Brochüre, die nicht im Buchhandel erschienen ist, an evening-hour with Shakespeare (einer in Weimar gehaltenen Vorlesung) wird der

Hamlet auf die Lebensumstände des Dichters bezogen und zwar mit mehr Anstand und Geschick, als dies von unserm trefflichen Gervinus bei Gelegenheit von Shakespeare's Ehe geschehen ist. Der Verfasser sagt, daß zu einer Zeit, wo Sydney, „whose life was poetry put in action“, ein Drake, ein Raleigh die Welt der Handlungen bevölkerten, der zu der bunten Jacke des Schauspielers verdammte Dichter die Fessel lasten fühlte, welche ihn an den harten Felsen der Sorge, des Erwerbes geschmiedet hielt. Ein so gefangnes Geistesleben, das von den Mitteln des Publikums durch öffentliche Schaustellungen sein Dasein fristete, habe den thatenverlangenden Genius niedergedrückt und aus dieser Krankheit sei die Perle Hamlet entstanden. Hierfür spricht nicht wenig die Aeußerung Hamlets über die Würde des Schauspielers. Auch Coleridge giebt zu, daß Hamlet wie kein andres Drama den Dichter selbst gebe. Diese Auffassung verdient hervorgezogen zu werden, weil sie den Gedanken einschließt, daß Hamlet wohl so ist, wie Horatio und Fortinbras ihm zum Schlusse nachsagen: „da bricht ein edles Herz“, oder wäre er hinaufgelangt, er hätte sich „höchst königlich“ bewährt. Hamlet war demnach durch die Situation zum Reflektiren und Räsonniren gezwungen. Nichts ist daher lächerlicher, als wenn der in seinen Kritiken überhaupt unglückliche Börne vor lauter Witz die Moralität Hamlet's angreift, seine Tüchtigkeit bezweifelt und bespöttelt. Der geistige Mensch, der das Gesetz schöner Menschlichkeit durch Bildung gewonnen hat, den idealen Menschen im Leben darzustellen bestrebt ist, kann nicht tiefer gedemüthigt, nicht mehr geschändet, nicht sicherer zerstört werden, als wenn er in ganz gemeine moralische Conflicte gesteckt, in seiner Lebensbahn nicht das allerdürftigste Feld für die Uebung seiner Kräfte findet. Es scheint, als wäre bei jenen, welche Hamlet auf grobe Weise für sein Handeln oder nicht Handeln verantwortlich machen, nicht Phantasie genug vorhanden, um sich die wirklichen Scheußlichkeiten, von denen er umgeben ist, die erschütternde Art, wie sie ihm offenbart werden, in jedem Augenblicke vorzustellen. Sie glauben weder an den Geist, noch vermögen sie, die Königin, den König für das zu halten, was sie sind. Sie befinden sich im Falle des Polonius, der seiner Einfalt wegen gegenüber so schrecklichen Geheimnissen von Hamlet ganz nothwendig als Einfaltspinsel behandelt werden muß.

Wir müssen zum Lobe von Sievers sagen, daß er von dieser Seite her Hamlet ganz gerecht gewesen ist. Aber er hat sich auf so edle Weise mit seinem Helden identificirt, daß er mit diesem ganz ungerecht gegen Ophelia ist. Auch über sie gilt uns das Wort des Dichters als vollste Erklärung. Laertes sagt an ihrem Grabe: „und ihrer unbefleckten Hülle entsprießen Veilchen“. Das Banale de mortuis nil nisi bene war nicht Shakespeare's Weise. Im Gegentheil Gerechtigkeit ist seine große Versöhnung. Wir glauben Laertes auf's Wort. Sie ist ja ebenso unglücklich wie Hamlet, eine feine, echt weibliche Natur, die dem Zuge des Herzens folgend durch die moralischen Rathschläge, die ihr ganz unverdient von allen Seiten, als schneidender Vorwurf vom Vater, als grobes Mißtrauen gegen ihr ganzes Geschlecht von ihrem Geliebten kommen, in ihrem innersten, edelsten Sein zerstört wird. In so fern steht sie im herrlichsten Ebenmaße zu Hamlet, ja, sie ist seine weibliche Ergänzung. Sievers stellt sie als seiner nicht würdig, als sinnlich schlaffe und ungeistige Natur dar. Wir glauben dem Verfasser nicht zu viel zu thun, wenn wir behaupten, daß er zu scharf das Einzelne in's Auge faßt, ohne das Ganze im Auge zu behalten. Als Probe dieses zu vielen Auslegens wollen wir nur anführen, daß Sievers meint, Horatio füge mit den Worten, „der Morgen angethan mit Purpur betritt den Thau des hohen Hügels dort“ ein grauenvolles Zeichen den andern hinzu, welche er von Cäsar's Fall aufzählte. Wir glauben vielmehr, daß der erlösende Morgen nicht schöner nach der grausen Nacht bezeichnet werden konnte, als mit dem erquickenden „angethan mit Purpur.“ Dem Verfasser muß letztere Ansicht auch besser erschienen sein, denn S. 78, I. Akt Sc. 5 sagt er von diesem Tage: „Das ist das Ende jenes Tages, der so rosig anbrach.

Ein Zuvielsehen bedingt nothwendig ein zu wenig Sehen und Falschsehen. So soll S. 52 der König vor Laertes „im Staube kriechen.“ Dem Laertes soll in stolzer Ueberhebung sein Vaterland zu eng geworden sein, während L. gerade, was Sievers nicht sieht, die Mode von Shakespeare's Zeit mitmacht, indem er seine Jugend in Frankreich

hinbringt. Da soll Ophelia's Schweigen, das reines Gewissen und Verwirrung über die Beschuldigung unschuldiger Dinge sein mag, eine Aeußerung ihres schlechten Gewissens sein. Auf S. 56 soll die Gereiztheit von Ophelia's Antwort zeigen, daß sie sich getroffen fühlt", während sie in der That nichts sagt, als: Dies hat jeder mit sich selber auszumachen. So ist es wohl zu viel, wenn Sievers den alten Polonius als das personificirte Knechtsbewußtsein analysirt. So gefährlich sind die Lebensregeln nicht, welche der Alte dem Sohne giebt. Gleichgewicht, weiß er, ist ein leidlicher Halt im Leben und wer nicht vom Ideal getragen wird, der wird ein Menge einzelner Grundsätze, wenn sie zu beiden Seiten unter die Arme greifen, gar wohl über Wasser erhalten. Polonius hat bei aller Beschränktheit doch immer etwas Harmloses, oft Komisches und ist bei aller Portraitähnlichkeit ein Original, das uns schon durch die ungemein saubre, genreartige Ausführung amüsirt. Sievers hängt ihn, nachdem ihn Shakespeare bloß ausgelacht hat.

So nimmt der Verfasser es auch zu ernsthaft, daß Hamlet „beten gehen will". Hamlet ist so außer sich, daß er verschweigt und enthüllt, sein Geist durchfliegt die ganze Windrose der Empfindungen vom jubelnden Lachen des Mitwissens bis zum Weinen über sein Geschick und das seines Vaters. In dieser Erregung sagt er auch unter Anderm abweisend, entfliehend, sein furchtbares Geheimniß mit sich nehmend: „ich für mein armes Theil — seht Ihr — will beten gehn." Das ist Stimmungswort, nicht Entschluß. Vgl. S. 100.

In der Erklärung des Wortsinns können wir nicht immer mit Sievers übereinstimmen. S. 104 heißt nach dem Verfasser die Stelle: „Denn Ihr selbst Herr, würdet so alt werden, wie ich, wenn Ihr wie ein Krebs rückwärts gehen könntet" so viel als: „wie sollte mir auch einfallen, die Wahrheit zu sagen? da müßte ich ja rückwärts gehen, wie ein Krebs, um meine Jugend und mit ihr den Glauben an die Welt und an die Wahrheit wiederzugewinnen." Uns scheint der Sinn einfach: „Ihr seid so ein Alter, wie der Satiriker sie schildert und das ist doch höchst anzüglich von dem schuftigen Satiriker, das Alter gerade so zu schildern." Er weidet sich an der Einfalt des Alten und geht solche krumme Wege mit seinen Antworten, damit er ihn recht irre führe. So will Hamlet auch den Polonius schwerlich kränken, wenn er ihn einen „Fischhändler" nennt. Er verdutzt den Alten mit diesem Worte, das am allerwenigsten auf ihn paßt. Sein Uebergang zu der „Ehrlichkeit der Fischhändler" ist Einfall, Witz.

Gewiß ist auch S. 114 kein Grund vorhanden (vgl. Delius Shakespearelexicon S. 187) weshalb das pious chanson für Weihnachtslied genommen und damit die Jungfernschaft Ophelia's in Verbindung gebracht werden kann.

In Bezug auf die Schauspieler und die Rede des Pyrrhus geht der Verfasser gewiß fehl. Das Lob, welches Hamlet der Rede zollt, soll Ironie sein, die Rede selbst nennt Sievers ein Zerrbild vom Morde des Vaters, fratzenhaft, langgedehnt. Mit dem übertyrannisirenden Bühnenhelden soll der König Claudius gemeint sein. Polonius soll der Narr sein, der mehr sagt, als in seiner Rolle steht. Es mag nun Geschmackssache sein, aber wir halten die Rede vom Pyrrhus für ein Meisterstück im archaistischen Styl.

In der Aufzählung dieser einzelnen Versehen müssen wir einhalten. Unsre Kritik ist gegen die ganze Betrachtungsweise gerichtet.

Wenn Sievers gleich zu Anfang den historischen Hintergrund erklärt, die religiösen und politischen Linien zieht, welche das eigentliche Stück einschließen, so sehen wir ihn in der Region dieses Heldendunkels viel zu bestimmte Linien ziehn. Wir wollen als unsere Ansicht gegenüber solcher Behandlungsweise geltend machen, daß der Dichter jener Zeit gewisse typische Weltformen so zusammenstellte, wie sie sich der Fabel, welche er behandelte, assimilirten. Dies ist die fantastische Seite Shakespeare's. Wer hier nicht mitfantasiren kann, der ist verloren. So ist auch im Hamlet nicht mehr und weniger mährchenhaft umgesprungen, als im Wintermährchen oder Sommernachtstraum, wo Theseus und Oberon, Apollo's Orakel und Julio Romano sich friedlich beisammenfinden. Diese Seite muß man wie die Romantiker behandeln. Sie verdienen ihren Namen hier in allen Ehren.

Was nun das Einzelne betrifft, die Charaktere, die Worterklärung, so ist es

besser, Manches nicht verstehen, als Alles verstehen zu wollen. Was an einer Scene als Vorbild scharfer Interpretation aufgestellt, belehrend und anregend sein kann, wird, wenn ein ganzes Drama gleichsam interpretatorisch durchkomponirt wird, zumal in nicht wissenschaftlicher, sondern scheinbar populärer Form, langweilig und ist, wenn der Schulzwang dazu kommen sollte, ganz dazu gemacht, den letzten Rest von ursprünglich poetischem Sinn in der deutschen Jugend dahin zu verjagen wo das Uebrige ist, nämlich in die bestäubten, mit Citaten und Noten ersäuften Lateiner und Griechen.

Wenn eine Autorität, wie Gervinus, dem größern Publikum, das im Ganzen jetzt wie immer, entsetzlich denkfaul und schaulustig ist, seinen durch allerhand nicht zu vermeidende persönliche Destillation verkümmerten Shakespeare in vier Bänden statt des wirklichen bietet, so ist das ein großer Schade. Aber nun ertrage man den Jammer und mache nicht das Uebel ärger, indem man, um zu heilen und zu verbessern, jene vier Bände mit acht neuen Bänden widerlegt.

Wir ziehen die Form von Aufsätzen, welche einen schwierigen Punkt wissenschaftlich erläutern, dem Verfahren ex ungue bei weitem vor, schon weil es in Dingen der Kunst klüger ist, anzudeuten und ahnen zu lassen, als erschöpfen zu wollen, was doch unerschöpflich bleibt. Will man ein ganzes Drama nach vielen Seiten hin durcharbeiten, so fasse man es wenigstens auf die mannichfachste Weise an, gliedre, gruppire, bald analysirend, bald synthetisch, suche vor allem einen Eindruck zu erreichen, welchen das Kunstwerk so überwiegend macht, suche zu spannen, zu unterhalten und verliere nie aus dem Auge, daß eine ächte Kunsterklärung die Phantasie beflügeln, den Verstand schärfen, kurz die Fähigkeit erwecken muß, die Zeugung des dichterischen Genie's empfangen zu können.

In dieser Richtung sind die Urtheile von Coleridge und Schlegel, die Art wie Göthe den Hamlet behandelt (abgesehen von den Willkürlichkeiten, die Meister damit vornimmt) der Macbeth von Hiecke, der leider zu wenig bekannte „Sommernachtstraum“ von Heyse, der Macbeth in Stahr's Theaterschau musterhaft. Und so ist denn auch selbst, was Sievers in dem Herrig'schen Archive 4r. Jahrg. VI. über Hamlet geschrieben, weit anziehender, als seine Monographie. Um dem Verfasser gerecht werden zu können, müssen wir ihn auf dieses Feld hin noch einmal in Bezug auf Hamlet folgen. Wir wollen uns mit dem Monologe: „Sein oder nicht sein“ beschäftigen.

Sievers demonstrirt in einem Artikel des genannten Journals folgendermaßen. Tiecks Ansicht ist falsch. Hamlet will den König nicht ermorden. Die Uebersetzung von Conscience durch Gewissen ist falsch, Bewußtsein ist das rechte Wort. Das Drama steht auf christlichem Boden, an Blutrache ist bei Hamlet nicht zu denken. Hamlet denkt daran, selbst die Rednerbühne zu besteigen. Sievers erinnert an den Monolog nach der Begegnung mit den Schauspielern, ferner an die Möglichkeit der Ausführung eines solchen Plans, wie Laertes bestätigt. Besonders spricht der innere Zustand des Reiches, welcher in der Unterredung mit Güldenst. und Rosenk. gemalt wird, ebenso die Angst der Majestäten vor Ophelia's Einfluß auf das Volk, die Rede der Todtengräber, ferner der Monolog Hamlet's, als er Fortinbras nach Polen marschiren sieht, kurz Vieles spricht dafür, daß dem Hamlet solch ein Plan wohl nahe liegen mochte.

Daß sich nach solcher Auffassung die Erklärung des Monologs ganz neu gestaltet, ist klar. Wir wollen zugeben, daß Sievers Recht hat, wenn er das Gebot des Geistes nicht als Mordauftrag, den allgemeinen Entschluß Hamlet's nicht als Vorsatz, den Oheim zu ermorden faßt. Aber damit ist nun auch genug geschehen. Zu sagen, daß Hamlet damit umgehe, das Volk auf öffentlichem Markt aufzurufen, ist zu viel gesagt. Das Volk mochte unzufrieden sein, es mochte über den Tod des Polonius von Laertes aufgeregt zur Empörung schreiten. Hamlet aber will weiter nichts, als was er in jedem Augenblicke uns mittheilt und vor uns thut. Sein eigner Wille schon ist ihm dunkel. Er weiß nicht, was er thun soll. Er schreibt den Namen des Oheims auf seine Schreibtafel, er ruft: so sei es! ohne recht zu wissen, wie es sein soll. Es scheint ihm dienlich, ein wunderliches Wesen anzulegen, der Anblick der Schauspieler bringt ihn auf den Gedanken, die volle tageshelle Gewißheit sich durch eine Darstellung von dem Könige zu verschaffen. Dazwischen

kommt ihm der Gedanke an den Selbstmord, welchen er als gegen Gottes Gebot verstoßend im ersten Monolog von sich abwies und den er in dem Monolog to be or not to be zum zweiten Mal abweist mit der Reflexion, daß auch vielleicht nach dem Tode keine Ruhe zu finden sei. Dieses Wissen und Gewissen, dem er so eben mit der Reflexion nachschlich, dessen er sich bewußt wird, erscheint ihm dann als das eigentliche Hinderniß der Handlungen voll Nachdruck und Bedeutung, durch diese Rücksicht, nämlich auf die innere Stimme, den Gedanken, werden Handlungen aus der Bahn gelenkt, sie verwandeln sich und verlieren den Namen Handlung. Diese Verwandlung der That unter den Händen der Reflexion tritt oft bei Hamlet hervor, wiewohl sie keineswegs sein Wesen ist. Wenn Hamlet den König tödten will, als dieser betet, verwandelt sich die Handlung, die wohl Nachdruck hätte, durch die Unterscheidung der Racheарten, durch Reflexion über den Nachdruck oder die Nachdruckslosigkeit der Rache. Als Hamlet gleich darauf den Polonius umbringt, muß die Handlung — man gestatte den Ausdruck — hinter der Tapete stehn, um überhaupt von Hamlet vollbracht werden zu können, freilich auch ohne irgendwelchen Nachdruck und welche Bedeutung für die eigentliche Aufgabe des Helden zu haben, allein voll Bedeutung für das tragische Gewebe des Ganzen. Die Reflexion vor dem betenden Könige entspringt nicht aus versteckter Schwäche, sondern die That unterbleibt, weil Hamlet's Spitzfindigkeit sogleich unterscheidet. Der geniale und ideale Mensch wird auf dem Gebiete der Moral spitzfindig. Und welche Stärke wäre es auch, den König hinterrücks zu ermorden. Hamlet identificirt sich mit einem höheren Richter, diese Gerechtigkeit scheut den Mord, sie bleibt im Widerspruch stecken, sobald sie reflektirt, sie nimmt auch im Staatsleben endlich aus Noth das Beil in die Hand, aber der Zorn des Gerechten, wie die Schrift so schön diesen Widerspruch ausdrückt, überholt die Besonnenheit. Der Zorn des Gerechten giebt mit Hamlet's Hand dem Könige im letzten Akt den Gnadenstoß. Wir möchten deshalb, weil die Reflexion im Hamlet überall zugleich gedanklich und gemüthlich ist, nicht so unbedingt die Uebersetzung von conscience durch Bewußtsein billigen. Conscience ist im Englischen sowohl Gewissen als Bewußtsein, es ist unübersetzbar. Wie sehr muß man an solcher Stelle sich bescheiden und der kühnen Behauptung den Rücken wenden, als hätten die Deutschen den Britten besser verstanden, wie die Britten. Die Sprache ist ebenso sehr Dichter als der Dichter selbst. Man kann nicht sorgfältig genug mit ihr umgehn.

So ist es noch immer gäng und gäbe, den Anfang des Monologs to be or not to be vom Selbstmorde zu verstehn. Es wäre dann etwa gleichbedeutend mit: sich umbringen oder nicht, und man nimmt dann das spätere to die als Erklärung zu not to be. Vielmehr scheint uns die Sache so zu liegen. Aus dem Chaos, in welches Hamlet's Gedanken durch sein Geschick geworfen sind, ringt sich als erste Gestaltung die Frage los: Sein oder nicht sein. Dies ist ganz allgemein vom Existiren als solchem zu verstehn. Nun rückt die Frage weiter

> whether 'tis nobler in the mind to suffer
> the slings and arrows of outrageous fortune
> or to take arms against a sea of troubles
> and by opposing, end them?

Auch hier ist keineswegs Sterben oder Tödten gemeint. Hamlet verbirgt nichts, er fühlt nur, was er sagt. Er reflektirt kein Gemachtes, schon Fertiges, er schafft fortwährend Gedanken. Das ist die That, die ihm als idealen Menschen allein übrig bleibt von der Gewißheit des Mordes. Nach diesen sehr unbestimmten Fragen ob leiden? ob handeln? ob leiden die Pfeile des schmählichen Geschicks oder ob Waffen ergreifen gegen einen See von Plagen und durch Widerstand sie enden? nach dieser Alternative tritt sein Gedanke in ein neues Gebiet, er entflieht dieser Alternative mit dem Begriff Sterben! denn dies ist absolute Ruhe, die Lösung des verworrenen Lebensknotens.

Wir wollen mit dieser Auffassung, wonach das not to be eine Erklärung in dem to suffer, das to be eine Ausführung in by opposing end them fände,

uns nur verwahren gegen die Ansicht, als hätten Hamlet's Worte immer einen so bestimmten fertigen Sinn, wie von Sievers ihnen häufig verliehen wird. Für die Darstellung gewinnt der Monolog außerordentlich an Fortschritt; der erlösende Seufzer, mit dem der Darsteller in das to die aus der bittern Alternative überzugehen hat, erklärt diesen Fortschritt, dessen Peripetie dann weiter hin in dem: „vielleicht auch träumen" liegt.

Will man endlich durchaus eine Art Formel für den Hamlet finden, die nie etwas mehr, als ein Motto sein kann, so könnte man etwa über den Hamlet setzen: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr; oder: der ideale Mensch geht zu Grunde, wenn er strafen soll. Für den Gedanken giebt es keine Vergeltung. Die moralische Welt, die aus den Fugen ist, wird durch Rache nicht eingerenkt. Denn daß die Rache des Pyrrhus, die Rache des Laertes, die politische Uebereinkunft des Fortinbras, wodurch sich dieser etwas nüchterne und realistische Held über die Rache seines Vaters hinwegsetzt, nicht ohne Absicht vom Dichter neben der Aufgabe des Hamlet gestellt ist, wird Jeder zugeben. Und hiermit wollen wir von Hamlet Abschied nehmen. Um Sievers erschöpfend und in allen Punkten zu widerlegen, würden diese Blätter nicht ausreichen. Man konnte nur das Wichtigste herausheben, zumal die Behandlung des Lear und Cäsar am besten beweist, wie der Verfasser selbst schon über seine Auffassung des Hamlet im Ganzen und Einzelnen hinaus ist.

Wir wenden uns zu

König Lear.

Die Einleitung zu dieser Bearbeitung giebt eine für alle Dramen Shakespeare's brauchbare Entwickelung der Begriffe: historisches oder objectives und Leidenschafts- oder subjectives Drama. Das historische Drama, beginnt Sievers mit besonderm Hinweis auf seinen Julius Cäsar, zeigt uns den Einzelnen nur als Glied des Ganzen, als Mitarbeiter an dem Werke der Menschheit, die von Stufe zu Stufe zu immer reinerer und vollerer Darstellung des in ihr wirkenden göttlichen Geistes hinstrebt und dazu den Einzelnen bedarf. Hier also liegt der Nachdruck auf der Menschheit und dem objectiven Geiste, dessen Trägerin sie ist und der zwar als objectiver sich selbst stets gleich ist, der aber auf jeder Stufe reicher und tiefer zur Erscheinung kommt, indem sein Inhalt immer durchsichtiger hervortritt. Die Schicksale des Einzelnen als Subjectes also, das mit dem Anspruch auf ihn gemäße, innere Befriedigung auftritt, verschwinden in dem historischen Drama vor dem Eindruck der zum Durchbruch gekommenen neuen Zeit, deren Geburtswehen unser Interesse fesselten. Aber auch der Einzelne hat Werth; denn er ist als geistiges Wesen innerlich unendlich und daher eine Welt für sich, in der das Walten des göttlichen Geistes nicht weniger zur Erscheinung kommt, als in der äußern Welt. Auch dieser Welt also bemächtigt sich die Kunst, die nun im engern Sinne als Tragödie auftritt und das Ringen der Einzelnen nach Befriedigung darstellt, das Seelenleben, wie es sich auf den verschiedenen Entwickelungsstufen der Menschheit in den Einzelnen gestaltet." Eine eben so treffende Formel für das Wesen der Tragödie giebt der Verfasser weiterhin, indem er sagt: „jede einzelne Tragödie ist gleichsam eine an das Schicksal, an die allgemeinen Mächte, die die Welt und auch das Individuum tragen, gestellte Frage nach dem Werth und der Bedeutung des Individuums." Wir möchten noch hinzusetzen: „zugleich eine Frage nach dem Werthe des Weltzustandes, mit welchem das Individuum in Conflict geräth. Natürlich schließt diese Anschauung von der Tragödie nicht andere aus. Besonders neu und erschöpfend beweist sie sich aber in der weiteren Entwickelung, in welcher der Verfasser den verschiedenen Standpunkt des Helden, das höhere oder minder hohe Bewußtsein seiner Freiheit, die Stufe der Naivetät und des besondern Selbstbewußtseins als maßgebend für die Auffassung des ganzen dramatischen Organismus nimmt. Hiemit ist für Romeo und Julie, das den Jugendjahren des Dichters angehört, wie für die spätere Hamlet, Lear eine Brücke gefunden zu der Persönlichkeit des Dichters selbst, die so reich war, daß alle Stufen des naiven und bewußten Strebens nach Befriedigung, alle Verherrlichungen

menschlicher Freiheit gleich mächtig und klar vor seiner Seele standen. Diese Unterscheidung des Standpunkts, die freilich beim unbefangenen Leser mitwirkt, ohne daß man es weiß, bietet natürlich jedesmal eine neue Fülle von Beziehungen, indem sie einen neuen Mittelpunkt aufstellt. Und von dieser Seite ist die Arbeit des Verfassers nicht genug anzuerkennen.

So ist die Umwandlung Lear's im ersten Act noch niemals so treffend motivirt worden. Sievers hebt hier namentlich hervor, daß Lear die jüngste Tochter mit der Fülle seiner Liebe zu überraschen denkt. Aus Liebe hat er deshalb seinen Vorsatz verschwiegen. Er steht thatsächlich unter der Herrschaft der Liebe, aber um sich den Schein der Freiheit zu bewahren, spricht er nicht als Vater zu den Töchtern, sondern als Fürst. „Er giebt nicht, weil es ihm Bedürfniß ist zu geben, sondern weil er geben will." Der Verfasser hebt vortrefflich (S. 20) hervor, daß Lear der Töchter Liebe als schuldigen Tribut für sich in Anspruch nehme. Daß er sie doch für die Liebe belohnen wolle, sei ein Ausfluß der Ueberhebung, seiner Gnade. Er fordert Liebe, aber er will sie nicht zu bedürfen scheinen.

Gewiß kommt die Erklärung von Sievers, die wir soeben skizzirt haben, dem Dichter sehr nahe — allein ein wenig möchten wir die Ansicht des Verfassers mit seiner eignen Ausdrucksweise modificiren. Lear zieht Cordelia vor, er sagt es selbst. Ihr hat er ein reicheres Drittel zugedacht, als ihren Schwestern, weil er voraussetzte, daß, wie er eine Vorliebe für sie ausspricht, sie ihre Schwestern an Hingebung selbst in der Aeußerung des Worts weit überbieten wird. In Cordelia's Betragen mußte dies früherhin klar hervorgetreten sein, da sie der Vater wirklich liebte und die Schwestern nur Liebe heuchelten. Die Willkür, welche Lear in seiner Liebe zeigt und die wir Vorliebe nennen — etwas, wogegen keineswegs im menschlichen Herzen so leicht anzukämpfen ist — will der König auch als solche angenommen und erwiedert sehen. Die wahre Liebe, wie Cordelia sie hegt, ist auch nicht an sich gezwungen, Vorliebe zurückzuweisen, aber Vorliebe, welche die Würde wahrer Liebe, Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit auf's Spiel setzt und erniedrigt, trifft auf Widerstand bei dem geliebten Gegenstande, sobald dieser die einzige Bürgschaft und Stütze der Liebe, die Wahrheit, in Gefahr sieht. Liegt in der Vorliebe eine Aeußerung der Freiheit, die sich gerade bei begabten Menschen findet, so erweckt dieselbe in Cordelia eine noch bewußtere Aeußerung der Freiheit, indem sie jene scheinbare Freiheit zur Knechtschaft und Willkür, zur Vernichtung der Wahrheit schreiten sieht.

Was der Verfasser über das Schweigen der Cordelia sagt, ist fein und tief empfunden. Auch der Fehler des Zuvielsehens ist fast überall vermieden. Zuviel sieht der Verfasser S. 91, wo er die Religion Lear's untersucht und findet, daß er und alle Uebrigen wenig Religion haben, daß die religiöse Basis seines Reichs der Sabäismus, der Natur- und Sterndienst, entstellt durch fremde Elemente, gewesen sei. Lear schwört nämlich bei der Sonne heiligem Strahlenkreis, bei Hecates Verderben 2c. und bei Jupiter und Apoll. Wir glauben vielmehr, daß Shakespeare auch hier, wie beim Hamlet mit dieser Mischung den Typus einer grauen, von der bestimmten Geschichte ganz unabhängigen Urzeit geben wollte. Der Narr giebt in dem bekannten Anachronismus von Merlin den Beleg zu der gänzlichen Willkürlichkeit, die sich der phantastische Dichter hierin erlaubte. S. 50 entwickelt der Verfasser den zweiten Theil der tragischen Formel, welchen wir seinem ersten in der Einleitung hinzufügten, er faßt für die Charaktere von Edmund, Goneril, Regan den Weltzustand und seinen Werth in's Auge. Sehr klar und bündig geht er von dem Satze aus: „die Welt trägt stets mit an der Schuld der Einzelnen, die sie umschließt". „Die Welt, in der Edmund steht, hat ihn geächtet, hat ihn der Schande und Armuth preisgegeben. Es war das Grundprincip der Welt, in der er steht, das ihm die Habsucht in die Brust gelegt und durch sie alles menschlische Gefühl in ihm erstickt hat. Denn dieses Grundprincip ist selbst kein anderes, als der Egoismus, der die Menschen auf sich selbst verweist, das Band, das jeden Einzelnen an das Ganze knüpft, zerreißt und ihn in Gegensatz zu allen Andern stellt. Muß doch der Einzelne damit beginnen, der Welt nur erst die äußere Existenz, die Möglichkeit, sein Leben zu erhalten, abzuringen.

Wie dürfen wir uns wundern, wenn (neben der Liebe, als Rettung aus diesem Ringen) diese Welt die Selbstsucht großzieht, von der die Habsucht ja nur eine Form ist". Grade nach dieser Richtung hin mußte der Gedankengehalt des Drama's bestimmt werden, denn in der allgemeinen Verurtheilung der sittlichen Welt als selbstsüchtiger trifft nachher des Königs Reue und Klage mit den Handlungen zusammen, welche von der selbstsüchtigen Welt auf sein Haupt fallen. Nach dieser Strömung zieht Alles in dieser Tragödie, die deshalb zu gleicher Zeit die allgemeinen socialen Uebelstände, die brennendsten Fragen aller Zeiten, die Frage nach dem Besitze berührt und von Grund aus eine sociale ist. Der Abschnitt von S. 93—103 ist von da aus neu und vortrefflich durchgearbeitet, wenn auch im Einzelnen manches nicht ganz scharf ausgeprägt ist. So möchten wir S. 79, als Lear seine Regan im Gedanken an die Schändlichkeit der Goneril übertrieben erhebt („dein zartgestimmtes Herz" u. s. w.) nicht bloß Glauben an ihre Liebe und, wie Sievers sagt, den Gemüthsmenschen erkennen, vielmehr liegt in jenen Worten das Bild, welches Regan ihm erfüllen muß, wenn er ihr nicht, wie der Goneril, fluchen soll. Er stellt auch sogleich als drohende Aussicht diesen Fluch neben sein Lob. Er warnt, er ermahnt und zweifelt schon im Lobe. Im vierten Act sieht der Verfasser zu viel, wenn er vermuthet, daß jene „ziere Dame" ,die Lear mit so strafenden Farben schildert, des Königs Gattin sein möge. Dazu nöthigt uns nichts. Vielmehr ist Lear von der Endlichkeit des Menschen im Allgemeinen so tief durchdrungen, er ist, wie der Verfasser selbst S. 123 sagt, „vermöge seines weltumfassenden Gemüths der Repräsentant der Menschheit und kostet in seinem eignen Leiden das der Menschheit durch. Den Gesammteindruck der Tragödie spricht Sievers dahin aus, daß der Kampf Lear's, der die Versöhnung mit der Welt als solcher zum Ziele hatte, ihm fehlgeschlagen sei, weil er sie als unsittlich erkannt und sich kraft seiner Anschauung vom Menschen bei dem Elend und dem Drucke unter denen die Masse der Menschen zu erliegen droht und in der That erliegt, nicht zu beruhigen vermochte." Wenn dies auch zu allgemein ausgedrückt ist, indem bei Lear wie bei Hamlet ihr persönliches Geschick wesentlich mitwirkte, daß sie die Welt zerschlugen und sich damit der Dichter immer als unverantwortlich für dieses Zerschlagen hinstellt, so gestehen wir doch dem Verfasser soviel zu, daß aus allen sittlichen Gestalten im Lear uns die trübe Weisung entgegentönt: „nur außerhalb der Welt liegt die Versöhnung, der ideale Mensch, dessen geistiges Sein selbst auf dem Fundamente der göttlichen Natur des Menschen ruht, muß der Welt den Rücken kehren, wenn er nicht zerschmettert sein will, oder muß, wie Cordelia, lieber für die Wahrheit Märtyrer werden, bis die Wahrheit und die Liebe die Verhältnisse der Welt gestalten."

Auf J. Cäsar, Romeo und Julie wollen wir aus verschiedenen Gründen nicht näher eingehn. Einmal, weil das Drama Julius Cäsar vom Verfasser seinem historischen Grundgedanken nach überall gleichmäßig gründlich und natürlich behandelt ist, so daß hier dem Kritiker nur anzuerkennen übrig bleibt und weil die Widerlegung der Bearbeitung von Romeo und Julie ein ganzes Buch erfordern würde, um nicht absprechend zu erscheinen.

Es ist nicht zu leugnen, daß für Julius Cäsar dem Verfasser die Anschauung in die Hände arbeitete, welche sich durch die Philosophie der Geschichte über den Durchbruch der Republik zum römischen Imperatorenthum festgestellt hat: daß es hier überhaupt weniger auf die Situation, als auf die Darstellung eines schon in der Sphäre der Wirklichkeit tragisch geordneten Zeitbildes ankam. So war denn die Aufgabe viel leichter. Ja, der allgemeine Grundgedanke, wenn wir ihn auszusprechen Bedürfniß fühlen, ist hier in der That von einem gewissen Werth, in sofern er darthut, daß der Dichter im Geist der Geschichte arbeitete. Sievers hat es denn auch mit großem Geschick durchgeführt, wie überall die Persönlichkeit als solche das Staatsprincip des starren Römerthums durchbricht, daß Brutus, nachdem er durch Cäsar's Mord dieses Princip nicht hat wieder beleben können, an seiner persönlichen Liebe zu Julius Cäsar innerlich verdirbt. Die Bearbeitung von Romeo und Julie leidet indeß an einem Ueberspannen und Verrücken der ganzen Grundsphäre, in welcher das Stück spielt.

Sievers sieht im ganzen Mittelalter einen Lichtcultus, in der mittelalterlichen Liebe die menschliche Verwirklichung desselben. So wie das Licht in der Natur die Vermählung von Geist und Materie sei, so sei die Liebe das geistige Licht; die Vermählung von Mann und Weib lichte das Dunkel, in welchem die Welt dem einzelnen Menschen erscheinen mußte. Dies gehört nicht in's Germanenthum. Die Menschheit hatte vielleicht noch die asiatische und ägyptische Weltanschauung im Leibe, aber so in Blut umgesetzt, daß man im Mittelalter das Licht nur als Bild für alles Freudige und Liebe brauchte, keineswegs als ausgesprochenen Gipfel alles Glaubens und Fühlens anerkannte.

So ist denn wohl auch in der Architektur des Mittelalters nicht die Perspective die Hauptsache — denn die Alten hatten ja auch Perspective, nur nicht nach der Höhe hin, sondern nach der Länge. Wenn man ja von Perspectiven anderswo als in der Malerei reden darf, so reichen die gothischen Dome mit ihrer Perspective vor Allem in die Unendlichkeit. Himmel und Jenseits versuchten sie darzustellen, nicht etwa das Licht als solches. Die Dreieinigkeit, welche ein bloßes Ergebniß der Vergöttlichung Christi ist, ein Symbol der Aufhebung aller Zahlenunterschiede im Weltgeist, will Sievers als eine Ausstrahlung des Lichtcentrums fassen.

Im Einzelnen soll zum Beispiel Romeo S. 25 das Licht vermeiden aus ganz besondern Lichtgründen, während es noch heut zu Tage und immer natürlich ist, daß, wer einsam und traurig sein will, sich auf jede Weise abschließt. Ist auch eben Manches in der Bearbeitung unvergleichlich (namentlich die Auffassung der Julie), so verleidet die gewaltsame Beziehung auf das Licht uns die feinen Bemerkungen über Charakteristik, die hie und da uns überraschen. Mit der Fülle von Scharfsinn und Talent, die der Verfasser auch in seinen Fehlern bekundet, müßte er, unserer Ansicht nach, sehr Bedeutendes leisten, wenn er das nonum prematur in annum sich zu Herzen nähme. Denn, wenn irgendwo, so gilt in Beziehung auf Kunstwerke und ihre Betrachtung das Wort Göthe's:

Oft wenn es erst durch Jahre durchgedrungen,
Erscheint es in vollendeter Gestalt.

Der Verfasser hat die beste Gelegenheit, diesen Ausspruch in seinem letzten Theil an einer Arbeit über Othello zu bethätigen. Hierzu hat er im Herrig's Archiv u. a. a. O. vortreffliche Vorstudien geliefert und wir möchten seine vereinzelt ausgesprochenen Gedanken wohl in einer andern Methode als Ganzes zusammengestellt sehen. **Palleske.**

Englands Geschichtschreiber von der frühesten bis auf unsere Zeit. Von Friedr. W. Ebeling. Mit einem Register aus zwei Beilagen. Berlin, Herbig. 1852.

Herr Ebeling hat sich, wie er uns in der Vorrede erzählt, schon seit 7 Jahren mit dem Plane getragen, eine „Geschichte der Gesammt-Literatur Englands“ herauszugeben. Weil er es indeß für unmöglich hält, das zu diesem Zwecke bereits angesammelte „riesige“ Material schon jetzt in angemessener Weise vollständig zu bearbeiten, will er sich vorläufig darauf beschränken, aus dem vorhandenen Stoffe einzelne Theile auszuscheiden, um sie in einer selbständigen, „in sich abgerundeten“ Form den Publikum vorzulegen. Die „Geschichtschreiber Englands“ bilden die erste dieser Mittheilungen und sind unseres Erachtens ein Werk, dem man einen gewissen Werth nicht absprechen darf, wiewohl der Verf. selbst seine Bedeutung in etwas überschätzt zu haben scheint. Ist auch zuzugeben, daß der vorliegenden Schrift „ihrem Zwecke und Inhalte nach keine gleiche zur Seite steht“, so zweifeln wir doch sehr an der Berechtigung, sie mit „großartigen Leistungen wie Lappenberg's Geschichte Englands und Huber's Geschichte der englischen Universitäten“ auch nur in eine entfernte Parallele zu stellen. Und wenn es leider nur zu wahr ist, daß dem unleugbaren „Bedürfnisse nach einer Geschichte der englischen Gesammt-Literatur bis auf den heutigen Tag noch nicht abgeholfen worden“, so liegt in diesem Umstande doch keineswegs Grund zur Hoffnung, daß man das in Rede

stehende „Opus" als „einen wesentlichen Beitrag" zu dieser Geschichte „hinnehmen werde". Vielmehr dürfte das Maß der Anerkennung, auf welche es mit Recht Anspruch machen kann, dadurch an richtigsten bestimmt werden, daß man es als eine nicht unbrauchbare Vorarbeit für die künftige Geschichte der englischen Historiographie bezeichnet.

Der Verf. gibt im Wesentlichen nichts als ein chronologisch, d. h. nach der Folge der Jahrhunderte geordnetes Register der engl. Geschichtschreiber und ihrer Werke. An die Namen der Schriftsteller knüpfen sich in der Regel einige kurze biographische Notizen, welche meist nur die Geburts- und Sterbejahre, hin und wieder auch die wichtigsten Lebensmomente hervorheben. An die Aufführung der einzelnen Schriften schließt sich fast durchgängig ein Verzeichniß der namhafteren Ausgaben, dem nicht selten ein Hinweis auf die eine oder andere (deutsche oder französische) Uebersetzung beigefügt wird. — Wir sind nicht in der Lage, um beurtheilen zu können, ob die Angaben des Verf. überall richtig sind, wollen indeß gerne glauben, daß die Verdienste, die er sich in dieser Beziehung mehrfach vindizirt, nicht unbegründet sind, wenn auch „die erschreckende Menge von Ungleichheiten, Entstellungen, Verkehrtheiten, gewissenlosen Willkürlichkeiten und Absurditäten, die sich beinahe überall finden, wo bisher von Deutschen über einzelne Theile der engl. Literatur geschrieben worden", einer Hyperbel sehr ähnlich sieht. Wir beschränken uns daher auf ein paar allgemeine Bemerkungen, die lediglich den Plan des Werkes und dessen Ausführung im Ganzen betreffen.

Es ist, scheint uns, nicht zweifelhaft, daß Herr Ebeling vollkommen Recht hat, wenn er bemerkt, daß die von ihm befolgte „chronologische Anordnung vor der alphabetischen mannigfache Vorzüge biete". Eine andere Frage aber ist, ob der Nutzen, den seine Arbeit gewähren kann, nicht wesentlich erhöht worden wäre, wenn er die in ihr aufgeführten Schriftsteller nach dem Inhalte ihrer Werke gruppirt hätte. Wir meinen, eine Uebersicht der Historiker, welche die Hauptabschnitte und die verschiedenen Richtungen des geschichtlichen Lebens zur Grundlage nähme, also etwa die Werke über Universalgeschichte von denjenigen trennte, welche die Geschichte eines einzelnen Volkes, einer bestimmten Epoche behandeln und ferner die Bearbeitungen der politischen, Literatur-, Kirchen-Geschichte u. s. w. in besonderen Abschnitten zusammenstellte, würde, namentlich in Betreff der Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit des Gebrauchs, dem chronologischen wie dem alphabetischen Verzeichniß entschieden vorzuziehen sein. Freilich wäre eine Eintheilung dieser Art da nicht am Orte, wo eine eigentliche Geschichte des in Rede stehenden Zweiges der Literatur beabsichtigt wird. Und der Verfasser scheint, wie schon angedeutet wurde, zu glauben, daß er in seiner Schrift eine solche Geschichte, wenn auch nur in nuce, wirklich geliefert habe. Es ist das aber nach unserem Dafürhalten eine arge Täuschung; zu einer geschichtlichen Entwickelung der engl. Historiographie fehlt der vorliegenden Arbeit nicht mehr wie Alles.

Zwar hat der Verf. den biographischen und bibliographischen Notizen, die wir vorhin als den wesentlichen Inhalt seines Werkes bezeichneten, wenigstens bei den namhafteren Historikern einige Bemerkungen hinzugefügt, durch welche Werth und Charakter ihrer Leistungen näher bestimmt werden soll. Diese Urtheile sind indeß, wenn sie auch hin und wieder nicht grade unrichtig sein mögen, durchgängig viel zu allgemein gehalten und in der Regel gar zu wenig begründet, als daß sie zu der beabsichtigten Charakteristik irgendwie ausreichen sollten. Es dürfte sogar gestattet sein, die Mehrzahl derselben für ziemlich seicht und oberflächlich zu erklären. Auch finden sich unter ihnen manche, die im Grunde gar nicht das sind, wofür sie sich ausgeben. — Herr Ebeling liebt es, die Resultate seiner critischen Forschungen durch mancherlei mehr oder minder piquante Zugaben, die theilweise mit jenen in gar keinem Zusammenhange stehen, zu würzen, wobei indeß vielleicht auch die Absicht mitgewirkt hat, den Umfang seiner Schrift über das nothwendige Maß hinaus zu erweitern.

So wird gewiß Niemand erwarten, in einem Werke, das von den Geschichtschreibern Englands handelt, in der ersten Beilage (S. 145 — 173) ein Verzeichniß der Fragen zu finden, die „in den Jahren 1844 — 46 den Candidaten der

Theologie des Lancashire Independent-College bei der Prüfung vorgelegt worden sind" und hier sowohl im Original wie in einer deutschen Uebersetzung — der Verf. scheint überhaupt vorausgesetzt zu haben, daß die Leser seiner Schrift des Englischen unkundig sind, s. z. B. S. 71 — mitgetheilt werden. Nicht minder muß es überraschen, wenn der Verf., nachdem er den Historiker Southey in einer halben Zeile abgefertigt hat, den Dichter des Roderich durch mindestens 8 Seiten füllende Auszüge zu charakterisiren sucht (S. 131 — 38). Einem ähnlichen hors d'oeuvre begegnet man S. 121 — 28, wo Herr Ebeling, statt über die historischen Leistungen James Montgomery's Auskunft zu geben, eine Blumenlese aus seinen Dichtungen zusammenstellt. Von anderer Art ist die ganz unerwartete Mittheilung, welche uns S. 81 — 92 geboten wird. Wir erhalten hier zunächst eine summarische Inhaltsangabe der Geschichte Amerika's von Robertson, gegen die sich nichts würde einwenden lassen, wenn sie nicht so ganz vereinzelt dastände. Sodann aber findet es der Verf. seltsamer Weise „sowohl im Interesse seines Publicums wie im Besonderen des künftigen Geschichtschreibers Amerika's, die vorzüglichsten gedruckten Quellen und Hülfsmittel, die Robertson benutzte, namhaft zu machen". Uns will bedünken, daß die Leser der vorliegenden Schrift im Allgemeinen gar keine Veranlassung haben, an den Quellen grade dieses Werkes eines einzelnen Historikers ein besonderes Interesse zu nehmen. Was aber den Geschichtschreiber Amerika's angeht, so zweifeln wir nicht, daß derselbe, wenn er anders seiner Aufgabe gewachsen ist, die Kenntniß der Vorarbeiten aus ihnen selber schöpfen werde.

Wir wiederholen, was wir schon an einer früheren Stelle ausgesprochen haben: die vorliegende Schrift kann durchaus keinen Anspruch darauf machen, als „ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte" der engl Historiographie zu gelten. Fern davon, den innern Entwicklungsgang dieses Zweiges der Literatur irgendwie aufgedeckt zu haben, gibt sie selbst über die einzelnen Historiker und deren Werke nur unerhebliche, bedeutungslose Aufschlüsse. Man sieht daher nicht wohl ab, mit welchem Rechte der Verf. (§. VII.) erklärt, daß seine Arbeit zu „einem historischen Bücher-Cataloge im strictesten Gegensatze stehe". Uns scheint, daß sie von einem solchen gar nicht wesentlich verschieden ist. Bringt man die vorhin erwähnten ganz ungehörigen Zugaben, sowie die fast durchgängig werthlosen räsonnirenden Partien in Abzug, so bleibt eben nur das Verzeichniß der Schriftsteller und ihrer Werke als der eigentliche Kern des Buches übrig. Diesen Kern wollen wir keineswegs gering achten; er hat in unsern Augen einen weit höheren Werth wie die buntfarbige Schaale, in welche er vom Verf. eingehüllt worden ist. Ein mit Umsicht und Geschick angefertigter Catalog ist eine um so verdienstlichere Arbeit, da die zu ihrer Ausführung erforderliche Beharrlichkeit nur sehr selten angetroffen wird. Man hat allen Grund, dem Verf. eines solchen Werkes für die aufgewandte Mühe zu danken, besonders dann, wenn seine Angaben so zuverlässig und vollständig sind, wie das in der vorliegenden Schrift der Fall zu sein scheint.

Wir sagten schon, daß uns die Mittel fehlen, um die Richtigkeit der von Herrn Ebeling gegebenen Bestimmungen zu prüfen. Was aber die Vollständigkeit derselben betrifft, so konnten wir wenigstens für die neuere Zeit unsre eigenen Verzeichnisse zur Vergleichung heranziehen. Und da hat sich denn ergeben, daß in dieser Beziehung die vorliegende Arbeit allen billigen Anforderungen Genüge leistet. Wir haben zwar den einen oder andern Schriftsteller, wiewohl keinen der namhafteren, vermißt; auch sind bei Manchen nicht alle in Betracht kommende Werke aufgeführt worden, doch sind diese Lücken nicht so erheblich, daß sie der eben ausgesprochenen Anerkennung Eintrag thun könnten. Ueberdem ist eine absolute Vollständigkeit auf dem in Rede stehenden Gebiete kaum möglich. Wenn aber der Verf. sie von vornherein als etwas bezeichnet, was gar nicht in seiner Absicht gelegen habe, so können wir wenigstens in dem eigenthümlichen Charakter der Schrift selbst keinen zureichenden Grund für diese freiwillige Beschränkung auffinden.

Ebenso ungerechtfertigt erscheint uns die zeitliche Grenze, die sich Herr Ebeling gesteckt hat — er schließt sein Verzeichniß mit dem Jahre 1845 ab — ; denn wenn S. XII bemerkt wird: „die Historiographie kann zu ihrer völligen Würdigung das Ueberleben wenigstens einer Generation verlangen", so können wir zu-

nächst nicht zugeben, daß eine solche „Würdigung" hier in Frage stehe, würden aber auch, falls dem doch so wäre, in Abrede stellen, daß eine Ansicht, welche der Geschichte gegenüber vielleicht nicht ganz grundlos ist, auch in Bezug auf die Geschichtschreiber geltend gemacht werden dürfe. Uebrigens scheint der Verf. selbst sich später eines Andern besonnen zu haben; wir lesen wenigstens auf dem Umschlage unserer Schrift die Ankündigung eines „Supplementes", in welchem „Englands historische Literatur seit den letzten fünf Jahren" vorgeführt werden soll. Hoffentlich besitzt diese Fortsetzung der vorliegenden Arbeit alle Vorzüge derselben, ohne ihre Mängel zu theilen. Namentlich würde es sehr erwünscht sein, wenn der Verf. die Beurtheilung der angeführten Schriftwerke, die in der bisher beliebten Form nichts nützen, wohl aber in mehr als einer Rücksicht schaden kann, bei Seite lassen und an Stelle derselben ein gedrängtes, objectiv gehaltenes Resumé ihres wesentlichen Inhaltes geben wollte. **Brockerhoff.**

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen, herausgegeben von Dr. Theod. Aufrecht, Privat-Docenten an der Universität in Berlin und Dr. Adalb. Kuhn, Lehrer am Cöln. Gymnasium daselbst. I — IV. Heft. Berlin, 1851.

Der Zweck, den die obengenannte Zeitschrift befolgt, wird von den Herausgebern in folgenden Worten bestimmt: „Sie soll durch eine kritische Begründung der deutschen, griech. und latein. Sprache, zuallermeist aber des etymologischen Theiles derselben, deren ursprüngliche Gestalt wieder aufbauen, die Bedeutung der ausgebildeten Formen erforschen und hierdurch die Weise auffinden helfen, in welcher die Urvölker ihre Anschauungen in Raum und Zeit vermittelst der Sprache ausgedrückt haben. Diese Untersuchung soll entweder durch eine methodische Behandlung einer der drei Sprachen, unter steter Berücksichtigung ihrer Dialekte, oder eine besonnene Vergleichung derselben untereinander, wobei das Sanskrit zu Rathe zu ziehen unentbehrlich sein wird, angestellt werden". — Man muß unbedenklich zugeben, daß die so gefaßte Aufgabe vollkommen berechtigt und ihre Lösung, wenn sie anders mit einigem Erfolge angestrebt wird, ein eben so würdiges wie verdienstvolles Unternehmen ist. Die historische Sprachforschung, diese unentbehrliche, einzig zuverlässige Grundlage einer wahrhaft wissenschaftlichen Erkenntniß der Sprache, hat zwar in jüngster Zeit außerordentlich an Umfang und Bedeutung gewonnen. Dennoch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Anerkennung ihres Werthes und die thätige Theilnahme an ihrer Fortbildung noch keineswegs so verbreitet ist, wie es im Interesse sowohl der Wissenschaft selbst als in dem ihrer Anwendung für die Praxis des Unterichts zu wünschen wäre. Die Mehrzahl derer, welche an unseren höheren Lehranstalten den sprachlichen Unterricht zu ertheilen haben, sind mit dem in Rede stehenden Zweige der Sprachwissenschaft entweder gar nicht oder doch nur in sehr oberflächlicher Weise bekannt. Mindestens ist das Interesse, mit dem sie die Entwicklung desselben begleiten, nicht so rege und lebendig, daß es irgend welche reelle Frucht tragen könnte. Man würde ihnen indeß ohne Frage großes Unrecht thun, wollte man sie allein für diese Theilnahmlosigkeit verantwortlich machen. Sie ist wesentlich eine Folge des Umstandes, daß man ihnen bisher die Methode und die Ergebnisse der betreffenden Untersuchungen nicht in der Weise nahe gelegt hat, welche einzig und allein ihre Theilnahme hervorrufen und sichern kann. Wo die Berufsthätigkeit den weitaus größten Theil der Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, darf ein mühsames und zeitraubendes Studium umfassender Werke weder verlangt noch erwartet werden. Und dies waren bis dahin die einzigen Quellen, aus welchen die Kenntniß der historischen Sprachforschung und ihrer Resultate geschöpft werden konnte. Jede Wissenschaft, die noch in den ersten Stadien ihrer Entwicklung begriffen ist, hat einen mehr oder weniger esoterischen Charakter und die Zahl derer, welche sie anbauen, pflegt zu dem Umfange der Werke, in denen sie

behandelt wird, in umgekehrtem Verhältnisse zu stehen. Das sicherste Mittel, den Kreis ihrer werkthätigen Freunde zu erweitern, ist die Verengung der Darstellungen, welche sie zum Gegenstande haben. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß, wenn die Herausgeber der vorliegenden Zeitschrift zu ihrem Unternehmen theilweise durch die Absicht bestimmt worden sind, die Sprachvergleichung auch dem Lehrerstande zugängig zu machen, sie zu diesem Ziele den geeignetsten Weg eingeschlagen haben.

Ebenso gewiß ist, daß es zur schnelleren und sicheren Erreichung des gedachten Zweckes durchaus angemessen war, — die übrigen mehr sachlichen Motive wollen uns nicht recht einleuchten —, die Zahl der zu behandelnden Sprachen in der Eingangs erwähnten Weise zu beschränken. Weder die orientalischen, noch die übrigen, neben dem deutschen bestehenden europäischen Zweige des indogermanischen Sprachstammes sind geeignet, die Gesammtheit der Lehrer, welche nur in sehr seltenen Fällen durch ihren Beruf auf sie hingewiesen werden, für sich zu interessiren. Um so mehr ist dies bei den drei Sprachen der Fall, welche den Umkreis der Erörterungen, die in der vorliegenden Zeitschrift gegeben werden sollen, auszufüllen bestimmt sind. Die Herausgeber haben, als sie ihre Wahl trafen, wie es scheint ausschließlich die „Gymnasiallehrer" im Auge gehabt (s. den Prospectus). Wir glauben indeß, daß sie auch die Theilnahme derer, welche an Real- und andern höheren Schulen im sprachlichen Unterrichte thätig sind, mit allem Rechte in Aussicht hätten nehmen dürfen. Sehen wir auch davon ab, daß das Studium der neuern Sprachen, welches an den genannten Anstalten vorzugsweise gepflegt wird, sich selbstverständlich auch auf die deutsche zu erstrecken hat, so ist es ja doch heut zu Tage keine Frage mehr, daß, wer sich einer wissenschaftlichen Kenntniß des Französischen und Englischen rühmen will, mit den wichtigsten Elementen dieser Idiome, der deutschen und lateinischen Sprache vertraut sein muß. Man darf daher wohl erwarten, daß die Zeitschrift sich auch unter den Vertretern der modernen Philologie recht zahlreiche Freunde erwerben werde, namentlich wenn die Redaction dafür Sorge trägt, daß die angedeuteten Berührungspunkte in ihren Mittheilungen möglichst oft und deutlich hervortreten. Schon finden sich in den 4 ersten Heften, die hier zur Besprechung vorliegen, einzelne Aufsätze, deren Inhalt geeignet ist, die wünschenswerthe Vermittlung zu fördern. Dahin gehört vor Allem die Abhandlung von Pott: „Plattlateinisch und Romanisch" (S. 309 — 350), die zwar zunächst im Interesse der lateinischen Sprache geschrieben ist, aber, wie es die Natur des Gegenstandes und die stupende Gelehrsamkeit des Verf. mit sich bringt, eine Menge sprachlicher Erscheinungen aus dem Gebiete der romanischen, ins Besondere des (alt- und neu-) französ. Idioms behandelt. Andrerseits sind unter den deutschen Wörtern, deren etymologische Erklärung versucht wird, nicht wenige, die grade der angelsächs. Mundart angehören und deßhalb für den Freund und Bearbeiter der englischen Sprache ein unmittelbares Interesse haben. (s. z. B. Jac. Grimm: Ueber Sâgara, S. 209 fgg.). Vielleicht ist es den Herausgebern möglich, ohne daß sie darum ihren nächsten Zweck aus den Augen zu verlieren brauchen, in der hervorgehobenen Beziehung künftig noch etwas mehr zu thun, wie bis jetzt schon geschehen ist.

Im Allgemeinen aber muß unbedingt anerkannt werden, daß die bereits erschienenen Lieferungen der Zeitschrift allen Anforderungen, die dem Programm gemäß an sie gestellt werden können, im vollsten Maße Genüge leisten. Die Redaction darf es sich mit allem Grunde gestatten, „auf die Fülle des bis jetzt behandelten Stoffes aufmerksam zu machen" und ist ganz in ihrem Rechte, wenn sie meint, daß der vorliegende erste Halbband zeigen werde, wie sie „beflissen sei, ihren fest ausgesprochenen Plan beharrlich fortzuführen." Derselbe enthält eine Reihe von Aufsätzen, die sich im Ganzen ebenso sehr durch die Gediegenheit wie durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes auszeichnen. Wir haben eine nicht geringe Anzahl dieser Abhandlungen durchgelesen, aber keine angetroffen, der wir das Prädicat einer tüchtigen Arbeit versagen möchten. Es versteht sich von selbst, daß man den Gang der hier geführten Untersuchungen nicht überall billigen und ebensowenig die Ergebnisse der Darstellung durchgängig acceptiren kann. Man wird aber kaum

irgendwo Anlaß finden, den Beruf und die Fähigkeit der Männer, die uns hier die Resultate ihrer wissenschaftlichen Forschungen mittheilen, in Zweifel zu ziehen. Es steht ihnen sämmtlich eine genaue und umfassende Kenntniß des Gebietes, auf welchem sie thätig sind, zu Gebote und was die Hauptsache ist, alle zeigen sich beseelt von jenem Geiste umsichtiger und besonnener Prüfung, welcher allein für den wahren Fortschritt der Wissenschaft Bürgschaft gibt, indem er vor leerem Gerede und grundlosen Phantastereien sicherstellt. Wie man auch immer über den Inhalt der einzelnen Arbeiten urtheilen mag, man wird ihren Verfassern das Zeugniß nicht versagen können, daß sie bestrebt gewesen sind, ihren Gegenstand in ernster und würdiger Weise zu behandeln.

Uebrigens sind in den vorliegenden Aufsätzen die drei Sprachen, mit welchen sie sich ausschließlich beschäftigen, so ziemlich gleichmäßig berücksichtigt worden. Keine von ihnen ist bei der Vertheilung zu kurz gekommen, indem abgesehen von den nicht grade zahlreichen Abhandlungen, welche sie sämmtlich in den Kreis ihrer Darstellungen ziehen*), jede durch eine beinahe gleiche Anzahl von Arbeiten vertreten wird. — Anders stellt sich die Sache, wenn man das Verhältniß der mitgetheilten Untersuchungen zu den verschiedenen Elementen des sprachlichen Organismus ins Auge faßt. Das Programm der Zeitschrift schließt die Behandlung des Satzes natürlich aus. Wir finden daher auch nur einen einzigen kurzen Artikel, dessen Inhalt dem Bereiche der Syntax angehört („Ueber eine Construction des Imperativs im Althochdeutschen und Griechischen“ von Jac. Grimm) und auch dieser ist vermuthlich nur des berühmten Verfassers wegen aufgenommen worden. Die übrigen Aufsätze behandeln theils Erscheinungen, die in das Gebiet der Laut- und Formenlehre fallen, theils haben sie die lexikalische Erklärung und Feststellung der Wörter oder auch die etymologische Deutung und Ableitung derselben zu ihrem Inhalte. Es ist hier nicht der Ort, über diesen Inhalt genauer zu referiren oder ihn gar einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Wir beschränken uns darauf zum Schlusse unserer Anzeige ein Verzeichniß der Abhandlungen zu geben, welche sich mit der deutschen, die Leser dieser Zeitschrift zunächst interessirenden Sprache beschäftigen. Es sind dies die folgenden: a. Lautlehre: Der althochdeutsche Diphthong OA von Förstemann; b. Formlehre: Ueber eine althochd. Abkürzungsweise von J. Grimm; Die Zusammensetzung altdeutscher Personennamen von Förstemann; Germanisch und Slavisch von Schleicher; Ueber das Relativpronom im Altnordischen von Aufrecht; — c. Wortdeutung: Ueber deutsche Volksetymologie von Förstemann; agls mit seiner Sippe, agna, ahma mit seiner Sippe, aigan, anko, Dad — Stath — Id, ebirdring, fagrs und falûds fariguni etc. — hontz, rasta — resti — rimis, saihvan, scado, foildus, seggr, sigis — sigar, var, wein, bagkjan —; d. Lexikalisches: Deutsches und Slavisches aus der deutschen Mundart Schlesiens von Weinhold.

Die Literatur der Faustsage bis Ende des Jahres 1850, systematisch zusammengestellt von Franz Peter. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, 1851.

Ein recht verdienstliches Werkchen, das die Aufmerksamkeit eines Jeden, der an der Sage vom Faust ein lebendiges Interesse nimmt, auf sich zu ziehen verdient und ins Besondere dem künftigen Bearbeiter dieser echt deutschen Mythe ein treffliches Hilfsmittel darbietet. Die erste Auflage der Schrift erschien bereits im Jahre 1849, bei Gelegenheit des Goethefestes; doch hat sich der Verf. damals zu ihrer Veröffentlichung nur in Folge „mehrfacher freundlicher Aufforderungen“ entschließen können, da er sich der Mangelhaftigkeit der ihm zu jener Zeit zur Verfü-

*) Ihrer sind vier, nämlich: die Wurzel Kad von Kuhn; die Wurzel Gaf, Gamf von Kuhn; Numerische Lautverhältnisse von Förstemann; über das alte S von Kuhn.

gung stehenden Sammlungen recht wohl bewußt war. In der vorliegenden zweiten Ausgabe aber ist „eine absolute Vollständigkeit wenn nicht erreichte, so doch mit dem redlichsten Willen erstrebt worden." Der Verf. hat seiner Versicherung nach „alles Material, das ihm vorgekommen ist, gewissenhaft benutzt," und sich überdem der ergänzenden Unterstützung mehrerer kundigen Gelehrten zu erfreuen gehabt. Es ist ihm auf diese Weise möglich geworden, ein Verzeichniß anzufertigen, welches in 9 besondern Abschnitten, im Ganzen 330 Nummern enthält. Dasselbe beginnt mit den Werken, welche in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die ältesten bekannten Notizen über Faust darbieten, und schließt mit den ihn betreffenden Schriften, die im Laufe des Jahres 1850 ans Licht getreten sind. Bei jedem Werke wird der vollständige Titel, sowie Zeit und Ort seiner verschiedenen Ausgaben und etwaigen Uebersetzungen genau angegeben, hin und wieder auch die eine oder andere interessante Notiz über Inhalt und Form hinzugefügt. — Uebrigens beschränkt sich der Verf. keineswegs auf die Hervorhebung solcher Schriften, welche den Gegenstand selbständig und in größerem Umfange behandeln. Er hat nicht minder „die in Journalen und Taschenbüchern zerstreut stehenden Artikel," aufgenommen und zugleich die umfassenderen literargeschichtlichen Werke, in welchen auf die Sage oder die Dichtungen von Faust mehr gelegentlich aber doch genauer eingegangen wird, wenn auch vielleicht in einem zu beschränkten Maaße, berücksichtigt. Dagegen „ist von Werken der bildenden Kunst nur dasjenige angeführt worden, was zur Illustration des Goetheschen Faust dient." Einzelne Kupferstiche hat der Verf. ebenso wie die musikalischen Compositionen ganz ausgeschlossen und nur die Aufnahme von „Textbüchern und polemischen Schriften über einzelne Compositionen statthaft gefunden."

Der vorliegende Catalog zerfällt, wie schon oben bemerkt wurde, in 9 besondere Abtheilungen, deren Inhalt wir hier kurz angeben wollen. Die erste giebt „Einleitendes über die Faustsage und ihre Literatur" (72 Nummern), die zweite führt die verschiedenen Bearbeitungen des „Volksbuches von Doctor Faust" auf (— N. 99), die dritte enthält „die dem Doctor Faust zugeschriebene Literatur" (— N. 121), die vierte gibt die Schrift an, welche „Faust's Famulus Wagner" betreffen (— N. 132), die fünfte registrirt die „dramatischen Bearbeitungen der Faustsage von Goethe" (— N. 151), die sechste hat den „Goetheschen Faust" zum Gegenstande und führt zunächst die sämmtlichen Ausgaben dieses Werks, ferner seine Fort- und Uebersetzungen, dann die lange Reihe der zugehörigen „Erläuterungsschriften" auf (— N. 253); der siebente Abschnitt bringt „die dramatischen Bearbeitungen nach Goethe" (— N. 303), der achte die Dichtungen, in welchen „die Faustsage als Roman, Epos, Novelle" behandelt wird (— N. 316), der neunte endlich ein Verzeichniß von „Schriften, welche nur durch ihren Titel, nicht durch ihren Inhalt der Faustliteratur angehören," (— N. 324). Nachdem dann noch in einem Nachtrage sechs weitere Arbeiten, worunter zwei russische Uebersetzungen des Goetheschen Faust, namhaft gemacht worden, schließt das Ganze mit einem sehr erwünschten „Alphabetischen Namen-Register" der in der Schrift vorkommenden „Autoren, Uebersetzer und Künstler."

Wir sind mit der Faustliteratur nicht vertraut genug, um der Aufforderung des geehrten Verf., den etwaigen Mängeln seiner Arbeit durch Zusätze und Berichtigungen abzuhelfen, entsprechen zu können und schließen daher mit dem Wunsche, es möge dieselbe in recht viele Hände kommen und überall die freundliche und wohlwollende Aufnahme finden, welche der Verf. mit Recht für sie in Aussicht nimmt. Vielleicht trägt sie dazu bei, den hoffentlich nicht mehr so fern liegenden Zeitpunkt näher zu rücken, wo uns von kundiger Hand eine innere Entwicklungsgeschichte der Faustsage geboten werden wird. Faust hat unseres Erachtens für die neuere, mit der Reformation anhebende Epoche der deutschen Bildungsgeschichte eben dieselbe Bedeutung, welche Siegfried, der Held des Nibelungenliedes, für eine frühere Periode derselben in Anspruch nehmen darf. Der Eine wie der Andere ist ein treuer und scharfer Ausdruck des spezifisch deutschen Volksgeistes; in beiden ist das ihn beseelende Prinzip der freien, unendlichen Persönlichkeit in verschiedenen Formen ausgeprägt worden. Faust ist im Wesentlichen nichts als eine höhere Potenz des

Siegfried; was dieser für die Sphäre der sinnlichen Unmittelbarkeit, ist jener für die des denkenden Geistes; der tiefere Grund, die eigentliche Wurzel des deutschen Wesens, das Gemüth mit seinem unendlichen Inhalte und dem nimmer rastenden Schöpfungsdrange, ist beiden gemeinsam. Es scheint uns nicht zweifelhaft, daß eine Darstellung, welche die Sagen von Siegfried und Faust in allen ihren wechselnden Formen umfaßte und den ganzen Reichthum der sich an sie anknüpfenden Anschauungen und Gedanken aufnähme, den wesentlichen Gehalt der historischen Entwicklung des deutschen Geistes ziemlich vollständig zu Tage legen würde. Was speziell den Faust angeht, so dürfte die Epoche, als deren Symbol oder Personification er zu betrachten ist, gegenwärtig abgelaufen und grade deßhalb die Zeit gekommen sein, wo es ebenso möglich wie nothwendig ist, eine allseitige Erklärung und Würdigung dieser so inhaltreichen und bedeutungsvollen Erscheinung zu versuchen.

F. B.

Miscellen.

Ueber wirkliche und scheinbare Gallicismen bei deutschen Schriftstellern.

Wenn zu den Verben faire, laisser, entendre, ouir, voir und ähnlichen ein Accus. c. Inf. hinzutreten sollte, und der Infinitiv ein von ihm abhängiges Objekt hat, so wird bekanntlich das eigentliche Subjekt des Infinitivsatzes oder der Subjektsakkusativ der lateinischen Sprache in den Dativ, d. h. mit à gesetzt. So sagt Saint-Real, nachdem er Manches an Augustus getadelt hat: On peut ajouter ici les excessives superstitions qui lui faisoient ajouter foi à tous les présages les plus ridicules. Barthélemy schreibt von Homer (Introduction au voyage du jeune Anacharsis): J'ai vu blâmer les discours outrageans que le poëte fait tenir à ses héros. Vergl. J'ai ouï dire à feu ma mère, que mon oncle et moi naquîmes la même année; — voilà les choses que je leur ai vu prendre; pourquoi faire décider toutes les affaires locales à l'administration centrale? — Es ist auffallend, wie oft unsere Schriftsteller sich eine solche Construktion im Deutschen erlauben. So schreibt J. G. Forster (Briefwechsel Thl. 1. S. 350: Ist ein Gedanke, der mich bei so vieler Güte beunruhigt, so war es die Besorgniß, daß Sie aus zu viel Schonung mir nicht haben merken lassen, wenn ich Ihnen lästig geworden bin; Körner (Briefe Thl. 4. S. 312. Berlin 1847): Ich lebe jetzt bei vortrefflichen Leuten, die mir jeden Schmerz vergessen machen; Wieland 6, 111: Ihnen Mißtrauen sehen lassen; 7, 137: läßt ihr die Schatten sehen; Iffland (Bewußtsein Aufz. 3. Auftr. 1): Er hat mir keins sehen lassen. Ihnen? —; Uebersetzung von Shakspeare, Mannheim 1779 B. 11 Koriolan Aufz. 3. Auftr. 2: Wenn du ihnen diese Anschläge nicht hättest merken lassen; Miscellen von Fr. Bran — Jena 1850 H. 9. S. 467: so braucht ihr mir nur ein Wort darüber wissen zu lassen; Joh. von Müller Thl. 30. S. 125. Stuttg. u. Tüb. 1834): Einige führen zu ihren Gedanken den Leser an der Hand ruhig alle Vorzimmer durch, andere lassen ihm diese gar nicht sehen; S. 152: Wenn du von Sailerin Umstände weißt, so schreibe sie mir doch, und wenn Gelegenheit wäre, so laß ihm doch wissen, mit welchem Vergnügen ich seine Vernunftlehre, zumal das Kapitel vom Glauben gelesen und daß ich sie allenthalben empfehle; Zschokke*) Ausgew. Novellen und Dichtungen (8te Aufl. 1847. Thl. 2. S. 134): Als man ihm verspüren ließ, er sei fremd rc. —; 381: würde es ihr hart entgelten lassen; Prätzel (Erzählungen B. 1. Lpzg. 1832 S. 16): Den sich aufdringenden Gästen dies so ganz ohne allen Rückhalt merken zu lassen; 266; Sie ließen es ihm gar oft auf das empfindlichste fühlen, daß die Zeiten sich ändern; C. von Wachsmann (Erzählungen und Novellen 5tes Bdchn. Lpzg. Brockh. 1834 S. 132): Gieb dies Brieflein meiner Tochter und sage ihr, der Herr habe **uns Allen** den Wehrmuthsbecher trinken lassen; Lafontaine (die Wirkungen der selbstsüchtigen Grund-

---

*) Dieser Schriftsteller gebraucht „würdigen" mit dem Dativ und Akkusativ, was wir in Bezug auf eine kleine Abhandlung in dieser Zeitschrift hier nachtragen. S. 360 a. a. O. sagt er: Meinen Töchtern würdigte sie kaum einen Blick.

sätze bei Wolff-Encyklopädie): Susanne war unglücklich, und das war ihr größtes Leid, daß ihr Mann es ihr täglich merken ließ, wie sehr er bereue, daß er ihr seine Hand gegeben habe; Stiffter (Studien 1, 142): Sie bat mich, ihr ein Nachbild nehmen zu lassen; Schiller B. 11. S. 113: Sie wissen ihm die Kränkungen vergessen zu machen, die er zu Hause mit mir theilen muß; B. 10, 126: Thu mir den Gefallen*) meiner Schwester, der Frau von M. im Vorbeigehn wissen zu lassen, daß man sie hier im Gartensaal erwarte; Lessing 19, 241 (Berlin 1827): Lassen Sie ihm ja nicht merken, daß Sie von seinem Anschlage etwas wissen; 20, 281: Wenn er mir diesen zu stark merken läßt ꝛc.; 240: Laß Er es doch dem gnädigen Fräulein nicht entgelten; 199: Warum sollte ich meiner Gesundheit seine Grobheit entgelten lassen; 32, 144: Ich mußte es ihm nur merken lassen; (Lessings Fabeln 4te Aufl. Berlin 1819 S. 105): Dem Sohne habe wissen lassen; Nikolai bei Lessing 29, 263: Nur vertrauten Freunden ließ er diese Bitterkeit merken; Gellert (B. 1. Fabel 54: Der Maler): Ein kluger Maler in Athen . . . ließ einem Kenner einst den Mars im Bilde sehn; Rabener (3ter Theil Reutlingen 1777 — satirische Briefe S. 358):

*) Gerade nach solchen Ausdrücken ist, wie wir B. 10 H. 1 gezeigt haben, die Nebenordnung zweier Begriffe, von denen der zweite sollte untergeordnet sein, sehr gewöhnlich. S. Körner B. 4. 296: kommen und in Anspruch nehmen; Castelli (Die Waise aus Genf, Aufzg. 1, Auftr. 1: Seid so gut und öffnet mir das Gitter; Hoffmann bei Wolff (Encycl. Doge ꝛc. S. 131, 1: Erzeige mir den Gefallen **und** laß dich nie mehr vor meinem Angesicht sehen; Bran (Miscellen, Jena 1850 H. 9) S. 474: Seid so gut und kommt mit zum Essen; S. 179: Seid so gut und geleitet mich zu meinem Vater; Morgenblatt — Fr. Kugler — Incantada — J. 1849 S. 1022: Er mußte dem freundlichen Andringen nachgeben und sich zu einer längeren Rast in Salonichi entschließen; das. S. 1033: Stuart säumte nicht, von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen und die Gerüste an den Seiten des Denkmals aufschlagen zu lassen; Stiffter (Studien B. 2 S. 176): Da er unschlüssig zauderte, sagte Clarissa: Ritter, seid barmherzig und erzählet; Lessing 19, 190: Ihr werdet so gut sein und mir ihn lassen; S. 233: Du kannst ein Gleichniß vortrefflich ausführen. Willst du nicht so gut sein und es nunmehr auch appliciren; S. 275: Sie werden die Güte haben und es so verstehen; 12, 34: Erzeigen Sie mir den Gefallen und unterstützen meine Begierde; 29, 308: Seien Sie so gut und melden ihm; 31, 15: Seine fertige Feder sei so gütig und belehre mich; 22, 37: Sie müssen mir doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen und mich für keine von den feilen Buhlerinnen halten; 133: Wenn du mir die Liebe erzeigen und bei mir bleiben willst; 12, 34: Erzeigen Sie mir den Gefallen und unterstützen meine Begierde; 29, 159: Wenn Sie so gut sein und es ihm erlauben wollen; B. 20, 54: so billig sein und ꝛc.; ähnlich S. 103 und 266; Alexis (Das Haus Düsterweg Lpzg. Brockh. 1835 B. 1. S. 173): Auch kommen Winke, daß ich nur wenig zu thun brauche **und** mir stehe die höchste Carriere offen; Rellstab (Novellen, Lpzg. Brockh. 1844 Thl. 2 S. 280): Herr Förster, seid doch so gut und kommt einen Augenblick hier herein; 304: Thut mir die Liebe, geht zu ihr, tröstet sie; Gries (Schausp. von Calderon, 2te Ausg. B. 1. S. 60): Geh' hin und red' ihn an; 193: Ich bin höflich und nicht gerne mag ich Schuld an Störung sein; B. 2. S. 48: Geh' und bestelle mir zwei Pferde; E. von Houwald (Das Bild — 2ter Aufz. 5ter Auftr): Bereut Ihr Euer Wort? Ihr habt's gegeben! — Ich werd' es halten und das Bild vollenden. — Wir legen bei dieser Gelegenheit hier noch einige Beispiele eines schon mehrmals erwähnten Sprachgebrauchs nieder. J. v. M. 30, 172: jener ihre Wirkung verweht wie Stroh; Claudius Thl. 3, 80: Des Chan seine Hand; Lessing 2, 208: der Göttin ihre (Schönheit); R. K. von Senkenberg (Morgenblatt 1851 Nro. 56. S. 221): ob Sie auch den Schimpfmusenalmanach d. i. Schillers seinen . . . gelesen haben; J. Fr. v. Meyer (Kyrop. 3, 3, 30): gegen der Leute ihren Wall; Luther 1. Sam. 9, 15: Samuel seinen Ohren.

das will ich ihr gewiß empfinden lassen, habe ich nur einmal die Gnade, Ihre Gemahlin zu sein; S. 308: Es scheint mir unrecht, ihnen ihre Armuth empfinden zu lassen, da sie gemeiniglich keinen Fehler weiter haben, als diesen, daß sie nicht so reich sind, wie wir; Göthe 15, 191: Er ließ seiner Nichte seine Gesinnung merken; 18, 24: Den Kindern wissen lassen. Göthes Nachlaß B. 9, 75: ihr glauben machen; Musäus — Ulrich mit dem Bühl — Kabinetsausg. S. 29: ihnen empfinden zu lassen. II. S. 98: Er ließ ihr (= sie) bemerken; Lebensbilder aus beiden Hemisphären, 1, IX.: einem die Welt und sich selbst vergessen macht; P. Flemming (Jenaer Ausg. 1666 S. 287 — Vorbereitung zur Reise nach Persien): Sein Segen wird mir lassen was gut und recht ist, fassen. — Anders ist die Wendung von Gries (Calderon, 2te Ausg. B. 1. S. 77): Ich sah vom Sternenrathe den ersten Platz im ruhelosen Staate dem Morgensterne geben und ihn zum König der Gestirn' erheben!

II. Im Französischen sagt man: Le flatteur parle autrement, qu'il ne pense; le pauvre est souvent plus heureux, qu'on ne pense d. h. wenn der übergeordnete Satz bejahend ist, und wenn dann das nach dem in ihm befindlichen Komparativ und nach autre, autrement folgende que ein Zeitwort bei sich hat: so setzt man vor dieses ne. Rabener sagt a. a. O. S. 312: O wie viel hast Du gewonnen, daß Du alle Fehler deines künftigen Mannes schon jetzt besser kennest, als sie manche Frau an dem ihrigen nicht kennt, mit dem sie wol schon viele Jahre in einer mißvergnügten Ehe gelebt hat; Göthe 10, 87: in einer größeren Gefahr, als ihr nicht sehet; 37, 75: größer als kein anderer; Thümmel (Reise in 2c. S. 140): ein Wind gefährlicher als keiner . . Vergl. Niemeyer (Beobacht. auf einer Reise durch einen Theil von Westf. und Holland — Halle 1824. S. 194): Der Fall verletzte meine Begleiterin empfindlich genug, um **nicht** zur Fortsetzung in der Dunkelheit alle Lust zu verlieren.

III. Im Französischen sind transitiv die Verba: suivre, rencontrer, flatter, contredire, aider, maudire, remercier. Auch sagt man: je suis obéi, tu es obéi etc. Im Deutschen finden wir vielfache Nachahmung. So sagt Körner oder Karoline Pichler bei Körner 4, 247 (3te Ausg:): Den Vater durchzuckten lange Schauer, er wollte dem Sohne nach, von einigen seiner Leute gefolgt; (Vergl. Wigalois Ben. 435); Schiller 6, 315. (Wallenst. Tod II, 12.) Gefolgt von einer Heeresmacht; — gehorcht zu sein, wie er, konnte kein Feldherr sich rühmen (Dreißj. Krieg II. S. 340 ed. 1802; eine Versicherung, die widersprochen wird (Das. S. 24); Claudius Thl. 3. S. 165. (Wandsbeck 1777): Wenn ich nun krank und elend neben dem Tisch und den beiden Doctors stünde und gerne geholfen sein wollte 2c.; 81: Ich wär' geschmeichelt worden; Zollikofer (Rede über die Freundschaft a. E.): Wenn er (dein Freund) sich schlechterdings nicht erinnern, nicht warnen, nicht strafen läßt; wenn er bloß geschmeichelt sein will: so laß die Bande, die Dich mit ihm verbinden, sich immerhin auflösen; Niebuhr (Lebensb. S. 462): geschmeichelte Eitelkeit; Glasbrenner bei Wolf (Encycl. 348): Widersprochen wettet er 2c.; Kind a. a. O. S. 349): geschmeichelt (transitiv); Musäus; (Kabinetsausg. 1, 34): ihre Eitelkeit geschmeichelt; Arndt (Erinnerungen aus dem äußern Leben. Lpzg. Weiden. Buchh. 1840 S. 237): gefolgt = suivi; Lessing 19, 44: weil er ein Mittel sieht, Sie wieder zu dem größten Theile Ihres väterlichen Vermögens zu verhelfen; 46: Ich bin das erste Märchen, das ihm schmeichelt und hoffe dadurch auch das erste zu werden, das von ihm geschmeichelt wird; Mügge (die Vendéerin Thl. 1, 156): mich fluchen; Göthe 17, 15: Er fühlte sich widersprochen, gehindert; J. Paul R. Flegeljahre Paris. Ausg. 1837 S. 131 Spaltenreihe 1 gebraucht schmeicheln transitiv; Körner (große Ausg. 1, 147): Sei gedankt; J. v. Müller Thl. 30 St. und Tüb. 1834 S. 38: Es ist eine Schrift in Genf herausgekommen, in welcher ich mit der größten Impertinenz begegnet werde; Claudius B. 3. S. 71: Wie kamen sie doch, jung und alt, auf Bett' und Baar' zu ihm, und gingen alle alsobald geholfen wieder heim. Geholfen gingen sie davon; Spindler (der Invalide, Stuttg. 1847 B. 4 S. 85): den geschmeichelten alten Mann; ders. (Winterspenden: Erzähl.

und Novellen, Stuttg. 1847 B. 1 S. 149): Der Ehrgeiz des Königs wurde durch diese Rede dermaßen geschmeichelt ꝛc.; Lessing 21, 101; Auch ist es in der That nicht mehr geschmeichelt, als die Kunst schmeicheln muß; Jean Paul (Titan. Berlin 1800 B. 3. S. 164): Die Fürsten werden geschmeichelt; Kind bei Wolff (Encycl. S. 349): geschmeichelt — transitiv.

IV. Häufig gebraucht der Franzose den Infinitiv in abhängigen und nicht abhängigen Fragen z. B. Où courir? que faire? besonders de quoi mit einem Infinitiv, um ein Mittel zu dem durch den Infinitiv bezeichneten Zweck anzugeben, z. B. Il a de quoi vivre; donnez-moi de quoi payer mes dettes. S. auch oben I.: Pourquoi faire etc. Aehnlich sagt Redwitz in seiner Amaranth (d. Morgengruß): Zum Boden blickt sie trüb hinab und zweifelt lang', was nun beginnen? Zschokke (Ausgewählte Novellen und Dicht. Thl. 2 S. 286): Wüßt' ich nur, wie vergelten! S. 355: Zwar wissen wir nicht, wie uns das Leben fristen; S. 351: Wie viele Menschen wissen nicht, wovon den nächsten Tag leben? Lebensbilder aus beiden Hemisph. 1, 349: wüßte nicht, was dazu sagen. Doch bemerkt Diez Grammatik III. S. 209 mit Recht, daß schon unsere ältere Sprache diesen Infinitiv hat, z. B. er en wiste waz tuon, wie gebâren, war entrinnen. Aehnlich sagt Gries (Calderon ꝛc. 1, 79): O Himmel, was beginnen; S. 235: Warum verziehn? S. 245: Doch welche Wehr mir schaffen? S. 263: Doch, wie dann dich fortbegeben? B. 2, 181: was noch warten; B. 2. S. 51: Vor mir sich wahren? S. 56: Was erwägen? S. 59: Wo beginnen? Und Kind gebraucht in seinem eben nicht besondern Gedichte, welches der Aprikosendieb überschrieben ist, dieselbe Wendung.

V. Der Franzose sagt: Vous autres Anglais, vous ne connaissez que votre seul intérêt. Aber auch der Grieche gebraucht also sein *ἄλλος* z. B. Il. 2, 191: *αὐτότε κάϑησο καὶ ἄλλους ἵδρυε λαούς* X. Anab. 1, 5, 5, wo es heißt: Man traf weder Weide, noch andere Bäume an „d. h." noch Anderes d. i. „oder z. B. Bäume an". S. Heindorf zu Plat. Gorg. p. 91; Knebel zu Plat. Theag. p. 126, a; Hermann zu Lucian de hist. conscr. p. 155; Knebels franz. Schulgr. S. 104. Und der Lateiner setzt reliquus in gleichem Sinne. S. Nep. Dat. 6: Reliquos Pisidas für reliquos i. e. Pisidas. Aus dem Mittelhochdeutschen führt Diez (Gram. der rom. Sprache 3 S. 76) an: ors unt ander kloit. Was das Nhdeutsche betrifft, so verweisen wir auf Göthe 10, 213: Wir andern (= Mädchen); über Lessing vrgl. m. Aufsatz über Latinismen bei Less. in diesem Archiv. Auch in Bezug auf Konstruktionen wie Il n'y a pas de Dieu pour qui n'aime pas la vertu, haben wir schon früher bemerkt, daß sie im Nhd. nicht so sehr selten sind. Göthe gebraucht diese Fügung in seinem Faust und zwar B. 9. S. 92 Ausg. von 1812: Für was drein geht, ein prachtvoll Wort zu Diensten steht; und Luth. sagt Jes. 9, 2: Das Volk, so im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und **über die** da wohnen im finstern Lande, scheint es helle. — Von einer Verbindung, wie: Glaubensbekenntniß, welches die Täuflinge ablegten und den Aposteln selbst zugeschrieben wurde (Schröck, Lehrb. der christl. Relig.- und Kirchengeschichte 1792 S. 71); was ich bin und vermag (Gries Calderon B. 1 Ausg. 2 S. 213); ich wußte, daß ich unendlich mehr gelernt haben müßte, ehe es mir auch nur einmal einfallen dürfte, eine Materie zu bearbeiten, die durch viele Zeiträume hindurch ginge, **die** ich dürftig kannte und unendlich viel Beziehungen hätte (Niebuhr bei Schwab — deutsche Prosa — Thl. 2 S. 353); was (N. und Accus. — Haneberg, Geschichte der Offenbarung S. 704); Einzelne, die entweder das Alter gebeugt hat, oder müde des langen Umherirrens das sauer Erworbene in Ruhe und Behaglichkeit genießen wollen, liegen jahraus, jahrein vor Anker (Morgenblatt — 1850 Nro. 240 S. 958): von einer solchen Verbindung habe ich im Französischen kein einziges Beispiel gefunden, obgleich sie im Latein. und Griechischen und Deutschen häufig erscheint.

Teipel.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

H. Steinthal. Die Entwickelung der Schrift. (Berlin, Dümmler.) 22½ Sgr.

Lexikographie.

N. Landais. Dictionnaire des rimes françaises. (Paris, Didier)
A naval and military technical Dictionary. Engl. and french. By Lieut.-Col. Burn. (London, Murray.)

Literatur.

Légende d'Alexandre le Grand au XII. siècle d'après les manuscrits de la bibliothèque nationale; par le comte de Villedeuil. (Paris, Gerdès.) 1 Fr. 50 C.
Tableau de la littérature du Nord au moyen âge, en Allemagne, en Angleterre, en Scandinavie et en Slavonie par M. F. G. Eichhoff. (Paris, Brockhaus, Leipzig.) 1 Thlr. 18 Ngr.
Essai sur les théories dramatiques de Corneille. Thèse présentée à la faculté de Lettres de Paris par J. A. Lisle. (Paris, Remquet.)
The Earl of Belfast's Lectures on the English poets of the nineteenth century. (London, Longman.)

Grammatik.

H. Barbieux. Antibarbarus der franz. Sprache. 2. Lieferung. (Brönner, Frankfurt.) 16 Ngr.
Nouvelle école grammaticale, ou l'art méthodique d'enseigner la gram. franç. par un nouveau mode d'analyse raisonnée par L. J. Monfils. (Lille, Bracke.)
Morin. Traité de prononciation, indiquant les moyens etc. Seule méthode employée au Conservatoire. (Paris, Tresse & Bossange) 4 Fr.
A. Spiers. Traité de versification anglaise. (Paris, Baudry.) 1 Fr. 50 C.
A. Spiers. Treatise on English Versification, with examples selected from the greatest poets. (London.) 2 C.
A. Crombie. The Etymology and Syntax of the English language explained and illustrated. 7th ed. (London.) 7 s. 6 d.

Hilfsbücher.

Choix de lectures, ou Léçons abrégées de littérature et de morale par M. l'abbé Daniel. (Paris, Hachette.) 1 Fr. 50 C.
Pièces de théâtre à l'usage des collèges et pensionnats par Giovanny Rivetti. (Mayenne, Galbrun.)
Morceaux choisis des classiques franç. à l'usage des lycées et des collèges, recueillis et annotés par Léon Feugère. (Paris, Delalain.) 3 Fr.
B. Jullien. Petit traité de rhétorique et de littérature française. (Paris, Hachette.) 2 Fr. 50 C.
A. Spiers. Study of the English Prose writers, sacred and profane. (London.) 5 s. 6 d.
D. Scrymgeour. Readings in science and literature, for the use of senior classes. (Edinburgh.) 3 s. 6 d.
R. Hiley. Practical english composition p. II. (London, Longman.) 3 s.





